

**JAHRBUCH
DER UNGARISCHEN
GERMANISTIK
2011**

herausgegeben von
Viktor Ilse und Zoltán Szendi

Budapest • Gesellschaft ungarischer Germanisten
Bonn • Deutscher Akademischer Austauschdienst

**JAHRBUCH
DER UNGARISCHEN
GERMANISTIK
2011**

herausgegeben von
Viktoría Ilse und Zoltán Szendi

Budapest • Gesellschaft ungarischer Germanisten
Bonn • Deutscher Akademischer Austauschdienst

Leitender Redakteur

Lehel Sata

Literaturwissenschaft

Johanna Backes

Zsuzsa Bognár

Erika Hammer

Szilvia Ritz

Sprachwissenschaft

Attila Péteri

Orsolya Rauzs

György Scheibl

Isabelle von Zitzewitz

Deutsch als Fremdsprache

Katalin Boócz-Barna

Dorothea Böhme

Viktoria Ilse

Wissenschaftlicher Beirat

Michael Haase (Budapest)

András Masát (Budapest)

Peter Canisius (Pécs)

Reinhard Fiehler (Mannheim)

Csaba Földes (Veszprém)

Géza Horváth (Szeged)

Elisabeth Knipf-Komlósi (Budapest)

Piroska Kocsány (Debrecen)

Hans Jürgen Krumm (Wien)

Klaus J. Mattheier (Heidelberg)

Dietmar Rösler (Gießen)

Hartmut Steinecke (Paderborn)

Horst Türk (Göttingen)

Redaktionsbeirat

Zsuzsanna Darai (Debrecen)

Zsófia Domsa (Budapest)

Mihály Harsányi (Eger)

Erika Kegyes (Miskolc)

Gábor Kerekes (Budapest)

László Klemm (Budapest)

Péter Lőkös (Piliscsaba)

Eszter Propst (Szeged)

Lehel Sata (Pécs)

Judit Szabó (Szeged)

Dóra Takács (Szombathely)

László V. Szabó (Veszprém)

Orsolya Varga (Budapest)

Anschrift der Redaktion

Redaktion des Jahrbuchs der ungarischen Germanistik

z. Hd. v. Lehel Sata

Pécsi Egyetem Bölcsészettudományi Kar

Germanisztikai Intézet

Ifjúság u. 6.

H-7624 Pécs

jug.redaktion@gmail.com

Alle Rechte vorbehalten

Kein Teil darf ohne Zustimmung reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verbreitet werden.

© Redaktion und die einzelnen Verfasser

Verlag: Gondolat Kiadóí Kór Budapest

Auflage: 700 Exemplare

Budapest/Bonn 2012

ISSN 1217-0216

Hergestellt mit Unterstützung durch den DAAD, aus Mitteln,
die das Auswärtige Amt bereitstellt.**Inhalt****Vorwort der Herausgeber** 9**Würdigung von András Vizkelety anlässlich seines 80. Geburtstages** 11**Begegnung der deutschsprachigen und ungarischen Kultur im Spiegel der Literatur, der Sprachwissenschaft und Deutsch als Fremdsprache***László Tarnói (Budapest):* Deutschsprachige Autoren und Texte im
Königreich Ungarn am Schnittpunkt interkultureller Germanistik
und Hungarologie 21*Antje Krüger (Baltimore):* „Jedes Wort ist eine Übersetzung“:
Schreiben als Form der Übersetzung im Werk Zsuzsanna Gahses 36*Henriett Lindner (Piliscsaba):* Durch den Blick des Satirikers.
Zur Rezeption der Psychoanalyse bei Karl Kraus und Frigyes Karinthy... 57*Andrea Meixner (Zadar):* „Der Platz, den ich auf der Erde einnehme“ –
Die Verortung des Individuums und kulturelle Identität im Werk
von Terézia Mora 72*Ágnes Simon-Szabó (Budapest):* Differenz statt Äquivalenz.
Übersetzungstheoretische Anmerkungen aus kulturwissenschaftlicher
Sicht 83*Hedvig Újvári (Budapest):* Literaturvermittlung in der ungarländischen
deutschsprachigen Presse am Beispiel von Mór Jókai nach 1867 93*László V. Szabó (Veszprém):* Nationale Identität und Polikulturalität
in Franz Herzegs *Die sieben Schwaben* 123*Eszter Kukorelli (Budapest):* Untersuchung der Bedeutungsschattierungen
von *werden* + Infinitiv im Deutschen und *fog* + Infinitiv im Ungarischen
in zukunftsbezogenen Äußerungen 137*Petra Szatmári (Budapest):* Affixoide – Pro und Kontra 156*Ilona Feld-Knapp (Budapest):* Deutsch in Ungarn, Ein Überblick über
die DaF-LehrerInnenausbildung 176**Literaturwissenschaft***Rainer Hillenbrand (Pécs):* Demütigung des stolzen Melchers.
Der Krieg als göttliche Erziehungsmaßnahme bei Grimmelshausen 195

Sprachwissenschaft

Hartmut Kubczak (Heidelberg): Anaphorische Konstruktion und antezedensloser Rückverweis..... 221

Bernadett Modrián-Horváth (Budapest): Topik im Nebensatz? Zur informationsstrukturellen Gliederung von Verbletztsätzen 248

Deutsch als Fremdsprache

Dóra Pantó-Naszályi (Budapest): 'Alte (?) Besen kehren gut'. Gedanken über die Rolle, die Möglichkeiten, die Schulung sowie die Grenzen der Sprachmittlung im kommunikativen DaF-Unterricht in Ungarn 267

Anna Reder (Pécs): Zur Auffindbarkeit von Kollokationen in Lernerwörterbüchern..... 290

Rezensionen

Balogh, András F: Herta Müller útja a Nobel-díjig. Kisonográfia. [Der Weg Herta Müllers bis zum Nobelpreis] Budapest: Littera Nova, 2011. 138 S. (Monika Wikete)..... 313

Bausch, Karl-Richard; Burwitz-Melzer, Eva; Königs, Frank G.; Krumm, Hans-Jürgen (Hg.): Fremdsprachen lehren und lernen: Rück- und Ausblick. Arbeitspapiere der 30. Frühjahrskonferenz zur Erforschung des Fremdsprachenunterrichts. Tübingen: Narr, 2011 (= Giessener Beiträge zur Fremdsprachendidaktik). 250 S. (Zoltán Csörgő)..... 317

Bibza, Gábor: Die deutschsprachige Leichenpredigt der frühen Neuzeit in Ungarn (1571-1711). Münster: LIT-Verlag, Theologie 15). (= Arbeiten zur Historischen und Systematischen Theologie 15). 412 S. (Tünde Katona) 319

Brandl, Sarah Yvonne: Versprachlichte Körper – verkörperte Sprache. Konstruktionen von Identität und Entfremdung in Literatur und Psychologie um 1900. Hamburg: Igel, 2010. 208. S. (Katalin Forrai).... 321

Hrisztova-Gotthardt, Hrisztalina: Vom gedruckten Sprichwörterbuch zur interaktiven Sprichwortdatenbank. Überlegungen zum linguistischen und lexikographischen Konzept mehrsprachiger Sprichwortdatenbanken. Bern: Peter Lang, 2010 (= Sprichwörterforschung 27). 247 S. (Tamás Kispál)..... 328

Ilse, Viktoria: Wirtschaftsdeutsch in Ungarn – Position, Bedarf und Perspektiven. Die Vermittlung von Wirtschaftsdeutsch im DaF-Unterricht in Ungarn. München: Iudicium, 2011. 174 S. (András Komáromy) 331

Kerekes, Gábor: Domus Austriae. Österreichische und ungarische Literatur im habsburgischen Kontext. Budapest: Szent István Társulat, 2010. 135 S. (Károly B. Szabó)..... 334

Knipf-Komlósi, Elisabeth: Wandel im Wortschatz der Minderheitensprache. Am Beispiel des Deutschen in Ungarn. Stuttgart: Franz Steiner, 2011 (= Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik. Beihefte 145). 293 S. mit 6 Abb. (Heinrich J. Dingeldein)..... 336

Mattes, Wolfgang: Methoden für den Unterricht. Kompakte Übersichten für Lehrende und Lernende. Paderborn: Schöningh, 2011. 264 S. (Valéria Vékony)..... 338

Peschken, Martin: Erich Arendts Ágáis. Poiesis des bildnerischen Schreibens. Berlin: Agora, 2009. 455 S. (Eva Kocziszy)..... 341

Szilágyi-Kósa, Anikó: Ungarndeutsche Personennamen im Plattenseeoberland. Eine anthroponomastische Langzeitstudie in Deutschbarnag/Barnag und Werstuh/Vöröstó. Budapest: Eötvös-Loránd-Universität, Germanistisches Institut, 2011. (= Ungarndeutsches Archiv 11). 250 S. (Márta Müller) 343

Ujvári, Hedvig: Zwischen Bazar und Weltpolitik. Die Wiener Weltausstellung 1873 in Feuilletons von Max Nordau im Pester Lloyd. Berlin: Frank & Timme, 2011 (= Geschichtswissenschaft, Bd. 17). 740 S. (Rita Nagy)..... 345

Berichte der Institute 2011..... 349

Doktorandenkollegs 2011..... 369

Jahresbibliografie 2011 379

Autorinnen und Autoren..... 401

Vorwort der Herausgeber

„Begegnungen der deutschsprachigen und ungarischen Kultur“ – so heißt das zentrale Thema des neuen Bandes unseres Jahrbuches, um wieder auf eines der Hauptanliegen der ungarischen Germanistik zu fokussieren. Wir wissen: nach der „kulturellen Wende“ ist diese Hervorhebung keine provinzielle Themenwahl mehr, umgekehrt, nach der gegenseitigen Öffnung und Hinwendung zu den Fragestellungen der Innen- und Auslandsgermanistik ist sie sogar beglückwünscht. Schon die Titel der einzelnen Beiträge zeigen aber zugleich, dass die Untersuchungen keinerlei Modeerscheinungen folgen, sondern die Ergebnisse von langjährigen individuellen Forschungen darstellen. Deshalb die Vielfalt, die die Redaktion keineswegs einengen wollte, denn dieser Reichtum an Forschungsgegenständen zeugt deutlich von dem zunehmenden wissenschaftlichen Potenzial der ungarischen Germanistik, die sich erfreulicherweise nicht einmal durch die weniger erfreuliche Erscheinung entmutigen lässt, dass die Nachfrage nach der deutschen Sprache leider auch in Ungarn in den letzten Jahren deutlich zurückgegangen ist.

Den Beiträgen vorangestellt wurde die Würdigung von Professor András Vizkelety, dessen 80. Geburtstag im vorigen Jahr an der Ungarischen Akademie der Wissenschaften, deren ordentliches Mitglied er ist, gefeiert wurde. Die Festschrift Árpád Bernáths stellt nicht nur die Festschrift, sondern dadurch auch die hervorragende wissenschaftliche Tätigkeit András Vizkeletys dar, der für die ungarische Germanistik und deren Institutionen nach wie vor unermüdlich engagiert arbeitet. Dafür Dank zu sagen, fühlt sich auch unsere Redaktion verpflichtet.

Während András Vizkelety die ältesten Dokumente der beiden Kulturen erforscht, ist die wissenschaftliche Tätigkeit von László Tarnói vor allem den Untersuchungen der deutsch-ungarischen Beziehungen des 18. und 19. Jahrhunderts gewidmet. Sein hier veröffentlichter Beitrag gewährt uns einen Einblick sowohl in den breiten Horizont seines Forschungsfeldes als auch in seine philologisch präzise Annäherungsweise. Einen wichtigen Teil bilden in der Geschichte der deutsch-ungarischen literarischen Beziehungen die Vertretungen bzw. Vermittlungen durch Landes- und Sprachwechsel. In diesem Band werden sogar zwei Schriftstellerinnen behandelt, die gebürtige Ungarinnen sind und sich aber einen Namen als deutschsprachige Autorinnen erworben haben. Zsuzsanna Gahses Werk wird von Antje Krüger aus der Sicht der Übersetzung untersucht, Andrea Meixner behandelt dagegen die Frage der kulturellen Identität bei Terézia Mora. Ebenfalls die Identitätsproblematik steht im Mittelpunkt bei László V. Szabó, der den Roman *Die sieben Schwaben* Franz Herczegs interpretiert.

Kulturwissenschaftliche Aspekte heben die Untersuchungen von Henriett Lindner, Ágnes Simon-Szabó und Hedvig Ujvári hervor. Die Rezeption der Psychoanalyse bei Kraus und Karinthy ist das Beitragsthema von Henriett Lindner,

übersetzungstheoretische Erwägungen hingegen bei Ágnes Simon-Szabó, während Hedvig Ujvári Jókais vermittelnde Rolle in der ungarndeutschen Presse nach dem Ausgleich erörtert. Etwas „vereinsamt“ separat steht der Grimmelshausen-Artikel von Rainer Hillenbrand im Band, weil sein Beitragsthema nicht mit dem „Leitmotiv“ dieses Bandes zu vereinbaren war.

Nur zahlenmäßig, nicht aber in ihrer Qualität, ist die Sprachwissenschaft in diesem Band unterrepräsentiert. Zwei Artikel – die von Eszter Kukorelli und Petra Szatmári – haben ihren Platz wegen ihrer Gegenstände in der thematischen Einheit, zwei dagegen in dem getrennten sprachwissenschaftlichen Teil des Bandes (Hartmut Kubczak: „Anaphorische Konstruktion und antezedensloser Rückverweis“ sowie Bernadett Modrián-Horváth: „Topik im Nebensatz?“).

Den dritten selbständigen Teil unseres Jahrbuches bilden die wissenschaftlichen Arbeiten aus dem Fachbereich Deutsch als Fremdsprache. „Eingeleitet“ werden sie schon in dem thematischen Teil, wo „Ein Überblick über die DaF-LehrerInnenausbildung“ in Ungarn von Ilona Feld-Knapp zu lesen ist. Quasi als Fortsetzung dieses Problemkreises, aber schon in der „eigenen Sektion“ schreibt Dóra Pantó-Naszályi über die Sprachmittlung im kommunikativen DaF-Unterricht in Ungarn. Die Untersuchung der „Auffindbarkeit von Kollokationen in Lernerwörterbüchern“ von Anna Réder schließt die Beitragsreihe ab.

Anschließend folgen die Rezensionen, deren Hälfte die Buchveröffentlichungen von ungarischen Germanisten bespricht und so einen Einblick in den neuesten Stand der germanistischen Forschungen in Ungarn gewährt.

Die Herausgeber des Jahrbuches 2010, Michael Haase und András Masát, haben in ihren Abschiedsworten den neuen Mitherausgeber, Zoltán Szendi, mit erwartungsvoll-generösen Gesten begrüßt, für die er sich hier am herzlichsten bedankt. Dass der neue Band ohne Schwierigkeiten und in der „alten“ wissenschaftlichen Qualität erscheinen konnte, ist jedoch vor allem das Verdienst der Redaktion, die unter der Leitung von Lehel Sata die langwierige Arbeit auch bei der Anfertigung dieses Bandes auf sich genommen hat. Der Dank des ungarischen Mitherausgebers gilt nicht zuletzt auch seiner deutschen Mitherausgeberin, Viktoria Ilse, die nach vieljähriger Tätigkeit in Ungarn und im Jahrbuch nun nach Deutschland zurückkehrt.

Die beiden Herausgeber wünschen im Namen der gesamten Redaktion viel Freude bei der Lektüre dieses Jahrbuchs.

Zoltán Szendi

Viktoria Ilse

Würdigung von András Vizkelety anlässlich seines 80. Geburtstages

Verehrte Akademie!

Sehr geehrter Herr Präsident!

Lieber Jubilar!

Verehrte Damen und Herren!

Ein Ziel unserer Zusammenkunft ist die Übergabe eines Buches an den Akademiker András Vizkelety, welches seine Kolleginnen und Kollegen, Studentinnen und Studenten anlässlich der Feier seines 80. Geburtstages mit dem Titel *Ad Fontes – zurück Zu den Quellen* – zusammengestellt haben. Das Buch enthält 39 Studien, die alle von András Vizkelety verfasst wurden. Auch das Vorwort mit dem Titel *Erntezeit* stammt von ihm, der Datierung nach entstand es genau an seinem Geburtstag, am 26. August 2011. Der beschenkte Schenker wird heute also gefeiert. Die erfreuliche Überraschung wird dabei eigentlich uns zuteil, die wir es für wichtig erachten, die Geschichte der ungarischen Bildung so genau und präzise zu kennen wie möglich. Wir sind dankbar, dass wir die Forschungsergebnisse, die bisher in hoch angesehenen Foren erschienen, dort jedoch meist nur schwer zugänglich sind, nun „bequem“ in einem Band „in die Hand bekommen“. Die Mehrheit der Studien – zwanzig habe ich gezählt – sind im letzten Jahrzehnt verfasst worden, zwischen András Vizkeletys 70. und 80. Geburtstag, eine davon ist so frisch, dass sie in diesem Band zum ersten Mal erscheint, eine andere wird zur gleichen Zeit bei einem deutschen Verlag veröffentlicht. Die übrigen Texte stammen aus den vorangehenden Jahren, zurückgehend bis in die 1960er Jahre. Die an der Katholischen Péter-Pázmány-Universität unterrichtenden Herausgeber Klára Berzeviczy, László Jónácsik und Péter Lőkös konnten aus einer reichhaltigen Quelle wählen, denn die (auch im Buch enthaltene) Publikationsliste von András Vizkelety zählt 178 Titel. Gemeinsam mit ihren Helfern, Edit Madas und Gábor Sarbak, die alle in der Széchényi-Nationalbibliothek forschen, publizieren sie die in einem Autorenband noch nicht erschienenen Schriften nicht in der Zeitfolge ihrer Entstehung, sondern ordnen sie fünf thematischen Gruppen zu. Auf diese Weise werden die Forschungsfelder von András Vizkelety veranschaulicht. Nahezu in gleicher Gewichtung sind die beiden ersten und zugleich umfangreichsten, etwa jeweils 150 Seiten umfassenden, Blöcke vertreten, sie tragen die Titel: *Literaturen im Entstehungsprozess und Zur ungarischen, deutschen und lateinischen Literatur des Mittelalters*. In der ersten thematischen Gruppe befindet sich zudem die titelgebende Studie, welche in ungarischer Sprache verfasst wurde. Diese Studie

veröffentlichte der Autor erstmals im Begleitband zu der Ausstellung *Ungarische Sprachdenkmäler von den Anfängen bis zum Beginn des 16. Jahrhunderts* in der Széchényi-Nationalbibliothek im Jahre 2009. Alle übrigen sind in deutscher Sprache verfasst und mit Hilfe der Aufarbeitung und Zusammenstellung der in Ungarn bewahrten oder entdeckten, latein- und deutschsprachigen Kodex-Fragmente, unter besonderer Berücksichtigung der Bedingungen und der Chancen der Entstehung einer in ungarischer Sprache geschriebenen Literatur, zusammengestellt worden. Die zentrale Frage dieser Studien folgt aus der Erkenntnis, dass „die Geschichte des europäischen Mittelalters [...] ohne die Geschichte des Deutsch-römischen Reiches nicht nachvollziehbar ist.“ (S. 8.) Ergänzend lässt sich sagen, dass die Geschichte des Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation nur mit Hilfe der Rekonstruktion und des Verständnisses der bildungsgeschichtlichen Vorgänge zu verstehen ist, zu denen die Annahme des Christentums und die Ausweitung dieser Religion auf immer größere Gebiete wesentlich dazu gehört, womit die Verbreitung der Schriftlichkeit auf neue Bereiche und Sprachen eng verknüpft ist. An dieser Stelle fügt András Vizkelety folgendes hinzu: „Neue Aspekte in der Erforschung der mittelalterlichen deutschen Literatur brachte in den letzten Jahrzehnten in erster Linie eine Methode hervor, die sich auf das Zusammenleben der lateinischen und deutschen Literatur und auf deren aufeinander ausgeübte Wirkung richtet.“ (Ebd.) In dieser Hinsicht wurde immer sinnfälliger, was der deutsche Forscher Wolfgang Haubrich im Jahre 1995 formulierte: „die ‚deutsche‘ Literatur der Jahrhunderte zwischen 700 und 1050 gehört eher zur Vorgeschichte von Europa, als von Deutschland.“ (Ebd.) Aus dem Blickwinkel der Ungarischen Akademie der Wissenschaften betrachtet, muss man ebenfalls betonen: Die ‚deutsche‘ Literatur der Jahrhunderte zwischen 700 und 1050 zählt auch zur Vorgeschichte Ungarns bzw. der ungarischen Kultur. Das bedeutet so viel, dass beide *translatio* vom mediterranen Raum bis hin zum weiteren europäischen, die Art und Weise der Beeinflussung, sowohl durch das Deutsch-Römische Reich, als auch durch die lateinsprachige Erudition unsere Möglichkeiten und Entscheidungen maßgeblich bestimmt haben. In diesem Zusammenhang wird ersichtlich, dass die Entstehung der ungarischen Bildung und der ungarischen Schriftlichkeit nicht nur durch die von Osten her mitgebrachten Besonderheiten der eigenen Sprache und Kultur bestimmt wurde, sondern auch durch die Unterschiede zwischen dem Verhalten der irischen, schottischen und angelsächsischen Mönche, die die Germanen des Festlands bekehrten und bildeten und dem Verhalten der teilweise italienischen, teilweise slawischen, aber vor allem deutschen Missionare, die uns Ungarn etwa dreihundert Jahre später beeinflussten.

In diesem Rahmen ist es zu verstehen, dass die antiken Studien, die Pflege der Theologie und die Erforschung der deutschen Literatur sehr wohl Teil unserer nationalen Wissenschaft sind – sie bilden ein unerlässliches und nicht außer Acht zu lassendes Mittel zu unserer nationalen Selbsterkenntnis. Erst in diesem

Gesamtkontext bekommt das Programm, das László Mezey in den 1970er Jahren in der Werkstatt der Széchényi-Nationalbibliothek begonnen hat und das unter der Leitung von András Vizkelety eine Fülle von international anerkannten Ergebnissen hervorgebracht hat, besondere Bedeutung: die Entdeckung der in Ungarn auffindbaren Kodex-Fragmente und deren Integration in die europäischen wissenschaftlichen Erkenntnisse. Mit dem Erscheinen des Buchdrucks wurden aus den für wertlos gehaltenen Kodex-Seiten europaweit Umschläge für Bücher gemacht – die Befreiung dieser Umschläge aus den Inkunabeln hat bis zum Jahre 2010 409 Fragmente hervorgebracht, die nach dem heutigen Stand der Forschung aus 382 identifizierten Handschriften stammen. Die eröffnende Abhandlung des Bandes: *Fragmentenforschung: Ein Beitrag zur regionalen Rezeptionsgeschichte mittelalterlichen Schrifttums* berichtet über diese aufwändige Arbeit, die viele Forscher mit einbezog und mit deren Hilfe wir im Weiteren erfahren können, wie die landesweiten und die regionalen Sammelstellen entstanden sind, in denen die Kodexe, die Kodex-Fragmente und Urdrucke zu finden sind, wie sich diese Quellen nach ihrer Herkunft und ihrer Nutzung in die europäische Kulturgeschichte einfügen lassen und von welcher Praxis sie gemäß ihrer Entstehung und ihrem Leserpublikum zeugen. Ich möchte die Studie hervorheben, in der András Vizkelety über die zwei, zuvor unbekannt, deutschen Varianten des *Civitas Dei* von Augustinus schreibt, die in Ungarn aufgefunden wurden. Die Besonderheit der beiden, inhaltlich identischen Varianten, ist, dass die Übersetzung aus derselben Hand stammt: bei der einen handelt es sich um eine „wortwörtliche“, bei der anderen um eine paraphrasierte Übersetzung. Wie allgemein bekannt, bedeutete ‘Literatur’ in dieser Zeit alle schriftlich fixierten Texte, wovon die Belletristik und die Poesie nur einen Teil darstellen – die eine Studie berichtet über Fragmente, die solche poetischen Texte enthalten. Genauer aufgezählt handelt es sich um folgende Werke: die *Alexius-Legende*, die *Margit-Legende*, Hartmanns *Iwen*, Wolframs *Willehalm*, Albrechts *Der jüngere Titurel* sowie Teile seiner Liebespoesie. Eine selbstständige Studie befasst sich mit den Fragmenten aus dem *Cligès*-Epos, die in der Erzbischofbibliothek von Kalocsa entdeckt wurden, dessen mittelhochdeutsche Übersetzung bis 1887 nur durch die zum Thema erschienene Fachliteratur bekannt war. Die in der Zwischenzeit entdeckten deutschen Textvarianten und Fragmente wurden durch diese im Jahre 1969 veröffentlichten Quellen erweitert, worauf auch die heutigen Übersetzungen Bezug nehmen.¹ Eine selbstständige Abhandlung beschäftigt sich zudem auch in diesem Band „mit der Entdeckung des 20. Jahrhunderts“, wie die Enthüllung des

¹ Chrétien de Troyes: *Cligès*. [Einführung, Kommentar und Übersetzung] v. Ingrid Kasten. Berlin: De Gruyter 2006. Die einführende Studie verweist auf die genannte Studie von András Vizkelety.

unter dem Namen „*Budapester Liederhandschrift*“ bekannt gewordenen Stoffes in der deutschen Fachliteratur bezeichnet wurde. So ist die bedeutende mittelalterliche deutsche Liebespoesie durch neue Werke erweitert worden.

Die Abhandlungen des zweiten Teils unter dem zusammenfassenden Titel *Zur ungarischen, deutschen und lateinischen Literatur des Mittelalters* zeigen schon eindeutig literaturwissenschaftliche Herangehensweisen. András Vizkelety analysiert die *Gellért-Legenden* sowohl als geschichtliche Quellen *als auch* als literarische Werke, der *Leichenspruch* wird gattungstheoretisch behandelt, der Kodex von Leuven wird als Quelle des *Ómagyar Mária-siralom* betrachtet. In dieser Gruppe ist die grundlegende Arbeit zu finden, die sich mit den Eigentümlichkeiten der Entwicklung der Belletristik in Ungarn befasst. Denn obwohl im ungarischen Mittelalter die Produkte der europäischen Bildung – nicht zuletzt wegen der dynastischen Eheschließungen – ab St. Stephan, aber besonders während der Anjou-Herrschaft auch an den ungarischen Höfen präsent waren, haben sie die ungarische Poesie nicht in dem Maße befruchtet und zum Blühen gebracht, wie das Bekanntwerden des Artus-Sagenkreises die französische und die deutsche Literatur. Auch wenn einige Texte wohl vernichtet oder bisher nicht aufgefunden wurden – László Hadrovics entdeckte deren Spuren im slawischen Raum – scheint es laut András Vizkelety sicher zu sein, dass die Betonung der kämpferischen Tugenden, von denen viele Urkunden zeugen bzw. die starke Tradition der Mündlichkeit die Gründe dafür waren, dass die mittelalterliche europäische Literatur erst mit der Entstehung der Renaissance und des Barock eine prägende Wirkung auf die ungarische Belletristik ausüben konnte.

Um die Epoche der Renaissance und des Barock geht es in der dritten Gruppe, die, ähnlich wie die folgenden, etwa 35 Seiten füllt. Das Hauptthema dieser Gruppe ist mit dem titelgebenden Thema des gesamten Bandes identisch: die Erkenntnis der Humanisten, nämlich die von Erasmus, über die Bedeutung der Authentizität der zu analysierenden Texte und deren historischen Wert. Aus dieser Erkenntnis kam der Aufruf, zurück „*Zu den Quellen*“, anders formuliert zurück zu den (ursprünglichen) Texten, wie später die phänomenologische Schule in der Nachfolge Husserls zu den Dingen zurückkehren wollte. Von nun an zeugen die Studien von einer Verdoppelung des historischen Forschungsinteresses des Autors: das Auffinden von mittelalterlichen Originaltexten, die Rekonstruktion von Fragmenten, die Bewertung des Verhältnisses zwischen Varianten und deren Übersetzungen wird mit dem Interesse für die historischen Bedingungen seiner eigenen Tätigkeit verknüpft. Er versucht nachzuspüren, wann und dank welchen Voraussetzungen dieses Interesse sich in der europäischen Wissenschaftlichkeit entfaltet und welche Veränderungen die Theorie und Praxis der *recension*, *collation* und *emandation*, also der Königsweg der Philologie erlebt hat. Es wird ebenfalls untersucht, wann und unter welchen Bedingungen die Regeln des Zitierens und der Verweise, die Anerkennung der Autorschaft, die Ablehnung von Fälschungen entstanden sind.

Erasmus, eine der größten Gestalten der humanistischen Bestrebungen, pflegte wissenschaftliche Kontakte auch zu ungarischen Gelehrten. Das Auffinden eines griechischen Kodexes in der Pécs-Universitätsbibliothek, welches ein Beweisstück für diese Kontakte lieferte, gab dem Wissenschaftler Vizkelety den Anlass, den Lebenslauf und das Schaffen des von Erasmus beschenkten Miklós Oláh (Nicolaus Olahus) nachzuzeichnen.

Dass die Epoche der Renaissance und des Barock sich nicht so klar voneinander abgrenzen lassen, wie es die Periodisierung suggerieren will, darauf macht eine vergleichende Studie erneut aufmerksam: in den Gedichten von Michelangelo und Fleming entdeckt András Vizkelety motivische Gleichheiten in Bezug auf Freundschaft und Liebe, d.h. auf den Wert der menschlichen Beziehungen.

Die drei Abhandlungen *Zu den deutsch-ungarischen literarischen und kulturgeschichtlichen Beziehungen* gewähren durch Erörterungen der Bewertung der Ungarn in bedeutenden und weniger bedeutenden Kunstwerken einen Einblick in die Geschichte der Sympathien und Antipathien zwischen den Völkern. Diese Bewertungen fallen auf Grund der Schematisierung der Hunnen oder auf Grund des Musters der Unterscheidung zwischen Heiden und Christen meistens negativ aus, aber in verschiedenen und sehr verbreiteten Varianten der St. Stephan-Legende sind diese jedoch eindeutig positiv.

Der Band schließt mit dem Kapitel *Wissenschafts- und Kulturgeschichte im 18.-20. Jahrhundert* ab. Hierin geht der Verfasser, sich auf Ungarn konzentrierend, den Wurzeln derzeit laufender Forschungen nach und führt die Darstellung prägender Persönlichkeiten – ohne Zorn und Eifer – weiter. Vizkelety, der Germanist, führt uns in seiner ersten Studie die Gründung des ersten Lehrstuhls für Germanistik hierzulande in Pest vor und beschreibt die Vita des ersten Professors des Lehrstuhls. Leopold Alois Hoffmann kam 1784 von Wien nach Budapest als Anhänger des Josefinismus und als Verfechter der deutschen Amtssprache, womit er dieses – auch später mit einer bunten Geschichte belastete – Fach zu einer anfänglichen Wirkungslosigkeit verdammt. Als ein Gegenbeispiel zu Hoffmann kann die wissenschaftliche Laufbahn Andor Tarnais betrachtet werden, der sich 1943 an der Pázmány-Universität als Student immatrikulieren ließ. Er studierte hier zwar Ungarisch und Latein, doch dank seiner hervorragenden Deutschkenntnisse und seiner Position als wissenschaftlicher Mitarbeiter der Széchényi-Nationalbibliothek und später des Literaturwissenschaftlichen Instituts der Ungarischen Akademie, wurde er der Organisator und der Gründungsprofessor der Seminare für Hungarologie zuerst an der Wiener, dann an der Berliner Universität.

Die nächstfolgende Studie, als Pendant zu der ersten einführenden Abhandlung, stellt den breiten Kreis derjenigen Forscher dar, die bei der Bearbeitung des mittelalterlichen Quellenbestands diverser Fundorte mitwirkten und auf diesem Gebiet überdies eigene Forschungsergebnisse erzielten. Obwohl der Fokus in

diesen Studien auf die jeweiligen geistig-politischen Hintergründe sowie auf maßgebende Persönlichkeiten der Forschung gelegt wird, wird auch das Bild immer plastischer, welches der Leser über den Autor des Bandes gewinnen kann, und welches im Vorwort vom Autor selbst lediglich skizzenhaft entworfen wurde. Diese Plastizität wird durch Elemente erreicht, die in den Studien wiederkehren und von denen ich jetzt – aufgrund des begrenzten Rahmens – nur einige hervorheben möchte. Eines dieser wiederkehrenden Elemente ist die Betonung der multidimensionalen Identität als Kontrapunkt zur Ausschließlichkeit – unabhängig davon, ob es sich um die Alternative antike Welt vs. Christentum, heidnische Riten vs. Verehrung der Heiligen oder Lateinisch vs. Muttersprache handelt. In dieser Perspektive kommt aber keinesfalls eine Toleranz ohne festen Standpunkt zum Vorschein, sondern die Einsicht, dass „Gott in allen Sprachen gelobt werden kann“ – im konkreten und übertragenem Sinne von Sprache. Die selbe Einstellung wird laut Vizkelety in der abstrakten Handlungsstruktur der Artus-Sagen erkennbar, die als zentrales Thema die ganze europäische Kultur durchdringt und den jeweiligen Protagonisten zweifach auf die Probe stellt. Er muss einerseits die Gunst der irdischen Mächte gewinnen, andererseits auch die Gnade des Himmels erwerben. Die Alternative dieses doppelten Weges erscheint auch in einem Gedicht von Eichendorff und in einem Gemälde von Caspar David Friedrich; die Beweisführung dieser These ergibt eine der schönsten Studien des Bandes. An dieser Stelle bekennt der Verfasser auch seine persönliche Betroffenheit: Er erwähnt, dass er die Dichtung von Eichendorff im Seminar von László Bódi kennen gelernt und die Reproduktion von Caspars Bild damals an der Wand des Germanistiklehrstuhls erblickt und mit seinem Freund besprochen hat.

Während des Lesens des Bandes kommt immer deutlicher zum Vorschein, dass die Freundschaft nicht nur ein Thema des Forschers, sondern ein untrennbarer Teil seines Lebens ist. Sie, die Freunde, haben ihm an den Kreuzwegen seines Schicksals bei schweren Entscheidungen weitergeholfen. Es ist kennzeichnend für ihn, dass er Wissenschaftler, mit denen er persönlichen Kontakt pflegte, mit Kosenamen anspricht: István Jelenits wird beispielsweise als „Pista“ und Andor Tarnai als „Bandi“ angesprochen.

Wir, die den heute Gefeierten näher kennen, wissen sehr wohl, dass er sich selber auch als „Bandi“ ansprechen lässt und jede Form von hierarchischen Höflichkeitsfloskeln meidet, auch wenn auf deren rigorosen Gebrauch seit dem Mittelalter immer sorgfältig geachtet wurde. An diesem Punkt möchte ich aber hinzufügen, dass ein Lehrbuch des mittelalterlichen Briefschreibens, das vermutlich auch an unserer Universität in Pécs in der ersten Existenzperiode benutzt wurde, gerade in diesem Band vorgestellt wird.

Die Gedenkrede über Andor Tarnai erinnert uns nicht nur an die Ähnlichkeit der Vornamen. Der Verfasser möchte hervorheben, dass dieser zurückhaltende

Wissenschaftler, der sich wohl zur Lebensmaxime *moderata durant* (das Maßvolle überdauert) bekennen mochte, sich als ausgezeichnete Organisator erwies, als er an den Universitäten in Wien und Berlin Institutsgründungsaufgaben erhielt. Es war auch im Fall von András Vizkelety sehr ähnlich, als er Anfang der 1990er Jahre, zur Zeit der Reorganisierung der Germanistik in Ungarn, Gründungsmitglied und erster Vorsitzender und später Ehrenvorsitzender der Gesellschaft ungarischer Germanisten wurde. Er wurde außerdem Gründungsmitglied der Goethe-Gesellschaft, die nach langen Jahrzehnten wieder neu gegründet wurde. Das war die unentbehrliche und wirksame Aktivität des Wissenschaftlers, der in seinem Vorwort bekennt, dass bedeutende wissenschaftliche Leistungen ohne die Askese einer Mönchzelle nicht entstehen können. Die Gesellschaft der Germanisten ist ihm jedenfalls zu Dank verpflichtet für seine organisatorische und unterstützende Tätigkeit, und vor allem für die mäzenatische Förderung, als er seinen 2005 erhaltenen Széchenyi-Preis mit jungen ungarischen Germanisten teilte.

Als Mitglied des Kuratoriums des von Herrn Prof. Vizkelety begründeten Róbert-Gragger-Preises habe ich heute die Ehre Ihnen den Beschluss des Vorstandes der Gesellschaft ungarischer Germanisten ankündigen zu dürfen. Zu dem Preis, der seit 2006 alle zwei Jahre verliehen wird, werden für junge Germanisten unter 40 – und das gilt auch rückwärts – noch je zwei Bücher gespendet. Einerseits den Band, der zum Anlass des 80. Geburtstags von András Vizkelety veröffentlicht wurde, andererseits sein autobiographisches Schreiben über seine „Lehrjahre“, das mit dem Titel *Múltidőben* [In Vergangenheit] zu Weihnachten 2008 erschien. Beide Werke sollen die Preisträger stets an die verpflichtende Tradition erinnern, die sie fortführen sollen, und auch an die Erkenntnis, die András Vizkelety bereits 1954, mit 14 Jahren intuitiv erfasste und dann ein Leben lang praktizierte: „Wir müssen in jeder schwierigen Situation einen Schritt in Richtung der Lösung tun, zusammen mit den anderen, aber oft nur mit wenigen.“²

Als Vorsitzender der ungarischen Goethe-Gesellschaft darf ich Ihnen hiermit bekannt geben, dass der Vorstand am 16. September beschlossen hat, in der Generalversammlung am 21. Oktober die Gründung des Titels „ewige Mitgliedschaft“ und als ersten Träger dieser Würde Herrn Professor András Vizkelety vorzuschlagen.

Auf die Würdigung des Bandes *Ad Fontes* und zu den Werten des Buches *Múltidőben* zurückkehrend möchte ich noch darauf hinweisen, dass dank der verständnisvollen Zuvorkommenheit der Redakteure – die letzte Studie der

² Vizkelety András: *Múltidőben*. Győr-Tata, 1931-1949. Visszaemlékezés. Budapest: Argumentum 2008, S. 145.



Festschrift, die im Jahre 2002 zu Ehren von István Jelenits verfasst wurde, auf das persönliche Hauptthema hinweist: *Homo viator in bivio*. So wird es allen klar, dass der Weg im lateinsprachigen Mittelalter nicht selten einen Wasserweg bedeutet, ähnlich zum Weg des Wasserpfadfinders auf der Donau in Vizkeletys autobiographischen Erinnerungen, auf dem sich die Schönheiten und auch die Gefahren der Hinbewegung auf ein von vielen Abzweigungen kaschiertes Ziel offenbaren. Wir wissen sehr wohl, dass der hier gefeierte Professor Vizkelety auf die Freuden und Herausforderungen des Kajakfahrens auch bis heute nicht verzichtet hat.

So sei es mir erlabubt, meine Worte – mit einem kleinen Stilbruch – so abzuschließen: Der *Weg* ist noch nicht zu Ende – Vorwärts Bandi, Dein Kajak wird doch mit *Duracell*-Batterien betrieben!

Hoch sollst Du leben!

Árpád Bernáth



**Begegnung der deutschsprachigen
und ungarischen Kultur im Spiegel
der Literatur, der Sprachwissenschaft
und Deutsch als Fremdsprache**

László Tarnói (Budapest)

Deutschsprachige Autoren und Texte im Königreich Ungarn am Schnittpunkt interkultureller Germanistik und Hungarologie¹

Beim Überblick der Publikationslisten der letzten Bände unseres *Jahrbuchs*² und beim Ermessen unserer Anwesenheit in der internationalen Forschung überraschte mich, mit welcher großen Zahl von Veröffentlichungen und in wie vielen unterschiedlichen Teilbereichen sich die ungarische Germanistik den aktuellen Forschungsaufgaben anschließt. Dabei gibt es in engem Zusammenhang mit der Thematik unserer diesjährigen Konferenz³ sowohl innerhalb der germanistischen Sprachwissenschaft wie auch in unseren literaturwissenschaftlichen Bereichen eine ganze Reihe von wichtigen Forschungsthemen, zu deren Erschließung wir ungarischen Germanisten geradezu unentbehrlich sind. Hierzu gehört unter vielen anderen auch der recht umfangreiche Problembereich des deutschsprachigen Ungarn.

1. Forschungsproblem: Deutschsprachiges Hungarikum

Das deutschsprachige Ungarn wurde von den deutschen Literatur- und Kulturhistorikern schon immer als ein fremdes Terrain angesehen, waren ja die deutschen Texte der Ungarn in jedem Detail mit dem kulturhistorischen Gefüge des Vielvölkerkönigreichs verwachsen, ohne dessen Kenntnis bzw. Verständnis von innen heraus diese für sie dem Inhalt und der Aussage nach – zum Teil auch unter formhistorischen Aspekten – jeweils fremd und daher notwendiger Weise auch unerschließbar bleiben mussten. Die entsprechenden Texte aus Pest, Ofen, Ödenburg, Raab, Leutschau, Pressburg, etc. waren zwar der Sprache nach alle deutsch, aber alle waren ohne Ausnahme auch echte *Hungarikadrucke* bzw. *Hungarikamanuskripte*. Solche waren sie oft sogar gleichzeitig auch unter mehreren Gesichtspunkten. Wie sie z. B. von dem Bibliothekswissenschaftler

¹ Eröffnungsvortrag der Tagung der Gesellschaft Ungarischer Germanisten an der Pannonischen Universität in Veszprém vom 27.-28. Mai 2011.

² Jahrbuch der ungarischen Germanistik. Budapest, Bonn 1994 ff.

³ Die Konferenz wurde u. d. T. „Interkulturalität in der ungarischen Germanistik“ veranstaltet.

Gedeon Borsa eingestuft wurden⁴, waren sie gleichzeitig sog. *Autorenhungarika*, d. h. von ungarbürtigen Verfassern geschrieben, außerdem *Territorialhungarika*, d. h. im jeweiligen Ungarn veröffentlicht und verbreitet, und vor allem auch *Themenhungarika*, d. h. thematisch, bzw. dem Inhalt und dem Gehalt nach ganz und gar ungarverbunden, mit anderen Worten Fragen, Probleme, Ansichten jeweils landesbezogen thematisierend.

Die deutschsprachigen Autoren und Texte des Königreichs wurden aber andererseits auch aus der Literatur- und Kulturgeschichtsschreibung Ungarns ausgeklammert. Schon zur Zeit von deren Anfänge um 1830 (etwa zwischen dem Pyrker-Streit⁵ und dem Vörösmarty-Epigramm gegen Karl Georg Rummy⁶) begann ja hierzulande allmählich alles Einheimische, was nicht gleichzeitig auch magyarisch war, immer eindeutiger auch als ausgesprochen *fremdsprachig*, seinerzeit oft sogar auch als *landesfremd* zu gelten. In umfassenderen und anspruchsvolleren Werken hat man zwar hier und da, wenn es nicht mehr zu vermeiden war, ein Auge zugedrückt und den einen oder anderen von den vielen deutschsprachigen Autoren des Königreichs beim Namen genannt – diesen freilich als Schedius Lajos bzw. als Rummy Károly György jeweils ungarisch – und dann auch meistens ohne ein Wort über ihre Deutschsprachigkeit verloren zu haben.

Mit anderen Worten wurden also unsere deutschsprachigen Autoren aus der Hungarologie wegen ihrer Sprache ausgeschlossen, die deutsche Sprache allein reichte aber auch nicht aus, von der Germanistik der deutschsprachigen Länder gebührender Weise beachtet werden zu können.

So wurden die Texte des deutschen Ungarn seit der Zeit ihrer Entstehung (vor etwa 150 bis 250 Jahren) bis zum ausgehenden 20. Jahrhundert – abgesehen von ganz wenigen Ausnahmen – auch nie wieder gedruckt, nie wieder gelesen, nie wieder auf der Bühne erlebt, geschweige denn ins Ungarische übersetzt. Folglich

⁴ Borsa, Gedeon: A régi nyomtatott dokumentumok magyar vonatkozásai [Die ungarischen Beziehungen alter gedruckter Dokumente]. In: Hungarológia. Bd. 1. Budapest: Nemzetközi Hungarológiai Központ 1993, S. 9-27.

⁵ Kurz nach der Veröffentlichung des Gedichtbandes „Perlen der heiligen Vorzeit“ im Jahre 1821 in Buda wurde der Verfasser, der (eigentlich zweisprachige) Ladislaus Pyrker von manchen Zeitgenossen kritisiert, da er sich bei der Wahl der Sprache als Dichter Ungarns nicht für die ungarische, sondern für die deutsche Sprache entschieden hat. Die kritischen Stellungnahmen mündeten 1830 in einen heftigen Streit, als Ferenc Kazinczy diese Gedichte ins Ungarische übersetzte.

⁶ [Vörösmarty, Mihály:] Rumynak [An Rummy]. In: Kritikai Lapok [Kritische Blätter]. Hg. v. József Bajza. Pest 1834. H. 4. S. 160. Deutsche Übersetzung v. Gusztáv Heinrich. – In G. H.: Karl Georg Rummy. Ungarische Revue. 1881, S. 359. – G. H. hatte die Verfasserschaft des in KL anonym erschienenen Epigramms fälschlich dem Herausgeber der Zeitschrift zugeschrieben.

gerieten sie selbstverständlich trotz ihrer einst äußerst starken Wirkung auf die Entwicklung der Kultur des Landes in gänzliche Vergessenheit seiner Bewohner.

Dem deutschen Theobul Kosegarten und seinen empfindsamen Liedern begegnet man in vielen deutschen Anthologien. Auch dem Ungarn János Kis braucht man nicht viel in ungarischen Büchereien und Buchhandlungen nachzusehen, um seine Gedichte und Memoiren lesen zu können. Bezeichnenderweise wurde dagegen in den vergangenen Jahrhunderten weder vom deutschen noch vom ungarischen Verlagswesen der unter kulturhistorischen Aspekten wesentlich bedeutenderen Lyrik der gewiss auch unvergleichbar begabteren Zeitgenossen aus dem deutschsprachigen Ungarn gedacht – so der Lyrik von Carl Anton Gruber, Theresia Artner, Franz von Boros, Samuel Bredetzky, Johann Paul Köffinger und vielen anderen.⁷ Die Frage, ob irgendeiner meiner Landsleute mit Abitur oder selbst mit MA-Diplom im Fach Hungarologie das unmittelbar vor und nach 1800 zweimal veröffentlichte deutsche Stephandrama von dem Pest-Ofner deutschen Schauspieler Franz Xavier Girzick⁸ gelesen oder gar von diesem wenigstens nur gehört hätte, dürfte nur eine rhetorische Frage sein, obwohl ohne den intensiven Umgang mit diesem Drama József Katona seinen klassischen *Banus Bánk* anderthalb Jahrzehnte später vielleicht gar nicht oder aber möglicher Weise anders geschrieben hätte, als er uns vorliegt.⁹ Noch weniger bekannt ist freilich die seinerzeit besonders erfolgreiche deutsche Tragödienvariante über die Hunyadische Familie vom Pressburger Simon Weber aus dem Jahre 1792.¹⁰ Die kulturhistorische Bedeutung dieser zwei deutschungarischen Dramen unterstreichen freilich auch ihre direkten bzw. indirekten thematischen sowie

⁷ Siehe u. a. in: Deutschsprachige Lyrik im Königreich Ungarn um 1800. Red. u. hg. v. László Tarnói Budapest: ELTE 1996. (= Deutschsprachige Texte aus Ungarn, Bd. 1).

⁸ Stephann [!] der erste König der Hungarn. Ein Schauspiel in sechs Aufzügen von [Franz] Xavier Girzick, Mitglied der hochgräflichen Unwerth'schen deutschen Operngesellschaft in Ofen und Pest. Pest 1792 [2. Aufl. 1803]. Druck Johann Michael Landerer. – Neuaufl. in: Die täuschende Copie von dem Gewirre des Lebens. Deutschsprachige Dramen in Ofen und Pest um 1800. Ausw. u. Nachw. v. László Tarnói. Budapest: Argumentum Verlag 1999. S. 115-247 (= Deutschsprachige Texte aus Ungarn, Bd. 2).

⁹ J. Katona hat das deutsche Stephandrama v. F. X. Girzick 1813 ungarisch umgearbeitet. Der dramaturgische Umgang mit einem so wichtigen Thema aus der ungarischen Geschichte bereitete unmittelbar die erste Fassung des klassischen ungarischen Nationaldramas, des *Banus Bánk* von 1815 vor.

¹⁰ Weber, Simon Peter: Die Hunyadische Familie oder auch Unschuld schützt nicht immer vor Kabale. Eine wahre Geschichte, welche im Jahre 1457, den 16. März in Ofen zugetragen. In Gestalt eines Trauerspiels von fünf Aufzügen. Preßburg, gedruckt und verlegt vom Verfasser 1792. (= Neuaufl. in: Deutschsprachige Texte aus Ungarn, Bd. 2), a. a. O., S. 19-114.

gehaltstypologischen Beziehungen zur Entstehungsgeschichte der beiden bis heute bekanntesten und wirksamsten Nationalopern Ungarns.

2. Forschungsmethoden und -ziele

Der an sich interkulturelle Charakter solcher deutschsprachigen Texte aus Ungarn bedarf selbstverständlich des multidisziplinären Umgangs mit diesem Forschungsgegenstand, um dadurch im deutsch-ungarischen Kulturkontext schließlich zu ungeteilten interdisziplinären Schlüssen kommen zu können. Dem spezifischen Charakter der komplexen Thematik wird man dabei nur dann gerecht, wenn die heute immer noch aktuelle kulturhistorische Fakten- und Texterschließung methodologisch fortwährend von komparatistischen und literatursoziologischen Erwägungen der jeweiligen Befunde begleitet wird.

Unter *komparatistischen Untersuchungen* versteht sich dieses Mal der konsequente Vergleich der deutschungarischen Texte mit den zeitgenössischen deutschen und ungarischen, um einerseits ihre direkten genetischen Beziehungen andererseits ihre zeit- und/oder tendenzbedingten typologischen Zusammenhänge – so weit wie möglich – nachzuweisen. Mit der *literatursoziologischen Sicht* sollen dagegen die Leser- und Autorenbeziehungen anhand der Textsorten ermitteln werden – und zwar jeweils mit besonderer Rücksicht auf das lebendige Rezeptionsgefüge der Texte, auf deren in- und ausländische Ausstrahlung sowie aber auch auf ihre soziologische Auffächerung im einheimischen Literaturbetrieb. Allein dadurch gelangt man nämlich zu differenzierten Kenntnissen über die zeitweilig hohe Intensität des deutschsprachigen *literarischen Lebens* in Ungarn und gewinnt man u. a. auch manche wichtige Informationen über die Beteiligung der deutschungarischen Literatur an dem seinerzeit beeindruckend positiven Ungarnbild im zeitgenössischen Ausland.

Gefragt werden zu alldem freilich nicht Hungarologen *oder* Germanisten, sondern für interkulturelle Forschungen offene Wissenschaftler mit hochqualifizierter hungarologischer *und* germanistischer Bildung. Gewiss ist es daher kein Zufall, dass das wenige, was hierzu bisher geleistet wurde, vor allem unseren Vorgängern zu verdanken ist.¹¹ Aber auch ihre Publikationen sind meistens lediglich fragmentarische Werkstatt-Experimente ungarischer Germanisten.¹² Ihre

¹¹ Unser Dank gilt u. a. Gusztáv Heinrich, Robert Gragger, Jakob Bleyer und ihren Schülern, den vielen Diplomanden und Doktoranden in der ungarischen Germanistik, wie diese ihre Forschungsergebnisse einst z. B. in den Arbeiten zur deutschen Philologie – *Német philologiai dolgozatok* veröffentlichten.

¹² Zu den wenigen Ausnahmen gehören u. a. die theater- und literaturhistorischen Monographien des Ehepaars Pukánszky-Kádár.

Wirkung reicht daher auch kaum über die Grenzen unserer Lehrstühle. (Ich weiß z. B. nicht, ob man in unserer Nationalbibliothek nachsehen könnte, wie viele Leser sich in die Gruber-Monographie von Ilona Szepessy seit ihrer Veröffentlichung im Jahre 1918 Einblick verschafft haben.¹³ Ich weiß nur, dass man auf sie in wissenschaftlichen Arbeiten jeglicher Art über die Geschichte der Kultur Ungarns um 1800 so gut wie gar keine Berufungen findet. Dabei ist dieses Werk trotz mancher geringfügiger Fehler in jedem Detail gründlich und dessen Forschungsgegenstand, Carl Anton Gruber, war ein halbes Jahrhundert lang der vielfältigste und produktivste urbane Schriftsteller des deutschsprachigen Ungarn.)

Ohne planmäßige Textveröffentlichungen und Textinterpretationen in beiden Sprachen kam es natürlich nie zu einem richtigen Durchbruch in der Aufnahme dieses eigenartigen literarischen Phänomens unserer Kulturgeschichte.

3. Kulturelles Leben in Ungarn um 1800 – deutsch

Die literarische bzw. kulturelle Kommunikation im Königreich erlangte dabei von den mittachtziger Jahren des 18. Jahrhunderts für Jahrzehnte ein viel größeres Ausmaß und Gewicht in deutscher Sprache als in ungarischer. Gewiss wurde dies auch mit einer Reihe von Josephinischen Verordnungen von 1784 (so u. a. mit dem Sprachgesetz, mit der Pressefreiheit und zum Teil auch mit der Begründung des Lehrstuhls für deutsche Sprache und Literatur an der Universität in Pest) unterstützt. Entscheidend war aber nicht dies. Die Pressefreiheit z. B. galt ja bis zu ihrem Ende, bis 1794, nicht nur für deutsche, sondern auch für ungarische Drucke, und die wenigen Leser von ungarischen Texten wurden dabei vor wie auch nach 1794 gewiss auf keine Weise diskriminiert.

Die Tatsache aber, dass die Freimaurer-Geheimtuererei von und um Ignác Martinovics im Herbst 1794, weltpolitisch zu einem höchst ungünstigen Zeitpunkt, unmittelbar nach dem Ende der Schreckenszeit in Paris, aufflog, war freilich für das damals erst angehende kulturelle Leben in ungarischer Sprache von verheerender Wirkung: Viele der ungarischen Autoren wurden im Mai und Juni 1795 auf der Generalswiese in Ofen hingerichtet oder für Jahre eingekerkert, manche verstarben im Gefängnis oder auch unter bis heute ungeklärten Umständen.

Ein literarisches Leben gibt es freilich nur mit Autoren und Lesern. In den urbanen Regionen des Königreichs – und vor allem in dessen Zentrum – mangelte es in ungarischer Sprache nach 1794/95 an beidem.

¹³ Szepessy, Ilona: Grubenfeldsi Gruber Károly Antal hazai német író élete és irodalmi működése [Leben und literarisches Wirken des ungarndeutschen Schriftstellers Carl Anton Gruber v. Grubenfels]. Székesfehérvár, 1918. (= Német philologiai dolgozatok, XXIV).

Hätte es allerdings interessierte ungarische Leser gegeben, so würde es freilich alsbald auch an ungarischen Drucken und Autoren nicht mehr gefehlt haben. Das Leserinteresse allein kann ja vor allem mit zwingender Notwendigkeit und auf wirksame Weise das literarische Angebot von Autoren fördern. Den Grundstock der lesekundigen und leseinteressierten Bevölkerung Ungarns bildeten aber um 1794/1795 die vom Mittelalter bis zum ausgehenden 18. Jahrhundert in den Städten des Königreichs angesiedelten *deutschen Bürger*. Hinzu kamen auch eingewanderte Juden, die – wie Péter Varga nachwies – im Assimilationsprozess in Ungarn, der neuen Heimat, von ihrer ursprünglichen jiddischen Sprache bis um die Mitte des 19. Jahrhunderts ins *Deutsche* wechselten und dieses erst nach der Niederlage der Befreiungskriege von 1848-49 – ich setze hinzu gemeinsam mit den ungarndeutschen Mitbürgern – allmählich auf das Ungarische.¹⁴ Schließlich war aber vor und nach 1800 auch ein erheblicher Teil des ungarischen Adels selbst deutschsprachig, wie darüber u. a. der authentische Augenzeuge, Ernst Moritz Arndt, schon bei den ersten Unterbrechungen seiner viertägigen Donauschiffahrt von Wien nach Pest im August 1798 berichtete: „Ich habe es selbst von gebohrnen Ungern gehört, daß es ihnen zum Theil schwer wird, ihre Muttersprache geläufig zu sprechen, so fremd hat die lange Gewohnheit sie ihnen gemacht.“¹⁵ Außerdem belegte er die allgemeine Deutschsprachigkeit in den Städten des Königreichs mit folgenden Worten: „Ihr Sommer und Wintertheater, ihre Lektüre und selbst ihre Buchhandlungen sind fast ausschließlich teutsch ... Auf den Keffeehäusern, Billards, Promenaden hört man fast nichts als teutsch sprechen.“¹⁶

So ist es verständlich, dass Professor Schedius die Wahl der deutschen Sprache für seinen „Litterarischen Anzeiger“¹⁷ 1798 (wie auch später, im Jahre 1802, für seine „Zeitschrift von und für Ungern“)¹⁸ an erster Stelle damit begründete, „daß

¹⁴ Vgl. dazu Varga, Peter: „Ich bin ein Ungar mosaischer Konfession“. Ungarische Juden am Scheideweg von Identitäten und Sprachen. In: Berliner Beiträge zur Hungarologie. Hg. v. Paul Kárpáti u. László Tarnói. Berlin / Budapest, 1996. Bd. 9, S. 112-136.

¹⁵ Arndt, Ernst Moritz: Erinnerung an Ungern. Ein kleines Anhängsel. In: Reisen durch einen Theil Teutschlands, Ungarns, Italiens und Frankreichs in den Jahren 1798 u. 1799. 1. Theil. 2. verb. u. vermehrte Aufl. Leipzig 1804. – Siehe auch in: Literatur und Kultur im Königreich Ungarn im Spiegel deutschsprachiger Prosatexte. Ausw. u. Nachw. v. László Tarnói. Budapest: Argumentum 2000, S. 241. (= Deutschsprachige Texte aus Ungarn, Bd. 3).

¹⁶ Ebda.

¹⁷ Schedius, Johann Ludwig: Vorbericht. In: Literarischer Anzeiger für Ungern. Hg. v. J. L. Schedius als wöchentliche Beylage des Neuen Couriers aus Ungern oder die Pester PostAmtsZeitung. Red. v. Andreas Friedrich Halitzky. Pest: Matthias Trattner 1798. H. 1. – Siehe in: Deutschsprachige Texte aus Ungarn, Bd. 3, a. a. O., S. 24.

der Kreis der deutschen *Lesewelt* bey uns weit größer ist, als jedes andern Publikums“.

Von der kurzlebigen ungarischen Zeitschrift „Urania“ aus dem Jahre 1794 bis zur Herausgabe der später für die Entwicklung der ungarischen Literatur so bedeutenden „Tudományos Gyűjtemény“ von 1817 kamen im alten Pest-Ofen – wohlgermerkt ein Viertel Jahrhundert lang! – überhaupt keine magyarischen periodischen Schriften kulturellen, poetischen bzw. wissenschaftlichen Inhalts heraus. Dagegen las man in der gleichen Zeit ebenda rund 20 Titel unterschiedlichster deutschsprachiger periodischer Drucke aus dem Königreich, unter ihnen außer den beiden obengenannten Zeitschriften von Prof. Schedius die „Musenalmanache“, die „Zeitschriften“ und „Zeitungen“ von dem freischaffenden Literaturorganisator des deutschsprachigen kulturellen Lebens in Ungarn, dem höchst produktiven Dichter, Herausgeber und Redakteur Christophorus Rösler, „das Patriotische Wochenblatt für Ungern“ und die „Ungarischen Miscellen“ von dem auch als Dichter berühmten Arzt Johann Karl Lübeck, die *topographischen* Bände von dem in Jena studierten Theologen und Mineralogen Samuel Bredetzky mit einer Vielzahl von wissenschaftlichen Texten auch über die Kultur des Landes sowie die berühmten „Modeblätter“ des Ofner Verlegers Joseph Leyrer – der Zeit entsprechend jeweils mit vielen poetischen Texten von einheimischen und ausländischen Autoren etc.

Als das magyarische literarische Leben in der Zeit um 1800 im Königreich für etwa zwei Jahrzehnte völlig erlahmte, konnte es also auf diese Weise – obzwar nicht ungarisch, aber stets und konsequent ungarverbunden – mit deutschsprachigen Werken, literarischen Programmen und Debatten, Lesezirkeln, periodischen Schriften und Almanachen sowie Bühnenaufführungen höchst effektiv ersetzt werden. Dies war um so mehr möglich, da damals auch die nur einigermaßen gebildeten Einwohner Ungarns – einschließlich jener, deren Muttersprache nicht Deutsch war – so gut wie ohne Ausnahme in der Lage waren, sich am deutschsprachigen kulturellen Leben zumindest als dessen Konsumenten zu beteiligen.

4. Die Vermittlung diverser Wertvorstellungen aus Deutschland nach Ungarn

Dieses deutschungarische kulturelle Leben wurde gleichzeitig in hohem Maße auch jener interkulturellen Funktion gerecht, durch welche die neuesten

¹⁸ Schedius, Johann Ludwig: Einleitung. In: Zeitschrift von und für Ungern zur Beförderung der vaterländischen Geschichte, Erdkunde und Literatur. Hg. v. J. L. Schedius in Pesth bey Franz Joseph Patzko 1802. Bd. I. H. 1. – Siehe in: Deutschsprachige Texte aus Ungarn, Bd. 3, a. a. O., S. 75.

Wertvorstellungen und die modernsten poetischen Stiltendenzen des aufgeklärten Deutschland im Königreich äußerst schnell Fuß fassten. Die in Göttingen und Jena studierten Verfasser verbreiteten mit hochgradiger Authentizität die aktuellsten wissenschaftlichen, philosophischen und ästhetischen Ansichten der deutschen Aufklärung sowie die neuesten literarischen Stiltendenzen und Modetrends in Theorie und poetischer Praxis unter einem damals in Ungarn überwiegend *nur* deutsch und zu einem wesentlich kleineren Teil *auch* deutsch lesenden Publikum. Freilich beteiligten sich daran auch Pester Professoren, wie u. a. der Kantianer Anton Kreil und Schedius, der sich noch Jahrzehnte später auf die ästhetischen Thesen von Schiller berief,¹⁹ oder z. B. auch Professor Halitzky, dessen germanistisches Vorlesungsprogramm von 1792 außer der klassizistischen Ästhetik von Winckelmann und den belletristischen Werken von Lessing, Klopstock und Wieland bereits auch Schillers Poesie sowie sogar die zwischen 1781 und 1788 veröffentlichten „Kritiken“ von Kant enthielt, außerdem einen besonderen Wert auf die Untersuchung und Förderung der ungarischen Nachdichtungen der deutschen Literatur setzte.²⁰

Die Argumentation für die verschiedenen Vorbilder seitens der deutschsprachigen Ungarn war umso mehr authentisch, da sich recht viele von ihnen dank ihrer Studienzeit in Göttingen und in Jena (z. B. Schedius, Glatz, Bredetzky) bzw. ihrer beruflichen Aufenthalte u. a. in Wien (z. B. Gruber) auch auf persönliche Kontakte zu manchen geistigen Repräsentanten der Deutschen berufen konnten.

Den deutschen Vorbildern zu folgen galt um jene Zeit nicht nur laut dem Ungarn Ferenc Kazinczy, sondern auch laut seinen deutschsprachigen Zeitgenossen aus Ungarn, wie u. a. Karl Georg Romy und Christophorus Rösler als eine ausgesprochen patriotische Angelegenheit. In diesem Sinne würdigte Romy im *Neuen Teutschen Merkur* das beispielhafte poetische „Wetteifern“ seiner deutschen und ungarischen Landsleute²¹ und munterte sie auch Rösler im Interesse der „Nation“²² bzw. des „Vaterlandes“ „zur höheren Ausbildung ihres

¹⁹ Siehe u. a. in: Schedius, Johann Ludwig: *A Szépség Tudománya* [Die Wissenschaft des Schönen]. In: *Aurora*. Bd. 1, 1822, S. 313-320.

²⁰ Halitzky, Andreas Friedrich: *Antrittsrede bey Eröffnung des Lehrstuhls der Deutschen Sprache und Litteratur*. Gehalten den 14. May 1792. Lehrer der Deutschen Sprache und Litteratur an der Königl. Ungarischen Universität zu Pesth. Gedruckt mit Königl. Universitätsschriften.

²¹ [Romy, Karl Georg]: *Korrespondenznachrichten*. In: *Der Neue Teutsche Merkur*. Weimar 1803. H. 3, S. 213.

²² Der Begriff „Nation“ involvierte hier wie auch in anderen Schriften Röslers sowie seiner deutschsprachigen Zeitgenossen in Ungarn stets sämtliche Einwohner Ungarns ohne Rücksicht auf sprachliche Unterschiede! – An dieser Stelle sei auch an Kossuths Worte vom 25. April 1851 erinnert: „Der Staat setzt Nation voraus – die Sprache ist

Genie's" auf, wobei letzterer diesen seinen Wunsch mit folgenden rhetorischen Fragen unterstrich:

Sollten wir deßwegen, weil Ungarn bis jetzt keinen Wieland, Schiller und Göthe, keinen Matthisson, Voß, Pfefferl u.s.w. besitzt, es nicht versuchen dürfen, ob wir in der Folge welche bilden können? Sollen wir nur immer ausländische Kunstwerke bewundern, und das Maaß unserer Kräfte, dafür nicht auch untersuchen?²³

Unter diesem Aspekt sei an dieser Stelle auch der Röslerschen Poeten-Charakteristik gedacht. Darin fasste Rösler für seine Pester Almanachleser von 1804 auf eine heute noch beeindruckende Weise in wenigen Worten die Werte der Poesie von sechzig deutschen Dichtern zusammen – jeweils mit zusätzlichen Quellenangaben – in der Absicht, dass die poetisch begabten Landsleute an diesen ihr Beispiel nehmen.²⁴ Wie effektiv der deutsch-ungarische Kulturtransfer damals in beiden Richtungen funktionierte, belegt, dass noch im selben Kalenderjahr [!] Karl August Böttiger einen Teil von den deutschen Dichter-Charakteristiken aus Pest in Wielands „Neuem Teutschem Merkur“ in Weimar herausgab.²⁵

Und tatsächlich folgten die Dichter aus Ungarn gerne den Vorgaben aus Deutschland – gewiss auch ohne Röslers Liste. Man begegnet ja in den deutschen Almanachen, Zeitschriften und Anthologien des Königreichs nicht nur einem lyrischen Angebot in der Art der deutschen Elite, sondern auch Modetrends spätaufklärerisch sentimentaler und witziger urbaner Poesie der „eleganten Welt“²⁶ sowie sogar dem Flugblattliedton und der Bänkelsängerart der Jahrmärkte.

aber kein ausschließendes Kriterium der Nation. – Sprachliche Einheit bildet noch keine nationale Einheit, wie wohl auch sprachliche Vielfalt die nationale Einheit nicht hindert.“ In: Kossuth Lajos üzenetei [Lajos Kossuths Botschaften]. Hg. v. Gy. Szabad. Budapest: IKVA 1994, S. 212. (Zitat ins Deutsche übersetzt v. László Tarnóci).

²³ Rösler, Christophorus : Vorrede. In: Musenalmanach von und für Ungarn auf das Jahr 1801. Hg. v. Ch. R. Preßburg: Schaufffischer Verlag (1800). – Siehe in: Deutschsprachige Texte aus Ungarn, Bd. 1, a. a. O., S. 334.

²⁴ Rösler, Christophorus: Charakteristisches Verzeichniß einiger vorzüglicher teutscher Dichterwerke. In: Musen-Almanach von und für Ungern auf das Jahr 1804. Hg. v. Ch. R. Pest: Verlag bei Konrad Adolph Hartleben 1804, S. 184. – Siehe auch in: Deutschsprachige Texte aus Ungarn, Bd. 3, a. a. O., S. 104-111.

²⁵ Im Juliheft des Neuen Teutschen Merkurs (1804. Bd. 3. H. 7, S. 201-204) wurden von den Röslerschen Charakteristiken die von Gleim, Goethe, Herder, Klopstock, Kosegarten, Lessing, Matthisson, Schiller, Thümmel, Voss und Wieland jeweils mit dem entsprechenden Quellennachweis nachgedruckt.

²⁶ Hinweis auf den poetischen Geschmack urbaner Leser am Anfang des 19. Jahrhunderts, wie man diesem z. B. in der ab 1801 im ganzen deutschsprachigen Mitteleuropa besonders gerne gelesenen Leipziger Zeitung für die elegante Welt entgegenkam.

Zum „Nachmachen“ und zu so einer Art „Wetteifern“ mit Goethe, Schiller, Jacobi, Matthiesson u. a. fühlten sich aber in den Jahrzehnten vor und nach 1800 nicht nur die deutschen Ungarn wie Köffinger, Lübeck, Rösler, Bredetzky, sondern auch die Magyaren János Kis, Berzsenyi, der junge Kőlcsey, ja sogar Csokonai und Fazekas angeregt. Die gerade sich im Steigen begriffene Literatur bedurfte schon immer des bewussten Umgangs mit fremden Mustern, um dadurch die modernsten Trends in der eigenen Welt anzusiedeln. Dabei war die stimulierende Wirkung der deutschsprachigen Ungarn auf ihre ungarischen Landsleute auch in dieser Beziehung unverkennbar.

5. Nationales Engagement für Ungarn – deutsch und ungarisch

Wer aber über diese Literatur nicht nur spricht, sondern auch deren Texte liest, weiß andererseits genau, dass sie bei aller Anlehnung an die deutschen Vorbilder in den meisten Fällen deutlich erkennbar „ungarisch“ motiviert war und somit scharf umrissene typologische Beziehungen zu den zeitgenössischen Gehaltsstrukturen und zur Metaphorik der ungarischen Literatur aufwies oder zumindest ein mehr oder weniger stark ausgeprägtes Lokalkolorit erscheinen ließ.

Angeboten wurden ja Oden und Hymnen an das ungarische Vaterland mit der Beschwörung der Glanzjahre der ungarischen Vergangenheit, außerdem Dramen über historische Gestalten aus dem ungarischen Mittelalter sowie hochschwingende Preislieder auf hervorragende Persönlichkeiten der Gegenwart. Unter dem deutschen Wort „Vaterland“ verstand man freilich in diesen ungarndeutschen belletristischen Werken nicht wie im allgemeinen jenseits der Leitha vor 1800 etwa Preußen, Österreich, Sachsen oder Bayern und nach 1800 weit und breit bereits Deutschland, sondern fortwährend immer nur Ungarn mit dessen Gegenwart, mit seiner ruhmreichen Vergangenheit seit dem landnehmenden Árpád und mit seiner viel verheißenden Zukunft. Die authentischen Bekenntnisse dazu verbinden somit diese deutschungarische Dichtung auf das engste mit der ungarischen.

Bei meinen komparatistischen Recherchen erlebte ich allerdings u. a. folgende unerwartete Überraschung: Die ungarnspezifischen Ideen, Ansichten, Themenvariationen, Stimmungen, Ausdrucksweisen, Metaphern, ja sogar manche Vers- und Strophenformen deutschungarischer belletristischer und theoretischer Texte gingen den bekannten magyarischen Entsprechungen chronologisch meistens voraus – nicht selten sogar um mehrere Jahrzehnte. An dieser Stelle sei hier nur an Kőlcseys zweitbekannteste Gedicht mit dem Titel „Huszt“ von 1825 und 1831 erinnert, dessen deutsche Textvariante ich vor kurzem in den einleitenden und abschließenden Versen eines in Pest gedruckten deutschen Gedichtes aus dem Jahre 1807 [!] identifizierte.²⁷

Schon aus solchen Gründen hat es wohl nicht viel Sinn, deutsche Texte dieser Art mit terminologischen Distinktionen wie etwa deutsche *Nationalitätenliteratur*,

ungarndeutsche Minderheitenliteratur, oder gar *Hungarus-Literatur* des Königreichs von den Haupttendenzen der einheimischen ungarischen Kultur und Literatur des Landes trennen oder daraus sogar ausklammern zu wollen. Im Falle der Textvorlage von Kölcsey ginge es dabei – wie auch sonst so oft – gar nicht, ist ja der deutschsprachige Druck anonym, wobei man über die Person des Autors bzw. über dessen Herkunft höchstens Vermutungen anstellen kann. Aber auch bei allen möglichen individuellen Unterschieden bekannter Autoren erweist sich die kategorische Trennung der deutschen und der ungarischen Literatur des Königreichs für unvertretbar. Ihren literarischen Standort nach nationaler Herkunft oder ständischer Abstammung zu bestimmen und auf diese Weise getrennt behandeln zu wollen, wäre nicht weniger sinnlos als etwa eine Literaturgeschichte nach konfessioneller oder gar ständischer Zugehörigkeit zu schreiben. Das pathetische Engagement für das Land, die Begeisterung für dessen nationalhistorische Vergangenheit und die an Kant, Herder, Schiller u. a. Deutschen geschulte aufgeklärte Überzeugung von dessen künftigen Fortschritten verbinden nicht nur die klassizistischen Verse des Zipser deutschen protestantischen Bredetzky und die des in Szeged geborenen und aufgewachsenen ungarndeutschen katholischen Gruber. Gleichzeitig ordnen sich Bredetzky's sapphische Strophen gehalts- und formtypologisch eindeutig neben die wenige Jahre später verfassten magyarischen Oden von Berzsenyi ein. Nicht anders korrespondiert die Aussage „Hier leb ich“ – „hier sterb ich“ des Pannonia-Hymnus von Gruber aus dem Jahre 1804²⁸ mit der des bekanntesten Vörösmarty-Gedichtes von 1836, ganz ähnlich wie folgende Verse in Rösler's „Nationalstolz“ wie diese in Leyrer's Modeblatt von 1807 erschienen sind:

In unsrer Seele in unsrem Blute
Glüht unsrer Väter kräft'ger Thatengeist!
Und was derselbe hinterließ – den Erben
Geziemt es, drauf zu leben und zu sterben.²⁹

Gewiss dürften auch Worte der aufgeklärten Weltoffenheit und des patriotischen Engagements wie die folgenden über den engen Zusammenhang von Vaterlandsliebe, individueller Moral und Gemeinwohl aller Menschen für Kenner der

²⁷ Tarnói, László: Elegie an mein Vaterland. In: A XIX. sz. vonzásában [Im Anziehungskreis des 19. Jahrhunderts]. Piliscsaba: PPKÉ 2001, S. 272-287. (= Pázmány Irodalmi Műhely, Bd. 3).

²⁸ Gruber, Carl Anton von: Hymnus an Pannonia. Wien: Anton Pichler 1804. – Siehe auch in: Deutschsprachige Texte aus Ungarn, Bd. 1, a. a. O., S. 120-131.

²⁹ Rösler, Chrisophorus: Nationalstolz. An meine Freunde B. D. P. – Siehe in: Deutschsprachige Texte aus Ungarn, Bd. 1, a. a. O., S. 249.

ungarischen Literatur des sog. Reformzeitalters nicht fremd und unbekannt wirken:

Eine gebildete Seele muß die ganze Welt, vorzüglich aber das Vaterland interessiren. Dieses Interesse erzeugt Anhänglichkeit und Liebe, welche die Mutter des schönen Patriotismus ist, einer Tugend, die unsern Verstand und unser Herz veredelt, und die sich schlechterdings nicht mit Egoismus, diesem Zerstörer des allgemeinen Wohls, verträgt.

Liest der in Ungarn geschulte Leser diese Worte, so wird er damit höchst wahrscheinlich an Kölcseys „Parainesis“ von 1837 erinnert. Nur hat diese nicht er, sondern der Zipserdeutsche Ungar, Samuel Bredetzky genau 35 Jahre vor Kölcseys Text veröffentlicht.³⁰ Tatsächlich sind aber die inhaltstypologischen Beziehungen zwischen beiden Texten so fest, das manche ihrer Partien ohne besondere Schwierigkeiten ausgetauscht werden könnten. Man vergleiche aber die oben zitierten Worte auch mit den folgenden, ebenfalls von 1802: „Wie leicht werden dem Menschen alle Tugenden, wenn sie ihren Sitz in dem Herzen haben [...] In dem Herzen des Volkes, unter welchem Vaterlandsliebe ihre starken Wurzeln schlug, keimen alle Tugenden, wie von selbst hervor ...“³¹ Zweifelsohne geht es auch hier nicht nur um ähnliche Ideen, sondern auch um die übereinstimmende sprachlich-stilistische Attitüde. Nur dass dieses Mal den deutschen Text Stephan von Köröskényi, ein ungarischer Adliger im kroatischen Agram, d. h. in Zagreb, über 600 km entfernt von der deutschen Zips verfasste. Kein Ungarndeutscher also, sondern ein deutschsprachiger Magyar, der sein patriotisches Bekenntnis wie viele andere, z. B. die beiden Batthyánys, so wie Vinzenz seine literarischen Reisebeschreibungen und Aloys seine Predigten, außerdem Franz von Boross, Johann von Asbóth, Johanna von Prónay u. a. ihre Gedichte oder z. B. Joseph von Korompay sein schauervolles Ritterdrama³² nicht ungarisch, sondern deutsch verfasste und veröffentlichte.

³⁰ Bredetzky, Samuel: Vorrede. In: Topographisches Taschenbuch für Ungern auf das Jahr 1802. Ödenburg: J. Anton Sieß 1802. – Siehe in: Deutschsprachige Texte aus Ungarn, Bd. 3, a. a. O., S. 104-111.

³¹ Köröskényi, Stephan von: Rhapsodische Bemerkungen über Kroatien und einige Gegenden Ungerns. 3. Theil. In: Zeitschrift von und für Ungern zur Beförderung der vaterländischen Geschichte, Erdkunde und Literatur. Hg. v. J. L. Schedius in Pesth bey Franz Joseph Patzko 1802. Bd. 2. H. 3. – Siehe in: Deutschsprachige Texte aus Ungarn, Bd. 3, a. a. O., S. 83.

³² Korompay, Joseph: Rudolf von Felseck oder Die Schwarzthaler Mühle. Ein Ritterschauspiel in fünf Aufzügen. Leipzig, 1794. Erstaufführung im königl. städtischen Theater in Ofen am 16. Juni 1794. – Siehe in: Deutschsprachige Texte aus Ungarn, Bd. 2, a. a. O., S. 240-317.

Das Wort „Mein Vaterland, Du süßes Land!“ gibt den Tenor eines Gedichtes auch Jahrzehnte später in einer Anthologie aus dem Jahr 1846 wieder.³³ Gewürdigt wurden darin mit emphatisch patriotischer Ungarnverbundenheit der Reichtum der Bodenschätze des Landes, die Schönheit seiner Natur, das heldenmütige Volk als Beschützer der Gläubigen, seit König Stephan dem Christentum ununterbrochen treu und in der erlebten Gegenwart mit paradiesischen Zukunftschancen.

So fügte sich auch dieses Gedicht unter gehaltstypologischen Aspekten mit jedem Detail organisch in jene charakteristische Haupttendenz der Poesie der ungarischen Reformzeit bzw. des ungarischen Vormärz ein, deren Devise am prägnantesten mit dem Kőlcsey-Wort „Vaterland *und* Fortschritt“ ausgedrückt werden kann. Der Verfasser, Carl Hugo, war allerdings weder ein ungarndeutscher Bürger der Hauptstadt noch ein deutschsprachiger Adliger. Er gehörte zu jenen Juden im alten Pest-Ofen, die (bzw. deren Väter) sich – wie u. a. auch Gottlieb Saphir und Karl Maria Benkert – in der ersten Jahrhunderthälfte noch *deutschsprachig* der vielfältig differenzierten Bevölkerung Ungarns zu assimilieren versuchten.

Dass Petőfis ungarisches „Nationallied“ vom 15. März 1848 nicht nur ein Gedicht, sondern auch eines der wichtigsten Ereignisse des Tages war, ist allgemein bekannt. Weniger bekannt ist, dass es in den folgenden vier Tagen in den Pester Zeitungen dreimal, gleichzeitig auf einem Flugblatt ein viertes Mal und etwas später in einem Pester Gedichtband auch in einer fünften Nachdichtung deutsch verbreitet wurde.³⁴ Außer dem großen Interesse veranschaulicht dies auch die Identifizierung der größtenteils noch immer deutschsprachigen Einwohner der Stadt mit der Sache Ungarns. Und mehr noch: Die fünf Nachdichter, Adolf Dux, Karl Hoffmann, Joseph Weyl, Ignaz Gustav Zerffi und Baron von Levitschnigg, repräsentieren gleichzeitig auch die breit aufgefächerte soziologische Zusammensetzung sowie die damals konvergenten Ansichten der verschiedensten Schichten der deutschsprachigen Stadtbevölkerung des Königreichs.

6. Aktivitäten für ein positives Ungarnbild in Deutschland

Dank diesem engagierten Patriotismus wurden die deutschsprachigen Ungarn ihrer interkulturellen Funktion schließlich nicht nur durch die Vermittlung

³³ Hugo, Carl: Heimgruß. In: Jahrbuch des deutschen Elements in Ungarn. Mit Originalbeiträgen namhafter Schriftsteller. Hg. u. red. v. Carl Maria Benkert. 1. Jg. Budapest 1846, S. 11-16.

³⁴ Die fünf Nachdichtungen siehe in: „Ihr Männer auf, jetzt ruft die Zeit“. – Deutsche Texte aus Ungarn zur Revolution und zum Freiheitskampf 1848/49. Ausw. Einl. u. Nachw. v. Mária Rózsa. Budapest: Argumentum Verlag 2006, S. 24-25, 31-32, 38-39, 52-53, 65-66. (= Deutschsprachige Texte aus Ungarn, Bd. 5).

deutscher bzw. europäischer Wertvorstellungen nach Ungarn gerecht. Ihre interkulturellen Aktivitäten erwiesen sich auch in der kontinuierlichen und *stets positiven Beeinflussung des Ungarnbildes außerhalb der Landesgrenzen*. Man widerlegte negative Schemata ausländischer Ungarnreisenden und berichtete mit überzeugender Begeisterung über die besten Ergebnisse im Lande.

An der massiven Propaganda im Ausland *für* Ungarn beteiligten sich in jenen Jahren u. a. Johann Ludwig Schedius, Jacob Glatz, Samuel Bredetzky, Karl Georg Romy, Karl Anton Gruber und Gregor von Berzeviczy mit besonderer Aktivität. Unter dem mehrfach variierten Titel „Fortschritte der Kultur und Literatur“ in Ungarn erschienen z. B. zwischen 1802 und 1808 in Weimar, der damaligen Weltkulturhauptstadt, in Wielands „Neuem Teutschem Merkur“ 42 Aufsätze auf rund 450 Druckseiten. In diesen und den unzähligen anderen Publikationen³⁵ im deutschsprachigen Ausland (u. a. in Wien, Jena, Leipzig, Weimar, Berlin) würdigte man mit Superlativen u. a. das „ungarische Weimar“ mit Festetics's Georgikon in Keszthely, Ferenc Széchényis Nationalbibliothek in Pest, die Gedichte von Sándor Kisfaludy und Csokonai, die nach den Verfassern dem poetischen Ausdruck ausgezeichnet geeignete ungarische Sprache, die Theateraufführungen, das Verlagswesen in Pressburg sowie Pest und Ofen, das produktive „Wetteifern“ der deutschen und ungarischen Dichter des Landes, die deutschen periodischen Schriften, die wissenschaftlichen Studienprogramme und Forschungsergebnisse der Professoren in Pest, ja auch die im Debrecener Kollegium, außerdem die historischen Leistungen der Vorgänger, z. B. der Könige Stephan und Matthias, die Verfassung der Ungarn etc.

Das Kritische galt dabei im Sinne des typischen ungarischen aufgeklärten Patriotismus immer dem, was das Fortschreiten des Vaterlandes verhindern wollte. Merkwürdigerweise sahen aber die deutschsprachigen Autoren Ungarns dies in ihren ausländischen Publikationen beinahe immer in landesfremden, d. h. nicht in ungarischen Aktivitäten. Gregor von Berzeviczys berühmtestes Werk mit dem Titel „Ungarns Industrie und Commerz“³⁶, das 1802 ebenfalls in Weimar in 10 Folgen der „Neuen Zeitung für Kaufleute, Fabrikanten und Manufakturisten“ erschienen ist, lobte Land und Leute von Ungarn und erklärte seinen Rückstand mit dessen Kolonialisierung *durch Österreich*. Auch Jakob Glatz würdigte in seinem 1799 in Deutschland anonym veröffentlichten Buch, den umfangreichen

³⁵ Darunter gab es außer Aufsätzen und Korrespondenznachrichten und Monographien auch eine ganze Reihe von poetischen Werken.

³⁶ Ungarns Industrie und Commerz von Gregor von Berzeviczy, Beysitzer am Zipser und Saroser Comitast und Inspector der evangelischen Kirchen und Schulen diesseits und jenseits der Theiß in Ungarn. 1. Aufl. In: Neue Zeitung für Kaufleute, Fabrikanten und Manufakturisten. Hg. v. J. A. Hildt. Weimar 1802. Nr. 19-29. – 2. Aufl. gedruckt und verlegt in Weimar bey den Gebrüdern Gälicke 1802.

„Freymüthigen Bemerkungen eines Ungars über sein Vaterland“³⁷ mit hoher Anerkennung die Fortschritte der Kultur Ungarns, wobei er die Wiener Zensur mit scharfen Ausfällen kritisierte.

Das Vaterland, seine Bewohner und deren Leistungen wurden dem Ausland stets von den besten Seiten vorgestellt. Daran hielten sich nach meinen Kenntnissen die deutschsprachigen Ungarn unterschiedlichster soziologischer Gruppen nicht nur in jener Zeit, sondern seither fortwährend bis zum ausgehenden zwanzigsten Jahrhundert recht konsequent – von Karl Georg Romy über Schedel-Töldy, Benkert-Kertbeny, Adolf Dux, Moritz Kolbenheyer, Lajos Dóczy, Gusztáv Heinrich, Robert Gragger bis einschließlich Paul Kárpáti, der als Ungarndeutscher 1948 aus Ungarn ausgesiedelt wurde und in Berlin Jahrzehnte lang der wirksamste Botschafter der Literatur und Kultur Ungarns war.

³⁷ [Glatz, Jakob:] Freymüthige Bemerkungen eines Ungars über sein Vaterland. Auf einer Reise durch einige Ungarische Provinzen. Teutschland 1799.

*Antje Krüger (Baltimore)***„Jedes Wort ist eine Übersetzung“: Schreiben als Form der Übersetzung im Werk Zsuzsanna Gahses**

„Wie geht es dem Text?“ – die naiv klingende Frage nach dem Befinden eines Textes, die Zsuzsanna Gahse mit ihrer 1996 in Bamberg gehaltenen Poetikvorlesung stellte,¹ kann beim Leser Erstaunen auslösen. Kann es einem Text irgendwie ergehen? Und wenn es möglich wäre, wie könnte dieser Zustand beschrieben werden?

Mithilfe dieser Fragestellung gelingt es Zsuzsanna Gahse, die Redefloskel auf ihren ursprünglichen Sinn zurückzuführen und Spannung auf mögliche Antworten zu erzeugen. Die Thematisierung des Befindens eines Textes führt die Autorin in „Wie geht es dem Text?“ zu einer genauen Untersuchung des Verhältnisses von Schriftsteller, Text und Rezipient und offenbart wesentliche Grundpositionen ihres Schreibens. So zeichnet sich das literarische Werk Zsuzsanna Gahses dadurch aus, dass sie grundlegende Fragen an Literatur stellt, die sie anhand von inhaltlichen, sprachlichen und konzeptionellen Überlegungen in ihrer Prosa zum Ausdruck bringt. „Sätze sind ein Mittel zum Sehen“², heißt es in „Wie geht es dem Text?“ und beschreibt damit einen Ansatz, mit dem sie visuelle Wahrnehmungen und Eindrücke ins Zentrum rückt und sie in Sprache zu ‚übersetzen‘ versucht.

Ihre Überlegungen sind zugleich auch von konkreten Fragen an Übersetzungsprozesse geprägt, die auf ihre Arbeit als literarische Übersetzerin deuten, durch die Zsuzsanna Gahse ebenfalls bekannt wurde:

Übersetzen ist ein gutes Wort, es gibt ein Bild. Und es gibt ein Bild auch von der Möglichkeit, dass jemand eine unbenannte Idee in die Benennung setzt, hinübersetzt. Er könnte die Idee auch hinüberlegen. Oder schieben. Sicher könnte er seine Gedanken auch in ein Wort hinüberwenden. Wenden. Zum Beispiel sagt man das auf Ungarisch so. Man wendet ein Wort in das andere. Wenn auf Ungarisch etwas gewendet wird, muss ich auf Deutsch übersetzen sagen, aber in Wirklichkeit haben die Ungarn das Bild vom Wenden oder Wälzen, Drehen. Sicher ist auch diese sprachliche Möglichkeit vorstellbar, aber das deutsche Bild unterscheidet sich zum Beispiel vom ungarischen.³

¹ Gahse, Zsuzsanna: *Wie geht es dem Text? Bamberger Vorlesungen*. Hamburg 1997. (Weitere Überlegungen zu ihrer Poetik finden sich auch in dem folgenden Band: Gahse, Zsuzsanna. *Erzählinseln: Reden Für Dresden* 2008. Dresden: 2009.)

² Ebd., S. 33.

Zwei Sprachen, zwei völlig verschiedene Bilder vom Begriff der Übersetzung: Gahse hebt hier hervor, dass Übersetzungsprozesse Abwandlungen und Erneuerungen von Bedeutungen zur Folge haben können, die den ursprünglichen Gehalt eines Wortes stark verändern können. Ihre Ausführungen regen dazu an, die Eigenheiten der an der Übersetzung beteiligten Sprachen in den Blick zu nehmen und das Ergebnis der Übersetzung infrage zu stellen.

Zugleich kann man die Aussage jedoch nicht bloß in Bezug auf die Inhaltsebene hin lesen, sondern auch ihre spezifische formale Gestaltung im Sinne einer ‚Übersetzung‘ verstehen. Stefana Sabin stellt Zsuzsanna Gahse als Autorin vor, deren Schreibprinzipien von Erfahrungen der Migration, Zweisprachigkeit und Bikulturalität geprägt wurden. Sie beschreibt sie als Autorin, die mit

der akribischen Genauigkeit der Nichtmuttersprachlerin [...] das Deutsche [seziert]. Sie entstaubt banale Redewendungen, erkennt verborgene Zusammenhänge, legt verschüttete Bedeutungen bloß. Dabei bleibt Gahse dem Realismus verhaftet, einem Realismus freilich, der sich nicht als Abbild der realen Welt versteht, sondern sich als eine andere Realität behaupten will.⁴

So ‚entstaubt‘ bzw. erkundet Zsuzsanna Gahse den Begriff des ‚Übersetzens‘ in dem oben zitierten Paragraf. Sie lenkt das Interesse des Lesers zunächst auf den Bildgehalt des Ausdrucks, d. h. die wortwörtlich verstandene Bewegung des ‚Hin-über-setzens‘. Sie verwendet das Verb im Sinne einer räumlich verstandene Passage bzw. Überquerung, so dass die buchstäbliche Bedeutung des Ausdrucks als transitorischer Akt in den Vordergrund treten kann. Ihre Überlegungen führen sie weiter zu assoziativen Sprachspielen mit dem Verb ‚übersetzen‘, die in den Ausdrücken ‚hinübersetzen‘, ‚hinüberlegen‘, ‚schieben‘ und ‚hinüberwenden‘ resultieren. Zugleich ergänzt sie die deutschen wortwörtlichen Konnotationen von ‚übersetzen‘ mit entsprechenden Begriffen aus dem Ungarischen, so dass das beschriebene Bedeutungsfeld noch einmal ergänzt und erweitert, aber zugleich auch in Bezug auf seine Zuverlässigkeit hinterfragt wird.

Bereits der zitierte Absatz verdeutlicht, dass es sich hier um eine Autorin handelt, deren Prosa sich einer simplen Einordnung entzieht und sich nicht immer mit gängigen Begriffen der Literaturwissenschaft fassen lässt: Vielmehr arbeitet sie mit ungewöhnlichen, kreativen, oft eigenwillig anmutenden Schreibprinzipien, die sich auf das ganze Spektrum der Textgestaltung beziehen können. Auf der Wortebene setzt sie sich, wie an der zitierten Passage deutlich wurde, mit den Konnotationen von Wörtern auseinander, die sie in Bezug auf ihre etymologischen

³ Ebd., S. 113f.

⁴ Sabin, Stefana: Zsuzsanna Gahse. In: Kritisches Lexikon zur deutschsprachigen Gegenwartsliteratur. Hg. von Heinz Ludwig Arnold. München 2008 (3), S. 4.

Ursprünge infrage stellt, reflektiert und in neue Zusammenhänge einordnet. Im Hinblick auf die Struktur wählt sie häufig eine Form des assoziativen Erzählens, das Möglichkeiten für die von ihr bevorzugten „sich abzweigenden Gedankengänge und für gedankliche Quereinschüsse“⁵ erlaubt und zugleich zu einem Spiel mit Rhythmus, Tempi und Tonfall führt. Sie widersetzt sich oft dem üblichen linearen Nacheinander und der kausalen Abfolge des Geschehens und verfolgt stattdessen eine „Kumulation des Parallelblicks“⁶, d. h. ein Nebeneinander der Darstellung, das an Strukturen aus der Bildenden Kunst – vor allem des Kubismus – erinnert.

Gemeinsam ist den daraus resultierenden Texten dabei, dass sie vielfältige Formen von Transfers bzw. des ‚Hin-über-setzens‘ auf der inhaltlichen wie der sprachlich-strukturellen Ebene beinhalten. So weisen ihre Erzählungen Motive des Unterwegsseins bzw. der Grenzüberschreitung auf. In ihren Texten finden sich immer wieder Figuren, die permanent in Bewegung sind. Gahse, die sich selbst als ‚Transmigrantin‘ bezeichnet⁷ – sie wurde in Ungarn geboren, floh 1956 nach dem Volksaufstand mit ihren Eltern nach Wien und lebte danach u. a. in Kassel, Stuttgart, Luzern, Überlingen und im thurgauischen Müllheim in der Schweiz – thematisiert Erfahrungen der Reise und der Migration.⁸ Dabei evozieren ihre Texte Gefühle eines permanenten Unterwegsseins, wobei Stillstand und zugleich Bewegung zum Ausdruck kommen.

Sabin wies daraufhin, dass bereits die Episoden in ihrem Debütband „Zero“ „von Liebe und von Einsamkeit, von Heimweh, Heimatlosigkeit und Heimatsuche [handeln].“⁹ Gleiches gilt für viele andere Figuren in den frühen Erzählstücken, wobei diese häufig als isoliert erscheinen und auf sich selbst bezogen bleiben. Es handelt sich in den Erzählungen um Protagonisten, die unterwegs sind, temporär an einem Ort wohnen oder sich von gewohnten Verhältnissen lösen. Ihre Geschichten enthalten dabei auch verallgemeinernde Züge, wie Sośnicka im Hinblick auf die Hauptfigur des „Kellnerromans“, einen Kellner namens Ferdinand, bemerkt:

⁵ Gahse: *Wie geht es dem Text?* (wie Anm. 1), S. 9.

⁶ Sośnicka, Dorota: *Den Rhythmus der Zeit einfangen. Erzählexperimente in der Deutschschweizer Gegenwartsliteratur unter besonderer Berücksichtigung der Werke von Otto F. Walter, Gerold Späth und Zsuzsanna Gahse.* Würzburg & Neumann 2008, S. 424.

⁷ Vgl. ebd., S. 419.

⁸ Vgl. Zimmer, David: *Ungarinnen im Exil. Drei Annäherungen.* In: *Arcadia. Zeitschrift für vergleichende Literaturwissenschaft* 42 (2007) H. 2, S. 385-396.

⁹ Sabin: *Zsuzsanna Gahse* (wie Anm. 4), S. 2. Vgl. auch: Zimmer: *Ungarinnen im Exil* (wie Anm. 8), S. 391.

Sein Gesicht, das sich aus verschiedenen, scheinbar nicht zueinander passenden Bereichen zusammensetzt, wird zu einem Allerwelts Gesicht, seine Lebensgeschichte, für die er sich von den anderen Geschichten ausborgt, wird zu jedermanns Geschichte, [...]. Ebenso wichtig scheint schließlich noch die Tatsache zu sein, dass Ferdinand nach jedem Umzug, von denen er schon viele erlebt hat, immer aufs Neue versucht, seine Sachen in Ordnung zu bringen, und dass dabei jeweils eine andere Ordnung entsteht.¹⁰

Wie Ferdinand erinnern viele von Gahses Figuren an Durchreisende, die nie wirklich an einem Ort ankommen. Sośnicka zeigt, dass die Themen ‚Reise‘ und ‚Bewegung‘ in Zsuzsanna Gahses Prosa auf der inhaltlichen Ebene vor allem in den späteren Erzählbänden in den Vordergrund treten.¹¹ So fällt es beispielweise auch den Hauptfiguren aus der autobiografisch gefärbten Erzählung ‚Nichts ist wie oder Rosa kehrt nicht zurück‘ (1999) schwer, sich an ein neues Land und eine neue Sprache zu gewöhnen. Die Erzählung handelt von einer Mutter-Tochter Beziehung. Gemeinsam fliehen sie nach dem Volksaufstand in Ungarn über die grüne Grenze nach Österreich, wo sie zunächst in Wien Unterkunft finden. Die Erzählung schildert den gescheiterten Versuch der Mutter, Rosa, in Wien anzukommen. Für Rosa, die sich nicht eingesteht, dass ihr die Flucht eine tiefe, innere Verletzung zugefügt hat, bleibt der Koffer der ‚Hauptwohnsitz‘.¹² Auch die Tochter, die als Erzählerin auftritt, bleibt eine Transmigrantin, deren Gegenwart und Vergangenheit mit Erinnerungen an Reisen und Unterwegssein gefüllt sind.

Auch ‚durch und durch‘ (2004) und ‚Instabile Texte‘ (2005) handeln von den Bewegungen der Protagonisten und Erfahrungen der Migration. Die Erzählerin von ‚durch und durch‘, die an einer Durchgangsstraße in Mülheim an der Thur lebt, berichtet von ihren Beobachtungen der Stadt und des Verkehrs. Die Beschreibung des Verkehrs auf der Straße, die als wichtigste Verbindung des Ost-Westverkehrs in der Schweiz gilt, repräsentiert für Zsuzsanna Gahse einen ‚Topos unserer Zeit‘, da wir – so die Autorin – ‚von einem Punkt zum anderen rasen, ohne diese wahrzunehmen. Dabei könnte man auch an diesen Außergewöhnlichen erleben.‘¹³

¹⁰ Sośnicka: Den Rhythmus der Zeit einfangen, (wie Anm. 6), S. 451.

¹¹ Vgl. Sośnicka, Dorota: On Crossing National and Linguistic Borders: Zsuzsanna Gahse's ‚Swiss European‘ Volume ‚Instabile Texte‘. In: Crossing Frontiers: Cultural Exchange and Conflict. Hg. von Barbara Burns und Joy Charnley. Amsterdam 2010, S. 243-263.

¹² Gahse, Zsuzsanna: Nichts ist wie oder Rosa kehrt nicht zurück. Roman. Hamburg 1999, S. 26.

¹³ Friedl, Armin. Ein Synonym für viele andere Orte (Interview mit Zsuzsanna Gahse). In: Stuttgarter Nachrichten, 17. Februar 2006.

Darüber hinaus stellt „Instabile Texte“ die Zugehörigkeit zu nationalen Identitäten und das Verständnis und die Beständigkeit von Grenzen in Europa in Frage. In dreizehn Erzählungen reflektiert die Autorin über Formen der Migration, Vergangenheit und Zukunft und Sprechen und Sprache.¹⁴ Ein Text des Bandes handelt beispielsweise von der „alten Dame“ Europa, die sie als Ansammlung verschiedener Kulturen und Nationen charakterisiert. Deutlich wird, dass sie ‚Europa‘ als instabiles Konzept versteht, das beständigen Veränderungen unterliegt. So bemerkt die „alte Dame“ in der Erzählung über sich selbst:

Anfangs war es nur ein kleines Gebiet im Osten Europas, das so hieß wie ich, und die Bezeichnung dehnte sich immer weiter nach Westen aus, in den Sonnenuntergang [...]. Zu Beginn war das nicht so, hingegen bedeutet mein Name, Ereb, freundlich kaschiert: Sonnenuntergang, der Abend legt sich aufs Land. Genauer heißt dieses Wort jedoch Dunkelheit. [...] drüben auf dem nächsten Kontinent sprechen sie meine Sprachen, Amerika gehört längst mir, und ich gehe weiter westwärts, über das nächste Weltmeer, [...] und werde schließlich dort landen, wo ich herkomme.¹⁵

Sośnicka bemerkt jedoch auch, dass für diese Texte nicht nur die inhaltlich dargestellte Bewegung im Sinne von Wanderung, Transit oder Veränderung von Grenzen eine Rolle spielt. Sie macht am Beispiel von „Instabile Texte“ darauf aufmerksam, dass Gahse Bewegung gerade auch auf der sprachlich-strukturellen Ebene abbildet:

[...] ‚instability‘ seems at first to be presented through travel, through the constant change in location, through migration across Switzerland. However, at the same time it is the movement of thoughts and the ambiguity of language which bring about the real instability of the texts.¹⁶

Mit dieser Aussage verweist Sośnicka auf einen zentralen Aspekt in Zsuzsanna Gahses Poetologie. Fragt man sich, wie genau Zsuzsanna Gahse unterschiedliche Formen von Bewegung auf der Ebene der Sprache zum Ausdruck bringt, bieten die frühen Erzählbände Ansatzpunkte. In diesen entwickelte sie grundlegende Erzählweisen, die auch in späteren Texten zur Anwendung kamen. Eine Rolle spielte dabei, dass Zsuzsanna Gahse als Künstlerin mit Doppelbegabungen zu verstehen ist. Ihr literarisches Werk zeichnet aus, dass sie sich gleichermaßen zur Bildenden Kunst wie zur Literatur hingezogen fühlt. Ebenso ist von Bedeutung, dass sich Gahse – gleichzeitig mit ihrer Arbeit als Schriftstellerin – als literarische

¹⁴ Vgl. Sośnicka: *On Crossing National and Linguistic Borders* (wie Anm. 11), S. 252.

¹⁵ Gahse, Zsuzsanna. *Instabile Texte: zu zweit*. Wien 2005, S. 14.

¹⁶ Sośnicka: *On Crossing National and Linguistic Borders* (wie Anm. 11), S. 250.

Übersetzerin etablierte und sich infolgedessen mit Transferprozessen zwischen der deutschen und ungarischen Sprache intensiv auseinander setzte.

Zwischen Literatur und Bildender Kunst: Zsuzsanna Gahses frühe Poetologie

Zsuzsanna Gahses Texte, die durch ihre Offenheit ihre Leser herausfordern, Rätsel aufgeben, mit ungewöhnlichen Formulierungen und Sprachwitz überraschen und zum Weiterdenken anregen, charakterisierte Gerd Ueding als Weiterentwicklung von Ideen der europäischen Avantgarde.¹⁷ Er hob bei seinen Ausführungen über ihr Werk hervor, dass Zsuzsanna Gahses Aneignung der deutschen Sprache als Zweitsprache sich als günstige Basis für ihre experimentelle Poesie erwies, da sie „die so exotisch klingenden Wörter nicht nur an der Wirklichkeit erprobte, sondern, wie es die Art von Kindern ist, sie selber zu Gegenständen eines Spiels und durchaus mutwilliger, fließender, die Sprachkonventionen missachtender Zusammenstellungen machte.“¹⁸

Gahse begegnete der deutschen Sprache relativ spät: Die 1946 in Budapest geborene Autorin eignete sich die deutsche Sprache erst nach der Flucht ihrer Familie aus Ungarn an. Die Familie zog zunächst nach Wien, dann nach Kassel, wo Zsuzsanna Gahse das Abitur ablegte. In dieser Zeit entfernte sie sich mehr und mehr von ihrer ungarischen Muttersprache, wie Sabin konstatierte.¹⁹ Ab 1969 veröffentlichte sie erste literarische Texte auf Deutsch. Eine Annäherung an das Ungarische stellte sich jedoch ab Mitte der 1970er Jahre wieder ein. In dieser Zeit begann sie – u. a. auf Anregung von Helmut Heißenbüttel hin – ungarische Literatur ins Deutsche zu übersetzen.²⁰ Erste Rezensionen über längere Erzählungen von Zsuzsanna Gahse stammen auch aus dieser Zeit: Ein Artikel der „Stuttgarter Nachrichten“ aus dem Jahr 1978 berichtet über eine Lesung der Autorin, bei der sie 14 kurze Prosastücke vortrug, „in denen sie menschliche Grundsituationen (Angst, Spannung des Wartens, Nicht-mehr-weiter-Können) auf den Zahn fühlt und in eine knappe sprachliche Form umsetzt.“²¹ Teile dieser Arbeiten stellte sie als Buch zusammen, das im Jahr 1983 unter dem Titel „Zero“

¹⁷ Vgl. Ueding, Gert: Mehr Distanz zu den Karotten! An der Spitze der europäischen Avantgarde: Porträt der Schriftstellerin Zsuzsanna Gahse. In: Die Welt, 14. Dezember 1991.

¹⁸ Ebd.

¹⁹ Sabin: Zsuzsanna Gahse (wie Anm. 4), S. 1.

²⁰ Ebd.

²¹ Anonym: Zsuzsanna Gahse liest Kurzprosa. Erstes Literaten-Bistro in der Galerie Werkstatt. In: Stuttgarter Nachrichten, 2. Juni 1978.

im Paul List Verlag erschien. Sie verzichtet in den Erzählungen darauf, die Ereignisse genau zu beschreiben, sondern beschränkt sich auf eine skizzenhafte Darstellung der Figuren und Handlungsabläufe, für die sie Elemente der Lyrik und der Prosa verwendet. Oft schwankt ihre Erzählweise zwischen Deskription und Narration, so dass sich Effekte des Stillstandes mit denen der Bewegung abwechseln. Für „Zero“ wurde sie mit dem „Aspekte Literatur-Preis des ZDF“ ausgezeichnet.

Auf „Zero“ folgte die Erzählung „Berganza“ (1984), in der die Autorin – wie Cervantes und E.T.A. Hoffmann schon vor ihr – Geschichten, Beobachtungen und Reflexionen aus der Sicht des sprechenden Hundes Berganza wiedergibt. In „Berganza“ verfolgte Gahse – im Gegensatz zu den vorgestellten Texten in „Zero“ – das Prinzip einer stringenten Handlung. Diese ergibt sich durch die Aussagen einer Ich-Erzählerin, die dem streunenden Hund an einer Tankstelle begegnet und bei sich aufnimmt. Der sprechende Hund unterbricht die Ich-Erzählung jedoch immer wieder mit eigenen Geschichten. Seine Beobachtungen haben oft nur die Form von Fragmenten. „Skizzen, mehr steht keiner Geschichte zu“, heißt es von Berganza programmatisch zu dieser Form der Darstellung. Damit wiederholt Gahse auf der Ebene der Berganza-Handlung die Erzählweise, die man schon in „Zero“ beobachten konnte.

Skizzenhaft bleiben auch die vorgestellten Figuren in ihrer nächsten Erzählung, die 1986 unter dem Titel „Abendgesellschaft“ erschien. In dieser porträtiert sie eine Vielzahl von Personen, die anlässlich einer Dichterlesung zusammentreffen. Die Texte bestehen aus bruchstückhaft bleibenden Teilen innerer Monologe, die als Ganzes eine Art Gespräch im Sinne einer Abendgesellschaft ergeben. Im Vordergrund steht jedoch die Vereinzelung und Isolation der beteiligten Figuren, die nie wirklich ins Gespräch miteinander kommen. „Abendgesellschaft“ schwankt dabei nicht nur zwischen Lyrik und Prosa, sondern enthält aufgrund der Hervorhebung der Monologe auch dramatische Strukturen. Feldkamp bemerkte dazu: „Zsuzsanna Gahses Prosa gehört, wie mir scheint, ins auditorische Genre. Dass man ‚Abendgesellschaft‘ als Hörspiel gut inszenieren könnte, legen die Lyrizität dieser Prosa und das Schwanken der Stimmen zwischen Phrase und Concetto nahe.“²² „Abendgesellschaft“ – wie auch die vorhergehenden Erzählbände – zeichnet aus, dass das Buch sich einer eindeutigen Gattungszuordnung entzieht. Wie erwähnt, kombiniert Zsuzsanna Gahse Elemente der Lyrik, der Epik und des Dramas. Die Schriftstellerin nennt ihre Texte einfach Prosa, die sie zwischen den Gattungen verortet:

²² Feldkamp, Heiner: Reden will ich nur von mir. Zsuzsanna Gahses neue Prosa. In: Stuttgarter Nachrichten, 7. Februar 1987.

Was ich seit Anfang an vorhatte, ist eine Sprache, die zwischen erzählerischer Prosa und dem Gedicht steht. Eine Erzählweise, in der einzelne Sätze wichtig oder bemerkenswert sind, die andererseits auch eine Geschichte hergeben. Denn Geschichten sind durchaus interessant, und ich freue mich, wenn die Leser die Geschichten wahrnehmen.²³

An anderer Stelle spricht sie von einem ‚Zwischenraum‘, in dem sie sich mit ihren Texten eingerichtet habe.²⁴ Auch die folgenden Erzählbände wie „Liedrige Stücke“ (1987), „Stadt, Land, Fluss“ (1988), „Einfach Eben Edenkoben“ (1990), „Hundertundein Stilleben“ (1991) und „Essig und Öl“ (1992) gehören diesem Zwischenraum an. Nach Sabin neigt ihre Prosa mal mehr zu der lyrischen, mal mehr zu der epischen Seite.²⁵

Gemeinsam ist den verschiedenen Prosabänden jedoch, dass Gahse in ihnen eine Erzählweise anstrebt, in der die Wahrnehmung ihrer Umwelt und die Frage nach der Übersetzbarkeit der unterschiedlichen sinnlichen Eindrücke in den Vordergrund treten. Ins Zentrum ihrer Darstellungen rückt sie audiovisuelle Wahrnehmungen und Eindrücke, die sie auf verschiedenen Ebenen erkundet. „Literatur ist Hinschauen. Hinhören. Hindenken. Sich Hininteressieren. Zu beobachten ist schön. [...]“ bemerkte sie in einem Interview zu „Essig und Öl“.²⁶ Mit dieser komprimierten, sehr dichten Reihung von Verben, die sie spielerisch mit dem Präfix ‚hin‘ kombiniert, bringt sie ihre Grunddispositionen des Schreibens anschaulich zum Ausdruck. Daraus lässt sich der Versuch ablesen, visuelle und lautliche Eindrücke in Sprache zu erfassen und diese – zusammen mit eigenen Überlegungen – neu zu formulieren. Dass sich Gahse für den Laut und den Klang einzelner Wörter interessiert und diese in ihrer Prosa zu fassen versucht, legen auch Äußerungen in „Wie geht es dem Text?“ nahe: „Mit allen Lauten, Selbstlauten, Mitlauten will sich etwas mitteilen, und in der Mitteilung ist die Sprache Musik, sie ist nicht wie Musik, sondern ein Teil von möglicher Musik.“²⁷ Der bewusste Umgang mit bestimmten Buchstaben und deren Klängen zeichnet ihr Schreiben aus, wie beispielsweise der Text „Bonn“ veranschaulicht, den sie in „Passepartout“ (1994) veröffentlichte und auf den sie in einer verkürzten Version in „Wie geht es dem Text?“ hinwies:

²³ Vgl. Gahse, Zsuzsanna: Instabilität. In: <http://www.zsuzsannagahse.ch> (Stand: 2. März 2012).

²⁴ Vgl. Sabin: Zsuzsanna Gahse (wie Anm. 4), S. 4.

²⁵ Ebd.

²⁶ Wegner, Sascha B.: Ein Buch bestimmt seinen Verlauf. Ein Gespräch mit der Autorin Zsuzsanna Gahse anlässlich ihres Buches „Essig und Öl“. In: Esslinger Zeitung, 27./28. Februar 1993.

²⁷ Gahse: Wie geht es dem Text? (wie Anm. 1), S. 85.

Meine Damen und Herren, es ist achtzehn Uhr, Sie hören Nachrichten. Zunächst die Übersicht. Bonn.

Beim Gongschlag war es zwanzig Uhr, hier die Tagesnachrichten: Bonn. Bonn! Bonn. Wir schalten um nach Bonn. Wir schalten jetzt um zu unserem Korrespondenten in Bonn. Bonn. Hören Sie mich, Bonn? Wir schalten um nach Bonn. Bald. Wir schalten bald um nach Bonn. [...]

Eine Bonbe in Bonn. Eine Bonbe in Bomm. Bombe. In Bonn eine Bombe, Bonbe. Bomm! Bomm. Bonn. [...]

Und nun nach Bonn. Bonn. Bonn sei Bonn. Bonn sei Bonn. Bonn sei, Bonsai. Bonn wird verkleinert. Bonn wird kleiner: Ganz kleines, süßes Bonn.²⁸

Dieser kurze Absatz exemplifiziert, wie Gahse mit Textformen – in diesem Fall die Kurznachricht – und deren sprachlicher Gestaltung spielt. Im Verlauf des Textes verfremdet sie den zentralen Begriff ‚Bonn‘ derart, dass sich eine Fülle von amüsanten Assoziationen und Anspielungen ergibt. Sie experimentiert auf der Ebene der Laute und Phoneme mit den einzelnen Wortbestandteilen und erzeugt durch die ungewohnten Anordnungen einerseits Klangeffekte, andererseits aber auch völlig neue, manchmal bis ans Absurde grenzende Sinnzusammenhänge. „Bonn“ bildet im Werk Gahses keinen Einzelfall, sondern ihr Spiel mit dem Ton, Buchstabenformationen, Neologismen und Wiederholungen ist typisch für ihre Schreibweise. Sie erinnert zugleich an eine andere Autorin, die Zsuzsanna Gahse nach eigenen Aussagen stark beeinflusste. Gemeint ist hier Gertrude Stein, auf die sie in verschiedenen Zusammenhängen zurückkommt: „Oft geht ihr ein Satz von Gertrude Stein im Kopf herum: ‚Nichts ist so leicht fertig.‘ Diesen Satz variiert sie gelegentlich für sich: ‚Was die Stein angefangen, ist nicht so leicht fertig.‘ Der Steinsche Rhythmus ist es, den sie ausbauen will.“²⁹

Zsuzsanna Gahses erste Beschäftigung mit Gertrude Steins Prosa lässt sich sehr genau auf den Zeitraum von 1989-1990 datieren. In dieser Zeit hielt sie sich aufgrund eines Literaturstipendiums in der Stadt „Edenkoben“ in Rheinland-Pfalz auf. Innerhalb dieses Jahres entdeckte sie die einfachen Wort- und Satzstrukturen Gertrude Steins, die sie in dem Erzählband „Einfach Eben Edenkoben“ (1990) anwandte. „In Edenkoben wollte ich versuchen, an die Grenzen meiner Literatur zu kommen, um festzustellen, wie dieses leichte, dieses einfache Schreiben, das Beschreiben von Banalitäten geht.“³⁰ Sie ist jedoch weniger als Epigonin zu

²⁸ Ebd., S. 58.

²⁹ Matt, Beatrice: Ich und mich. Zu Besuch bei Zsuzsanna Gahse. In: Neue Zürcher Zeitung, 16. September 1997.

³⁰ Neffgen, Michaela: Interview mit Zsuzsanna Gahse. In: Zsuzsanna Gahses Gertrude Stein. Von der Zuwendung zum Weiterschreiben. Diplomarbeit. Vorgelegt im Studiengang Germanistik in der Fakultät Sprach- und Literaturwissenschaft an der Otto-Friedrich Universität Bamberg im Wintersemester 1997/1998. (Interview im Anhang).

verstehen, sondern sie nutzte Steins Texte, um eigene Schreibprinzipien zu entwickeln. Berührungspunkte der Autorinnen liegen darin, dass der sprachlichen Gestaltung visueller Eindrücke eine zentrale Funktion zukommt.³¹ Dass vor allem das ‚Hinschauen‘, das ‚Sehen‘, das ‚Betrachten‘ oder das ‚genaue Beobachten‘ für die Autorin Zsuzsanna Gahse von Bedeutung ist, wird schon in frühen Erzählbänden wie „Zero“ deutlich. Dessen Texte sind u. a. als ‚Stilleben‘, ‚Porträts‘ und ‚Selbstbildnisse‘ gekennzeichnet, die von statischen, deskriptiven Passagen geprägt sind. In diesen – wie in ihrer späteren Prosa – verwendet sie eine Erzählperspektive, die sich ausschließlich auf das Äußere der beschriebenen Gegenstände und Personen bezieht. Auf einen psychologisch-deutenden Blick, der die Innenwelt der dargestellten Personen erkunden könnte, verzichtet sie bewusst und beschränkt sich auf ein ‚Draufblicken‘:

Sie, die Psychologie, ist höchst spannend, und es ist interessant, was sie in diesem ausgehenden Jahrhundert auch in der Literatur bewirkt und welche Anregungen sie aus der Literatur geschöpft hat. Zuletzt allerdings ist sie mit ihrer allzu selbstsicheren Innenschau sogar in die Serienkrimis im Fernsehen eingezogen, ist ein Patentrezept geworden, und gegen diese automatische Innenschau richtet sich das Draufblicken ebenfalls.³²

Gahse verbindet dieses ‚Draufblicken‘ mit Erzählweisen, deren Terminologie sie an die Fotografie bzw. der Kinematografie anlehnt und auf einen bestimmten Umgang mit den gewonnenen Eindrücken schließen lässt. „Zum Zuschauen gehören auch Techniken. Das Heranzoomen, der Weitwinkel, die Zeitlupe und der Zeitraffer zum Beispiel. Das zu Betrachtende kann man zunächst einmal von der Seite her sehen, und zwar von jeder Seite.“³³ Ein Beispiel für diese Erzählweise bietet „Hundertundein Stilleben“ (1991). Der Erzählband, der die Relation von Sehen und Sprache thematisiert, spielt mit seinem Titel auf die arabische

³¹ Stein verweist beispielsweise in „Composition as Explanation“ auf die Bedeutung visueller Eindrücke und eines Schauen-Sehens, die sie als Grundlage literarischer Texte versteht. Da sich die Art des Sehens in jeder Generation ändert, gestaltet sich auch die Komposition der Texte nach Stein jeweils neu. Vgl. „The only thing that is different from one time to another is what is seen and what is seen depends upon how everybody is doing everything. This makes the thing we are looking at very different and this makes what those describe it make of it, it makes a composition, it confuses, it shows, it is, it looks, it likes it as it is, and this makes what is seen as it is seen. Nothing changes from generation to generation except the thing seen and that makes a composition.“ (Stein, Gertrude: *Composition as Explanation*. In: *What Are Masterpieces*. New York 1970, S. 26.)

³² Gahse: *Wie geht es dem Text?* (wie Anm. 1), S. 31.

³³ Ebd., S. 30.

Märchensammlung „1001 Nacht“ an, wie er auch eine Verbindung zur Bildenden Kunst herstellt. Mit mehr als 101 kurzen Texten, die Stilleben beschreiben, versucht die Autorin, einzelne Momente darstellbar zu machen. Für den Leser entsteht dadurch der Eindruck, kleine Szenerien im Sinne von Tableaus zu betrachten, die nach kurzer Zeit von neuen Eindrücken abgelöst werden. Auf diese Weise gelingt es ihr, das Gesehene in Sprache erneut abzubilden und die Dinge, Stimmungen und Augenblicke für den Leser zu vergegenwärtigen. Ihr Interesse an der sprachlichen Umsetzung visueller Eindrücke tritt auch in anderen Texten in den Vordergrund. Diese weisen eine Auseinandersetzung mit Techniken aus der Bildenden Kunst auf, die die Schriftstellerin in sprachliche Strukturen ‚übersetzt‘. „Essig und Öl“ (1993) und „Passepartout“ (1994) enthalten beispielsweise neben den eigentlichen Texten auch Faksimiles handschriftlicher Notizen („Passepartout“) oder Grafiken („Essig und Öl“), die eine zweite Ebene eröffnen und zur Visualisierung des Schreib- und Rezeptionsprozesses beitragen. Darüber hinaus spielt sie im „Kellnerroman“ (1996) auf der Ebene der gesamten Textgestaltung mit Strukturen aus der Bildenden Kunst. Diese Erzählung besteht aus einem kurzen Hauptteil, der mit einer hohen Anzahl von Fußnoten versehen ist, die ihrerseits weitere Anmerkungen enthalten. Dieser Aufbau erlaubt es dem Leser, die Textabschnitte in beliebiger Reihenfolge zu lesen. Die Struktur erinnert an die Komposition kubistischer Bilder, die mit der Aufhebung der Zentralperspektive operieren und dadurch unterschiedliche Perspektiven auf das Dargestellte zulassen. So kann sich auch der Leser des „Kellnerromans“ auf einzelne Passagen konzentrieren, diese beliebig rezipieren und den Roman darüber hinaus selbst weiterdenken. Ihre Experimente mit Elementen und Techniken der Bildenden Kunst gehen dabei so weit, dass sich manche ihrer Werke als direkte Übergänge zur Bildenden Kunst darstellen oder sich eher im Sinne von Installationen verstehen lassen. Beispielsweise setzte sie 1992 in Berlin eine Performance mit Christoph Rütimann um. Während die Autorin den Text „Essig und Öl“ (1992) vortrug, zeigte der Künstler Diaprojektionen, bei denen Punkte, Pfeile, Schriftbilder und Farbrechtecke zu sehen waren.³⁴ Ein anderes Projekt, das sie ebenfalls mit Christoph Rütimann durchführte, beschäftigte sich mit der Dichterin Annette von Droste-Hülshoff. Unter dem Titel „Ansicht-Vorsicht-Durchsicht-Halt“ wurde 70 Minuten lang anlässlich des 200. Geburtstags der Dichterin in Münster ein Text vorgetragen und Dias projiziert, die von den Zeilen „An des Balkones Gitter lehnte ich/ Und wartete, du mildes Licht, auf dich“ aus Droste-Hülshoffs Gedicht „Mondesaufgang“ (1846) angeregt worden waren. Die Passagen drehten sich dabei darum, Verben wie ‚Lehnen‘ und ‚Vorlehnen‘,

³⁴ Vgl. Bienert, Michael: Angekommen, mit dem Prinzen. Zsuzsanna Gahse las in der LiteraturWERKstatt am Majakowskiring. In: Die Tageszeitung, 20. Juni 1992.

‚Stürzen‘ und Substantive wie ‚Sturzgefahr‘, ‚Höhenflug‘ und ‚Höhenlust‘ laut-malerisch und visuell vorzustellen.³⁵

Machen die Texte so einerseits visuelle Wahrnehmungen sichtbar, die sich auf einzelne Zeitpunkte beziehen, bildet die Autorin jedoch auch längere Zeitverläufe per Sprache ab. Diese ergeben sich aus dem Nebeneinander der beschriebenen Momente. So steht in ihren Texten die Darstellung von Bewegung in Zeit und Raum im Vordergrund, die sie auf der Ebene der Wortbedeutung, im Hinblick auf Satzverbindungen und mit Bezug auf die gesamte Struktur erkundet. Beispielsweise heißt es über den Zusammenhang von Wörtern und Bewegung:

Sinnen hieß früher unterwegs sein, und die mitsinnende, mitlaufende Gefolgschaft war das Gesinde. Bei anderen Wörtern wurde ich ebenfalls schnell auf Wege und Pfade zurückgeworfen. Lernen zum Beispiel. Ich hätte gerne gesagt, es sei lebensnäher, etwas zu erfahren, als zu lernen, dann las ich, dass lernen mit der Leiste zusammenhängt, die Leiste wiederum heißt Spur, so ist es nun einmal, kurz gesagt bedeutet Lernen auf der Spur sein, aufspüren, was ich auch tun will, alles liegt räumlich vor mir. [...]

Nachdem ich einmal auf die Wege, Fährten und Pfade aufmerksam wurde, führten sie mich weiter, und allmählich fand ich, dass beinahe in jedem Wort etwas von Bewegung zu hören sei. In beinahe jedem Wort steckt ursprünglich Bewegung.³⁶

Dem Aspekt der Bewegung, dem die Schriftstellerin hier auf der Ebene der Semantik nachgeht, interessiert sie auch im Hinblick auf Präpositionen. Sie betont in diesem Zusammenhang die richtungsweisende Qualität der Präpositionen, die es zulassen, bestimmte Relationen im Raum auszudrücken und damit den Raum beschreib- und in diesem Sinne auch beschreitbar zu machen. Mit diesen Mitteln möchte sie das, was sie beobachtet, im Text umsetzen: „Wie ich etwas anhand von Sprache hinstellen kann und mir dann vorstellen kann. [...], und die beste Unterstützung geben die Wo-Wörter und die Wohin-Wörter, sie orientieren am leichtesten.“³⁷ Diese Experimente mit sprachlichen Strukturen veranschaulichen, wie Zsuzsanna Gahse Bewegungen, die sich auf zeitliche und räumliche Relationen beziehen, in ihrer Prosa zum Ausdruck bringt. Ähnliche Experimente finden sich auch auf der Ebene der gesamten Struktur der Erzählungstücke. Sośnicka beschrieb Gahses Prosa im Sinne Petersens als ‚Roman-Texturen‘, die als ‚Gegen-Roman‘ verstanden werden können.³⁸ Sie bestehen aus unterschiedlichen Textblöcken, die selten in direktem Bezug miteinander stehen und kein

³⁵ [sh]: Die Droste aus ihrer Zeit gerissen. Aufführung stiftete viel Verwirrung. In: Westfälische Nachrichten, 23. Mai 1997.

³⁶ Gahse: Wie geht es dem Text? (wie Anm. 1), S. 98.

³⁷ Ebd., S. 101.

³⁸ Vgl. Sośnicka: Den Rhythmus der Zeit einfangen (wie Anm. 6), S. 445.

kohärentes Ensemble bilden.³⁹ Diese Struktur von Gahses Prosa geht auf ihren Versuch zurück, assoziative Gedankengänge abzubilden. Die Verzweigungen innerhalb der textuellen Struktur, die sich daraus ergeben, vergleicht sie in „Wie geht es dem Text?“ mit dem Labyrinth des Minotaurus auf Kreta.⁴⁰ Der Leser folgt in ihren Prosastücken – ähnlich wie Theseus dem roten Faden der Ariadne – dem Verlauf der Sätze. Der „Kellnerroman“ bildet beispielsweise eine labyrinthische Anordnung der Textblöcke durch seine Konzeption als ‚Fußnotenroman‘ ab. Der Leser kann die Abfolge der Absätze selbst bestimmen, indem er die Fußnoten in eine eigene Anordnung bringt. Dadurch bleibt der „Kellnerroman“ ‚beweglich‘.

Die Sätze in Gahses Prosa führen jedoch nicht immer aus dem Labyrinth, da sie oft unvermittelt beginnen oder abbrechen und neue ‚Quergedanken‘ aufnehmen. Vielmehr fordert Gahse ihre Leser auf, das Beschriebene selbst weiterzudenken. So heißt es in einem Interview zu „Essig und Öl“ (1993):

Das Buch soll weitergehen, vom eigenen Gedanken zu dem Gedanken von einem anderen. Und das Gedicht, das in dem Buch immer wieder zitiert, oder besser: hineingebrochen wird, kann dann selbstständig dastehen und damit endet es gar nicht. Es könnte von vielen Leuten weitergeschrieben werden. Ein Text soll öfter gelesen werden, damit sich die Sätze verselbständigen können, indem sie durch das Lesen allmählich in den Kopf dringen. Wie bei einem Gedicht. Man kann sich nicht Besseres antun, als es oft zu lesen.⁴¹

Die Offenheit von Gahses Prosa kann so eine Form des ‚Weitergehens‘ in den Köpfen der Leser erzeugen, und damit neue Gedanken in Bewegung setzen. Gahse selbst bezeichnet diese Form der Textgestaltung, die weniger mit festgeschriebenen Geschichten, sondern vor allem mit impressionistisch dargestellten Wahrnehmungen und Andeutungen arbeitet, als ‚instabil‘:

Erzählen ist Zusammenzählen, und die zu erzählenden Teile können immer neu gezählt werden, jedes Mal wird sich eine andere Zahl ergeben (wobei der sprachliche Zusammenhang zwischen Erzählung und den Zahlen nicht nur auf Deutsch besteht) und weil also alles zu Berichtende im Raum steht und von unterschiedlichen Seiten betrachtet werden kann, ist alles zu Berichtende instabil.⁴²

³⁹ Vgl. Petersen, Jürgen: *Erzählsysteme. Eine Poetik epischer Texte*. Stuttgart 1993, S. 139.

⁴⁰ Gahse: *Wie geht es dem Text?* (wie Anm. 1), S. 10 ff.

⁴¹ Wegner: *Ein Buch bestimmt seinen Verlauf* (wie Anm. 26)

⁴² Gahse: *Wie geht es dem Text?* (wie Anm. 1), S. 29.

Mit Hilfe dieser Überlegungen wird es der Autorin möglich, Bewegungen im Raum mit Hilfe der Sprache sichtbar zu machen. Der Prozess dieser Bewegung ist das (Er-)zählen, das sich an die Methode Gertrude Steins anlehnt. Das ‚Zählen‘ bezieht sich auf ihr Vorgehen, das lineare chronologische Nacheinander des Textes aufzugeben. Stattdessen ordnet sie Textblöcke nebeneinander an, so dass sich Erzählen im Sinne einer Addition ergibt. Zsuzsanna Gahses Prosa eröffnet somit Perspektiven auf Formen der Bewegung und des Unterwegsseins, die sie mittels eigener Schreibprinzipien und spezifischer Themen erkundet. Gahse erweist sich dabei als Künstlerin mit unterschiedlichen Begabungen. In ihren experimentellen Prosastücken verwendet sie sprachliche und strukturelle Elemente, die Transferprozesse zwischen den Kunstformen veranschaulichen. Darüber hinaus finden sich in den Erzählungen auch Hinweise darauf, dass ihre Tätigkeit als Übersetzerin, die ab Beginn der 1980er Jahre einsetzte, zur Entwicklung ihrer experimentellen Prosa beitrug.

Erste Übersetzungen stammen aus den frühen 1980er Jahren: 1983 erschien zum Beispiel Péter Esterházy's Roman „Fuhrleute“ in der Übersetzung von Zsuzsanna Gahse. Darauf folgte ihre Übersetzung des „Pferderomans“ von Miklós Mészöly, der 1986 in den „Akzenten“ erschien. Hinzu kamen weitere Werke von Esterházy, die Zsuzsanna Gahse ins Deutsche übertrug: 1986 übersetzte sie beispielsweise für die „Neue Rundschau“ die Erzählung „Der ausgestopfte Schwan“ und 1987 erschien „Kleine ungarische Pornografie.“ Diese Arbeiten markieren bloß den Beginn einer umfassenden Übersetzungstätigkeit, die darin resultierte, dass ihr beispielsweise Dorota Sośnicka und René Kegelmann die Rolle einer ‚literarischen Botschafterin‘ Ungarns zusprachen.⁴³

Gahses literarische Tätigkeit ist somit von einer doppelten Perspektive, die sich durch ihre Zweisprachigkeit und Bikulturalität ergibt, geprägt: Einerseits gilt sie heute als anerkannte literarische Übersetzerin, die einen Anteil am gelungenen Kulturtransfer zwischen Ungarn und den deutschsprachigen Ländern hat. Andererseits etablierte sie sich als experimentelle Schriftstellerin, deren Themen und Sprache um Formen der Grenzüberschreitungen kreisen. Die Auszeichnungen, die Gahse für ihr Werk erhielt, spiegeln ihre unterschiedlichen Tätigkeiten: Als Autorin erhielt sie u. a. den erwähnten „Aspekte Literatur-Preis des ZDF“ (1983), den „Literaturpreis der Stadt Stuttgart“ (1990), den „Preis der Stadt Zug“

⁴³ Vgl. Sośnicka: Den Rhythmus der Zeit einfangen (wie Anm. 6), S. 419; Kegelmann, René: Übersetzung als Kulturtransfer und Grenzüberschreitung. Zur Rolle heutiger Übersetzer aus dem Ungarischen ins Deutsche. In: Cross Cultural Communication. Deutsch im interkulturellen Begegnungsraum Ostmitteleuropa. Hg. von Ernest W.B. Hess-Lüttich. Frankfurt a. M. 2010, S. 289-301. Kegelmann versteht die Rolle Gahses und anderer deutsch-ungarischer Übersetzerinnen als „wichtige Vermittlungs- und Türöffnerfunktion für die ungarische Literatur“ auf dem deutschen Buchmarkt (S. 290).

[Stadtbeobachterin] (1993), den „Bodenseepreis der Stadt Überlingen“ (2004) und den „Thurgauer Kulturpreis“ (2010). Für ihre Übersetzungen wurde sie mit dem „Tibor-Déry-Preis“ (1999) und dem „Johann-Heinrich-Voß-Preis für Übersetzung“ (2010) ausgezeichnet. Der angesehenere „Adelbert-von-Chamisso-Preis“, den Gahse 2006 erhielt, verweist auf die doppelte Perspektive, von der ihr Werk geprägt ist. Dieser Preis wird an Autoren vergeben, die auf Deutsch schreiben, aber eine andere Erstsprache haben. Mit Gahses Aufnahme in die „Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung“ im Jahr 2011 wurden ihr bisheriges Gesamtwerk und ihre Verdienste um die Vertretung und Förderung der deutschen Sprache gewürdigt. Dass für Zsuzsanna Gahse das Zusammenspiel ihrer verschiedenen literarischen Tätigkeiten von grundlegender Bedeutung ist, veranschaulicht die Erzählung „Übersetzt – Eine Entzweigung“ (1993).⁴⁴ Einige biografische Ähnlichkeiten mit der Hauptfigur wie auch der Umstand, dass auf den eigentlichen Textteil Porträtfotografien Gahses von Renate von Mangold folgen, legen die Annahme nahe, dass Gahse mit „Übersetzt“ eine Form des literarischen Selbstporträts vorlegte, das metaliterarische Anteile hat. Schon der vollständige Titel des Erzählbandes „Übersetzt: Eine Entzweigung“ verweist auf einen tief greifenden Zwiespalt, den eine ungarisch-deutsche Ich-Erzählerin auf verschiedenen Ebenen erlebt. Die Erzählerin schildert zu Beginn, dass sie die Arbeit als Übersetzerin erschöpft und sie die Tatsache frustriert, dass ihr für ihre eigenen Arbeiten nur wenige Tage im Monat Zeit bleiben. Sie verdient ihren Lebensunterhalt damit, literarische Texte ungarischer Autoren ins Deutsche zu übersetzen. Dabei versteht sie die Übersetzungsarbeit jedoch nicht nur als Verdienstmöglichkeit, sondern sie unterstützt ungarische Autoren in Deutschland damit, dass sie ihre Werke teilweise kostenlos oder zu sehr niedrigen Preisen übersetzt. Gleichzeitig arbeitet sie an ihren eigenen literarischen Projekten. Sie erlebt jedoch, dass ihr Versuch, eine Geschichte über die Auswirkungen einer Kehlkopferkrankung auf einen Freund namens Michael zu schreiben, permanent durch die Übersetzungsarbeit, die sie als ‚Fremdarbeit‘ bezeichnet, gestört wird. Zugleich führen die Unterbrechungen und Verzögerungen dazu, dass sich ungewollte Veränderungen ergeben und die Stringenz der Erzählung leidet. Eine starke Beeinträchtigung des eigenen literarischen Schaffens erlebt sie auch dadurch, dass sie die Beschäftigung mit den Erzählweisen und der Sprache eines anderen Autors als Distanzierung von ihrem eigenen Werk empfindet. So beschreibt sie, dass sie den Abschluss eines vergangenen Übersetzungsprojekts als Möglichkeit sah, wieder zu sich selbst und ihrer literarischen Arbeit zu finden:

Als ich vor zwei Jahren Kelemens Buch abgeschlossen, das heißt zu Ende übersetzt hatte, waren es Schichten, die von mir wegfielen, das habe ich sehen können. Da bin

⁴⁴ Gahse, Zsuzsanna: *Übersetzt: Eine Entzweigung*. Berlin 1993 (= Text und Porträt 10).

ich, dachte ich. Kurze Zeit später, einen Tag später, war ich dann noch näher an mir. Kam immer einen Schritt weiter, sogar wenn ich schlief, und während sie aufgehoben wurde, sah ich die Entfernung, die vorher unbemerkt entstanden war und wie groß sie gewesen war.⁴⁵

Mit der Wahrnehmung und Beschreibung von sich ablösenden ‚Schichten‘ veranschaulicht die Ich-Erzählerin die Gefühle, die sich am Ende der Arbeit einstellen. Typisch ist, dass sie für die Beschreibung der Distanzierung nicht den eher abstrakten Ausdruck ‚Entfremdung‘ benutzt, sondern Begriffe wie ‚Entfernung‘ oder ‚Schritt‘ verwendet, die Bewegung in Raum und Zeit darstellen.

Diese Erfahrung bringt sie auch zu der Frage, welche Tätigkeit als ‚wirkliche‘ Arbeit verstanden werden kann: „Wenn ich nicht gerade übersetze, habe ich meine eigene Arbeit, von der ich meine, sie sei die echte Arbeit, sie sei echt, aber möglicherweise könnte jemand einmal denken, gerade das sei die Kunstarbeit.“⁴⁶ Auch hier spielt Zsuzsanna Gahse mit gebräuchlichen Konnotationen, die sie für eine Auseinandersetzung mit den Begriffen ‚echt‘ und ‚Kunst‘ verwendet und auf ihre Texte bezieht. Sie gibt in dem Absatz keine genaue Antwort, sondern es bleibt dem Leser überlassen, den vorgestellten Kontext weiterzuführen.

Die Erzählerin empfindet jedoch nicht nur Konflikte, die sich auf ihre Arbeit als Übersetzerin und ihr literarisches Werk beziehen. Sie beschreibt auch, dass sie sich als Autorin experimenteller Prosa gleichermaßen zur Literatur und zur Bildenden Kunst hingezogen fühlt. Diese Affinität wird auch auf der Ebene ihrer Liebesbeziehungen veranschaulicht, da sie einerseits mit dem bildenden Künstler Peter zusammenlebt, sie aber auch starke Gefühle mit dem Autor Kelemen verbindet. Dass die Namen ‚Peter‘ und ‚Kelemen‘ dabei weniger für einzelne Personen, sondern eher für die verschiedenen Kunstformen stehen, macht die Ich-Erzählerin daran deutlich, dass sie die Namen auf alle Künstler und Schriftsteller bezieht, mit denen sie etwas verbindet. „Der Einfachheit halber heißen alle bildenden Künstler, die mir etwas sagen, Peter [...].“⁴⁷ Gleiches gilt auch für Kelemen, wobei sie diesen ausdrücklich als Repräsentant der ungarischen Literatur vorstellt: „Sagen wir, alle ungarisch schreibenden Autoren, von denen hier die Rede ist, heißen Kelemen.“⁴⁸

Ihre Beziehung zu Peter wird durch gemeinsame Kunstinteressen und Unternehmungen bestimmt. So schildert sie, dass sie sich mit Peter auf eine Reise begibt, die sie nach Holland führt. Dort installiert Peter in einer Ausstellung seine Werke. Ausführlich beschreibt die Ich-Erzählerin ihre visuellen Eindrücke,

⁴⁵ Ebd., S. 30.

⁴⁶ Ebd., S. 12.

⁴⁷ Ebd., S. 20.

⁴⁸ Ebd., S. 17.

die sich bei dem Besuch der Ausstellung einstellen und die sie als Inspiration für ihre eigenen Werke erlebt. Darüber hinaus beschreibt sie ein Projekt, an dem sie mit Peter arbeitet. Es handelt sich um ein Buch, in dem sie versuchen, die Kunstformen zu kombinieren, um Zeit- und Bewegungsabläufe zu visualisieren. Die Ich-Erzählerin versteht den Text als Projekt

das ihm gehört und mir gehört und in Reykjavik erscheinen wird und in dem die Zeit und das Zeitraffen sichtbar zur Geltung kommen, wir kamen abends gut weiter miteinander, und während ich ihm vormittags zuschaute, wurde ich ruhig. Es gibt viel zu schauen, und das Schauen macht mich jedes Mal ruhig. Eine Weile fallen die Wörter weg, später, während ich zuschaue, entstehen sie von selbst, und meistens sind es dann neue Wörter mit einem veränderten Widerstand.⁴⁹

Durch die Arbeit mit Peter empfindet sie einen starken Bezug zur Bildenden Kunst, der sich auf ihr Werk auswirkt. Dennoch bleibt sie auch der Literatur nahe. Ihre Nähe zu beiden Kunstformen wird durch ihre Beziehung zu Kelemen konkretisiert. In „Übersetzt“ beschreibt sie verschiedene Treffen mit Kelemen, bei denen sie Fragen der Literatur besprechen und sie seine Erzählungen ins Deutsche übersetzt. Die Ich-Erzählerin macht dabei darauf aufmerksam, dass es sich um verschiedene Autoren handelt, die sie unterschiedlich fordern. Dennoch bleibt sie bei dem verallgemeinernden Namen ‚Kelemen‘ als Repräsentant der ungarischen Literatur. Wenn sie auch beide Kunstformen hoch einschätzt, erkennt sie jedoch, dass zwischen beiden Künsten Differenzen bestehen und sie sich in ihrem Werk auf eine Darstellungsform konzentrieren muss:

Wahrscheinlich werde ich mich entscheiden müssen. Entweder Peter oder Kelemen. Jetzt. Das war schon immer ein interessantes Wort, jetzt muss ich mich entscheiden, heute. Heute, das ist ein bestimmter Tag. Entweder Peter oder Kelemen, es wäre wichtig, die beiden klar gegeneinander antreten zu sehen, und das muss heute sein.⁵⁰

Der Prozess der Entzweiung, den die Erzählerin beschreibt, bezieht sich auf verschiedene Ebenen: Zum einen geht es um ihre Rolle als Übersetzerin und Autorin, wobei sich die Arbeit an den Übersetzungen – vor allem im Hinblick auf den damit verbundenen Zeitaufwand – ungünstig auf die Entwicklung ihres eigenen literarischen Werkes auswirkt. Zum andern fühlt sie sich sowohl zur Bildenden Kunst als auch zur Literatur hingezogen und kann sich weder ganz für das eine noch für das andere Medium entscheiden.

⁴⁹ Ebd., S. 25.

⁵⁰ Ebd., S. 26.

Die Formen der Entzweiung, die die Ich-Erzählerin erlebt, betreffen jedoch nicht nur ihre persönliche Situation. Sie beschäftigt sich darüber hinaus auch mit Fragen, die sich auf Übersetzungsprozesse im Allgemeinen beziehen. Im Text finden sich immer wieder Überlegungen zu Unterschieden zwischen dem Ungarischen und Deutschen und der Frage danach, ob und wie überhaupt Übersetzungen zwischen Sprachen zustande kommen können. Bei ihrer Übersetzungsarbeit stößt sie auf Ungenauigkeiten, Verfälschungen und Unzuverlässigkeiten. Diese Beobachtungen bringen sie zu dem Ergebnis, dass Übersetzungen kaum einen adäquaten Transfer leisten, sondern sich bloß als Annäherung an einen Originaltext verstehen lassen.

Welches Deutsch? Gibt es eine Entsprechung für seine Sprache? Und hat diese Entsprechung, nach denen er unter den Wörtern und Wortfügungen, die er in seiner Sprache zwar kannte, aber suchen musste, in einer anderen Sprache auf ihn gewartet, oder ist sie vielleicht gar nicht wirklich vorhanden? Vier verschiedene Möglichkeiten habe ich gefunden, und wenn es vier Möglichkeiten gibt, ist keine sicher, sicher gibt es auch eine fünfte und sechste, und jede für sich ist eine Art Lüge.⁵¹

Diese Überlegungen sind mit der Auffassung der Ich-Erzählerin verbunden, dass Sprachen von Eigenheiten bestimmt sind, die sich dem Übersetzungsprozess grundsätzlich entziehen. In diesem Sinne empfindet die Ich-Erzählerin die Sprachen als ‚entzweit‘. Dennoch liegen in der ‚Entzweiung‘ auch neue Möglichkeiten. Zum Beispiel führt ihre weitere Beschäftigung mit dem Wort ‚Lüge‘ und entsprechenden Ausdrücken im Ungarischen zur Erweiterung des Bedeutungsfelds.

Lüge, das uralte germanische, nicht nur germanische Wort, hängt mit Leugnen zusammen und mit Locken wahrscheinlich. In dem entsprechenden ungarischen Wort höre ich keine Verwandtschaft zu anderen Wörtern. Mit dem uralten finnischen Wort, mit dem es zusammenhängen könnte, hängt es nicht zusammen.

Zum Lügen gehört das Gewissen, ein Wissen, einiges an Wissen, das in jemandem zusammentrifft. Das Wort, das im Ungarischen dasselbe bedeuten will, das ich jedes Mal wirklich mit Gewissen übersetzen muss, ich muss es, heißt wörtlich Seelenkenntnis.⁵²

Ihre Auseinandersetzung mit dem Wort ‚Lüge‘ veranschaulicht, dass sich die Wörter zwar nicht äquivalent übersetzen lassen, die wortwörtliche Übersetzung jedoch neue Bedeutungen eröffnet. So würde die Verwendung des Wortes ‚Seelenkenntnis‘ anstelle von ‚Lüge‘ einen deutschen Leser zwar begrifflich in die Irre führen, enthält jedoch eine neue, positive semantische Qualität. Wendet

⁵¹ Ebd., S. 17.

⁵² Ebd., S. 18.

man beispielsweise das Wort ‚Seelenkenntnis‘ anstelle von ‚Lüge‘ auf den Prozess der Übersetzung an, kann man ihn so verstehen, dass Übersetzungen mit dem genauen Wissen über und der Erkundung der „Gesamtheit dessen, was das Fühlen, Empfinden, Denken eines Menschen ausmacht“ verbunden ist. So definiert jedenfalls der Duden den Begriff ‚Seele‘, wobei sich auch noch weitere Wortfelder berücksichtigen ließen. ‚Seelenkenntnis‘ als Beschreibung für den Prozess der Übersetzung eröffnet somit ganz neue Konnotationen, die den Leser dazu anregen können, die Bedeutungen der Wörter selbst zu finden und die Fragen, die sich aus dem Kontext ergeben, weiterzuentwickeln.

Die Überlegungen der Autorin veranschaulichen, dass sie die Idiosynkrasien der Sprachen respektiert, ihre umfassende Kenntnis der beiden Sprachen aber auch dazu nutzt, um eigene, sprachliche Wendungen während des Übersetzungsprozesses zu entwickeln. Ihre eigene Position, die sich zwischen den beiden Ländern verorten lässt, erinnert an die eines Vermittlers, wie aus einem weiteren Zitat hervorgeht:

Ich übersetze aus dem Ungarischen, und in Ungarn leben die Ungarn, die ungarisch sprechen und schreiben, und das von mir Übersetzte ist deutsch für Deutsche. Es gibt Deutsche, und es gibt Ungarn. Es gibt auch ein Dazwischen, weder Deutsche noch Ungarn, und allmählich wird aus diesen etwas Drittes. Für diese Dritten könnte man allmählich Lebensläufe ausmalen. Wer das dritte noch nicht ist, und den einfachen Hintergrund auch nicht mehr hat, ist ein Fährmann und soll fahren.⁵³

Die Erzählerin verweist hier auf Personen, die aufgrund von Migration über eine hybride Identität verfügen, die als ein „Drittes“ beschrieben wird. Ihr eigener Standort entspricht dagegen dem des erwähnten ‚Fährmanns‘. Wie dieser, der von einem Ufer zum anderen ‚hin-übersetzt‘, bewegt auch sie sich permanent zwischen den Ländern, Sprachen und Kunstformen, ohne sich endgültig festzulegen. Stattdessen bemüht sie sich um sprachliche, kulturelle und künstlerische Transfers. Die Texte, die daraus entstehen, profitieren von den vielfältigen Berührungen, die sich durch den Sprach-, Kultur- und Kunstaustausch ergeben. Diesen Zusammenhang illustrieren unterschiedliche Beispiele aus „Übersetzt“. Im Hinblick auf ihre Arbeit als Übersetzerin bemerkt sie beispielsweise, dass sich die Übersetzungen von ungarischen Texten produktiv auf die deutsche Sprache auswirken können.

Es ist spannend, was Kelemen zurzeit am Ungarischen zu verändern sucht, er macht das Ungarische durchsichtig, biegt es, macht mit, als sei es ein lustiges Pferd, kleine Sprünge.

⁵³ Ebd.

Und ich halte es nicht für ausgeschlossen, dass sich dadurch auch das Deutsche leicht einmal mehr, das heißt noch einmal verändern lässt, wenn im Deutschen das, was sich Kelemen auf Ungarisch überlegt, nachinszeniert wird.⁵⁴

Die Veränderungen, die sich durch die sprachlichen Transfers ergeben, beziehen sich jedoch nicht nur auf ihre Arbeit als Übersetzerin, d. h. auf Werke anderer Autoren. Vielmehr bemerkt sie, dass die Übersetzungsarbeit auch einen Einfluss auf ihr eigenes literarisches Schreiben nimmt. Aus ihren Reflexionen und Beschreibungen geht hervor, dass ihre innovativen Wortbildungen und syntaktischen Strukturen eng mit ihrer Zweisprachigkeit verbunden sind. Beispielsweise spielt sie mit der Eigenschaft des Ungarischen, dass Substantiven kein grammatisches Geschlecht zugewiesen wird. Daraus können sich Uneindeutigkeiten ergeben, die sich beispielsweise auf die konkrete Identifizierung einer Person als Mann oder Frau beziehen. Diese Uneindeutigkeit berücksichtigt die Schriftstellerin, wenn sie darauf hinweist, dass Kelemen nicht zwingend ein Mann sein muss: „Wenn in Ungarn jemand über eine Frau spricht oder schreibt, kann man die Frau manchmal mit einem Mann verwechseln. So ist es zum Beispiel nicht unmöglich, dass Kelemen selbst eine Frau ist. Wieso auch nicht. Es gibt auch weibliche Schriftsteller.“⁵⁵

Darüber hinaus wählt sie für sich selbst die Bezeichnung ‚Kunstübersetzer‘.⁵⁶ Auch dieser Begriff ist an die ungarische Bezeichnung angelehnt:

Vor Jahren, in den schweren Zeiten, haben in Ungarn viele Schriftsteller nur von Übersetzungen leben können, dann waren sie wenigstens mit Sprachen beschäftigt und mussten nicht das schreiben, was allgemein von ihnen verlangt wurde, sie hatten ein Stück Weltliteratur vor sich auf dem Schreibtisch, oft bis in die Nächte hinein, und in Ungarn sagten sie, sie seien künstlerische – das heißt: – nicht wirtschaftliche – Übersetzer.⁵⁷

Der Begriff ‚Kunstübersetzer‘ erweist sich nicht als bloßes Sprachspiel, sondern erweitert den deutschen Begriff entscheidend, da er auf die künstlerisch-kreative Dimension des Übersetzungsprozesses verweist. Der Begriff veranschaulicht die Arbeit, die die Erzählerin als Übersetzerin leistet. So nimmt sie zum Beispiel eine Nach- bzw. Neuinszenierung der unterschiedlichen Sprachstrukturen und Inhalte, denen sie in den ungarischen Texten begegnet, im Deutschen vor.

⁵⁴ Ebd., S. 33.

⁵⁵ Ebd., S. 31.

⁵⁶ Ebd., S. 12.

⁵⁷ Ebd., S. 11.

Am Ende wird darüber hinaus zunehmend deutlich, dass die Ich-Erzählerin weniger darauf aus ist, sich zwischen ‚Peter‘ oder ‚Kelemen‘ zu entscheiden, sondern vielmehr daran interessiert ist, etwas Eigenes zu gestalten. Sie bemerkt die Notwendigkeit, sich sowohl mit ‚Peter‘ als auch mit ‚Kelemen‘ auszutauschen, ohne jedoch dem einen oder anderen einen Vorzug zu geben. Sie findet damit einen eigenen Standort, der es ihr erlaubt, ihr Kunstkonzept zu formulieren:

Auf die Dauer kann ich unmöglich sowohl Kelemen als auch Peter folgen, und ich werde hoffentlich in der Lage sein zusammenzufassen, worum es geht, dass nämlich das richtige Hinschauen, was sich in der Sprache und auch im Sinn bemerkbar macht, fortgesetzt werden muss, es ist nichts so leicht fertig, und was die Stein immerhin auf Englisch begonnen hat, muss im Deutschen auf eine neue Art, auf eine ganz neue Art fortgesetzt werden [...], dabei ist es dann nicht schlecht zu wissen, dass immer jedes Wort von vornherein eine Übersetzung ist, was auch begründen würde, dass ich weiter übersetzen soll, um nicht aus dem Gedankengang zu fallen, allerdings muss ich mir die Zeit nehmen, daran zu denken, was ich beschreiben will, das, was ich dabei denken will, muss ich betrachten.⁵⁸

Diese Überlegungen verweisen auf ein Kunstprojekt, das Einflüsse von Gertrude Stein aufweist, zugleich jedoch etwas Neues anstrebt. Grundlage von Gahses Prosa ist das Verständnis, dass „jedes Wort von vornherein eine Übersetzung ist“, wobei sich die Übersetzungen auf sehr verschiedenen Ebenen abspielen. Versteht man „Übersetzt“ als metaliterarischen Text, gibt Zsuzsanna Gahse damit bereits mögliche Antworten auf die Frage „Wie geht es dem Text?“, die sie 1996 in ihren Bamberger Vorlesungen wieder aufnahm und weiterdachte.

⁵⁸ Ebd., S. 45.

Henriett Lindner (Piliscsaba)

**Durch den Blick des Satirikers.
Zur Rezeption der Psychoanalyse bei Karl Kraus
und Frigyes Karinthy**

„Vor dem Heiligtum, in dem ein Künstler träumt,
stehen jetzt schmutzige Stiefel. Die gehören dem
Psychologen, der drin wie zuhause ist.“¹

1. Literatur und Tiefenpsychologie

Das ambivalente Verhältnis zwischen Literatur und Psychologie, in erster Linie der Tiefenpsychologie,² ist keine Neuerscheinung des 20. Jahrhunderts: Stefan Zweig skizziert in seinem 1931 veröffentlichten Buch *Heilung durch den Geist. Mesmer – Mary Baker Eddy – Freud* drei Portraits, nach dem sich ein Vergleich zwischen Franz Anton Mesmer (1734-1815) und Sigmund Freud (1856-1939) geradezu anbietet. Zwar vergehen zwischen Mesmers und Freuds Auftreten in Wien 100 Jahre, doch erscheint uns die Parallele nicht als hergeholt: Die Umstände, unter denen die beiden Wunderheiler in Wien auftraten, sind ähnlich, sowie auch die Reaktion, die sie bei ihren Zeitgenossen, Fachkundigen und Laien, hervorgerufen haben: Scharlatanerie, unbefugtes Werkeln an göttlichen Sachen, gefährliche psychische Operationen werden beiden vorgeworfen. Da der Patientenkreis beider Ärzte vorwiegend aus Damen wohlhabender Familien bestand, bezieht der kritische Ton auch die Sexualität mit ein: Patientinnen erscheinen durchgehend als Opfer, die unter dem Einfluss des behandelnden Arztes handeln

¹ Kraus, Karl: Pro domo et mundo. In: Ders.: Werke. Bd. 3, Beim Wort genommen. Hg. von Heinrich Fischer. München 1955, S. 343.

² Unter Tiefenpsychologie wird hier eine Diskussionstradition innerhalb der Geschichte der Naturphilosophie, der Psychologie und der Psychiatrie im 19. Jahrhundert verstanden, die „Forscher der Tiefen der Seele“ oder die in wesentlichen Aspekten, wie Objekt, Methode und Ziel der Erkenntnis eine geistes- und kulturgeschichtliche Präformierung der freudschen Psychoanalyse darstellt. Vgl. Hehlmann, Wilhelm: Geschichte der Psychologie. Stuttgart 1963, S. 118, vgl. weiter: Riedel, Wolfgang: Influxus physicus und Seelenstärke. Empirische Psychologie und moralische Erzählung in der deutschen Spätaufklärung und bei Jacob Friedrich Abel. In: Anthropologie und Literatur um 1800. Hg. von Jürgen Barkhoff und Eda Sagarra. München 1992, S. 24-52.

und leiden, Freud wird sogar ausgesprochen Sexismus vorgeworfen. Dieses Abhängigkeitsverhältnis steht beispielsweise im Mittelpunkt der Mesmerismuskritik von E. T. A. Hoffmann, am deutlichsten vielleicht in der Erzählung „Der Magnetiseur“.³ Die romantische und spätrömantische Literatur und die Literatur der ersten dreißig Jahre des 20. Jahrhunderts bezeugen eine ambivalente Erkenntnis der Literaten: Einerseits zeigen sich die tiefenpsychologischen und psychoanalytischen Zusammenhänge von Anfang an als literarisch sehr gut verwertbar: von direkter Bezugnahme bis Ironisierung reicht die Palette der literarischen Auseinandersetzungen mit der Seelenkunde. Andererseits tritt die Literatur als Kritiker der Psychologie auf. Dieses widerspruchsvolle Verhältnis zwischen Literatur und Psychologie möchte die vorliegende Arbeit an ausgewählten Texten der beiden Satiriker Karl Kraus und Frigyes Karinthy exemplifizieren.

Das Miteinander der Psychoanalyse Freuds und der Literatur der Jahrhundertwende rückte in den letzten 15 Jahren erneut in den Mittelpunkt der literaturwissenschaftlichen Forschung.⁴ Anz' Modell des „Kooperations- und Konkurrenzkampfes“⁵ erwies sich bis heute auch als der tragfähigste unter den Annäherungsversuchen zum Thema Literatur vs. Psychoanalyse, wobei es jedoch um keine engenommene psychoanalytische Literaturwissenschaft geht, vielmehr um eine kulturhistorische Sicht, durch die das widerspruchsvolle, zeitlich wie thematisch ausgedehnte Verhältnis zwischen Literatur und Psychoanalyse erfasst werden kann. Aus einer Erweiterung der Untersuchungen auf das Zusammenleben der vorfreudianischen Tiefenpsychologie und der Literatur gewinnt die Literaturgeschichte eine wichtige Erkenntnis: Die Tiefenpsychologie des 19. Jahrhunderts ist durch die Literatur genauso ambivalent rezipiert worden, wie die Psychoanalyse im 20. Jahrhundert. Zu den oben beschriebenen gemeinsamen Kritikpunkten kommen zwei neue Argumente, die weder in der Kritik der Tiefenpsychologie vor Freud, noch in der Mesmerismuskritik zu finden war. Als neu kommt in die Diskussion erstens die Einschaltung der Psychoanalysekritik als eines jüdischen Phänomens in den Antisemitismuskurs der Jahrhundertwende. Zweitens ist die zunehmende Distanz der Künstler hervorzuheben, die parallel zur aufflammenden und dann langsam abkühlenden

³ Zu Mesmers Leben und der Rezeption des Mesmerismus siehe: Barkhoff, Jürgen: *Magnetische Fiktionen. Literarisierung des Mesmerismus in der Romantik*. Stuttgart, Weimar, 1995, sowie Darnton, Robert: *Der Mesmerismus und das Ende der Aufklärung in Frankreich*. München, Wien 1983.

⁴ Vgl. u. a. Alt, Peter-André; Anz, Thomas (Hg.): *Sigmund Freud und das Wissen in der Literatur*. Berlin u. a. 2008; Anz, Thomas (Hg.): *Psychoanalyse in der modernen Literatur. Kooperation und Konkurrenz*. Würzburg 1999; Cremerius, Johannes: *Freud und die Dichter*, Freiburg 1995.

⁵ Anz, Thomas: *Die Seele als Kriegsschauplatz*. In: *Ders: Psychoanalyse und Literatur. Kooperation und Konkurrenz*. Würzburg 1999, S. 97-108, hier S. 97ff.

heuristischen Freude über die aufgedeckten Geheimnisse des Unbewussten zu beobachten ist, motiviert und vorstrukturiert durch die Angst um Autonomie des künstlerischen Schaffens. Hierzu boten die provokativen Dichter- und Werkanalysen durch die Psychoanalytiker Anlass genug. Liest man die literaturbezogenen Artikel im „Imago“, in der zentralen Zeitschrift für Psychoanalyse, oder die Aufzeichnungen der Diskussionen der Mittwoch-Gesellschaft, so erscheint einem der Verdacht berechtigt, ein Ziel der psychoanalytischen Diskussionen der Dichter und ihrer Werke war, das Mysterium des künstlerischen Schaffensprozesses zu enträtseln, den Spuren des Unbewussten folgend dem Genie auf die Spuren zu kommen.⁶ Der seit Goethe und Schiller unangetastete Mythos des Genies geriet somit in Gefahr, auf seine Funktionsmechanismen hin untersucht und somit vernichtet zu werden. Die Alarmglocken der Psychoanalyse-Kritik der Literaten läuten also häufig im Schutze der künstlerischen Autonomie. Beide Kritikpunkte sind für Kraus' und Karinthy's Psychoanalysekritik konstitutiv.

Karl Kraus und Frigyes Karinthy als Parallelerscheinungen zu betrachten, liegt aus literaturhistorischer Sicht auf der Hand:⁷ Zeitgenossen, Schriftsteller, Journalisten und Journalismuskritiker ihrer Zeit, beide mit dem scharfen Blick des Satirikers gesegnet und/oder geschlagen. Es soll bei den Beispielen in erster Linie auch darum gehen, mit welchem besonderen Blick der Satiriker die Psychoanalyse zu betrachten und zu karikieren vermag.

2. Von der Sympathie zur Gegnerschaft: Widersprüche in Karl Kraus Psychoanalysezereption

Karl Kraus' (1874-1936) Position den neuen Seelenkennern und Freud gegenüber wandelt sich vom Lobgesang über sporadische und harmlose Kritik bis hin zum Totalangriff. Dieser Prozess der Psychoanalysezereption wird in Rattners einschlägigem Artikel⁸ ausführlich beschrieben, in dem er im Anschluss an die Erscheinung der deutschen Übersetzung der Monographie von Timms⁹ das Thema

⁶ Vgl. Fischer, Jens Malte (Hg): Psychoanalytische Literaturinterpretation. Aufsätze aus 'Imago'. Zeitschrift für Anwendung der Psychoanalyse auf die Geisteswissenschaften' (1912-1937). Tübingen 1980, darin Fischer, Jens Malte: Einleitung. Zur Frühgeschichte psychoanalytischer Literaturinterpretation, S. 1ff. und Sadger, Isidor: Von der Pathographie zur Psychographie, S. 64ff.

⁷ Vgl. Szabó, János: Karl Kraus és Karinthy Frigyes. Századunk első felének két szatirikusa. Budapest 1982.

⁸ Vgl. Rattner, Joseph: Karl Kraus oder Revolte als Sprachkritik und Satire. in: Ders. u. a.: Österreichische Literatur und Psychoanalyse. Würzburg 1998, S. 101-130.

⁹ Timms, Edward: Karl Kraus. Satiriker der Apokalypse. Leben und Werk 1874-1918. Wien 1996.

mit neuen Akzenten, auf das Verhältnis zwischen Kraus und Freud fokussiert bearbeitet. Der Weg von der Begeisterung zur bitteren Kritik ist an den verschiedenen Nummern der „Fackel“ sehr gut nachzuvollziehen. Kraus' anfängliches Lob gilt dem Mut Freuds, in Sachen der Sexualität und Homosexualität endlich ohne Tabus zu sprechen: „Mit Professor Sigmund Freud habe man die Einsicht und den Mut, zu bekennen, daß der Homosexuelle weder ins Zuchthaus noch in den Narrenturm gehört“¹⁰. Kraus dokumentiert auch als Herausgeber und Redakteur der „Fackel“ durch die Themenwahl seiner Mitarbeiter seine Sympathie zur neuen Seelenkunde. Karl Hauer zum Beispiel veröffentlicht 1907 in der „Fackel“ (Nr. 227/10) seine Schrift „Das Kind“: Diese pädagogische Schrift mit einem psychologischen Anspruch thematisiert die möglichen Irrwege der Kindererziehung und beruft sich mehrmals positiv auf die Theorien des Wiener Arztes.¹¹ Unter dem Pseudonym Avicenna veröffentlicht der Freud-Schüler Fritz Wittels unter anderen Texten den Aufsatz „Das Kindweib“, der im wesentlichen Freuds skandalöse Ansichten popularisiert.

Man soll sich daran gewöhnen, der Hetäre ins Kindergesicht zu sehen. Das ist gut gegen Heuchelei und falsche Scham, die so sehr unsere Zeit verpesten, daß ein Fortschritt in der sexuellen Frage, insbesondere eine soziale Tat gegen die Geschlechtskrankheiten, vorläufig ausgeschlossen erscheint.¹²

Parallel zur Erscheinung der Wittels-Texte in der „Fackel“ entwickelt sich die nähere Bekanntschaft und Freundschaft zwischen Wittels und Kraus¹³, wodurch Wittels sogar vorläufig in das Privatleben Kraus' verwickelt wird. Das Vorbild für die Hetäre im Kindergesicht oder des Kindweibes ist nämlich keine andere als Irma Karczewska, Kraus' Freundin und Geliebte. Die Drei finden sich in den nächsten Monaten bald in einer komplizierten Dreiecksbeziehung wieder, die aber zunächst nicht der wichtigste Grund für den Bruch der Freundschaft (1808) und die kritische Wendung gegen die Psychoanalyse sein wird.¹⁴

Neben dem Lob wird bereits zu dieser Zeit auch der kritische Ton Kraus' hörbar. Dem Kulturkritiker und Aphorismenschreiber Kraus scheint bereits in dieser Phase der Begeisterung nicht entgangen zu sein, welches parodistische Potenzial die Psychoanalyse aufweist. Hierzu drei Aphorismen – allerdings

¹⁰ Kraus, Karl: Die Kinderfreunde. In: Die Fackel (1905) Nr. 187, S. 1-28, hier S. 3.

¹¹ Hauer Karl: Das Kind. In: Die Fackel (1907) Nr. 227, S. 10-20.

¹² Avicenna: Das Kindweib. In: Die Fackel (1907) Nr. 230, S.14-33, hier S. 33.

¹³ Timms: Karl Kraus (wie Anm. 9), S. 70 ff.

¹⁴ Götz, Sabine: Fritz Wittels – Biografie. In: Psyalpha. Wissensplattform für Psychoanalyse. <http://www.psyalpha.net/biografien/wiener-psychoanalytische-vereinigung-bis-1938/fritz-wittels/fritz-wittels-biografie-sabine-goetz> (Abrufdatum: 20.5.2012).

harmlose – ebenfalls aus dem Jahre 1907: „Die Menschheit ist im Mittelalter hysterisch geworden, weil sie die bestimmenden sexuellen Eindrücke ihrer griechischen Jugendzeit schlecht verdrängt hat.“¹⁵ oder: „Es ist höchste Zeit, daß die Kinder ihre Eltern über die Geheimnisse des Geschlechtslebens aufklären.“¹⁶ Und schließlich: „Würde ich davon träumen, daß die Traumdeutung F's Umschweife macht, wie wäre das erst zu deuten?“¹⁷

1913 ändert sich der Ton der „Fackel“, und Kraus wendet sich, zunächst aus persönlicher Verletztheit, gegen die Psychoanalyse und gegen Freud. Der Anlass zum Bruch wird von Kraus selbst so beschrieben:

[...] das Zentralblatt für Psychoanalyse und sonstigen Unfug brachte im 12. Heft des III. Jahrgangs auf anderthalb Seiten einen unbefugten Nachdruck von Aphorismen aus Nr. 376/77 der Fackel, 'die wir' – schrieb es – 'hier ohne jene Polemik wiedergeben wollen'. Schade. Unter den Aphorismen, die so in die Umgebung der besten Scherze aus der psychoanalytischen Ordination kamen, befanden sich auch Sätze, denen füglich selbst der psychoanalytische Wahnwitz keine Beziehung zu seinem Problem imputieren könnte. Worte wie: 'Man kann eine Frau nicht hoch genug überschätzen', waren unter dem Titel ‚Aphorismen über die Psychoanalyse‘ wiedergegeben. Aber warum soll man, wenn einmal die Libido zum Nachdrucken erwacht ist, sie verdrängen und nicht den ganzen Komplex von Aphorismen glatt übernehmen? [...] Die Psychoanalyse – dieses neueste Judenleid, die älteren haben noch Zucker – kann von mir nur als ganze betrachtet werden, aber, trotz aller Terminologie, nicht als die Wissenschaft, sondern als die Leidenschaft der zu keiner andern mehr fähigen Generation.¹⁸

Kraus sieht sich hier genötigt, was er sonst selten tut, den Witz seiner doppeldeutig formulierten Sätze in Klammern zu erklären: „(Diese Wendung ist mit Recht doppelsinnig: die Generation ist weder zu einer andern Leidenschaft noch zu einer andern Generation fähig.)“¹⁹ An diesem Zitat sind bereits alle Merkmale der satirischen Kritik der Psychoanalyse zu zeigen. Erstens: Der Ausgangspunkt der Psychoanalyse-Kritik ist ausgelöst durch die Empörung des Dichters, selbst auf die Analyse Couch gelegt worden zu sein. Kraus nimmt scheinbar „nur“ übel, dass die psychoanalytische Zeitschrift seine Aphorismensammlung widerrechtlich neugedruckt und so die Urheberrechte verletzt hat. Dahinter steckt aber mehr: Der Neudruck durch die Psychoanalytiker und damit die Verwendung von Kraus' Aphorismen für die analytische Theorie gilt als der Angriff gegen das dichterische

¹⁵ Kraus, Karl: Aphorismen. In: Die Fackel (1907) Nr. 227, S. 4.

¹⁶ Kraus, Karl: Aphorismen. In: Die Fackel (1907) Nr. 237, S. 4

¹⁷ Ebd.

¹⁸ Kraus, Karl: Unbefugte Psychologie. In: Die Fackel (1913) Nr. 381, S. 18 f.

¹⁹ Ebd.

Genie Kraus. Hinter der urheberrechtlichen Diskussion und der Drohung durch einen Prozess versteckt sich das verletzte Genie des Dichters. Der Schutz der Literatur gegen die unbefugte Verwendung durch die Psychoanalyse erscheint mehrmals in Kraus' Kritik:

Die neue Seelenkunde hat es gewagt, in das Mysterium des Genies zu spucken. Wenn es bei Kleist und Lenau nicht sein Bewenden haben sollte, so werde ich Torwache halten und die medizinischen Hausierer, die neuestens überall ihr 'Nichts zu behandeln?' vernehmen lassen, in die Niederungen weisen. Ihre Lehre möchte die Persönlichkeit verengen, nachdem sie die Unverantwortlichkeit erweitert hat. Solange das Geschäft private Praxis bleibt, mögen sich die betroffenen wehren. Aber Kleist und Lenau werden wir aus der Ordination zurückziehen!²⁰

Als weiteres Merkmal der Kritik von Kraus ist zu beobachten, wie die Psychoanalyse als unmoralisch, unmenschlich und sogar ungenial demaskiert wird und zwar durch die direkte praktische Anwendung psychoanalytischer Theorien. Die Psychoanalyse auf dem eigenen Feld zu schlagen: Dies ist die geniale Zielsetzung des verletzten Genies. So verwandelt in der Argumentation der Versuch der Psychoanalyse, sexuelle Störungen aufzuklären, in eine Leidenschaft der zu keiner mehr fähigen Generation, und in der in Klammern gesetzten Ergänzung wird den Psychoanalytikern noch einmal im Klartext Impotenz und Unmenschlichkeit vorgeworfen. Der Versuch, die *Nervenheiler* selbst als Nervenkrank zu entblößen, wiederholt sich in Kraus' Aphorismensammlungen. Unablässig verwendet Kraus hier die Terminologie der Psychoanalyse. Mit Ausdrücken wie 'Libido zum Nachdrücken' und 'verdrängen' sowie das doppeldeutige Verwenden von 'Komplex' werden einerseits die gründliche Kenntnis der Psychoanalyse, andererseits die Überlegenheit des dichterischen Sprachwitzes demonstriert.

Diesen Nummern der „Fackel“ folgen immer stärkere Stechereien: In Kraus' Drama „Traumstück. Ein Versspiel in einem Akt“ treten zum Beispiel 'Psychoanalysten' auf und verkünden in ihrem Gesang Kraus' gesamte Psychoanalysekritik: Die Diskrepanz zwischen Liedform und vulgärer Formulierung sorgen für bittersten Sarkasmus.

Der dort und die do
haben eine Libido,
wir wissen es wohl.
Er reicht ihr ein Messer,
wir wissen es besser,
es war ein Symbol.

²⁰ Kraus, Karl: Pro domo et mundo. In: Ders.: Werke. Bd. 3, Beim Wort genommen. Hg. von Heinrich Fischer. München 1955, S. 222.

Muß man stets niesen,
da ist bald bewiesen,
wie sie dazu kam.
Sie war als Säugling im Zimmer,
als der Großvater immer
die Großmutter nahm.²¹

Die satirischen Figuren sprechen auch die psychoanalytische Kunsttheorie an, und zwar in der vulgärfreudianischen Variante:

Man glaubt, daß Gedichte
der Genius verrichte,
das ist blauer Dunst.
Privat onanieren
und für die Welt sublimieren,
no ist das eine Kunst?

Die dichterischen Nöte,
ich bitt Sie der Goethe,
Sie ahnen es nicht!
Was da schlecht verdrängt ist,
aber gut eingezwängt ist –
und das nennt man Gedicht!²²

Hier wäre der historische Rückblick auf die Psychoanalysezereption durch Kraus und in der „Fackel“ eigentlich auf seinem Gipfel angelangt, die Verfeindung ist aber nicht Kraus' letztes Wort.

Als ob Kraus seine Wut auf die Psychoanalyse aufgegeben hätte, wird das Thema in der „Fackel“ nach dem „Traumstück“ und einer längeren Vermeidung erst 1930 wieder zur Sprache gebracht, und zwar anlässlich der Verleihung des Goethe-Preises an Freud. Diesmal schlägt Kraus einen friedlicheren Ton an: Der Vater der Psychoanalyse wird hier als Zugehöriger derselben Generation erwähnt, wenn nicht als Verbündeter, so auch zumindest als ein Schicksalsverwandter:

Die Verleihung des Goethepreises ist die erste offizielle Ehrung, die Sigmund [sic!] Freud in Deutschland zugeteilt wird. Gewiß: ein Mann wie Sigmund Freud hat es nicht nötig, daß seiner offiziell gedacht wird, aber für Deutschland ist es beschämend,

²¹ Kraus, Karl: Traumstück. Versspiel in einem Akt 1922. In: Ders.: Werke. Bd. 14. Dramen. Hg. von Heinrich Fischer. München, Wien 1967, S. 75-94, hier S. 86.

²² Ebd., S. 88.

daß er siebzig Jahre alt werden mußte, ehe man ihn einer solchen Ehrung für würdig hielt. Von Österreich gar nicht zu reden: bedeutende Männer werden hierzulande meistens als unbequem empfunden. Da hat die Arbeiter-Zeitung recht, denn sie wird zum Beispiel nicht bestreiten können, daß sie mich zu jenen gezählt hat.²³

3. Rezeption der Psychoanalyse in der Zeitschrift „Nyugat“

Bevor wir uns näher mit Karinthy's Auseinandersetzung mit der Psychoanalyse beschäftigen, richten wir einen Blick auf den geistigen, kulturhistorischen und literarischen Kontext, in dem Karinthy lebt und schreibt. Das führende Organ des literarischen Lebens in Budapest ist die Zeitschrift „Nyugat“ (‘Westen’; 1908-1941). Freud und die Psychoanalyse ist eindeutig das wichtigste außer-literarische Thema in der „Nyugat“, mit dem sich die Autoren und Mitwirkenden dieser Zeitschrift beschäftigten, die sich selbst ihrerseits als die ungarischen Vertreter der Dichter des Parnass und der Pariser sowie der Wiener Moderne verstanden. An den Kaffeehaus-Aufenthalten aktiv beteiligt, stellt der Freud-Schüler Ferenczi auch einen Anknüpfungspunkt auf der persönlichen Ebene dar und sorgt für die Präsenz psychoanalytischer Themen und psychoanalytisch orientierter Kritiken in der Zeitschrift. Unter den Schriftstellern der sogenannten ‘ersten und zweiten Generation’ gibt es kaum einen, der in Bezug auf die Psychoanalyse oder Freud keine Stellung bezieht. Von dogmatischen Verteidigern wie etwa Ferenczi selbst, Zoltán Szász oder István Hollós über ‘Benutzer’ des psychoanalytischen Gedankengutes wie etwa Mihály Babits, Antal Szerb oder Dezső Kosztolányi bis zu scharfer Kritik bei Karinthy und Hamvas, ist die Palette der Rezeption sehr bunt. In den insgesamt 34 erschienenen Jahrgängen (1908-1941) wird Freud beinahe 200mal namentlich erwähnt, genauso oft werden stark von der Psychoanalyse geprägte Begriffe wie ‘unbewusst’ oder ‘Traum’ verwendet. Obwohl eine Statistik von der Häufigkeit dieser Begriffe in der Zeitschrift „Nyugat“ allein noch keinen Aufschluss zur Bedeutung der Psychoanalyse gibt, ist es anzunehmen, dass ihre Autoren sich ernsthaft und bewusst mit den neuesten Forschungen der Psychologie, mit den neuesten Erkenntnissen und den Texten des Wiener Arztes und seines Kreises auseinandergesetzt haben. Wie widersprüchlich dieses Verhältnis zwischen der neuen Wissenschaft der Seele und dem dichterischen Selbstverständnis dieser Literaten war, macht vielleicht eine kritische Schrift Karinthy's besonders deutlich: „Der gnadenlose Wiener Professor hatte Recht: deren Seele er am rücksichtslosesten und am größten aufgerissen hatte, die Dichter und Phantasten, seht, die Masochisten

²³ Kraus, Karl: Hierzulande. In: Die Fackel (1930) Nr. 838, S. 60.

wurden die treuesten Anhänger und schmerzvolle Huldiger seines 'gesunden' Sadismus.²⁴

Die Psychoanalyse ist erstens durch die Schriften von Psychoanalytikern und Ärzten in der Zeitschrift präsent. Sogar zwei kurze, von Ferenczi bzw. von Ignotus übersetzte und kommentierte Schriften Freuds erscheinen in der Zeitschrift: „Eine Schwierigkeit der Psychoanalyse“²⁵ und eine Autobiographie Freuds²⁶. Zur Lebhaftigkeit der Diskussion um die Wahrheiten und Irrtümer der psychoanalytischen Theorie – in erster Linie die des Unbewussten im Gegensatz zum Intellektuellen – tragen Schriften, Aufsätze und Rezensionen von István Hollós, Endre Illés, Pál Gartner bei. Es ist aber zu beobachten, dass in den Schriften um die Psychoanalyse immer wieder das Problem der Kunst zur Sprache kommt, beispielsweise im Aufsatz „Psychologie der Musik“ von Béla Székely.²⁷

Dem Interessenkreis der psychoanalytisch orientierten Schriften, weiter aber auch den Merkmalen des psychoanalytisch geprägten Sprachgebrauchs ist es einerseits zu entnehmen, dass die Dichter und Kritiker dieser literarischen Zeitschrift vorerst an Problemen ihres künstlerischen Daseins, bzw. an der Erkundung der psychologisch Erklärbaren hinter der Produktion und Rezeption ihrer Werke interessiert waren. Andererseits treten die Beteiligten des psychologischen Diskurses immer als Seelenkenner auf: Dichter so wie Psychologen, sie kooperieren, gleichzeitig konkurrieren sie aber miteinander in dem Wettstreit, das Menschliche zu erkunden.

Über die Vorstellungen dieser Generationen von Kunstproduktion, bzw. Rezeption sagt der freudianische Sprachgebrauch bei Lajos Nagy aus, wenn er in einem Aufsatz über Dezső Kosztolányi die Beziehung zwischen Werk und Leser auf der Ebene der 'unmittelbaren' Lektüre ansetzt, die eine Begegnung zwischen der unbewussten Seelenwelt des Dichters und dem des Lesers ermögliche.²⁸ An anderen Stellen, beispielsweise bei Margit Kaffka, bei der der Begriff des Unbewussten 'lediglich' in seiner primären Bedeutung als Gegenpol zum Bewussten auftritt, bleibt das künstlerische Interesse als Hintergrund immer noch erkennbar:

²⁴ Karinthy, Frigyes: Szilágyi Géza: Könyvek és emberek, Nyugat (1912) 9. Die Zeitschrift wird zitiert nach: <http://epa.oszk.hu/00000/00022/nyugat.htm> (Abrufdatum 15.2.2012), bzw. Nyugat 1908-1941 Arcanum Adatbázis.

²⁵ Freud, Sigmund Prof. Dr.: A pszichoanalízis egy nehézségéről. In: Nyugat (1917) 1.

²⁶ Freud, Sigmund Prof. Dr.: Sigmund Freud önéletírása fordította és utószóval kíséri Ignotus. In: Nyugat (1935) 14-15.

²⁷ Vgl. Székely, Béla: Psychologie der Musik. In: Nyugat (1935) 3.

²⁸ „De azt vélem, hogy a mű, ha kapcsolatba kerül a közönségével, tehát ha olvassák, vagy hallgatják, maradéktalanul végzi el a maga hatását, hiszen nem csak értelem szól az értelemhez, hanem író és olvasó tudattalan lelki világa is találkozik.“ Nagy, Lajos: Kosztolányi Dezső: Bölcsőtől a koporsóig. In: Nyugat (1933) 22.

z. B. Kaffkas Begriffe vom 'blinden und unbewussten Künstlerinstinkt'²⁹ oder der 'unbewussten Wanderschaft', und schließlich 'das unschuldige Unbewusste', das in uns 'durch die mit Geheimnissen und Traurigkeit gefüllte Schönheit hervorgerufen' werde.³⁰ Anhand dieser Phänomene kann angenommen werden, dass die Nische der Psychoanalyse mit der Enthüllung verborgener seelischer Prozesse den Künstlern, die sich einer ästhetisierenden Literatur verpflichtet haben – der *homo aestheticus* Dezső Kosztolányi – beziehungsweise die sich im fortschreitenden 20. Jahrhundert zunehmend als Moralisten darstellen – Mihály Babits als *homo moralis* –, jenes Künstlerverständnis weitervererbt, das durch die Literatur der deutschen Klassik und Romantik, durch den Geniekult präformiert wurde. Mit der Präsenz des psychoanalytischen Interesses in dieser führenden Zeitschrift der ungarischen Moderne wird der Weg zur Verarbeitung desselben in literarischen Werken sichtbar. Hier können Kosztolányis Roman „Édes Anna“, Babits' „Kalif Storch“ und die Romane von Antal Szerb, wie „Reise im Mondlicht“ bzw. die „Pendragon-Legende“ exemplarisch hervorgehoben werden, wobei in den letzten drei Texten wieder das Thema des problematisch gewordenen künstlerischen Selbstverständnisses variiert wird und somit als die ungarischen Nachfolger der deutschen Sonderlingsthematik angesehen werden können. Szerbs literaturhistorische Arbeiten sind auch sehr stark psychoanalytisch geprägt.

Auch Freuds Modell der Literaturproduktion blieb nicht unberücksichtigt, Babits rühmt beispielsweise Oszkár Gellért als einen, der die 'paradoxe Aufgabe' auf sich nehme, 'mit der Hacke des Bewußtseins die Schätze im Tiefen zu graben, nach den Fäden der vagen und labyrinthischen Vernunft das vergessene Eden der unbestechlichen Triebe zu erkunden'³¹. Ein anderes Mal erklärt Babits den Generationskonflikt zwischen den Dichtergenerationen nach dem Modell des Ödipus-Komplexes³², was ebenfalls von einer bewussten Auseinandersetzung mit

²⁹ Fröhlichné Kaffka, Margit: Az ember meséje. In: Nyugat (1908) 15.

³⁰ Dies.: Csendes Válságok. In: Nyugat (1909) 2.

³¹ „A tudat csákányával föltárni a tudattalan mélyén rejlő kincseket, s a téveteg és hazuggá csavart ész fonalán nyomozni ki a csalhatatlan és megvesztegethetetlen ösztönök feledett édenét: bizonyos paradox feladat; pedig Gellért ilyesmiben fárad. Témái mindig vágyak és ösztönök: egyéni és társadalmi életünk mély s gyakran titkolt vágyai s ösztönei; s művésze voltaképp pszichológiai művészet.“ Babits, Mihály: Jegyzetek Gellért Oszkáról új verseskönyve alkalmából. In: Nyugat (1926) 9.

³² „Mi véd meg jobban az epigonság látszatától mint a lázadó szerepe: annak akinek követője vagyunk, ellenfelévé játszani magunkat? / S nem alkalmas helyzet-e ez, hogy felébredjen – talán tudattalan – ama freudi gyűlölet és féltékenység az apa ellen, egy irodalmi Oedipus-komplexum? / Az utód – még hajlamai ellen, tehetségének igazi iránya ellen is – más utakra fordul, olyan utakra, melyek lehetőleg távol vannak a mester útjaitól.“ Babits Mihály: Könyvről-könyvre. Fiatalok; In: Nyugat (1924) 3.

der Psychoanalyse im Hinblick auf die Modellbildung der Literaturwissenschaft zeugt. Über die Polaritäten und Dualismen hinaus, die die Kunst seit der Klassik immer wieder neu ins Feld getragen hat, ist immer wieder der Versuch einer harmonischen Synthese zu beobachten, so sieht Endre Kallós beispielsweise die Gesamtheit der Geschichte 'im Zusammenwirken von bewussten und unbewussten seelischen Vorgängen', aus denen sich die einzelnen Geschehnisse konstituieren.³³

Der Prädominanz psychoanalytischer Denkmodelle und des psychoanalytisch geprägten Sprachgebrauchs scheinen zwei Autoren konsequent und bewusst entgegenzuhalten: der Moralist und der Satiriker. So fordert Béla Hamvas in seinem Aufsatz über den neuen russischen Roman – bereits im Schatten der totalitären Systeme – die Wiederherstellung der menschlichen Würde und verfasst eine der wohl schärfsten und impulsivsten moralischen Kritiken gegen die Psychoanalyse: Das Ziel sei dabei die Degeneration: Für Kriminelle geschaffene Gesetze der Rache und des Hasses, Technik für Bastarde und Kunst für Wahnsinnige. Hamvas visioniert die Ankunft des neuen Freuds, der einen des Glaubens an die Reinheit, Freundschaft und Unschuld beraube.³⁴

4. Die Rezeption der Psychoanalyse in Frigyes Karinthy's Texten

Humor und Satire konnten wohl auch sehr wenig mit der Problematisierung des Subjekts durch die Psychoanalyse anfangen. So verspottet der Dichter, Kritiker und Satiriker Karinthy (1887-1938) öfters die Psychoanalytiker. Der Auffassung der Zeitschrift entsprechend standen – ähnlich wie bei Kraus – auch Freuds kunsttheoretische Ansichten zur Debatte, und wie widersprüchlich die Rezeption der Psychoanalyse durch die Literaten ist, zeigt uns Karinthy's sarkastischer

³³ „Pedig mindezek a tudatos vagy tudattalan lelki mozzanatok, akár a legnagyobbaknak, akár a legkisebbeknek ezek a megfoghatatlan lelki intimitásai: ezek azok az erők, melyekből a történelem eseményei összetevődnek, ezek alkotják a maguk összességében a történetet. Pedig mindezek a tudatos vagy tudattalan lelki mozzanatok, akár a legnagyobbaknak, akár a legkisebbeknek ezek a megfoghatatlan lelki intimitásai: ezek azok az erők, melyekből a történelem eseményei összetevődnek, ezek alkotják a maguk összességében a történetet.” Kallós, Endre: Történetírás-történelem. In: Nyugat (1920) 7-8.

³⁴ „A világ olyan közel van a véghez, mint még soha. Az út a civilizáció. A cél: a degeneráció. Csirkefogók számára való bosszú- és gyűlölettörvények, korcsok számára való technika, őrültekek számára való művészet és – ó, már én is kihültem, a szavak nem akarnak elválni a számtól! Jön az új Freud és megfoszt a tisztaságban, barátságban és ártatlanságban való hittől... leleplezik a világot... megszűnik a nevetés, mert megszűnik a sírás... minden szét van szedve...” Hamvas, Béla: Új orosz regény. In: Nyugat (1932) 9-10.

Kommentar aus dem Jahre 1912: „Der gnadenlose Wiener Professor hatte Recht: deren Seele er am rücksichtslosesten und am größten aufgerissen hatte, die Dichter und Phantasten, seht, die Masochisten wurden die treuesten Anhänger und schmerzvolle Huldiger seines ‘gesunden’ Sadismus.“³⁵

In der Diskussion mit Ferenczi, die er 1924 öffentlich auf den Seiten der Zeitschrift führt³⁶ ist er jedoch gezwungen, seine satirische Kritik stark zu differenzieren, Wahrheiten und Ergebnisse von Verunglimpfungen durch überschwänglichen Schwärmer zu trennen.

Ich verspote nicht den hervorragenden und sehr umsichtig arbeitenden Sigmund Freud, den wahren Philosophen, da ich überzeugt bin, wenn ich ihm sagen würde: es regnet, würde er durchs Fenster schauen und sich überzeugen, ob es wirklich regnet. Aber wahrlich verspote ich die modernen Sophisten, die nicht durchs Fenster schauen, sondern gleich danach zu fragen anfangen, warum ich wohl gesagt habe, dass es regnet.³⁷

Karinthy äußert sich zwar in der Zeitschrift fast ausschließlich kritisch gegenüber der Psychoanalyse, aus einer gründlichen Betrachtung seiner Kleinprosa und journalistischen Schriften ist jedoch ein weit nicht so einfaches Bild zusammenzustellen. An dem Ton der demütigsten Verehrung erklingt zum Beispiel ein Nekrolog auf Ferenczy aus Karinthy's Feder.³⁸ Hier preist Karinthy den ungarischen Analytiker als „den wahren und leidenschaftlichen Forscher der Seele“. Sowohl Freud als auch Ferenczi bekommen hier von Karinthy ausschließlich positive Worte. Der kleine satirische Stich bleibt lediglich in der Einleitung des Nekrologs erhalten, in der Karinthy durch vulgärpsychoanalytische Logik erklärt, durch welche Zwänge er dazu gedrungen wurde, Ferenczis Beerdigung verschlafen zu

³⁵ „A kegyetlen bécsi professzornak igaza volt: akiknek lelkét legkíméletlenebbül s legdurvábban tépte fel az ő rideg tana: íme a költők, ábrándozók, íme a mazochisták lettek leghívőbb hívei s fájdalmas hódolói az ő »egészséges« szadizmusának.” Karinthy, Frigyes: Szilágyi Géza: Könyvek és emberek. In: Nyugat (1912) 9.

³⁶ Vgl. Nyugat (1924) 1-2.

³⁷ „Én nem a kitűnő és tökéletes körültekintéssel gondolkodó Freud Zsigmondot gúnyoltam, a valódi filozófust – akiről, meg vagyok győződve, hogyha azt mondanám neki »nini, esik az eső!« először is az ablakon nézne ki, hogy csakugyan esik-e? – hanem igenis gúnyoltam, „mellőzhetetlenül” gúnyoltan (bocsásson meg: difficile est satiram non scribere!) a modern szofistákat, akik nem néznek ki az ablakon, hanem rögtön azon kezdik, hogy miért mondom én azt, hogy esik az eső?” (Karinthy, Frigyes: Altató és ébresztő tudomány. In: Nyugat (1924) 2).

³⁸ Karinthy, Frigyes: A lélekbúvár. Ferenczi Sándor halálára. In: Ders.: Szavak pergőtüzében. Karinthy Frigyes összegyűjtött művei. Budapest 1984, S. 115-118 (Ersterscheinung: Pesti Napló, 28. Mai 1933).

haben. Die Heilmethode und ihre Theorie selbst stehen auch hier also nicht auf einem hohen Podest.

Die bitterste Kritik formuliert Karinthy in seiner Schrift „Beim Nervenarzt“.³⁹ Hier wird von dem Besuch bei einem gewissen Dr. Berenczy erzählt, dessen Name nur zu deutlich auf den ungarischen Analytiker anspielt. Die satirisch angelegte kleine Schrift karikiert sowohl den Krankheitsbegriff der Zeitgenossen, als auch die psychoanalytische Behandlungsmethode: der Patient als Ich-Erzähler beklagt sich nämlich darüber, dass er die gelbe Bohnensuppe mag, worauf sich bei der Analyse die Assoziation der gelben Bohnensuppe mit der kindlichen Liebesbeziehung mit einer blauhaarigen Frau anbietet. Die Assoziationsmethode stellt sich hier als banale Reduktion der Zusammenhänge lediglich auf die Sexualität und den Sadismus dar. Schließlich demaskiert Karinthy die fiktive psychoanalytische Behandlung als einen sadistischen Schock, dessen Hauptziel sich erst am Ende herausstellt: Die Behandlung kostet 50 Kronen. Geldgier, Scharlatanerie und Aggression werden hier dem Psychoanalytiker unterstellt. Man glaubt kaum, dass der Autor dieses Textes und des Ferenczi-Nekrologs dieselbe historische Person ist.

Man kann noch in vielen Schriften Karinthys, in der Publizistik so wie in der Belletristik eine immer wiederkehrende Auseinandersetzung mit den Freudschen Lehren beobachten, allerdings ist die Schärfe der Satire nicht immer die gleiche. In den Satiren greift der Schriftsteller meistens die vulgärfreudianischen Thesen auf, deren vereinfachte Begriffe sich bestens für seine parodistischen Ziele eignen. Ein Paradebeispiel für die Parodie auf die Psychoanalyse liest man in Karinthys Neuerzählung von La Fontaines Märchen „Der Wolf und das Lamm“: Karinthys Wolf geht nämlich in die Analyse, um seine Aggressionstribe zu sublimieren.⁴⁰

Der satirische Ton mildert sich also im Laufe der Jahre, der Schlüssel zur Wandlung ist sicherlich in Karinthys zweiten Eheschließung mit Aranka Böhm, einer begeisterten Anhängerin der Psychoanalyse, im Jahre 1920 zu suchen. In seinem autobiographischen Roman „Reise um meinen Schädel“ (Utazás a koponyám körül, 1936), in dem Karinthy sich mit dem Krankheitsverlauf und Operation seines Hirntumors auseinandersetzt, äußert er sich über die Psychoanalyse und das Interesse seiner Frau für die Psychoanalyse schließlich ausgesprochen positiv und ohne den bei ihm so gewohnten satirischen Unterton.

³⁹ Karinthy, Frigyes: Az idegorvosnál. In: Ders.: Följelenem az emberiséget. Budapest 1967. Bd. 1, S. 339-341.

⁴⁰ Karinthy, Frigyes: A farkas és a bárány. La Fontaine prózában. (1937) In: Ders. Kísértetek és szellemek. Budapest. Válogatás az író kötetben még meg nem jelent műveiből. Budapest 1992, S. 183-184.

Die angeführten Beispiele – natürlich ohne Anspruch auf Vollständigkeit – zeigen: Karinthys Auseinandersetzung mit der Psychoanalyse kann man ebenfalls als einen Teil der Kooperation und des Konkurrenzkampfes betrachten: charakterisiert durch Ambivalenz und eine unstete Bewertung der Psychoanalyse für das zeitgenössische Menschenbild und die Literatur. Denn ungeachtet der Präsenz der neuen Seelenkenntnis in seinen Schriften behält für ihn die Literatur als die wahre Menschenkenntnis immer noch ihren Vorrang: In den „Kleinen Bildern von der großen Verhandlung“ (Kis képek a nagy tárgyalásról, 1928) hält er fest, dass

Menschenkenntnis, Charakterologie, die Diagnostik, Therapie (einmal vielleicht auch Chirurgie) der Seele als exakte Wissenschaft noch nicht geboren seien – und wenn sie einmal geboren würden, wahrscheinlich aus der Quelle, die heute nur als Kunst anerkannt wird – ihre Bahnbrecher heute sind keine Wissenschaftler, lediglich Roman- und Dramenschreiber.⁴¹

5. Schlussworte

Zum Schluss gilt es, auf die Besonderheit der satirischen Betrachtung, den Blick des Satirikers, also auf die Funktionsmechanismen der Parodie und Sarkasmus auf die Psychoanalyse bei diesen beiden Satirikern anhand einiger Beispiele näher einzugehen.

Karinyth inszeniert sich in seiner kleinen Schrift „Coriolanus contra Ödipus“⁴² als Theoretiker der adlerschen Psychoanalyse. Der Ausgangspunkt ist natürlich der freudsche Begriff des Ödipus-Komplexes, der an eine mythologische Figur gebunden ist. Der selbsternannte Psychoanalytiker Karinyth nimmt es in dieser Schrift nun vor, der adlerschen Theorie des Minderwertigkeitskomplexes eine Verbindung zur Antike vorzuschlagen, nämlich den Coriolanus-Komplex. Dass er selbst kein Arzt sei? Hierbei lässt er sich die Möglichkeit eines Stiches nicht entgehen, denn auf dem Gebiete der Seelenkunde und der Seelenheilkunde wird Fachwissen ja eh nicht so ernst genommen, auch Laien haben ein Wort zuzusagen, frei ist der Handel.⁴³

⁴¹ Karinyth, Frigyes: Kis képek a nagy tárgyalásról. In: Ders.: Kísértetek és szellemek. Budapest. Válogatás az író kötetben még meg nem jelent műveiből. Budapest 1992, S. 95-100, hier S. 95.

⁴² Karinyth, Frigyes: Coriolanus kontra Ödipusz (Új komplexumot ajánlok). In: Ders. Szavak pergőtüzében. Karinyth Frigyes összegyűjtött művei. Budapest 1984, S. 27-30. (Ersterscheinung: Pesti Napló, 22. Januar 1933).

⁴³ „A lélektan és a lélekgógyászat területén különben sem veszik olyan szigorúan a szaktudást, laikusok is hozzászólhatnak, szabad a vásár.” Ebd., S. 27.

Karinthys Spott gilt also spätestens seit 1924, den ‚modernen Sophisten‘, die nicht durchs Fenster schauen, wenn es regnet, sondern ‚gleich danach zu fragen anfangen, warum ich wohl gesagt habe, dass es regnet.‘ In diesem Satz kann man beobachten, mit welcher Methode Karinthy in seiner Kritik arbeitet. Auf eine vereinfachte, ja vulgäre Weise wendet er die psychoanalytischen Kenntnisse auf die Psychoanalytiker selbst an. Diese Methode ist auch bei Kraus zu beobachten, und er reflektiert das Prinzip dieser Vorgehensweise in einem Aphorismus, nämlich ‚Eine gewisse Psychoanalyse ist die Beschäftigung geiler Rationalisten, die alles in der Welt auf sexuelle Ursachen zurückführen mit Ausnahme ihrer Beschäftigung.⁴⁴

Der Blick des Satirikers richtet sich also auf das immanente parodistische Potenzial der Psychoanalyse, das heißt, die psychoanalytischen Ansichten werden übertrieben und vulgarisiert. Die satirische Kritik besteht darin, diese vulgären psychoanalytischen Theorien ad absurdum auf die Psychoanalytiker selbst anzuwenden. So wird ein Bild der neuen Seelenkunde entworfen, das sich zunehmend als ein Produkt des Unbewussten von Freud oder eines beliebigen Psychoanalytikers entpuppt. Die psychoanalytische Theorie und Praxis stellen sich somit selbst als eine Fehlleistung oder ein Versprechen dar, so wie Freud die Entstehungsmechanismen dieser Erscheinungen in den Schriften ‚Zur Psychopathologie des Alltagslebens‘ oder in ‚Der Witz und seine Beziehung zum Unbewussten‘ beschrieben hat. Kraus’ und Karinthys kritische Aussagen unternehmen also den Versuch, die psychoanalytischen Thesen an der Psychoanalyse selbst und persönlich an Freud zu erproben, auf sie anzuwenden und die Psychoanalyse sozusagen mit ihren eigenen Mitteln zu entblößen. Kraus und Karinthy sind keinesfalls Ausführende der psychoanalytischen Theorien, ihre Satiren als Demaskierungsversuche funktionieren dennoch nach den Mechanismen der psychoanalytischen Sprach- und Witztheorie.

⁴⁴ Kraus: Pro domo (wie Anm. 1), S. 222.

Andrea Meixner (Zadar)

„Der Platz, den ich auf der Erde einnehme“ – Die Verortung des Individuums und kulturelle Identität im Werk von Terézia Mora

Der vorliegende Aufsatz versteht sich als Einblick in das Werk einer Autorin, die schon früh und trotz ihres Widerspruchs immer wieder im Rahmen einer so genannten ‚Migrantenliteratur‘¹ rezipiert wurde. Dass ein weiterer Beitrag zum Thema ‚Migrantenidentität in der Literatur‘ hier zunächst wenig vielversprechend erscheint, liegt auf der Hand. Der in dieser Arbeit verfolgte Ansatz verschreibt sich auch aus diesem Grunde ausdrücklich dem Ziel, nicht primär den Migranten, sondern den Menschen im Text in den Mittelpunkt zu stellen. So soll hier erörtert werden, wie Gesellschaft in Terézia Moras Werken funktioniert: Für diejenigen, die sich zwischen unterschiedlichen ‚kulturellen Räumen‘ bewegen, aber auch für die, die glauben, ihren ‚Platz‘ gefunden zu haben. Die behandelten Erzählungen und Romane der Autorin beschäftigen sich mit der Zugehörigkeit von Menschen zu Gruppen und Orten, mit Veränderung, Bewegung und Identifikation. Sie liefern mögliche Antworten auf die Fragen, was dem Einzelnen Halt gibt, was passiert, wenn er diesen Halt verliert und wonach er greift, um sich in seiner Welt zu orientieren. Gerade für die Verortung der Ortlosen in einer postmodernen Welt lassen sich so schließlich aktuelle, interessante und hoffentlich tatsächlich auch neue Einblicke gewinnen.

1. Hintergründe, Methoden und Ziele

Terézia Mora, geboren 1971 im damals sozialistischen Ungarn und dort als Mitglied der deutschen Minderheit zweisprachig aufgewachsen, siedelte unmittelbar nach ihrem Schulabschluss und der Öffnung der Grenzen 1990 nach Berlin über, wo sie studierte und bis heute lebt und arbeitet. Nach ersten Erfolgen als Drehbuchautorin erschien 1999 ihr Erzählband „Seltsame Materie“², bereits ein Jahr

¹ Der Begriff versteht sich dann meist im Sinne einer ‚von Migranten produzierten‘ Literatur. Zur terminologischen Diskussion in diesem Forschungsbereich der germanistischen Literaturwissenschaft vgl. Sorko, Katrin: Die Literatur der Systemmigration. Diskurs und Form. München: Martin Meidenbauer 2007, S. 23ff.

² Mora, Terézia: Seltsame Materie. Reinbek: Rowohlt 1999.

später wurde Mora mit dem renommierten Adalbert-von-Chamisso-Förderpreis für deutsch schreibende Autoren und Autorinnen nicht deutscher Muttersprache ausgezeichnet. Es folgte der Roman „Alle Tage“³, der deutschlandweit vom Feuilleton gefeiert und in der Germanistik als Literatur im Kontext von Migration (ob biografisch oder inhaltlich verstanden) breit rezipiert und besprochen wurde. Für ihr eigenes Werk und ihre literarischen Übersetzungen aus dem Ungarischen wurde die Autorin 2010 erneut mit dem Chamisso-Preis geehrt, dieses Mal mit dem höher dotierten Hauptpreis. Mora selbst verweigerte sich stets diesen Einordnungen in eine ihrer persönlichen Biografie geschuldete Schublade der Literaturwissenschaft.⁴ Wohl nicht zufällig präsentiert ihr zuletzt erschienener Roman „Der einzige Mann auf dem Kontinent“⁵ einen zutiefst ‚deutschen‘ Protagonisten und wendet sich so auch auf der Inhaltsebene von der Thematik der Migration ab.

Für den vorliegenden Beitrag werden die in den Erzählungen und Romanen Terezia Moras, insbesondere in „Alle Tage“, thematisierten Migrationserfahrungen selbstverständlich mit in Betracht gezogen. Mindestens ebenso wichtig ist jedoch das komplex gezeichnete Bild der Faktoren, die hier zwischenmenschliche Beziehungen bestimmen. Zugehörigkeit oder eben Nicht-Zugehörigkeit zum sozialen Verband, Isolation und Gruppenbildung sind Themen, die auch, aber nicht nur im Zusammenhang mit Bewegungen der Figuren zwischen unterschiedlichen (kulturellen) Räumen ausgehandelt werden. In diesem Sinne steht hier allgemeiner betrachtet die soziale Positionierung des Individuums in Relation mit den es umgebenden (Gruppen-) Strukturen im Mittelpunkt. Wenn diese komplexen Beziehungen im vorliegenden Aufsatz unter dem Begriff der ‚kulturellen Identität‘ verhandelt werden, so setze ich im Sinne von Stuart Hall einen Kulturbegriff voraus, der sie als konstruiertes und ständigem Wandel unterworfenen Wertesystem beschreibt, das dem sozialen Miteinander innerhalb von Gruppen und Gesellschaften zugrunde liegt – kulturelle Identität wäre demnach die Selbstwahrnehmung und Identitätskonstruktion des Einzelnen als Teil einer Gemeinschaft, seine implizite Selbsteinordnung in einen kulturellen Kontext.⁶

³ Mora, Terezia: *Alle Tage*. München: Luchterhand 2004.

⁴ Tobias Kraft liefert eine ausführliche Aufarbeitung von Äußerungen der Autorin zu diesem Thema (Kraft, Tobias: *Literatur in Zeiten transnationaler Lebensläufe. Identitätsentwürfe und Großstadtbewegungen bei Terezia Mora und Fabio Morábito*. Magisterarbeit, Universität Potsdam 2007. <opus.kobv.de/ubp/volltexte/2007/1295/pdf/kraft_magister.pdf>)

⁵ Mora, Terezia: *Der einzige Mann auf dem Kontinent*. München: Luchterhand 2009.

⁶ Vgl. Hall, Stuart: *Cultural Identity and Diaspora*. In: Rutherford, Jonathan (Hg.): *Identity – Community, Culture, Difference*. London: Lawrence & Wishart 1990, S. 222-237.

Es handelt sich hierbei jedoch um eine Einordnung, die stets auch durch gesellschaftliche Faktoren bedingt ist und nicht allein den Entscheidungen des Einzelnen unterliegt. Jan Assmann betont in seiner richtungweisenden Arbeit zum kulturellen Gedächtnis⁷ die integrative und distinktive Funktion von Kultur: „Indem die Kultur nach innen Identität erzeugt, stiftet sie nach außen Fremdheit“⁸. Gerade in den besprochenen Romanen ist dieses kaum trennbare Zusammenspiel von Identifikation auf der einen und Abgrenzung auf der anderen Seite zentral. Das betrifft sowohl den Ausschluss Außenstehender von der Teilhabe an der auf einem gemeinsamen kulturellen Gedächtnis fußenden kollektiven Identität als auch die (daraufhin erfolgende) Bildung von ‚Gegenidentitäten‘⁹.

In allen bisherigen Prosaveröffentlichungen Terézia Moras steht immer wieder auch die Frage im Raum, in welchen ‚Wir-Zusammenhängen‘ die Figuren sich selbst sehen und von anderen gesehen werden; in den Erzählungen wie auch den Romanen wird die Verortung des Individuums in Gemeinschaftsformen facettenreich diskutiert.

2. Die Macht der Gemeinschaft - Soziale Außenseiter in „Seltsame Materie“

Den elf in „Seltsame Materie“ zusammengefassten Erzählungen ist gemeinsam, dass sie, sofern die geografische Situation explizit thematisiert wird, in durchweg dörflichen Regionen des ungarisch-österreichischen Grenzgebietes vor der Wende verortet sind. Erzählt wird im Präsens durch den/die jeweils im Zentrum stehende/n Protagonisten/in. Alle Geschichten sind geprägt von dem sehr spezifischen Ambiente dieser dörflichen Welt¹⁰. In der alltäglichen Lebensrealität der Figuren spielen neben der selbstverständlichen und immer wieder auch konkret für die Erzählungen relevanten Grenze zu Österreich vor allem archaische, gewalttätige Dorfgemeinschaften eine Rolle, deren Zugehörigkeitsgeflechte als traditionsbedingt und unveränderlich begriffen werden. Außenstehenden, wie es die Protagonisten der Geschichten in den meisten Fällen sind, begegnen diese

⁷ Assmann, Jan: Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen. München: C.H. Beck 1992.

⁸ Ebd. S. 151f.

⁹ Assmann führt hierzu aus: „Kultur im Zustand ihrer distinktiven Steigerung [...] ist notwendigerweise mit einem besonderen Zugehörigkeitsbewußtsein verbunden, ein Wir-Bewußtsein, das seine Intensität durch die Abgrenzung gegen ein „sie“ gewinnt [...]“ (Ebd. S. 156).

¹⁰ Vgl. dazu Prutti, Brigitte: Poesie und Trauma der Grenze. Literarische Grenzfiktionen bei Ingeborg Bachmann und Terézia Mora. In: Weimarer Beiträge 52 (2006), S. 82-104. Hier: S. 91f.

Gemeinschaften mit mehr oder weniger subtiler Feindlichkeit und (verbaler und körperlicher) Gewalt.

Vor diesem Hintergrund erfahren die Außenseiterfiguren, die Terézia Mora in ihrem Erzählband sprechen lässt, die Grenze doppelt: Auf der einen Seite steht eine nicht oder schwer überwindbare Landesgrenze, auf der anderen die Aus'grenz'ung durch eine feindliche einheimische Gemeinschaft, an der teilzuhaben unmöglich erscheint. Der hier vollzogene Ausschluss erfolgt aufgrund unterschiedlicher Kriterien der ‚Fremdheit‘, die den Betroffenen unterstellt und/oder von ihnen in der Folge tatsächlich als Eigencharakteristikum gepflegt und kultiviert wird. ‚Anders‘ sind durch ihre Herkunft Ausgeschlossene wie die psychisch und körperlich leidenden Frauenfiguren in „Die Lücke“ oder die zusätzlich als Mitglieder der deutschen Minderheit stigmatisierte Familie der Protagonistin in „Der Fall Ophelia“. Ausschlusskriterium ist aber auch ein den sozialen Regeln und Normen der Gemeinschaften widersprechender Lebenswandel, wie er bei den allein erziehenden Müttern in „Der Fall Ophelia“ und „Die Sanduhr“ zur Isolierung ganzer Familien führt. Gleichzeitig erfolgt eine routinemäßige Ausgrenzung ‚traditioneller‘ Randgruppen, etwa der Romafamilie in „Am dritten Tag sind die Köpfe dran“ oder der Bewohner des ‚Hauses am Ende des Dorfes‘ in „Der See“.

Sichtbar wird die beschriebene Haltung der dörflichen Mehrheitsgesellschaft gegenüber den von ihr als Fremdkörper begriffenen Außenseitern neben verbalen Anfeindungen und körperlichen Übergriffen auch strukturell in deren räumlicher und sozialer Randstellung: Häufig leben solche Figuren eben nicht im Zentrum des Dorfes, und auch eine gelungene Interaktion mit denjenigen, die in der Gemeinschaft etabliert sind, ist kaum bis gar nicht möglich.

So vielfältig die Gründe und sichtbaren Folgen der sozialen Isolierung hier erscheinen, so vielfältig sind auch die Reaktionen der Betroffenen auf ihr ‚Schicksal‘: Versuchte Integration in die herrschende Gruppe durch Anpassung an deren Werte und Traditionen wird in den Geschichten immer wieder als zum Scheitern verurteilt dargestellt. Besonders deutlich zeigt sich das in „Der Fall Ophelia“, wo die (nicht einheimische, nicht religiöse) Familie der Protagonistin bei einer versuchten Annäherung kläglich scheitert:

Wir sollten es vielleicht tun, hat Großmutter gesagt. Was auch die anderen tun. [...] Die Sprache des Feindes sprechen, die zuallererst. Das Zuckerrübensilo ist hellblau, der Kirchturm kanariengelb. [...] Aber die Worte kehren sich um im Mund, wir verfehlen das Gebet. Unter dem kanariengelben Turm drehen sich alle um und starren uns an. Zur Hölle, sagt Herr Priester, zur Hölle werdet ihr alle fahren.¹¹

¹¹ Mora: *Seltsame Materie*, S. 121f.

Die logische Folge dieses Scheiterns ist die Suche der Figuren nach Halt und sozialer Integration außerhalb der Dorfgemeinschaft. Es werden, so könnte man sagen, neue Wir-Zusammenhänge als ‚Gegenidentitäten‘ in Abgrenzung gegenüber der dominierenden Mehrheit kultiviert. Erster Anlaufpunkt ist dabei immer wieder der Kreis der Familie: Das Klammern an Blutsverwandte, die Suche nach Trost in gemeinsamem Eskapismus und das Zelebrieren der eigenen Andersartigkeit („Die Sanduhr“, „Die Lücke“). Zugleich wird aber auch die von außen erfahrene Gewalttätigkeit in diesen Kreis hineingetragen („Seltsame Materie“, „Durst“, „Die Lücke“). Ein alternativer Ausweg ist die Flucht in die zumindest körperliche Nähe sexueller Beziehungen, die aber immer wieder von gegenseitigem Unverständnis, Gewalt und Gleichgültigkeit geprägt sind. So bekennt etwa der junge Protagonist in „Die Lücke“: „Die Wahrheit ist, ich fühle meinen Körper. Und sonst nichts.“¹² Solche Verbindungen werden nicht als Erfüllung empfunden, sondern geschehen eher aus Berechnung („Ein Schloss“) oder Verzweiflung („Das Buffet“). Wahre Nähe ist in diesen Konstellationen von vorneherein ausgeschlossen.

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass die Figuren in „Seltsame Materie“ an ihrer eigenen Andersartigkeit, zuvorderst aber an der Feindlichkeit einer gewalttätigen, eingeschworenen und hermetisch verschlossenen Gemeinschaft scheitern, zu der ein Zutritt unmöglich ist und deren Zuschreibung von Fremdheit keine Widerrede duldet. Alle Geschichten sind von einem immer wieder aufkeimenden Wunsch nach Befreiung aus dieser stagnierten, scheinbar alternativen Alltagsrealität geprägt. Während aber die Ausbildung von neuen Gemeinschaftsformen außerhalb der etablierten Gruppen ebenso wie die mit allen Mitteln versuchte Integration scheitert, bleibt der einzige praktizierte Ausweg in Moras Erzählband interessanterweise der ‚Ausbruch‘ durch Überquerung der Landesgrenze. Allein das endgültige Verlassen der vertrauten Umgebung und ihrer Gemeinschaftsstrukturen und damit das Zurücklassen der Gewalttätigkeit und Enge dieser Welt bietet eine Möglichkeit zur Entfaltung einer eigenen, individuellen Identität.

3. (Über-)Leben in „B.“ - Migrantinnen und andere ‚Fremde‘ in „Alle Tage“

Rein strukturell kommt „Alle Tage“ gänzlich anders daher als sein Vorläufer. Der 2004 erschienene Roman ist eine erzähltechnisch komplex gewobene Studie um den Protagonisten Abel Nema und sein persönliches Umfeld. Es handelt sich um einen sehr dichten, streng konzipierten Text voller versteckter Bedeutungen und märchenhaft-allegorischer Passagen. In verschiedenen Kapiteln und Unter-

¹² Ebd., S. 110.

kapiteln werden bruchstückhaft Episoden aus Nemas Leben erzählt, die erst im Nachhinein schrittweise als Gesamthandlung rekonstruiert werden können.

Der Protagonist, der in einer nicht näher benannten Kleinstadt in einem Land aufwächst, das später zum Kriegsschauplatz wird, verlässt, traumatisiert durch die Ablehnung des Schulfreundes, in den er sich verliebt hatte, kurz vor Kriegsausbruch dieses Land. Damit zum Fahnenflüchtigen und Heimatlosen geworden, verschlägt es ihn in die westeuropäische Großstadt B., wo er verschiedentlich Obdach findet und mit einer Vielzahl weiterer Orientierungssuchender zusammentrifft.

Es sind diese Rand- und Nebenfiguren, die dem Roman als Ganzem eine Form geben und dem Leser eine Identifikationsfläche bieten, denn Nema selbst treibt größtenteils scheinbar teilnahmslos durch die Ereignisse, die sich um ihn herum entfalten. Nachdem ihn seine ‚große Liebe‘ abgewiesen hat, geht er grundsätzlich keine sozialen Bindungen mehr ein,¹³ seine Isolation, Entwurzelung und Orientierungslosigkeit sind keinesfalls seiner Migrationserfahrung und der daraus folgenden Fremdheit in der ihn umgebenden Großstadt geschuldet. Dennoch werden Isolation und Identitätsproblematik auch in Nemas Migrantenstatus immer wieder implizit thematisiert. Er als ‚Niemand‘¹⁴, als Heimat- und Passloser entspricht auf den ersten Blick jedem Migrantenklischee. Im Laufe der Handlung wechselt er Identitäten wie Klingelschilder und lebt unter fremden Namen in provisorischen Behelfsunterkünften. Selbst die Vielzahl der von ihm gelernten Sprachen gibt keine Auskunft über den Menschen, der sich tatsächlich hinter der Maske verbirgt:

Er hat die gleichen Probleme wie jeder Emigrant: er braucht Papiere und er braucht Sprache. [...] Letzteres hat er so gelöst, dass er einfach perfekt geworden ist, und das gleich zehnmal, und zwar so, das glaubt man einfach nicht, dass er den Großteil seiner Kenntnisse im Sprachlabor erworben hat, so wie ich es sage: von Tonbändern. [...] Deswegen ist alles, was er sagt, so, wie soll ich es sagen, ohne ORT, so klar, wie man

¹³ Klaus Siblewski spricht hier sehr pointiert von dem „Tag [...] an dem Abel Nema zum Fremden wird“ (Siblewski, Klaus: *Terézia Moras Winterreise. Über den Roman „Alle Tage“ und die Poetik der Fremde*. In: Arnold, Heinz Ludwig (Hg.): *Text + Kritik. Zeitschrift für Literatur*. München: edition text+kritik 2006, S. 211-221. Hier: S. 216), Terry Albrecht formuliert in der Folge, er sei „nicht nur fremd und heimatlos in der Fremde, sondern [...] auch der Heimat entfremdet“ (Albrecht, Terry: *Erzählerische und sprachliche Nähe. Bilder interkultureller Erfahrungen in den Texten von Terézia Mora und Yoko Tawada*. In: Schmitz, Helmut (Hg.): *Von der nationalen zur internationalen Literatur. Transkulturelle deutschsprachige Literatur und Kultur im Zeitalter globaler Migration*. Amsterdam: Rodopi 2009, S. 163-274. Hier: S. 268.).

¹⁴ Vgl. die Bedeutung des sprechenden Namens ‚Nema‘ (*nema/nemá* in vielen slawischen Sprachen = ‚hat nicht‘/‚fehlt‘, im Ungarischen *néma* = ‚stumm‘).

es noch nie gehört hat, kein Akzent, kein Dialekt, nichts – er spricht wie einer, der nirgends herkommt.¹⁵

Dennoch führt dieser seltsame Protagonist zugleich diverse ‚klassische Integrationshindernisse‘ ad absurdum: Er spricht eben nicht nur die Landessprache, sondern auch neun weitere absolut fehlerfrei, kennt als ‚Bildungsbürger‘ sämtliche Museen der Stadt und verkehrt durch diverse Stipendien in den besseren Kreisen der Gesellschaft. Außenseiter bleibt Nema nicht aufgrund seiner Herkunft, sondern wegen seiner eigenen Kontaktunfähigkeit oder -unwilligkeit, personale oder kollektive Identitätswürfe des Protagonisten bleiben bis zuletzt undurchsichtig.

Andere Figuren im Roman bemühen sich dagegen durchaus um Anschluss und um gesellschaftliche Akzeptanz. Fast alle Nebenfiguren sind in gewisser Weise betroffen von dieser Suche nach Zugehörigkeit. Die Frage ‚Wo gehöre ich hin?‘, die bereits in ‚Seltsame Materie‘¹⁶ verhandelt wurde, erscheint hier in einem veränderten Kontext: Zwar nicht alle, aber bei Weitem die meisten der beschriebenen Suchenden kamen als Migranten nach B. Ihre Probleme, Zugang zu der sie umgebenden Stadt und ihrer Gesellschaft zu finden, erschließen sich in diesem Kontext. Im Text werden verschiedene Arten der (scheiternden) Kontaktaufnahme diskutiert. Wenn auch die Stadt B. und ihre Bewohner niemals offen feindlich oder ablehnend gegen die Zugewanderten agieren, legt doch die gesamte textuelle Gestaltung der Großstadt eine Verslossenheit gegenüber diesen Figuren nahe, die zu überwinden sie nicht in der Lage sind.¹⁶ Ähnlich wie in ‚Seltsame Materie‘¹⁶ erfolgt hier erneut die Flucht in Ersatzgemeinschaften im Sinne erotischer Beziehungen (etwa im Falle der emotional instabilen Kinga) oder in den durch Blutsverwandtschaft gesicherten Kreis der Familie. Ein neu eingeführtes Motiv sind dagegen Zweckgemeinschaften außerhalb der Familie. Diese erweisen sich als nur temporär tragfähig, gewähren aber doch ein Gefühl von ‚Heimat‘ in der Fremde und einen gewissen Gruppenzusammenhalt.

Bestes Beispiel für diese Enklavenbildung ist die ‚Anarchia Kingania‘¹⁷, eine von Kinga ins Leben gerufene Gruppierung, die als in sich abgeschlossenes

¹⁵ Mora: *Alle Tage*, S. 13.

¹⁶ In den Augen des orientierungsschwachen Protagonisten wird B. ohnehin auch räumlich zum kaum bezwingbaren Labyrinth (vgl. ebd., S. 159), aber auch darüber hinaus bleibt die Stadt ein ‚fremder‘, unzugänglicher Raum. Nähere Beobachtungen zur Stadtdarstellung finden sich bei Christian Sieg: *Von Alfred Döblin zu Terézia Mora: Stadt, Roman und Autorschaft im Zeitalter der Globalisierung*. In: Amann, Wilhelm; Mein, Georg; Par, Rolf: *Globalisierung und Gegenwartsliteratur. Konstellationen – Konzepte – Perspektiven*. Heidelberg: Synchron 2010, S. 193-208. Hier: S. 207.

¹⁷ Mora: *Alle Tage*, S. 145f.

Subsystem in der Stadt zur Projektionsfläche und Ersatzheimat für Kinga und ihr unmittelbares Umfeld wird. Dass dieses Behelfsmodell auf Dauer nicht ausreicht, um eine solide Basis für die eigene Identitätsfindung zu gewährleisten, wird im Text nur allzu klar: Kinga begeht schließlich Selbstmord, die Gemeinschaft zerfällt. Auch Konstantin Tóti, bei dem Nema nach seiner Ankunft in B. Obdach findet, versucht, sich durch Ersatzhandlungen ein soziales Umfeld zu schaffen, das dem erfolglosen Studenten und sozial isolierten Fremden in der Stadt ein Referenzsystem bieten könnte. Wahllos nimmt er hilfsbedürftige Unbekannte in seiner Wohnung auf und schafft sich so ein instabiles Netz aus Leidensgenossen. Die Bande von Romakindern um den brutalen Kosma schließlich schöpft als zufällig entstandene Gruppe gesellschaftlich stigmatisierter, benachteiligter Außenseiter Identifikationspotenzial aus der gemeinsamen Anfeindung der als feindlich wahrgenommenen Umgebung. Zugleich zementieren die Jungen aber damit das über sie in der Mehrheitsgesellschaft vorherrschende Klischee und geraten in eine Spirale von gewalttätigen ‚Spielen‘, die selbst für die Bandenmitglieder häufig die Schmerzgrenze überschreiten.

Das Scheitern zwischenmenschlicher Beziehungen und die Suche nach sozialen Bezugspunkten werden in „Alle Tage“ immer wieder zum Thema, insbesondere als Problem von Migranten und sozial ausgegrenzten Minderheiten. Wie auch schon in „Seltsame Materie“ verfügen die hier in Abgrenzung von der nicht zugänglichen Mehrheitsgesellschaft konstruierten, in erster Linie auf die gemeinschaftsbildende Erfahrung des Ausgeschlossenenseins fußenden Verbände nicht über das identifikatorische Potenzial, das dauerhaft funktionierende und Halt gebende Entwürfe von kollektiver Identität ermöglichen würde.

Der Roman beschreibt aber auch darüber hinaus in beeindruckender Bandbreite die immer wieder scheiternde Suche nach Gemeinschaft und Zugehörigkeit sowie nach einem Ort, an dem der Einzelne Geborgenheit in der Gruppe finden könnte. Nur eines der zu nennenden Beispiele ist eine Zufallsbekanntschaft, die der Protagonist auf einer Reise macht. Der Mann, dem er auf der Straße begegnet, glaubt, sprichwörtlich seine Sprache ‚verloren‘ zu haben und berichtet, er werde von seiner Umwelt plötzlich nicht mehr verstanden:

Es fing damit an, dass meine Frau so tat, als verstünde sie nicht, was ich sage. Das sei einfach wirres Zeug, sagte sie, was ich rede, ich sollte es doch mal in der Landessprache versuchen, aber ich bitte Sie, ich kann gar keine andere Sprache, nur diese eine [...]. Ich habe es auf der Arbeit erzählt. Was wollte ich, Mitgefühl? Anfangs nickten sie verständnisvoll, ja, ja, die Ehe, aber später fingen sie an, so zu tun, als verstünden sie nicht, was ich sage. Sie kicherten, ich weiß, sie wollten nur Spaß machen, aber dann konnten sie nicht mehr aufhören. Sie taten den ganzen Tag so, als verstünden sie mich nicht, und ich sagte gar nichts mehr, aber auf der Fahrt nach Hause, Bauch an Bauch im Bus, brach ich plötzlich in Tränen aus und musste aussteigen, seitdem irre ich hier umher.¹⁸

Um Abel Nema herum erstreckt sich so ein Mosaik aus Lebensläufen von Einsamen, Einzelgängern und Sonderlingen in B. und anderswo.

4. (Post-) moderne Großstädter in „Der einzige Mann auf dem Kontinent“

Moras jüngster Roman ist eine im Gegensatz zu „Alle Tage“ größtenteils chronologisch erzählte Großstadtgeschichte mit ‚alltäglichen‘ Figuren und deren ebenso ‚alltäglichen‘ Lebensläufen. Bei aller Normalität der dargestellten Ereignisse dreht sich jedoch bei näherer Betrachtung der gesamte Text um das Scheitern der Menschen an sich selbst und an ihrem Umfeld. Diese Scheiternden sind aber nicht, wie in den zuvor behandelten Texten der Autorin, mehrheitlich Migranten, die sich in der ‚Fremde‘ zurechtfinden müssten, oder Mitglieder sozial stigmatisierter Minderheiten, die von der Gesellschaft nicht angenommen würden, sondern ganz gewöhnliche Großstädter, die sich unbemerkt in eine scheinbar unausweichliche soziale Isolation hineinmanövriert haben und dieser Situation nun mit verschiedenen Kompensierungsentwürfen begegnen.

Beispielhaft dafür sind die familiären Verhältnisse im Roman, die die Zustände in der Gesellschaft im Kleinen wieder aufzugreifen scheinen. Hier wird Familie nicht etwa als Sicherheit oder Halt gebender Rückzugsort in Problemsituationen beschrieben, sondern sie wird im Gegenteil zur Projektionsfläche des eigenen Scheiterns und zum Austragungsort für Machtspiele und Aggressionen. Der Protagonist Darius Kopp selbst, seine einsame und verbitterte Mutter und die an ihren eigenen Ansprüchen scheiternde Schwester sind dafür das beste Beispiel. Selbstverwirklichung (privat und beruflich) ist das zentrale Element einer versuchten Identitätskonstruktion. Die Sehnsucht nach ‚mehr‘ und nach gelungener Identifikation wird hier nicht als Problem einzelner Außenseiter dargestellt, sondern als Charakteristikum einer ganzen Gesellschaft. Die eingeschlagenen Lösungswege in dieser Krisensituation sind so vielfältig wie trügerisch: Ob durch Streben nach beruflichem Erfolg und freundschaftlichen Beziehungen zu ebenso berechnenden und karriereorientierten Kollegen (Darius Kopp) oder im Wunsch nach Familiengründung und einer daraus folgenden kleinfamiliären Idylle (Kopp und seine Ehefrau Flora), ob in einem gedankenlosen Aufgehen in der großstädtischen ‚Spaßgesellschaft‘ (Kopps Saufkumpan Juri) oder in einer ‚Rückkehr zur Natur‘ mit Häuschen im Grünen (Floras Freundin Gabi), die Figuren können ihrer eigenen emotionalen Isolation nicht entkommen. Sie sind in unterschiedlichen Spielarten eines egozentrischen Weltbildes gefangen, das von Projektionen und Illusionen getragen wird. Dieses (offensichtlich auch kulturell verankerte) Weltbild eröffnet zwar eine Vielzahl von gesellschaftlich

¹⁸ Ebd., S. 230.

akzeptierten Lebens- und Sinnentwürfen¹⁹, allerdings ist das darauf aufbauende „Wir“ ein fragmentiertes Netz aus Einzelkämpfern. Von einer identitätsstiftenden Gemeinschaft kann nicht mehr die Rede sein. Kopps eigenes Konstrukt bricht am Ende zusammen, er erkennt das – mutmaßlich – gerade noch rechtzeitig, um seine Ehe zu retten, nachdem seine Karrierepläne sich vorläufig zerschlagen haben.

„Der einzige Mann auf dem Kontinent“ kann in seinen Beschreibungen großstädtischer Lebenswelten als Kritik an der immanenten Unmenschlichkeit und Verantwortungslosigkeit der Konsumgesellschaft gelesen werden. Zugleich ist der Roman aber auch eine Studie über die Beziehungslosigkeit des Einzelnen in der postmodernen Gesellschaft: Identifikationsflächen bieten sich dem Individuum im Überfluss, aber der wirkliche zwischenmenschliche Kontakt, auf dem Gemeinschaft und in diesem Sinne Gesellschaft aufbauen, geht in alledem verloren.

5. Zusammenfassung, Abschluss und Ausblick: Das ‚Ich‘ in der Welt

Die hier formulierten Beobachtungen können selbstverständlich nur einen ersten Überblick über ein Thema bieten, das in Terezia Mora's bisherigem Prosawerk immer wieder und sehr vielschichtig behandelt wird: Die Suche des Individuums nach Integration in die es umgebenden Gemeinschaften und die Frage nach dem Warum des Funktionierens oder Nicht-Funktionierens dieses Anschlusses wird immer wieder aus neuen Blickwinkeln beleuchtet.

Mora beschreibt vor allem Fälle, in denen dem Einzelnen das Aufgehen in der Gruppe nicht oder nur schwer gelingt, zeichnet diese Fälle aber als Symptome eines beinahe allgegenwärtigen Phänomens. Die Ursachen für Anschlussprobleme an Gemeinschaften sind vielfältig: In „Seltsame Materie“ treibt eine feindliche Außenwelt die Protagonisten in die Isolation, während sich die Menschen in „Der einzige Mann auf dem Kontinent“ sehr gekonnt selbst isolieren. Kulturelle Fremdheit kann ebenso Auslöser sein wie eine ganz persönliche Disposition, man denke nur an die Außenseiterfigur Abel Nema in „Alle Tage“.

¹⁹ Ein Blick auf die Freizeitgestaltung des Protagonisten beleuchtet einen solchen Entwurf und verdeutlicht zugleich die wichtige Rolle, die Konsum in den meisten dieser Konzepte spielt: „Ich langweile mich sonst nie. Wenn ich mich langweile, gehe ich a) ins Internet, b) etwas essen oder trinken, c) zu einer kulturellen oder anderen Veranstaltung, d) gucke ich fern, und schon merke ich es nicht mehr. Das permanente Angebundensein an den Datenstrom ist mir nicht lästig und überfordert mich keinesfalls. Wenn nichts davon da ist – das überfordert mich.“ (Mora: Der einzige Mann auf dem Kontinent, S. 74)

Andrea Geier unterscheidet in ihrem Aufsatz zu diesem Roman den Typus des ‚In der Fremde Seins‘ von dem des ‚Fremdseins‘: Während im ersten Falle eine räumliche Bewegung in unbekanntes Territorium stattfindet, bezeichnet der zweite Begriff die „explizite Zuschreibung von ‚Fremdheit‘ als ‚Anderssein‘“. ²⁰ Diese zweite Form des ‚Fremdseins‘ sei, so führt sie weiter aus, eines der zentralen Motive in Moras Prosawerken. ²¹

Gemein ist tatsächlich allen Figuren die Sehnsucht nach Gemeinschaft und das Leiden unter ihrer Vereinzelung (nur Abel Nema versucht über weite Strecken nicht einmal, sozialen Anschluss zu finden). Man kann weiterhin sagen, dass nicht nur die Isolation des Individuums, sondern gerade seine Auflehnung dagegen in Moras Texten zum wiederkehrenden Motiv wird. ²² Damit wird ein sehr komplexes Thema beschrieben, das natürlich besondere Gültigkeit in Kontexten hat, in denen Individuen wie etwa in „Alle Tage“ durch Migration den vertrauten kulturellen Räumen entrissen wurden. Andererseits betrifft die Entfremdung aus Gruppen hier grundsätzlich jeden oder kann jeden betreffen. Damit zeigen sich Auflösungserscheinungen, die das Konzept Gemeinschaft (also die halt gebende, sinnstiftende Basis für ein erfülltes soziales Leben) als Ganzes betreffen. Moras Texte bezeugen potenziell das, was Katrin Sorko den „allgemeinen Zustand des Subjekts in der postmodernen Welt“ ²³ nennt. Sie dokumentieren das bedrohliche Unheimlichwerden des Einzelnen in der Gesellschaft und werden zu Zeugnissen einer gruppenübergreifenden „Identitätsfragmentierung, die sich an den Symptomen Befremdung, Paranoia, Beziehungslosigkeit und Flucht, Sucht und Suche, Paralyse und Warten zeigt“ ²⁴. Dass dies nicht allein diejenigen betrifft, die aus der Fremde kommen, sondern eben auch die, die sich in ihrem angestammten Umfeld selber fremd werden, macht nicht zuletzt Moras jüngster Roman zweifelsfrei deutlich.

²⁰ Geier, Andrea: „Niemand, den ich kenne, hat Träume wie ich“. Terézia Moras Poetik der Alterität. In: Nagelschmith, Ilse u. a. (Hg.): Zwischen Inszenierung und Botschaft. Zur Literatur deutschsprachiger Autorinnen ab Ende des 20. Jahrhunderts. Berlin: Frank und Timme 2006, S. 153-177. Hier: S. 153.

²¹ Vgl. Geier: „Niemand, den ich kenne, hat Träume wie ich“, S. 154.

²² Hier spiegelt sich erneut Assmanns These zur Entstehung von kollektiven Identitäten außerhalb der Mehrheitsgesellschaft: „Gegen-Identitäten werden nicht gegen das kulturlose Chaos, sondern gegen die dominierende Kultur ausgebildet und aufrechterhalten, wie es der typische Fall von Minderheiten ist.“ (Assmann: Das kulturelle Gedächtnis, S. 154).

²³ Sorko: Systemmigration, S. 213.

²⁴ Ebd.

Ágnes Simon-Szabó (Budapest)

**Differenz statt Äquivalenz.
Übersetzungstheoretische Anmerkungen
aus kulturwissenschaftlicher Sicht**

Seit den 1990er Jahren sind die übersetzungswissenschaftlichen Forschungen im deutschsprachigen Raum nicht so sehr von den intertextuellen, sondern eher von den transkulturellen Aspekten geprägt. Wie fließend die Begriffsbestimmungen von Intertextualität, Interkulturalität und Transkulturalität auch sein mögen, hatten die kulturwissenschaftlichen Reflexionen rund um diese Begriffskomplexe einen grundlegenden Paradigmenwechsel sowohl auf dem Gebiet der Übersetzungstheorie als auch im Bereich der Kritik zur Folge, und schufen sie gleichwohl neue Perspektiven für bestimmte Forschungsaspekte und praktische Teilgebiete. In den 90er Jahren wurden im Kontext kulturwissenschaftlich orientierter Übersetzungstheorien zahlreiche neue Ergebnisse in Sammelbänden veröffentlicht. Von dieser Vielfalt¹ werden zunächst die Forschungen an der Georg-August-Universität Göttingen und das zugehörige – sich durch eine vielschichtige Bandbreite auszeichnende – Forum, die *Göttinger Beiträge zur Internationalen Übersetzungsforschung*-Reihe (GöBIÜ), im Weiteren hervorgehoben.²

In seiner Komplexität stark vereinfacht kann man die begriffliche Diskrepanz des Interkulturalitäts- und des Transkulturalitätsbegriffs folgendermaßen

¹ Das dadurch eingeschränkte Bild im ersten Teil des Aufsatzes blendet wesentliche Ansätze aus, die hiermit skizzenhaft angedeutet werden sollen: a) das kulturwissenschaftliche Potential in sich bergende Arbeiten der sog. Skopostheorie von Katharina Reiss und Hans J. Vermeer, sowie die translationstheoretischen Schriften aus dem Kontext der interkulturellen Kommunikation von Jörn Albrecht; b) bzw. die sich explizit mit kulturwissenschaftlichen Ansätzen befassenden Texte des Grazer Instituts für theoretische und angewandte Translationswissenschaft u. a. mit Dilek Dizdar, Erich Prunè und Michaela Wölf, sowie die Reihe *Translation Studies* mit Schwerpunktthemen von feministischer Translation, von Mehrsprachigkeit und von translationsrelevanter Migrations- und Exilforschung; c) weitere wissenschaftliche Gesellschaften der Übersetzungswissenschaft aus dem deutschsprachigen Raum sind die European Society for Translational Studies in Wien und die Deutsche Gesellschaft für Übersetzungs- und Dolmetschwissenschaft in Saarbrücken.

² Aus der Göttinger Arbeitsgruppe sind u. a. die Ergebnisse von Doris Bachmann-Medick, Armin Paul Frank, Harald Kittel, Andreas Poltermann und Horst Turk hierzu andeutungsweise anzuführen.

erläutern³: Die Interkulturalitätstheorien basieren auf der angeblich homogenen Struktur der Kultur und auf dem Fundament des Eigenen, sowie der Abweichung des Fremden. Sie skizzieren bestimmte Wissensansammlungen anhand der wahrgenommenen kulturellen Unterschiede. Die Transkulturalitätstheorien gehen aus der angenommenen hybriden Natur der Kultur hervor und behaupten, dass immerzu neue kulturelle Formen zustande kommen. Die neuen Kulturformen werden nicht national, sondern durch Grenzgänge von Kulturen konstituiert. Letzteres nimmt keine Weltkultur oder einheitliche Weltsprache an, sondern beschreibt die Umstrukturierungs- und Übergangsphänomene nationaler kultureller Grenzen. Sie bezeichnet die Interkulturalitätsauffassung als kulturrelativierend. Darunter wird ein solches Vorgehen verstanden, das für die Einzigartigkeit und Vielfalt von Kulturen plädiert, wenngleich es unmöglich scheint, authentische, in sich geschlossene kulturelle Organismen aufzufinden.

Eher selten erschienen in den seit mehr als zwanzig Jahren andauernden deutschsprachigen Diskussionen auf das literarische Übersetzen fokussierende Monographien (Apel; Kopetzki 2003). Im Allgemeinen werden die Forschungen in vergleichenden Sammelbänden präsentiert. Die Aufsätze versuchen die Dynamik und die Begrifflichkeit der kulturellen Grenzüberschreitungen auch für die Übersetzungswissenschaft neu zu definieren. Da die Göttinger Schule theoretisch nicht nur die zeitgenössische und globale (vgl. *postcolonial turn*, Bachmann-Medick 2007:184-237), sondern auch die historische (Kittel 1998:3-14) und die interdisziplinäre (Turk 1992:5) Interpretation befürwortet, greifen die Göttinger Untersuchungen vornehmlich mediävistische, frühneuzeitliche, moderne, sowie kulturelle und interkulturelle Themen auf. Ihre Konzepte handeln das Thema der Neuorientierung der Inter- bzw. Transtextualität im literarischen Kontext und der Inter- bzw. Transkulturalität im kulturellen Kontext ab. Die Verschiebung des Forschungsinteresses wird vor allem an dem *Text*-Begriff festgemacht. Das gilt heute immer noch; auch wenn die Leitmetapher „Kultur als Text“ der *Cultural Studies* spätestens 2004 u. a. von Bachmann-Medick in der deutschsprachigen, kulturwissenschaftlich orientierten Übersetzungstheorie neuinterpretiert wurde. Woran ist ein Theoriewandel als Paradigmenwechsel in der Sprachlichkeit zu erkennen? Die Begrifflichkeit der Sprache, die (1) die verifizierbare und falsifizierbare Sprachkompetenz, (2) das Prinzip der Äquivalenz, der semantischen Gleichwertigkeit und (3) den Anspruch der Adäquation, der Anpassung beinhaltet, ist umstritten, der neuorientierte Fokus wird auf einen gesellschaftlich und kulturell verankerten, verfestigten Sprachbegriff gerichtet (Tölcsvai Nagy 1998:239-243). Die Kulturwissenschaften unterstützen somit die Einführung und

³ Zur umfangreicheren Abhandlung der genannten Dichotomie ist der thematische Schwerpunktteil „Interkulturelle Übersetzung“ des *Jahrbuches der ungarischen Germanistik* 2009 einzubeziehen.

Verbreitung eines neuen erkenntnisleitenden Vokabulars für die Übersetzungswissenschaft. Dabei werden die unter dem Einfluss kulturwissenschaftlicher Ansätze stehenden Begriffe und Analysekatoren wie: Bruch, Schwelle, Grenze, Globalisierung, Hybridität, Transnationalität, sowie *Differenz* oder Innen-Außen-Differenz, durch die traditionellen Kohärenzbegriffe wie Autor, Werk, Geist, Wirkung, Tradition, Entwicklung, Identität, Mentalität und Nation ersetzt (Bachmann-Medick 2007:19, Bhabha 1994:207-254, Poltermann 1995:38-44). Die linguistische Sichtweise bzw. die Reduktion der Übersetzung auf die Wort- bzw. Satzebene wurde durch den Paradigmenwechsel, den die funktionale Übersetzungswissenschaft in den 80er Jahren einleitete (Snell-Hornby, Vermeer), überwunden. Darauf basierend wurde die Translation als kulturelle Praxis wechselseitiger Vernetzungen, sowie als Zeichen eines interkulturellen Kontakts und Transfers durch die Metapher von „Kultur als Text“ vorgeführt (A. Assmann, Bachmann-Medick, Bhabha). Die Sprach- und Textübersetzungen bleiben dabei nicht mehr bei der Übertragung von Wörtern und Begriffen, sondern komplexe kulturelle Übersetzungsprozesse werden durch den Prozess der Rücksetzung „in fremde Denkformen und kulturelle Symbolisierungsweisen“ erkennbar. Damit erscheint die Übersetzung als ein neuer Grundbegriff der Sozial- und Kulturwissenschaften. Es wird sogar von einem *translational* oder *translative turn* in der disziplinenübergreifenden Kulturtheorie gesprochen. (Bachmann-Medick 2007:238) Die Leitperspektive der Übersetzung tritt an die Stelle des „Kultur als Text“-Modells, d. h. man diskutiert nunmehr „Kultur als Übersetzung“ bzw. „Übersetzung als kulturelle Praxis“.⁴

Man kann eigentlich nur eine *Neuaufwertung* des Begriffs der *Differenz* erörtern (Apel; Kopetzki 2003:71-106⁵), wobei die Übersetzungsbegriffe selbst immer als geschichtlich determinierte, Veränderungen unterworfenen und kulturgebundene Phänomene anzusehen sind. In den übersetzungswissenschaftlichen Überlegungen um 2000 wird die Differenz anscheinend nicht mehr als Nicht-Äquivalenz⁶ der Leistung der Übertragung verstanden, sondern sie erscheint als

⁴ Fraglich bleibt jedoch, ob diese neuentworfenen Kategorien- und Themenfixierung nicht zu einer generellen Metaphorisierung und einem Konturverlust des Übersetzungsmodells führt, bzw. ob man je über konturensichere Modelle sprechen können wird.

⁵ Die Autorinnen führen die Idee der Abweichung bis Luthers Bibel-Übertragung zurück.

⁶ Zum Begriff der Äquivalenz: in den sog. Äquivalenzkonzepten erscheint die Äquivalenz (Gleichwertigkeit) sowohl als das Ziel als auch als die Voraussetzung für die Übersetzung, d. h. in jeder Übersetzung sollte eine Äquivalenz mit dem Ausgangstext angestrebt werden, und nur jene Zieldenke, die eine entsprechende Äquivalenz aufzeigen, als Übersetzungen angesehen werden können. Wobei es freilich bewusst bleibt, dass das Äquivalenzkonzept Fälle von Nicht-Äquivalenz aus dem Bereich des

eine positive Kategorie, als Träger der Individualität und der Identität der Person (des Verfassers und des Übersetzers), der Literatur und der Kultur. Die Aufwertung der Differenz annulliert die Äquivalenz freilich nicht automatisch. Was aber derzeit von den Kulturwissenschaften grundlegend neudefiniert wird, sind die Konzepte von homogenen nationalen Kulturen, die „auf Konsens beruhende und nahtlose Übermittlung historischer Traditionen oder ‘organisch’ gewachsene ethnische Gemeinschaften [...] – als Basis kulturellen Vergleichs“ betrachten. (Bhabha 2002:7) In der genannten *Differenz*-Konzeption kann man je zwei konstante Fokuspunkte, nämlich die *Abweichung* in dem Akt der translatorischen *Wiederholung* definitiv hervorheben. Diese Fokuspunkte selbst sind als Neuaufwertungen des genannten Phänomens anzugeben, sie werden von dem Übersetzungswissenschaft unabhängigen *Kommentar*-Begriff von Foucault, sowie durch die an die Translation gebundene Theorie von der „wahren“ bzw. „reinen Sprache“ von Walter Benjamin *par exemplum* präsentiert.

In dem „maskierten Wiederholungs“-Konzept der *Ordnung des Diskurses* (*L'ordre du discours*) bezeichnet Michel Foucault die großen Erzählungen einer Gesellschaft als wiederholte und abgewandelte Formen, Texte bzw. „ritualisierte Diskursansammlungen“. Dies gilt nach ihm besonders für religiöse, juristische, literarische, sowie teilweise auch für wissenschaftliche Texte. Die „maskierte Wiederholung“ ist dabei nicht ausschließlich durch die Äquivalenz zu beschreiben, sondern vielmehr durch die sich unendlich neuartikulierende, divergierende Möglichkeit der Kommentare:

Für den Augenblick möchte ich nur darauf hinweisen, dass im Kommentar die Abstufung von Primärtext und Sekundärtext zwei einander ergänzende Rollen spielt. Einerseits ermöglicht es (und zwar endlos), neue Diskurse zu konstruieren: der Überhang des Primärtextes, seine Fortdauer, sein Status als immer wieder aktualisierbarer Diskurs, der vielfältige oder verborgene Sinn, als dessen Inhaber er gilt, die Verschwiegenheit und der Reichtum, die man ihm wesenhaft zuspricht – all das begründet eine offene Möglichkeit zu sprechen. Aber andererseits hat der Kommentar, welche Methoden er auch anwenden mag, nur die Aufgabe schließlich zu sagen, was dort schon verschwiegen artikuliert war. [...] Das unendliche Gewimmel der Kommentare ist vom Traum einer maskierten Wiederholung durchdrungen. (Foucault 1977:17-18)

Übersetzens *per definitionem* ausschließt. Demgegenüber erlaubt z.B. die Skopos-theorie (Dizdar 1999:104-107) von Vermeer vom Übersetzungsauftrag abhängig alle Arten von Übersetzungstypen. Zu den diesbezüglichen deskonstruktivistischen Ansätzen der Translationswissenschaft vgl. „Die Zeitlichkeit, die nach Jacques Derrida eine überwindbare Differenz in die Zeichen einschreibt, lässt die Begriffe von Imitation und Treue zum Original nicht nur in der Moderne und Postmoderne fraglich werden.“ Borsó 2006:18.

Foucault versteht unter der „offenen“ Möglichkeit der Kommentare die Verhinderung der Zufälligkeit der Diskurs-Wiederholung. Der Kommentar macht nämlich einerseits die „Aus-sage“ (*énoncé*) bzw. den Akt der Aussage im Gesagten möglich, andererseits kann diese „Aus-sage“ sich aber nur in dem Fall vollziehen, d. i. geschehen (vgl. „Wortgeschehen“, Fabiny 2010), wenn das ursprünglich Aus-Gesagte selbst wieder mitausgesagt wird und erst dadurch abgeschlossen wird. Die Innovation des Kommentars liegt demnach für Foucault nicht in dem *was* und *wie* etwas ausgesagt wird, sondern in dem Ereignis der neuartikulierenden Wiederholung (Foucault 2003:20) selbst. Das Ereignis der Wiederkehr selbst hat eine „ergänzende Rolle“, d. h. es aktualisiert stets den jeweiligen Diskurs. Die endlose Aktualisierbarkeit und das Vermögen an Ergänzungspotential des Diskurses als maskierte Wiederholung lassen die Kommentar-Funktion vielleicht als endlos aktualisierende und ergänzende Verständigungs- und Kulturtechnik ähnlich zu der Translation erscheinen. Wenn man diese Behauptung akzeptiert, kann die Kultur (bei Foucault als „Gesellschaft“) erst recht als „vielschichtige[s] Überlappungs- und Übertragungsphänomen [...] von Verflechtungsgeschichten unter den ungleichen Machtbedingungen der *Weltgesellschaft*“ (Bachmann-Medick 2007: 247-248, Hervorhebung A.S.-Sz.) bewertet werden.

Walter Benjamins essayistischer Aufsatz (*Die Aufgabe des Übersetzers*) zu seinen Baudelaire-Übersetzungen pflegt mit der begrifflichen Trennung von „wahrer Sprache“ und von „reiner Sprache“ eine verwandte Idee. Das Ereignis der Wiederholung erscheint dabei als „Überleben“ des gegebenen Werkes. Nach ihm existiert eine „überhistorische Verwandtschaft“ zwischen den Sprachen, d. h. in jeder Sprache, in den einzelnen sprachlichen Elementen, Wörtern, Sätzen (in der sog. wahren Sprache) ist jeweils ein und dasselbe gemeint. Keines dieser Elemente kann die Gesamtheit in sich ausdrücken. Die sog. reine Sprache ist in „einander ergänzenden Intentionen [der wahren Sprache] erreichbar [...] Dieses Gesetz, eines der grundlegenden der Sprachphilosophie, genau zu fassen, ist in der Intention vom Gemeinten die Art des Meinens zu unterscheiden. In ‘Brot’ und ‘pain’ ist das Gemeinte zwar dasselbe, die Art, es zu meinen, dagegen nicht.“ (Benjamin 1972:13-14) Nach Horst Turk kann das Begriffspaar von Benjamin zuallererst im Übersetzen entstehen. „Als Symbolisierendes wie als Symbolisiertes vor allem in dichterischen, formvollendeten Texten anwesend, wird sie [die reine oder die wahre Sprache] *zum tertium* im Augenblick der reinen Ausdrucksübersetzung, d.h.: sobald sich die Ausdrucksübersetzung auf die Einwirkung differenter »Arten des Meinens«, nicht des Gemeinten oder des Meinens als solchen bezieht.“ (Turk 1989: 58).⁷ Übersetzung erscheint bei Turk daher als

⁷ Daher kann Turk von einem wesentlichen Unterschied translationaler Modelle in der Art der „onto-theologischen“ und der „methodologischen“ Konvergenz sprechen. Benjamins Auffassung gehöre demnach zum ersten Modelltyp. Turk 1989:59.

„Medium der Fremderfahrung“, als „ein privilegierter Ort zur Artikulation der Differenzqualitäten“ (Türk 1992: 4).

Laut der hybriden Kulturauffassung von Bhabha⁸ erscheint das Ereignis der Wiederholung als eine Variation bzw. als eine *variierte* Wiederholung (vgl. Hárs 2004: 207), eine *Re-präsentation*. In der *Verortung der Kultur (The Location of Culture)* befindet sich das Kapitel *Die Artikulation des Archaischen*, welches das Thema der Differenz in der kulturellen Übersetzung erörtert. Hier geht es vor allem darum, wie die Kultur die Differenz repräsentiert bzw. repräsentieren kann.

Die Arbeit des Wortes verhindert die Frage nach der transparenten Assimilation kulturübergreifender Bedeutungen in einem einheitsstiftenden Zeichen der »menschlichen« Kultur. Die Frage der Signifikation ergibt sich im kulturellen Da-zwischen, am Punkt der kulturellen Artikulation von Identität und Verschiedenheit. (Bhabha 2000: 185)

Dieses „Da-zwischen“, der Ort der Differenz ist keine pure sprachliche Angelegenheit, sondern sie verleiht sich die Differenz der Sitten, Worte, Rituale, Gebräuche, Zeit, usw. ein. Teils ist dies ein Problem zeitlicher und räumlicher Distanz, ein Verlust von Bedeutsamkeit in der kulturellen Interpretation, sowie „eine Frage des kulturellen Codes (der *Erfahrung* anderer Kulturen)“. (Ebda 186) Eine der wichtigsten Aufgabe einer Übersetzung ist in diesem Sinne die Kommunikation von den Abweichungen und den Varietäten, die sowohl über inner- bzw. außerliterarischen (historisch, politisch, ökonomisch, usw.) als auch literatur- bzw. kultursystematischen Charakter (vgl. „kulturelle“ bzw. „literarische Alterität“, Türk 1992: 2-40) verfügen können. Kulturdifferenz ist folglich nie einfach mit der Sprachdifferenz gleichzusetzen. Zum Verständnis der Funktion der Differenzbildung eines kulturellen Codes seitens des Autors und des Übersetzers werden daraufhin zeitgenössische literarische Exempel aufgeführt.

Als erstes Beispiel könnte man das Phänomen der sog. pragmatischen Adaptation, die Anpassung des übersetzten Werkes an den Erwartungshorizont des Lesepublikums, in Betracht ziehen. In der Translation wird die Adaptation traditionell vom Übersetzer – gelegentlich vom Verfasser als Übersetzer (z. B. de Staël *De l'Allemagne*, 1814. bzw. ihre eigene Übersetzung *Über Deutschland*,

⁸ Es geht um die Idee von der Hybridität der Kultur bei Bhabha, die als gewaltvoller historischer Prozess der Dekolonialisierung, durch den kulturelle Mischformen hervorgebracht worden sind, vorzustellen ist, d. h. Kulturen können nicht mehr als homogene, in sich geschlossene Phänomene verstanden werden. *Hybridity* deckt die verschiedensten Ausformungen von Synkretismus, Akkulturation und Kreolisierung. Die Übersetzung ist im Sinne Bhabhas gefordert, die ausgeformte differenzierte kulturelle Heterogenität durch ihre jeweilige, auf die Asymmetrien bezogene Lesestrategie zu repräsentieren.

Mueller-Vollemer 1998: 11-31) – willkürlich durchgeführt. Seltener ist der Fall, dass der Autor dem Übersetzer selbst eine pragmatisch adaptierte Version – je nach Zielsprache – zur Verfügung stellt, mit der er den Diskurstransfer in die Zielkultur durch die in ihrer Relevanz wahrgenommene Diskursschöpfung ‘autoritär’ befördert. Die dänische Schriftstellerin Janne Teller publizierte das Essay *Hvis der var krig i Norden (Krieg: Stell Dir vor, er wäre hier)* im Jahre 2004 auf Dänisch, das von Szilvia Weyer 2012 ins Ungarische (*Ha háború lenne nálunk*) übersetzt wurde. In dem im Miniformat eines Passes veröffentlichten Essay herrscht Krieg nach dem Untergang der demokratischen Ordnung in Europa. Wer kann, flieht in den Nahen Osten, wie der 14-jährige Protagonist aus Dänemark. In einem ägyptischen Flüchtlingslager versucht er mit seiner Familie ein neues Leben zu beginnen. Weil er keine Aufenthaltsgenehmigung hat, kann er nicht zur Schule gehen, kein Arabisch lernen, keine Arbeit finden. Er fühlt sich als Außenseiter und sehnt sich nach Hause. Doch wo liegt das Zuhause? In der ungarischen Übersetzung fliehen die Protagonisten nicht aus Dänemark, sondern aus Ungarn. Nach dem Scheitern der Europäischen Union führen Ungarn und Österreich einen Krieg zur Okkupation der slowenischen Küste miteinander, während des Krieges wird die inländische Bewegung „Küste für Ungarn!“ immer aktiver, die letztlich die politische Macht in Budapest übernimmt und eine Diktatur im Land einführt. Teller versuchte in dem für die ungarische Übersetzung neuverfassten Originaltext des Essays die geschichtlichen und geopolitischen Gegebenheiten⁹ Ungarns herauszuarbeiten, wohl zur Imagination und Kenntnisnahme der Situation der Kriegsflüchtlinge unserer Zeit und zur Förderung der in West-Europa aktuellen Migrationsdebatte. Dabei erscheint der Raum keineswegs mehr als physisch-territorialer, sondern als relationaler Begriff: als imaginäre und gleichzeitig soziale Geographie.

Als zweites Beispiel könnte man die – in Ungarn bisher unbekannt¹⁰ – Tradition eines Begleitbandes zur neuveröffentlichten Übersetzung aufführen. Der ins Deutsche übersetzte Roman von Péter Nádas *Parallelgeschichten*, erscheint 2012 mit einem solchen Band *Nádas lesen: Bilder und Texte zu den Parallelgeschichten*. Im Gegensatz zu der vorher aufgeführten pragmatischen

⁹ Vgl. Bachmann-Medicks Begriff *spatial turn* oder „Raumdenken“: „In diesem Spannungsfeld zwischen Diskurs und gesellschaftlichem Produktionsprozess ist die Raumperspektive des *spatial turn* verortet.“ Bachmann-Medick 2007:287-288.

¹⁰ Nach der Veröffentlichung des genannten Begleitbandes zur deutschen Übersetzung der *Parallelgeschichten* in Deutschland, sieben Jahre also nach der Erstveröffentlichung des Romans auf Ungarisch, wurde der Begleitband quasi ins Ungarische (rück)übersetzt und herausgegeben (*Párhuzamos olvasókönyv* 2012). Damit erscheint eine neue Gattung, die genannte Art des Begleitbandes, zuerst in der ungarischen Literaturlandschaft.

Adaptation geht es hier nicht um direkte Veränderungen in der originalen Textgestalt, sondern um Beiwerke oder Prätexte des übersetzten Werkes, charakteristischerweise um Vor- und Nachworte, ganz oft um Fußnoten, *glossing*¹¹, mitveröffentlichte Lesebände, usw. *Nádas lesen* ist ein Lesebuch von komplexer Bandbreite, es veröffentlicht Briefe aus der Schreibphase des Autors, die Authentizität der Handlung untermauernde Dokumente, Nádas' Leseliste zum Roman, Interviews mit dem Autor, Abhandlungen von der Übersetzerin Christina Viragh (*Zwei Länder, drei Figurengruppen*) und von Literaturwissenschaftlern, Kritikern, sowie Fotos von Nádas und weiteres archivierte Bildmaterial. Diese legen u. a. Asymmetrien und Differenzen in dem übersetzten Text begrifflich fest. Der Absicht nach gehört die eigene Lese- und Interpretationsstrategie enthüllende Abhandlung der Übersetzerin wohl auch hierzu.¹² Die preisgekrönte Leistung (Übersetzungspreis der Leipziger Buchmesse, Europäischer Übersetzerpreis Offenburg, Übersetzerpreis Brücke Berlin 2012) von Christina Viragh könnte man als Zwischendichtung (ein Ausdruck von der Esterházy-Übersetzerin Zsuzsanna Gahse) beschreiben: Sie macht durch ihre empfindsame Multiperspektivität die „Stimme des Anderen im Translat hörbar“ (Wolf 1999:104). Die kulturell differenzierte Sichtweise der Stimme des Anderen als enthüllte Lese- und Übersetzungsstrategie von Viragh wird explizit zum Werk angeboten. Ihre Stimme resümiert die zwei genannten Strategien folgendermaßen: „Dass das Ich »nicht mehr als ein Bündel von Eigenschaften« ist, bedeutet vielleicht überhaupt, »dass es kein Ich gibt, besser gesagt, dass das Ich bloß ein Teil eines größeren, unergründlichen Ganzen ist.«“ (Viragh 2012:21) In der Differenzbildung mag die Unergründlichkeit des Ganzen auch als eine Bezeichnung für die (un)mögliche Art der Wiedergabe unterschiedlicher (paralleler) Begriffe, Denkweisen, Gleichzeitigkeiten, usw. angesehen werden.

Das vorangesezte Parmenides-Motto der *Parallelgeschichten* – hierdurch unabhängig von seiner Übersetzung – bezeichnet die Urform des zyklischen Denkens der Antike¹³ und beleuchtet teils die Struktur des umfangreichen Romans. Nicht bloß die im Roman vorhandene zyklische Wiederkehr der Gliederung, des Sujet, der wandernden Bilder, usw. werden in den Kulturwissenschaften von Interesse begleitet, sondern die sich durch die Wiederkehr artikulierenden

¹¹ Ein *glossing* ist ein „erklärender Einschub nach einem Wort/einer Wortgruppe in der Sprache der Einheimischen Ausgangskultur“. Wolf 1999:103.

¹² Vgl.: „Übersetzungen bereichern erst dann die interkulturelle Dynamik, wenn sie an Differenzen, Bedeutungskämpfen und Übersetzungswiderständen ansetzen, statt sich von vornherein auf (harmonisierende) Brücken des Kulturverstehens zu stützen.“ Bachmann-Medick 2007:268.

¹³ „Közös az, ahonnan elindulok: ugyanoda érkezem.“ Nádas, 2005:5; *Ein Gemeinsames ist es für mich, von wo ich anfangen; denn ich werde dorthin wieder zurückkommen.*

kulturellen Differenzen in der Übersetzung selbst, d. h. Abweichungen, Brüche, Fehlübersetzungen, Blockierungen, Unübersetzbarkeiten, Kommentare usw., damit Übersetzungs- und Handlungsspielräume offenbart, dynamisiert und nachvollziehbar werden.¹⁴

Literatur

- Apel, Friedmar; Kopetzki, Annette: *Literarische Übersetzung*. Stuttgart / Weimar: Metzler 2003.
- Assmann, Aleida: Was sind kulturelle Texte? In: Poltermann, Andreas (Hg.): *Literaturkanon – Medienereignis – Kultureller Text. Formen interkultureller Kommunikation und Übersetzung*. GöBIÜ 10. Berlin: Erich Schmidt 1995, S. 232-244.
- Bachmann-Medick, Doris (Hg.): *Übersetzung als Repräsentation fremder Kulturen*. Berlin: Erich Schmidt 1997.
- Bachmann-Medick, Doris (Hg.): *Kultur als Text. Die anthropologische Wende in der Literaturwissenschaft*. Mit Beiträgen von James Clifford, Vincent Crapanzano, Phyllis Gorfain, Richard Handler, Daniel A. Segal und Christopher L. Miller. Tübingen, Basel: Francke 2004.
- Bachmann-Medick, Doris: *Cultural Turns. Neuorientierungen in den Kulturwissenschaften*. Reinbek: Rowohlt 2007, 2009.
- Benjamin, Walter: Die Aufgabe des Übersetzers. In: Benjamin, Walter: *Gesammelte Schriften Bd. IV/1*. Hg. v. Tiedemann, Rolf; Schweppenhäuser, Hermann. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1972, S. 9-21.
- Bhabha, Homi K.: *Die Verortung der Kultur*. Tübingen: Stauffenburg 2001. (übers.v. Michael Schiffmann, Jürgen Freudl)
- Borsó, Vittoria: Übersetzung als Paradigma der Geistes- und Sozialwissenschaften. Zur Einleitung. In: Borsó, Vittoria; Schwarzer, Christine (Hg.): *Übersetzung als Paradigma der Geistes- und Sozialwissenschaften*. Oberhausen: Athena 2006 S. 9-30.
- Dizdar, Dilek: Skopstheorie. In: Schnell-Hornby; Hoenig; Kussmaul; Schmitt (Hg.): *Handbuch Translation*. 1999, S. 104-107.
- Fabinyi Tibor: *Szótörténesek. Hermeneutikai, teológiai és irodalomtudományi tanulmányok*. Budapest: Luther 2009.
- Foucault, Michel: *Die Ordnung des Diskurses*. Frankfurt am Main u.a.: Ullstein Buch 1977. (übers.v. Walter Seitter)
- Frank, Armin Paul; Türk, Horst (Hg.): *Die literarische Übersetzung in Deutschland. Studien zu ihrer Kulturgeschichte in der Neuzeit*. Berlin: Erich Schmidt 2004.
- Hárs Endre: A posztkoloniális én. Homi K. Bhabha irodalmi olvasata(i). In: Hárs Endre: *Én – túl a nyelven*. Budapest / Szeged: Gondolat Kiadói Kör – Pompeji 2004.

¹⁴ Vgl.: „Kultur als Prozeß der Übersetzung und des Aushandels tritt als neues Leitkonzept an die Stelle von Kultur als Text.“ Bachmann-Medick 2004:321.

- Kittel, Harald: Inclusions and Exclusions: The „Göttinger Approach“ to Translation Studies und Inter-Literary History. In: Mueller-Vollemer, K.; Imscher, M.: (Hg.): *Translating literatures – translating cultures: new vistas and approaches in literary studies*. GöBIÜ 17. Berlin: Erich Schmidt 1998, S. 3-14.
- Mueller-Vollmer, Kurt: Übersetzen – Wohin? Zum Problem der Diskursformierung bei Frau von Staël und im amerikanischen Transzendentalismus. In: Hammerschmid, Beate; Krapoth, Hermann (Hg.): *Übersetzung als kultureller Prozeß. Rezeption, Projektion und Konstruktion des Fremden*. GÖBiÜ 16. Berlin: Erich Schmidt 1998, S. 11-31.
- Nádas, Péter: *Parallelgeschichten*. Reibek: Rowohlt 2012. (übers.v. Christina Viragh)
- N. Kovács Tímea (Hg.): *A fordítás mint kulturális praxis*. Talal Asad, Ulf Hannerz, Tim Ingold, Wolf Lepenies, Tejaswini Niranjana, Mahasweta Sengupta, Sherry Simon tanulmányai. Sensus füzetek. Pécs: Jelenkor 2004.
- Prunè, Erich: *Semiotik*. In: Schnell-Hornby/ Hoenig/ Kußmaul/ Schmitt: *Handbuch Translation*. 1999, S. 122-125.
- Snell-Hornby, Mary; Hoenig, Hans G.; Kußmaul, Paul; Schmitt, Peter A. (Hg.): *Handbuch Translation. Ein Handbuch*. Tübingen: Stauffenburg 1999.
- Poltermann, Andreas: *Literaturkanon – Medienereignis – Kultureller Text. Formen interkultureller Kommunikation und Übersetzung*. In: Poltermann, Andreas: (Hg.): *Literaturkanon – Medienereignis – Kultureller Text. Formen interkultureller Kommunikation und Übersetzung*. GöBIÜ 10. Berlin: Erich Schmidt 1995, S. 1-56.
- Teller, Janne: *Ha háború lenne nálunk*. Budapest: Scolar Kft. 2012. (ford. Weyer Szilvia)
- Tolcsvai Nagy Gábor: *Önmegértés a fordításban, nyelvtani modalitásváltással*. In: Kabdebó, Lóránt; Kulcsár Szabó, Ernő; Kulcsár-Szabó, Zoltán; Menyhért, Anna: (Hg.) *A fordítás és intertextualitás alakzatai*. Budapest: Anonymus 1998, S. 239-254.
- Türk, Horst: *Probleme der Übersetzungsanalyse und der Übersetzungstheorie*. In: *Jahrbuch für internationale Germanistik Bd. 2*. 1989, S. 9-82.
- Türk, Horst: *Übersetzung ohne Kommentar. Kulturelle Schlüsselbegriffe und kontroverser Kulturbegriff am Beispiel von Goytisolos Reivindicación del Conde don Julián*. In: Lönker, Fred: (Hg.): *Übersetzung als Medium der Fremderfahrung*. Berlin: Erich Schmidt 1992, S. 2-40.
- Türk, Horst: *Philologische Grenzgänge. Zum Cultural Turn in der Literatur*. Würzburg: Königshausen & Neumann 2003.
- Türk, Horst: *Die literarische Übersetzung als Herausforderung der Literaturwissenschaft*. In: Frank; Türk (Hg.): *Die literarische Übersetzung in Deutschland*. 2004, S. 139-152.
- Wolf, Michaela: *Postkolonialismus*. In: Schnell-Hornby; Hoenig; Kussmaul; Schmitt (Hg.): *Handbuch Translation*. 1999, S. 102-104.
- Viragh, Christina: *Zwei Länder, drei Figurengruppen*. In: Graf, Daniel; Schmidt, Delf (Hg.): *Péter Nádas lesen. Bilder und Texte zu den Parallelgeschichten*. Reibek: Rowohlt 2012, S. 9-23.

Hedvig Ujvári (Budapest)

Literaturvermittlung in der ungarländischen deutschsprachigen Presse am Beispiel von Mór Jókai nach 1867¹

1. Zur deutschen Rezeption der ungarischen Literatur

Der Name Mór Jókai (1825-1904) ist einerseits mit der ungarischen Literaturgeschichte verknüpft, andererseits kann sein Œuvre auch als ein Kapitel in der Geschichte des europäischen romantischen Romans gedeutet werden, dafür stehen seine europäischen (und nicht nur die deutschsprachigen) Erfolge. Vorliegende Studie widmet sich lediglich dem deutschsprachigen Segment der nationalen literarischen Produktion des 19. Jahrhunderts, die als Teil des gesamten Literatur- bzw. Kulturbetriebs der Österreichisch-Ungarischen Monarchie betrachtet wird.² In dieser Relation kommen neben Autor, Werk und Publikum auch anderen Institutionen – und nicht zuletzt deren Bedürfnissen – wie z. B. Theater und Zeitungen eine Rolle zu, so muss für ein komplexes Jókai-Bild auch die Übersetzung bzw. die Literaturvermittlung in Betracht gezogen werden. Letztere bedeutet auch eine Ausfuhr und gleichzeitig den Versuch, der ungarischen Literatur den Weg in eine breitere Öffentlichkeit zu verschaffen. Als Vermittlersprache kam in erster Linie die deutsche Sprache in Frage, „die aus historischen Gründen in Ostmitteleuropa Jahrhunderte lang das allgemein gekannte Vermittlungsmedium war, und die auch in Westeuropa von den führenden Intellektuellen mindestens gelesen wurde“.³

Der kulturelle Austauschprozess kann auch aus dem Blickwinkel der Transferforschung formuliert werden, denn für den zentraleuropäischen Kommunikationsraum sind vor allem Pluralität und hybride Kulturen charakteristisch.⁴ Die hier verorteten Kulturen sind keineswegs als homogene, geschlossene

¹ In Gedenken an meinen Doktorvater, Doz. Dr. Ferenc Szász.

² Jókais Erfolge datieren sich ab 1843, also bereits auf die Zeit vor dem Zustandekommen der Monarchie (1867).

³ Szász, Ferenc: Der Weg der ungarischen Literatur in die „Weltliteratur“ oder ihre Aufnahme im deutschen Sprachraum. In: *Studia Carolinensia*, 2004, H. 1, S. 152–170, hier S. 153.

⁴ Csáky, Moritz: Pluralität. Bemerkungen zum „dichten System“ der zentraleuropäischen Region. In: *Neohelicon*, 1996, H. 1, S. 9–30.

Einheiten anzusehen, sie bildeten Teile eines komplexen kulturellen Systems, mussten sich in einem ethnisch-kulturell heterogenen Umfeld behaupten. Primär sind in diesem Sinne der Verlauf von interkulturellen Vermittlungs- und Rezeptionsprozessen, die Beschreibung von deren Verlaufsformen sowie die Analyse der transkulturellen Zirkulationsweisen von kulturellen Phänomenen. Die Akteure dieser kulturellen Vermittlungsprozesse, die Befugnis hatten, Wissen und Kultur zu formen und transportieren, waren Autoren, Übersetzer, Verleger, Journalisten und Kritiker. Diese Vermittlungsinstanzen zeigten sich verantwortlich für die Entstehung literarischer Texte, deren Interpretationen, Übersetzung und Verbreitung. Im Falle Jókais ist diesbezüglich ein lineares Modell des Kulturtransfers anwendbar, wobei die Komponenten Ausgangskultur, Vermittlungsinstanz und Zielkultur die Verbindung darstellen. Anders formuliert: Bei der Übertragung und Vermittlung kultureller Artefakte rücken drei Komponenten ins Visier: erstens der Selektionsprozess, also im Falle von Jókai die Auswahl der Werke, die in den deutschen Sprach- und Kulturraum transferiert, d. h. übersetzt und rezensiert wurden, dann der Vermittlungsprozess, durch den interkulturelle Vermittler, in unserem Fall auf Übersetzer und Kritiker, fokussiert werden, und drittens der Prozess der Rezeption.⁵

Der Begriff „deutsch-ungarische Literaturbeziehungen“ lässt auf ein gegenseitiges Verhältnis schließen, wobei beiden Literaturen nicht unbedingt gleichermaßen eine Rolle bei der Ein- und Ausfuhr zukommt. Im vergangenen Jahrtausend nahmen Mittel- und Osteuropa eher Impulse, Ideen und Formen auf, die aus Westeuropa, u. a. aus den deutschen Ländern, hineinströmten. Im Falle Ungarns trat eine markante Wende in der Vormärzperiode ein, als sich die ungarische Literatur auf sich selbst besann und mit Sándor Petőfi (1823-1849) durch deutsche Literaturvermittlung den Weg in die „Weltliteratur“ betrat.⁶ Nach

⁵ Lüsebrink, Hans-Jürgen: Kulturtransfer – neuere Forschungsansätze zu einem interdisziplinären Problemfeld der Kulturwissenschaften. In: *Ent-grenzte Räume. Kulturelle Transfers um 1900 und in der Gegenwart*. Hg. v. Mitterbauer, Helga und Scherke, Katharina. Wien 2005 (= Studien zur Moderne, Bd. 22), S. 27f.

⁶ Sándor Komáromi bestreitet die These vom „Siegesszug in die Weltliteratur“ (Audruck von József Turóczi-Trostler) und bewertet den Prozess als „Bestrebungen und Produkte deutschsprachiger Literaten aus Ungarn selber“, wobei es sich vor allem „um die deutsch-regionale Rezeption der Literatur der ungarländischen Titularnation – der ‚Magyaren‘, vor allem für eigenen Gebrauch“, handelt. Siehe Komáromi, Sándor: Die ungarische Literatur zwischen dem Vormärz und der Jahrhundertwende im Spiegel der ungarndeutschen Kultur. Ein Beitrag zum Identitätswandel einiger Vermittlergenerationen. In: *Wer mag wohl die junge, schwarzäugige Dame seyn? Zuordnungsfragen, Darstellungsprinzipien, Bewertungskriterien der deutsch(sprachig)en Literatur in Ostmittel- und Südosteuropa*. Hg. v. Biechele, Werner und Balogh, F. András. Budapest 2002 (= Budapest Beiträge zur Germanistik, Bd. 41), S. 114–126, hier S. 114.

1848/49 nahm diese Vermittlertätigkeit im deutschsprachigen Pressewesen Ungarns sowie im Verlagswesen einen immer größeren Platz ein. Der Wille zur Bekanntmachung der ungarischen Nationalkultur geht bereits auf das im 18. Jahrhundert entsprungene Hungarusbewusstsein, auf ein Zusammenhörigkeitsgefühl innerhalb des multiethnischen ungarischen Königreichs zurück, dem die Liebe zur Landschaft, zum gemeinsamen Kulturgut und zu den gemeinsamen Traditionen unabhängig von der Muttersprache zugrunde lagen. Gekoppelt mit wissenschaftlichen Ansprüchen wurden in dieser Tradition Materialien zur Geschichte, Geografie, Statistik, Ethnografie der ost- und südosteuropäischen Region systematisch gesammelt und bearbeitet. Die Autoren waren bemüht, ein positives Ungarnbild in Europa zu verbreiten, vor allem den negativen Stereotypen und Zuschreibungen über das Land entgegenzuwirken.⁷

Innerhalb der Themenvielfalt wurde auch der ungarischen Literatur Platz eingeräumt, für deren Verbreitung sich in den 1820er Jahren vor allem György Gaál (1783-1855), János Mailáth (1786-1855), Alajos Mednyánszky (1784-1844) sowie Ferenc Toldy (geb. Schedel, 1805-1875) auszeichneten.⁸ Auch Journalisten wie Moritz Gottlieb Saphir (1795-1858), Karl Hugo (1808?-1877), Hermann Klein/Kilényi (1805-1889), Samuel Rosenthal hatten Verdienste bei der Literaturvermittlung. Vor allem wurden Romane von Miklós Jósika (1794-1865) und József Eötvös (1813-1871) bei der Übertragung bevorzugt.⁹ Die zeitgenössischen

⁷ Stellvertretend sei die Tätigkeit von Karl Gottlieb Windisch, Martin Georg Kovachich und Ludwig Schedius erwähnt. Deutsch als Lingua franca ist für das 18. Jahrhundert charakteristisch, seine Vermittlertätigkeit nahm mit dem Wirken von Ludwig Schedius bzw. mit seinem Blatt zu.

⁸ Gaál übersetzte u. a. Sándor Kisfaludys (1772–1844) *Tátika* (Wien 1820) und *Himfys auserlesene Liebeslieder* (Leipzig 1827, Pest 1830). Mailáth gab die Anthologie *Magyarische Gedichte* (Stuttgart, Tübingen 1825) mit Werken von Ferenc Kazinczy (1759–1831), Mihály Csokonai Vitéz (1773–1805), Dániel Berzsenyi (1776–1836), Ferenc Kölcsey (1790–1838) heraus, weiterhin die Sammelwerke *Magyarische Sagen, Märchen und Erzählungen* (Stuttgart, Tübingen 1837) sowie *Magyarische Sagen und Märchen* (Brünn 1825). Mednyánszky veröffentlichte die Sammlung *Erzählungen, Sagen und Legenden aus Ungarns Vorzeit* (Pest 1829). Im Falle des Gedichtbandes *Blumenlese aus Ungarischen Dichtern* (Pest, Wien 1828) zeichnete sich Toldy als Herausgeber und Mailáth als einer der Übersetzer aus. Als unentbehrliche Datenbanken siehe Fazekas, Tibor: *Bibliographie der in selbständigen Bänden erschienenen Werke der ungarischen Literatur in deutscher Übersetzung* (1774–1999). Hamburg 1999; Szinnyei, József: *Magyar írók élete és munkái*; Demeter, Tibor: *Bibliographia Hungarica* <http://demeter.oszk.hu/apache2-default/d.php?a=is> [letzter Zugriff: 20. Juni 2012].

⁹ Von Eötvös übersetzte Mailáth den *Dorfnotar* (Pest 1846), Hermann Klein den *Karhäufer* (Pest 1842) sowie seinen Aufsatz *Die Emanzipation der Juden* (Pest 1840).

romantischen und realistischen Werke erschienen fast zur gleichen Zeit, die Übersetzungen höchstens mit ein-zwei Jahren Verzögerung nach dem ungarischen Original. Die Pester Verleger, z. B. Heckenast und Hartleben, nahmen diese Werke gern in ihr Verlagsprogramm auf. Auch Doppelübertragungen waren keine Seltenheit: Jósikas *Abafi* wurde sowohl von Steinacker¹⁰ (1836) als auch von Kilényi (1839) übertragen und Eötvös' *Karthäuser* wurde von Kilényi (1842) sowie später auch von Adolf Dux (1872) übersetzt. Die Übertragung der ungarischen Lyrik nahm mit Sándor Petőfi ihren Anfang. Sein erster Übersetzer war Adolf Dux, gefolgt Jahrzehnte hindurch von Karl Maria Kertbeny (1824-1882), der seine Übersetzungstätigkeit vor allem Petőfi, János Arany (1817-1882), Mihály Vörösmarty (1800-1855), János Garay (1812-1853), dem ungarischen Volkslied sowie Jókais Prosa widmete.¹¹

Die Aufmerksamkeit sowie die Kontinuität, die der Übertragung der ungarischen Literatur zukommt, lassen bereits erkennen, dass die ungarischen Novitäten primär nicht für das Ausland, sondern vor allem für das ungarländische deutschsprachige Publikum bestimmt waren. Der Absatzmarkt war gesichert, denn die ungarische Hauptstadt war damals größtenteils deutschsprachig, ihre Bewohner waren deutscher Abstammung, sie sprachen und schrieben deutsch.¹² Obwohl Ungarisch als dominante Landessprache galt und 1844 in der Gesetzgebung, Rechtspraxis und Verwaltung eingeführt wurde, letzten Endes nach einer Unterbrechung während des Neoabsolutismus dann 1861 endgültig zur offiziellen Amts-, Gerichts- und Unterrichtssprache des königlichen Ungarns wurde, hatte Deutsch als überethnische, überregionale Kontaktsprache, als verbreitete Kultursprache weiterhin seine Berechtigung. Die beiden Sprachen standen in

Klein übertrug u. a. Jósikas Roman *Abafi* (Pest 1839), *Die Böhmen in Ungarn* (Pest 1840), *Die Leichtsinnigen* (Pest 1839), weiterhin einen Band *Novellen und Erzählungen* (Pest 1839).

¹⁰ Der Pädagoge und Prediger Gustav Steinacker (1809–1877) übertrug unter dem Pseudonym „Treumund“ u. a. mehrere Anthologien sowie Jósikas *Abafi* (Leipzig 1838) und *Zrínyi, der Dichter* (Pest 1844).

¹¹ Zu seiner weitverzweigten Tätigkeit als Literaturvermittler siehe u. a. Detrich, Márta: *Kertbeny Károly élete és műfordítói munkássága* [Das Leben und die Übersetzungstätigkeit des Károly Kertbeny]. Szeged 1936.

¹² Csáky: Die Bedeutung der deutschsprachigen Zeitschriften Ungarns, S. 92. Die Angaben zugunsten des Deutschtums lassen aber beträchtlich nach. Während der Zeit des Dualismus stieg die Zahl der hauptstädtischen Bevölkerung auf das Vierfache an, wobei der Bevölkerungsanteil mit Deutsch als Muttersprache zwischen 1880 und 1930 auf ein Zehntel zurückging (1880: 34,4 Prozent, 1930: 3,8 Prozent). Vgl. Illyefalvy, Lajos: *A hatvanéves Budapest* [Das sechzigjährige Budapest]. Budapest 1933, S. 72f. und 79. Zitiert nach Szász, Ferenc: Deutschsprachige Literatur 1850–1945. In: *Deutsche in Budapest*, S. 395–407, hier S. 395.

einem parallelen Standard zueinander, wobei deutsches Sprachbewusstsein und wahlmagyarische Identität miteinander scheinbar kongruierten.¹³

Nach 1849 kommt der periodischen Presse, nicht zuletzt dem 1854 gegründeten *Pester Lloyd*, aber auch den Unterhaltungsblättern, ein besonders großer Anteil bei der literarischen Vermittlertätigkeit zu. Trotz der neoabsolutistischen Ära, in der die Tilgung des ungarischen Nationalbewusstseins im Visier stand, ließ dieser Aufschwung nicht nach. Die Beziehung zwischen den Magyaren und dem deutschen Bürgertum wurde noch enger.¹⁴ Eine mögliche Erklärung dafür lieferte József Eötvös, ungarischer Kultusminister während 1848/49, in seinem Aufsatz *Der Einfluß der herrschenden Ideen des 19. Jahrhunderts auf den Staat*. Er bezeichnete Freiheit, Gleichheit und Nationalität als die wichtigsten ideologischen Kräfte der Epoche. Die Revolution stellte liberale Forderungen, kämpfte für Freiheit und staatsbürgerliche Gleichheit, und diese Zielsetzungen stimmten auch mit denen des deutschsprachigen Bürgertums Ungarns überein. Ihre Unterdrückung sowie der Neoabsolutismus nahmen auch der deutschsprachigen Bevölkerung ihre Rechte, wodurch eine Interessengemeinschaft zwischen Deutschen und Ungarn zustande kam.¹⁵

Übersetzt wurden alle bedeutenden Werke der ungarischen Literatur und auch Werke, die heute bereits der Vergessenheit anheimgefallen sind, damals aber infolge ihrer Aktualität auf Erfolg stießen. Zahlenmäßig am stärksten sind Petőfi und Jókai vertreten, aber auch andere Autoren des literarischen Kanons wurden umgehend übersetzt. Adolf Dux widmete sich Eötvös' jüngstem Werk *Der Bauernkrieg in Ungarn* (1850) sowie seinem *Die Schwestern* (1858) und übersetzte mehrere seiner bisher auf Ungarisch erschienenen Werke. Die Übersetzung von Jókais Romanen fällt ebenfalls in diese Periode. Aus der Lyrik muss Moriz Kolbenheyers (1810-1884) Tätigkeit genannt werden, der in den 1850er Jahren die ersten zwei Teile der *Toldi*-Trilogie von János Arany übersetzte (*Toldi*, 1855; *Toldis Abend*, 1857) und 1879 auch *Toldis Liebe* übertrug. Von Ferenc Toldy

¹³ Komáromi: Die ungarische Literatur, S. 122.

¹⁴ Siehe u. a. Béla Pukánszkys Kapitel „Ungarn“. In: *Deutsch-Österreichische Literaturgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Dichtung in Österreich-Ungarn*. Band 3 (1848–1890). Hg. v. Castle, Eduard. Wien o. J., S. 550–553; Ders.: *Német polgárság magyar földön*. Budapest 2000 (11940). Obzwar das ungarländische deutsche Bürgertum in seiner Sprache sowie in seinen Traditionen deutsch war, ist ideengeschichtlich eine starke Verbindung zum Ungartum offensichtlich. Während des Freiheitskampfes unterstützen sie die Ungarn, danach waren in der neoabsolutistischen Bach-Ära die deutschen Beamten diejenigen, die gegen die Wiener Befehle ankämpften. Pukánszky plädiert dafür, dass seitens des deutschen Bürgertums in jeder Hinsicht (seelisch, in der Erziehung, Sprache) die Assimilation zum Ungartum erfolgte.

¹⁵ Siehe Szász: Deutschsprachige Literatur 1850–1945, S. 396.

übersetzte er 1865 seine *Ungarische Literaturgeschichte* ins Deutsche. Innerhalb des ungarischen Dramas erschienen 1865 *Die Tragödie des Menschen* von Imre Madách in der Übertragung von Alexander Dietze sowie 1858 József Katonas Nationaldrama *Bánk-Bán* von Dux.

2. Jókais Romane in den Lloyd-Blättern nach 1867

Jókais Romane sind in der untersuchten Epoche überwiegend im *Pester Lloyd* erschienen.¹⁶ Doch auch während des Bestehens des *Neuen Freien Lloyd* hat man mit seinen Werken um Abonnenten geworben.¹⁷ Als die erste Nummer von Jókais

¹⁶ Es muss festgehalten werden, dass es sich dabei nicht um eigens für die Zeitung konzipierte Werke, sondern um Romanabdrucke in der Tagespresse handelt. Anders formuliert: Die im Feuilletonteil der Tagespresse erschienenen Romane können sowohl als Literatur als auch als vom Massenmedium Zeitung hervorgebrachte Publikationsphänomene betrachtet werden. Meine Abgrenzung fällt zugunsten der Literatur aus. Vgl. Bachleitner, Norbert: *Kleine Geschichte des deutschen Feuilletonromans*. Tübingen 1999, vor allem S. 723. – Jüngste Forschungsergebnisse von Mihály Szajbély (ders.: Jókai Mór. Pozsony 2010) deuten Jókais Schaffen aus dem Blickwinkel der Mediengeschichte. Seiner Grundthese nach war Jókai nicht einfach ein Schriftsteller, nicht einmal nur ein Schriftsteller, der Abenteuerromane verfasste, sondern ein Abenteuerromanautor, der für Zeitungen schrieb. Seinen Romanen lagen einfache Formen zu Grunde, bei denen dem Wunderbaren primäre Bedeutung zukommt. Diese Geschichten fanden reichlich Abnehmer in den Feuilletons der Tageszeitungen. Jókai ist dabei jener Spagat gelungen, den Erfordernissen des Massenbedarfs gerecht zu werden, dabei aber nicht der Trivialliteratur zu verfallen. – Ebenfalls Jókais Fortsetzungsromanen widmet Ágnes Hansági zwei aufschlussreiche Aufsätze. Sie geht neben den bereits angedeuteten Fragen nach, welche Rolle die üblichen Sparten der Zeitung, der tägliche Kontext bei der Deutung der Jókai'schen Romane spielen, welche Rolle das Medium 'Tagespresse' bei der Interpretationen oder eben in der Kanonbildung spielt, sowie inwiefern der in der Zeitung abgedruckte Roman als eine Ware, ein Produkt gedeutet werden kann. Siehe: Hansági, Ágnes: Romanphilologie = Buchphilologie? In: *Kulturtechnik Philologie. Zur Theorie des Umgangs mit Texten*. Hg. v. Kelemen, Pál, Kulcsár Szabó, Ernő, Tamás, Ábel. Heidelberg 2011, S. 429–451, sowie Dies.: A mediális környezet hatása az elsődleges kanonizációra. A Jókai-regények folytatásos közlése a Pesti Naplóban (1851–1857) [Die Bedeutung des medialen Umfeldes auf die primäre Kanonisation. Die Veröffentlichung der Jókai'schen Romane in Fortsetzungen im Pesti Napló (1851–1857)]. In: *Irodalomtörténet*, 2009, H. 3, S. 291–317.

¹⁷ Zu den deutschsprachigen Medienlandschaft der Epoche siehe Ujvári, Hedvig: *Deutschsprachige Presse in der östlichen Hälfte der Habsburgermonarchie. Deutschsprachige Medien und ihre Rolle als Literaturvermittler in Ungarn in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts*. Herne 2012. [Im Druck.]

deutschsprachigem Organ erschien, wurde gleich nach der Bekanntgabe des journalistischen Programms, für das sich der verantwortliche Redakteur, Eduard Horn auszeichnete, von „Moritz Jókai, Mitbegründer“, darauf verwiesen: „[f]ür die Reichhaltigkeit des Feuilletons ist gehörig gesorgt. Es wird darin ein großer sozialer Roman von Moritz Jókai mitgeteilt, unter dem Titel: ‚Andere Zeiten, andere Menschen‘ [...].“¹⁸ Gleich am nächsten Tag wurde mit der Veröffentlichung begonnen. Seitens der Redaktion wurde die Ergänzung hinzugefügt: „Dieser Roman erschien im Original unter dem Titel: ‚Politikai divatok‘, da jedoch der Titel nicht gut ins Deutsche übersetzbar, fand der Verfasser es für angezeigt, demselben in den Spalten unseres Blattes unter diesem, dem Inhalte angepassten Namen zu veröffentlichen.“¹⁹ Als sich dieser seinem Ende näherte, wurde für die Kontinuität der Jókai’schen Fortsetzungsromane Sorge getragen, indem in einer großen Pränumerationsinladung bekannt gegeben wurde: „Im Feuilleton des Abendblattes beginnen wir, sobald der laufende Roman Jókai’s zu Ende ist, mit der Veröffentlichung des neuesten Romans dieses mit Recht beliebtesten ungarischen Schriftstellers: ‚Schwarze Diamanten‘, zu dessen deutscher Ausgabe wir ausschließlich autorisiert sind.“²⁰ Bezüglich des Titels wurden auch andere Überlegungen angestellt, aber letzten Endes wurde der Leserschaft mitgeteilt: „(Moriz Jókai’s neuester Roman) wird nicht den Titel: ‚Wie man reich wird‘ führen, sondern ‚Schwarze Diamanten‘ heißen.“²¹ Als dieser zu Ende war, wurde erst nach drei Monaten für eine weitere unterhaltende Jókai’sche Lektüre gesorgt. Es ist anzunehmen, dass es wegen der Übersetzung zur Verzögerung kam: „Unmittelbar darauf beginnen wir in unserem Blatte die Veröffentlichung des bisher noch nicht übersetzten ausgezeichneten Jókai’schen Romans: ‚Mire meg-

¹⁸ In: *Neuer Freier Lloyd*, Nr. 1 v. 1. Juni 1869. Beginn: 2. Juni 1869, Ende: 25. Dezember 1869. Weiterhin nur als NFL abgekürzt, (A) steht für das Abendblatt.

¹⁹ Bereits 1862-63 in Pest im Eigenverlag des Autors erschienen. 1863 auch im *A Hon* in Fortsetzungen veröffentlicht. In deutscher Übersetzung 1869 bei Janke in Berlin publiziert.

²⁰ In: *NFL* (A) Nr. 91 v. 17. September 1869. Der Roman sollte bald auch ins Französische übertragen werden: „Jókai’s Roman: ‚Schwarze Diamanten‘, welcher in diesen Blättern in deutscher Uebersetzung erschienen war, wird von dem Franzosen Eduard Sayous, der während seines jahrelangen Aufenthaltes in Pest sich die ungarische Sprache vollständig eigen gemacht hat, in’s Französische übersetzt werden.“ In: *NFL* Nr. 137 v. 18. Oktober 1870. Die Bibliografie von Demeter gibt allerdings weder diese noch sonst eine französische Übersetzung des Romans an.

²¹ In: *NFL* (A) Nr. 84 v. 9. September 1869. Beginn: 28. Dezember 1869, Ende: 1. September 1870. Hervorhebung im Original. Die Übersetzung stammt entweder von Eduard Glatz oder Adolf Dux. Szinnyei gibt Dux an, Demeter und Fazekas dagegen E. Glatz.

vénülünk'. Wir werden dafür Sorge tragen, dass derselbe vorzüglich übersetzt und in rascher Folge erscheine."²²

Im *Pester Lloyd* bedeutete in der untersuchten Epoche den Auftakt *Die Narren der Liebe*. Dem *Ungarischen Lloyd* war diesbezüglich zu entnehmen, dass Jókai neben der Politik wieder mehr Zeit seinem Schriftstellertum widmet: „Jókais Muse, die in den bisherigen Parteikämpfen geschlummert, hat sich nach vollendetem Ausgleichswerk wieder zu einem Roman aufgerafft, der seit Neujahr unter dem Titel: ‚A szerelem bolondjai‘ (die Narren der Liebe) im Feuilleton des ‚Hon‘ erscheint. [...]“²³ Als Jókais neuester Roman im Blatt erscheinen sollte, kam es vorher zu einer großen Ankündigung, aus der durchaus ersichtlich wird, welche Rolle auch der Übersetzungsliteratur, im konkreten Fall der französischen, zukam:

Zwei neue Romane! Jókai und Jules Janin!

Jókai's neuester Roman! Am 1. April beginnen wir im Abendblatte des ‚Pester Lloyd‘ die Veröffentlichung des neuesten Romans von Móriz Jókai ‚Die Narren der Liebe‘. [...] Der Roman wird im Originale erst binnen einigen Monaten vollständig erschienen sein; der Verfasser hat uns nicht nur das ausschließliche Uebersetzungsrecht überlassen, sondern es wird auch die Uebersetzung unter seiner Kontrolle veranstaltet werden. Es harret unserer Leser somit eine Lektüre, wie sie genußreicher nicht von einem Journale geboten werden kann.

Gleichzeitig veröffentlichen wir von heute an im Morgenblatte einen neuen Roman: ‚Circe‘ von Jules Janin.²⁴

Es war aber kein ausgewogenes Nebeneinander der beiden Romane, denn immerhin wurde der Fortsetzungsroman von Jules Janin im Morgenblatt platziert, und Jókai musste in das Abendblatt ausweichen. Nach drei Monaten erschien eine Ankündigung, aus der hervorging, dass Jókais bisher erschienene Kapitel in einer Separatausgabe „jedem neu eintretenden Abonnenten auf dessen Verlangen gratis“ zugesandt würden.²⁵ Jókais vollständigen Roman erhielten die Neuabon-

²² In: *NFL* Nr. 171 v. 27. November 1870. Beginn: 8. Dezember 1870, Ende: 27. Juli 1871.

²³ In: *UL* Nr. 8 v. 4. Januar 1868.

²⁴ In: *PL* Nr. 72 v. 25. März 1868. Beginn: *PL* (A) 1. April 1868, Ende: 2. Oktober 1868. Die Übersetzung stammt von Eduard Glatz (1812–1889), seit 1868 Mitarbeiter des *Pester Lloyd*, zuvor Redakteur der *Pester Zeitung* sowie der *Pest-Ofner Zeitung*. Ausführlich siehe Ertl, Karl Hans: *Eduard Glatz (1812–1889). Beiträge zu den Anfängen der deutschen Bewegung in Ungarn*. München 1940.

²⁵ In: *PL* Nr. 150 v. 24. 6. 1868. Wiederholt in Nr. 152, 153 und 155. Die erste ungarische Buchausgabe (1.500 Exemplare) war binnen vier Monate vergriffen. Siehe *NFL* Nr. 72 v. 25. August 1869.

nenten am Jahresende gratis.²⁶ Das Werk hat auch bei Königin Elisabeth für Furore gesorgt.²⁷

Am Ende desselben Jahres kam es zur Ankündigung des Werkes *Die Söhne des Mannes mit dem versteinerten Herzen*, der von Januar 1869 an veröffentlicht wurde, allerdings gleichzeitig auch im *A Hon* erschien.²⁸ Als es so weit war, kam es zu einer kleinen Verzögerung, die im Blatt folgendermaßen bekannt gegeben wurde:

Der neue fünfbändige Roman Moriz Jókai's ‚Die Söhne des Mannes mit dem versteinerten Herzen‘ beginnt in der zweiten Hälfte dieses Monates, damit der Herr Verfasser einen kleinen Vorsprung gewinne, und dann die Veröffentlichung in unserem Blatte ohne Unterbrechung erfolgen könne.²⁹

Ende 1870 kam es zur Ankündigung mehrerer Fortsetzungsromane aus der Weltliteratur und von Jókais *E pur si muove! (Und sie bewegt sich doch!)*. Der *Ungarische Lloyd* schrieb voller Zuversicht:

(Ein neuer Roman von Moriz Jókai.) ‚Hon‘ beginnt mit dem heutigen Tage einen neuen Roman unter dem Titel: ‚E pur si muove!‘ in welchem, wie wir dem Vorwort entnehmen, die Geschichte eines Märtyrers des Fortschrittes erzählt wird. Nach den neueren Vorzügen, welche der fruchtbare Dichter in seinem jüngsten Roman: ‚Schwarze Diamanten‘ entwickelte, sehen wir der Vollendung seines gegenwärtigen neuesten Werkes mit dem lebhaftesten Interesse entgegen.³⁰

Jókais nächster Roman, *Der Goldmann*, gelangte 1872 zum Abdruck.³¹ Der 20. Jahrgang des Blattes begann mit der Veröffentlichung von Jókais Werk *Der*

²⁶ „Alle mit 1. Oktober neu eintretenden Abonnenten erhalten gratis den mit so außerordentlichem Beifalle aufgenommenen, in diesem Monat zu Ende gehenden Roman: ‚Die Narren der Liebe‘ von Moritz Jókai. Vollständig in zwei Oktavbänden.“ In: *PL* Nr. 256 v. 2. 10. 1868. Die Schreibweise des Vornamens von Jókai ist nicht einheitlich (Móriz, Moriz, Moritz). Der Roman erschien sofort als Buch beim Pester Lloyd Verlag. Der Übersetzer war Eduard Glatz.

²⁷ Vgl. Ujvári, Hedvig: *Kulturtransfer in Kakanien. Zur Jókai-Rezeption in der deutschsprachigen Presse Ungarns (1867-1882)*. Berlin 2011, S. 203ff.

²⁸ In: *PL* Nr. 306 v. 22. 12. 1868.

²⁹ In: *PL* (A) Nr. 3 v. 5. 1. 1869. Beginn: *PL* (A) 27. Januar 1869, Ende: 28. Oktober 1869.

³⁰ In: *UL* (A) Nr. 284 v. 14. Dezember 1870. Beginn: *PL* (A) 2. Januar 1871, Ende: 29. Dezember 1871. Übersetzt von Max Nordau.

³¹ Beginn: *PL* (A) 1. Juli 1872, Ende: *PL* (A) 31. Dezember 1872. Übersetzt von Karl Maria Kertbeny.

Roman des künftigen Jahrhunderts.³² 1874 war Jókai mit kürzeren Beiträgen vertreten: *Eine mit Pulver geladene Visite* wurde seinem Witzblatt *Üstökös* entnommen,³³ sein *Ein Mensch, der Alles weiß* endete nach zwei Monaten.³⁴ Das Jahr 1875 erwies sich unter literarhistorischem Aspekt äußerst ertragsreich für Jókai, denn gleich zwei Romane von ihm erschienen. Zu Jahresbeginn kam es zur Veröffentlichung seines Werkes *Bis an den Nordpol oder Was ist mit dem Tegetthoff weiter geschehen?*³⁵, ab Juli kam das Werk *Die Komödianten des Lebens* in autorisierter Übersetzung von Karl Geist zum Abdruck.³⁶ Da der Autor im Jahr 1875 seinen 50. Geburtstag beging, wurde er auch in den Spalten des Blattes geehrt.³⁷

Nach den *Komödianten* folgten drei Jahre lang keine Romane von Jókai. Seine Präsenz im Blatt dauerte nach dieser Unterbrechung weiterhin an, aber die Kontinuität ließ nach. 1879 erschien sein *Rab Ráby*,³⁸ danach setzte sich wieder, abgesehen von *Nicht verzagen! Ein Zeitgemälde*,³⁹ eine einjährige Pause ein. 1880 kam es zur Veröffentlichung von *Das Nihil in Ungarn. Aus der Lebensgeschichte eines guten Freundes*,⁴⁰ im Jahr darauf erschien der Roman *Pater Peter*.⁴¹ Das Jahr 1882 stand für *Ein Spieler, der gewinnt*. Vor der Veröffentlichung hat man die Aufmerksamkeit der Leser mit folgender Ankündigung auf das Werk gelenkt:

(„Ein Spieler, der gewinnt“) betitelt sich Moriz Jókai's neuester Roman, mit dessen Veröffentlichung wir in der vorliegenden Nummer beginnen. [...] die deutsche Uebersetzung des Jókai'schen Romans wird dann mit dem (ebenfalls erst seit Kurzem begonnenen) ungarischen Original gleichen Schritt halten. Einer Empfehlung bedarf ein Jókai'sches Werk auch bei den deutschen Lesern nicht und wir beschränken uns daher auf die Bemerkung, daß – zu so großen Erwartungen auch der Name des

³² Beginn: *PL* (A) 1. Januar 1873, Ende: *PL* (A) 31. Dezember 1873.

³³ In: *PL* (A) Nr. 14 v. 19. 1. 1874.

³⁴ Beginn: *PL* 3. Mai 1874, Ende: 19. Juli 1874.

³⁵ Beginn: *PL* 3. Januar 1875, Ende: 22. Juli 1875.

³⁶ Beginn: *PL* Anfang Juli 1876, Ende: 24. Februar 1876. Der genaue Beginn konnte wegen unvollständiger Exemplare nicht festgestellt werden. Am 5. Juli ist bereits die zweite Fortsetzung erschienen. Übersetzt von Karl Geist (1839–1890), seit 1872 Mitarbeiter des *Pester Lloyd*.

³⁷ L. H-i [Ludwig Hevesi]: Moriz Jókai. Zu seinem fünfzigsten Geburtstage. In: *PL* Nr. 41 v. 20. 2. 1875; [N. N.]: Das Jókai-Banket. In: *PL* Nr. 42 v. 21. 2. 1875, S. 2.

³⁸ Beginn: *PL* 5. Januar 1879, Ende: 21. September 1879.

³⁹ Zwischen dem 7. und 17. Juli 1880 im Abendblatt erschienen.

⁴⁰ Beginn: *PL* (A) 27. September 1880, Ende: *PL* (A) 30. Oktober 1880. Übersetzt von Jókai selbst.

⁴¹ Beginn: *PL* 25. März 1881, Ende: 12. Mai 1881. Übersetzt von Adolf Silberstein.

Dichters an und für sich berechtigt – diese Erwartungen durch sein neuestes Werk, nach den bis jetzt vorliegenden Kapiteln zu urtheilen, noch übertroffen werden dürfen.⁴²

3. Jókai und seine Vermittler: Adolf Dux und Adolf Silberstein

Adolf Dux (1822-1881) kam als Sohn unbemittelter jüdischer Eltern in Pressburg zur Welt. Bereits als Kind zeichnete er sich durch besonderen Fleiß und überdurchschnittliches Geistesvermögen aus. Nachdem er seine Studien in Pressburg beendet hatte, veröffentlichte er kleinere Aufsätze und Übersetzungen in Tageszeitungen. 1847, als Adolf Neustadt die redaktionelle Leitung der *Preßburger Zeitung* übernahm, wurde Dux Mitarbeiter des Organs sowie seines Beiblatts *Pannonia*. Im Revolutionsjahr, als sich bereits die ersten Anzeichen der Judenverfolgung bemerkbar machten und Juden vor allem in der Presse des deutschen und österreichischen Geistes⁴³ sowie des Mangels an ungarischer nationaler Gesinnung bezichtigt wurden, zeichnete er sich durch seine Verteidigungsschriften aus, die er im Interesse seiner Glaubensgenossen verfasste. 1849 ging er nach Wien, schloss seine philosophischen Studien ab und war für die *Oesterreichische Zeitung* tätig. 1852 kehrte er für zwei Jahre in seine Geburtsstadt zurück, wo er als Lehrbeauftragter der städtischen Schule und als Journalist für die *Preßburger Zeitung* arbeitete. Danach kam er kurz zum *Wanderer* nach Wien, letzten Endes nach Pest, da er 1855 vom *Pester Lloyd* fest unter Vertrag genommen wurde.⁴⁴ Dieses Arbeitsverhältnis währte, abgesehen von kleinen Abstechern, bis zu seinem Tode. Die Unterbrechung erfolgte einerseits wegen des gleichgesinnten *Ungarischen Lloyd*,⁴⁵ andererseits 1865 wegen der *General-Correspondenz* in

⁴² In: *PL* Nr. 98 v. 9. April 1882. Beginn: *PL* 9. April 1882, Ende: 11. Oktober 1882.

⁴³ Dux führte in einem früheren Zeitungsbeitrag aus, dass die ungarländische deutsche Literatur nur in ihrer Form, in ihrer Sprache deutsch ist, ihrem Wesen nach ist sie ungarisch und gänzlich dem ungarischen Geist verbunden. Infolge des allgemeinen sprachlichen Zustands ist es aber durchaus sinnvoller, wenn ein Deutscher mit in deutscher Sprache geschriebenen Werken die ungarischen Nationalbestrebungen unterstützt als in einem fehlerhaften Ungarisch zur Feder greift. D. [Adolf Dux]: Ueber deutsche Literatur in Ungarn. In: *Pannonia*, 15. November 1845, S. 526.

⁴⁴ Hinsichtlich Jókai erschienen von ihm im *Pester Lloyd*: Dr. Adolf Dux: Ungarische Literaturbriefe. (Mein, Dein, Sein. Roman von Moriz Jókai.) *PL* Nr. 68 v. 23. März 1875; Dr. Adolf Dux: Ungarische Literatur-Briefe. *PL* Nr. 51 v. 2. März 1876; Dr. Adolf Dux: Szép Mikhál (Die schöne Michal). *PL* Nr. 66 v. 7. März 1877.

⁴⁵ Im Blatt veröffentlichte er Rezensionen zu folgenden Werken Jókais: Adolf Dux: A szerelem bolondjai (Die Narren der Liebe). *UL* Nr. 85 v. 14. April 1869; Adolf Dux: Neue ungarische Romane. *UL* Nr. 299 v. 25. Dezember 1869; Adolf Dux: Schwarze

Wien. Zu der Zeit war er des Ungarischen noch nicht so mächtig, dass er sich als ungarischer Schriftsteller hätte behaupten können, er machte sich jedoch zum Ziel, für die Verbreitung der ungarischen Literatur durch Übersetzung und ästhetisch-kritische Studien zu sorgen. Seine einschlägige Tätigkeit war sehr weit verzweigt, und er hat damit der Verbreitung der ungarischen Literatur, und nicht zuletzt der ungarischen Schauspielkunst, große Dienste erwiesen. U. a. war Dux derjenige, der sich zuerst der Dichtung Sándor Petőfis annahm und von ihm bereits zu Lebzeiten Gedichte ins Deutsche übertrug.⁴⁶ Des Weiteren übersetzte er das Nationaldrama *Bánk bán* von József Katona,⁴⁷ Romane von József Eötvös,⁴⁸ Pál Gyulai,⁴⁹ Mór

Diamanten. UL Nr. 195 v. 20. August 1870; A[dolf]. D[ux].: „Und sie bewegt sich doch“. UL Nr. 87 v. 13. April 1872; Adolf Dux: Der Gold-Mensch. UL Nr. 20 v. 25. Januar 1873; Adolf Dux: „Der Roman des künftigen Jahrhunderts“. I-II. UL Nr. 238 und 239 v. 16. und 17. Oktober 1873; Dr. Adolf Dux: Erzähltes. UL Nr. 117 v. 23. Mai 1874; Adolf Dux: Zum Geburtstagsfest Moriz Jókai's. UL Nr. 41 v. 20. Februar 1875.

- ⁴⁶ *Ausgewählte Gedichte*. Aus dem Ungarischen übersetzt von Adolf Dux. Wien 1846.
- ⁴⁷ *Bánk-Bán / Bánk bán*. Drama in fünf Akten von Joseph Katona. Aus dem Ungarischen metrisch übersetzt. Leipzig 1858.
- ⁴⁸ *Der Bauernkrieg in Ungarn / Magyarország 1514-ben*. Pest 1850; *Für den Glanz des Hauses / Egy gazdasszony levelei*. Wien 1873; *Der Karthäuser / A karthauzi*. 6. Aufl. Wien, Pest, Leipzig 1872; *Die Schwestern / A nővérek*. Pest 1858; *Ungarische Dorfgeschichten I-II*. (Auswahl) Pest, Wien, Leipzig 1862. Zum *Karthäuser* wurde im *Ungarischen Lloyd* hinzugefügt: „In A. Hartlebens Verlag erschienen die deutschen Uebersetzungen von Baron Joseph Eötvös' erzählenden Werken in einer neuen Ausgabe, von welchem soeben ‚Der Karthäuser‘ ausgegeben wurde. Dieses berühmte Werk des illustren Autors liegt jetzt deutsch in der sechsten Auflage vor, – Beweis genug, welche Verbreitung dieser stimmungsvolle Roman beim deutschen Publikum gefunden hat. Die gegenwärtige neueste Auflage ist mit dem wohlgetroffenen Bildniß des Verfassers und einer biographischen Skizze desselben von Adolph Dux versehen und hinsichtlich des Druckes und Papiers in einer des Dichters würdigen, gefälligen Weise ausgestattet.“ In: UL Nr. 276 v. 28. November 1871.
- ⁴⁹ *Frauen vor dem Spiegel / Nők a tükör előtt*. Pest 1864 (Novelle); *Der letzte Herr eines alten Edelhofes / Egy régi udvarház utolsó gazdája*. Leipzig 1871. Laut Szinnyei soll er auch die Novelle *Ein alter Schauspieler / A vén színész* (Leipzig 1879) übertragen haben. Fazekas gibt als Übersetzer Ludwig Rosner an. Im *Ungarischen Lloyd* wurde zum *Letzten Herr* hinzugefügt: „Die meisterhafte Erzählung von Paul Gyulai: ‚Der letzte Herr eines alten Edelhofes‘ wird in einer Uebersetzung von Adolf Dux demnächst im Verlag von Philipp Reclam jun. in Leipzig als ein Band der in sehr vielen Exemplaren verbreiteten ‚Universal-Bibliothek‘ erscheinen. Das treffliche Werk unseres Landsmannes wird gewiß nicht verfehlen, bei der Kritik und dem Publikum in Deutschland die verdiente Anerkennung zu finden.“ In: UL Nr. 159 v. 15. Juli 1874.

Jókai,⁵⁰ von László Kelemenffy (1815-1851),⁵¹ Gedichte neben Petőfi auch von Mihály Vörösmarty, János Arany.⁵² Die Übersetzung wurde als bewusste Kulturpolitik betrieben:

(Verbreitung der ungarischen Literatur.) Der Kultus- und Unterrichtsminister hat mehrere Fachmänner damit betraut, die in ungarischer Sprache herausgegebenen Volksschulbücher in die anderen landesüblichen Sprachen zu übersetzen, resp. zu bearbeiten, mit dem Bemerkten, dass sie bei der Uebertragung der Gedichte die Mitwirkung der in der betreffenden Sprache wirkenden geeigneten Fachmänner in Anspruch nehmen. In Folge dieser Ermächtigung hat Adolf Dux bisher folgende Gedichte in's Deutsche übersetzt: ‚Szülőföldem szép határa‘ von Karl Kisfaludy; ‚Anyám tyúkja‘ von Petőfi; ‚A veréb és a polyka‘ und ‚A madárfészek‘ von Gyulai; ‚Hortobágy‘ von Ludwig Szakál und ‚A kis honvéd‘ von Michael Fekete. – ‚Hon‘, welchem wir diese Mittheilung entnehmen, begrüßt den Kultusminister für diese Verfügung, denn dadurch wird nicht allein der vaterländischen deutsch sprechenden Jugend Gelegenheit geboten, mit der ungarischen Literatur bekannt zu werden, sondern es ist auch zu hoffen, dass die betreffenden Gedichte auch in andere deutsche Lesebücher übergehen, und so die Kenntniß der ungarischen Literatur in noch weiteren Kreisen verbreitet wird.⁵³

An Originalwerken publizierte er Novellen⁵⁴ sowie literatur- und kulturhistorische Studien.⁵⁵ Seine literarischen Verdienste⁵⁶ wurden in Ungarn gebührend geschätzt,

⁵⁰ *Ein ungarischer Nabob* / Egy magyar nábob. Pest 1856. Laut Szinnyei soll er auch – allerdings anonym – den Roman *Schwarze Diamanten* übertragen haben. Wie bereits angedeutet, nach Angaben von Tibor Fazekas und Tibor Demeter war der Übersetzer Eduard Glatz.

⁵¹ *Der Zerfallene* / Meghasonlott kedély. Preßburg 1847.

⁵² *Ungarische Dichtungen*. Preßburg, Leipzig 1854; *Ungarische Dichtungen von Johann Arany. Auswahl. Gedichte*. Pest 1861. Gedichte vereinzelt auch in den Tageszeitungen veröffentlicht, u. a. von Arany: *Unter den Eichen (Margarethen-Insel)* im *PL* Nr. 358 v. 27. Dezember 1877, *Der Schmetterling* im *PL* Nr. 3 v. 3 Januar 1878 (Aus der jüngsten Nummer des „Magyar Bazár“); *Vásárban (Auf dem Markte)* im *PL* (A) Nr. 53 v. 5. März 1878; *Im Pester Stadtwäldchen* im *PL* Nr. 159 v. 9. Juni 1878, 1. Beilage, 2. Seite (Beilage allerdings falsch nummeriert: Nr. 160).

⁵³ In: *UL* (A), Nr. 222 v. 30. September 1870, S. 2.

⁵⁴ Als Beispiel sei die Anthologie genannt: *Deutsch-Ungarisches*. Pest 1871. Mit einer Widmung an Berthold Auerbach. Die Novelle *Ein Traum* wurde daraus im Beiblatt des *Pester Lloyd*, in der *Ungarischen Illustrierten Zeitung*, veröffentlicht. In: *UIZ* Nr. 41 v. 8. Oktober 1871 und Nr. 42 v. 15. Oktober 1871.

⁵⁵ *Aus Ungarn*. Leipzig 1879. Rezensionen dazu im *PL* Nr. 186 v. 13. August 1879 und Nr. 275 v. 5. Oktober 1879.

indem er 1867 zum externen, 1870 zum ordentlichen Mitglied der literarischen Assoziation Kisfaludy Társaság gewählt wurde. Er starb 1881 in Budapest.⁵⁷ Seine Grabrede hielt Max Falk.⁵⁸ In der Kisfaludy Társaság wurde sein Wirken vom Erben seiner Tätigkeit, Albert Sturm, gewürdigt,⁵⁹ in Pressburg wurde sein Geburtshaus mit einer Gedenktafel⁶⁰ geehrt.

Adolf Silberstein-Ötvös (1845-1899) war ungarischer Ästhet, Übersetzer und Publizist.⁶¹ Er studierte Medizin und Philosophie in Leipzig, Berlin und Heidelberg. Unter den deutschsprachigen Organen arbeitete er u. a. für das *Leipziger Tageblatt*, die *Deutsche Allgemeine Zeitung*, die *Dramaturgischen Blätter* sowie das *Fremdenblatt* in Wien. Bevor er sich endgültig in Budapest niederließ, war er 1870-71 für die *Temesvarer Zeitung*, das alte *Pester Journal*, dann für den *Pester Lloyd* bzw. sein Beiblatt, die *Ungarische Illustrierte Zeitung* tätig. Zwischen 1870 und 1874 war er auch im *Ungarischen Lloyd* präsent, wo er kurze Zeit mit Adolf Dux die Sonntagsbeilage *Zeitung für Kunst, Theater und Literatur* redigierte. Danach wechselte er zum *Neuen Pester Journal*, ab 1880 bis zu seinem Tode war er als Kritiker mit dem *Pester Lloyd*⁶² verbunden. Auch in mehreren

⁵⁶ Er verfasste auch Biografien ungarischer Literaten für Meyers *Konversations-Lexikon* (3. Auflage) sowie für Otto Spamers *Leipziger Illustriertes Konversations-Lexikon*. Über die ungarische Literatur schrieb er noch u. a. für das Wiener *Literaturblatt*, für die *Literarischen Berichte aus Ungarn*, für das Organ *Ueber Land und Meer*, die *Gartenlaube* sowie für die *Fliegenden Blätter*.

⁵⁷ Bereits Monate vor seinem Tod erschienen die ersten Anzeichen der Sorge wegen seines Gesundheitszustandes: „Adolf Dux hat wegen seiner angeschlagenen Gesundheit eine Reise nach dem Süden angetreten. [...] Wir wünschen und hoffen, den wackeren Freund und Kollegen, den immer emsigen, wohlverdienten und doch stets so bescheidenen Arbeiter auf dem Gebiete der heimischen kulturellen Strebungen bei seiner Heimkehr im Vollbesitze seiner Kraft und Gesundheit wieder begrüßen zu dürfen.“ In: *PL* Nr. 54 v. 24. Februar 1880. Im Sommer war er in Bad Reichenhall (Bayern), wo er sich schwer erkrankte. „Die Redaktion hofft, dass er seine literarische Arbeit zum Herbst wieder aufnehmen können.“ In: *PL* Nr. 199 v. 20. Juli 1880.

⁵⁸ Am und nach dem 21. November 1881 wurde Adolf Dux mehrfach im *Pester Lloyd* geehrt, und es wurde öfter seiner literarischen Vermittlertätigkeit gedacht. U. a. [N. N.]: Dr. Adolf Dux. In: *PL* (A) Nr. 266 v. 22. November 1881; [N. N.]: Vom Leichenbegänbnisse Dr. Adolf Dux'. In: *PL* (A) Nr. 267 v. 23. November 1881.

⁵⁹ Albert Sturm: Dux Adolf emlékezete [Das Andenken von Adolf Dux]. *A Kisfaludy Társaság Évlapjai*, 1882–83, S. 145–155.

⁶⁰ Regelmäßige Berichterstattung, u. a. am 1. u. 2. Dezember 1881, am 8. u. 30. März 1882. Siehe auch [N. N.]: Dux-Feier in Preßburg. In: *PL* Nr. 119 v. 1. Mai 1882.

⁶¹ Siehe u. a. seine Selbstbiografie. In: *Budapesti Napló*, 13. Januar 1899.

⁶² Bezüglich Jókai verfasste er die Rezensionen: Dr. Adolf Silberstein: Moriz Jókai's neuester Roman. („A kik kétszer halnak meg“ (Die zweimal sterben). *PL* Nr. 55 v. 25. Februar 1881; Dr. Adolf Silberstein: Jókai's „Pater Peter“. *PL* Nr. 153 v. 4. Juni

ungarischen Zeitungen war er präsent.⁶³ Sein Interesse reichte von der Philosophie, Religion, Literatur, bildenden Kunst bis hin zum Theater.⁶⁴ Seine journalistische Leistung wurde auch in der gegenwärtigen deutschsprachigen Presse Ungarns anerkannt:

Unser Landsmann, Dr. Adolph Silberstein in Leipzig, gibt daselbst eine ‚dramaturgische Wochenschrift‘ heraus, die sich überaus vortheilhaft vor anderen, den Interessen des Theaters gewidmeten Organen auszeichnet, und tritt uns darin nebst dem ernstesten Eifer, das Theater zu einer sittlichen Kunstanstalt zu erheben, auch der erforderliche ästhetische Beruf entgegen. Dr. Silberstein schreibt mit eben so viel Geist als Kenntniß über einzelne Erscheinungen der dramatischen Dichtkunst, wie über allgemeine, das Theater betreffende Fragen, und wird in seinen Bestrebungen von tüchtigen Korrespondenten in Berlin, Wien, Hamburg und anderen Städten unterstützt. Neuestens hat unser Landsmann den Kreis seiner Wirksamkeit auch auf seine Vaterstadt Pest ausgedehnt, welche er jüngst selbst besuchte, und in der er unter anderen Mitarbeitern Thomas Szana zu Berichten über das Nationaltheater gewonnen hat. Wir können es uns nicht versagen, auf den Artikel ‚Pest‘ hinzuweisen, in welchem der Verfasser, Dr. Silberstein, unter Anderem sagt: ‚Sprache und Poesie der Magyaren legen das beredteste Zeugniß für die Entwicklungsfähigkeit dieses kaukasischen Stammes ab. Die Sprache hat erst seit diesem Jahrhundert volle Blüthen getrieben und deutsche Sprachforscher haben diese Sprache in all ihrer Biegsamkeit, ihrem Wohlklang, ihrer Kraft und Weichheit, ihrem Humor noch nicht hinreichend gewürdigt. Auch darüber existiren nur oberflächliche Kenntnisse, wie über vieles, was das ungarische Leben betrifft. Selbst die abstrakten Begriffe können aus der eigenen Sprache gewonnen werden, und es existirt eine reine magyarische Terminologie, wie sie die deutsche

1881; Dr. Adolf Silberstein: „Das Heute“. PL Nr. 18 v. 18. Januar 1882; Dr. Adolf Silberstein: Ein Novellenbuch Jókai's. PL Nr. 88 v. 30. März 1882; Dr. Adolf Silberstein „Geliebt bis zum Schaffot“. PL Nr. 149 v. 1. Juni 1882.

⁶³ Siehe einen Teil seiner Artikel in Adolf Silberstein: *Im Strome der Zeit*. 4 Bde. Budapest 1894 u. 1895; Ders.: *Dramaturgiai dolgozatok* [Arbeiten zur Dramaturgie]. I–II. Budapest 1894 u. 1895.

⁶⁴ Beispielsweise: *Die Katharsis des Aristoteles*. Leipzig 1867; *Dichtkunst des Aristoteles*. Versuch eines Systems. Budapest 1873; *Strategie der Liebe*. Studien. Leipzig 1880; *Die Bibel der Natur*. Leipzig 1880. – Für den *Pester Lloyd* von Adolf Dux rezensiert: Dr. A. D.: „Die Bibel der Natur. Offenbarungen der fortschreitenden Vernunft. Grundbegriffe einer neuen Weltanschauung.“ Von Dr. Adolf Silberstein. Vierte Auflage (Leipzig 1880, Verlag von P. Eckerlein.) In: PL Nr. 112 v. 23. April 1880, Beilage. – Auch belletristisch war Silberstein tätig, davon zeugt sein Roman *Egy pesti Don Juan* [Ein Pester Don Juan]. Für den *Pester Lloyd* rezensiert von Albert Sturm: „Ein Pester Don Juan.“ In: PL Nr. 258 v. 18. September 1884, Beilage.

Sprache nicht besitzt. Die ungarische Poesie ist eine farbige Blüthe des ungarischen Bodens, hervorgesprossen aus dem Nationalgefühl, aus der leidensvollen tausendjährigen Geschichte, aus der Sehnsucht nach Freiheit, aus der Anbetung der segnenden Natur im ungarischen Land. Sie hat etwas Vollblütiges, Schmelzendes, Sinnliches und Echtes. Daneben sympathisirt sie mit allen Literaturen, die sie in ihre sinnliche Eigenthümlichkeit verschmilzt.“ – Auch über das Nationaltheater spricht sich der Verfasser in dem angeführten Artikel ausführlich und in einer für dieses Institut Interesse erweckenden Weise aus. [...]”⁶⁵

Anderthalb Jahre später brachte dasselbe Organ folgende Mitteilung: „(Redaktionswechsel.) Der bisherige Redakteur der ‚Temesvárer Zeitung‘, Herr Dr. Adolph Silberstein, als Literat auch in Deutschland bekannt, hat Anfangs Mai die Redaktion obiger Zeitung niedergelegt, um sich als Publizist in Pest anzusiedeln.“⁶⁶ Die personelle Veränderung wurde auch im *Ungarischen Lloyd* angekündigt: „(Die ‚Ungarische illustrierte Zeitung‘,) die im Deutsch’schen Verlag erscheint, wird seit dem neuen Jahr von Dr. Adolph Silberstein redigirt, der es sich zur Aufgabe gestellt hat, unser kunst-literarisches und soziales Leben dem deutschen Publikum zu vermitteln.“⁶⁷ Silbersteins journalistische Tätigkeit beschränkte sich aber 1872 nicht nur auf das Beiblatt des *Pester Lloyd*. Wie bereits ausgeführt: Ab Oktober 1872 bereicherte er auch den *Ungarischen Lloyd* zahlreich mit Feuilletons, dazu noch redigierte er gemeinsam mit Adolf Dux sein ab diesen Zeitpunkt jeden Sonntag erscheinendes Beiblatt *Zeitung für Kunst, Theater und Literatur*. Silberstein hat auch in der Vermittlung ungarischer Literatur Verdienste erworben, er übertrug u. a. Werke von Jókai,⁶⁸ Mikszáth⁶⁹ und Lajos Bartók⁷⁰ ins Deutsche.

⁶⁵ In: *UL* Nr. 283 v. 5. Dezember 1869, Beilage.

⁶⁶ In: *UL* Nr. 106 v. 6. Mai 1871, Beilage.

⁶⁷ In: *UL* Nr. 3 v. 4. Januar 1872, S. 3.

⁶⁸ Den Roman *Pater Peter* / Páter Péter. Budapest 1881.

⁶⁹ Die Erzählung *Die guten Hochländer* / A jó palócok. Budapest, Leipzig 1882. Der Sammelband wurde von mehreren Übersetzern ins Deutsche übertragen.

⁷⁰ Das Drama *Anna von Bartfeld* / Thurán Anna. Budapest 1889 sowie das Gedicht *Karpathen-Lieder* / Kárpáti emlékek. Budapest, Wien 1886. Bezüglich der Übersetzung des Dramas ist dem *Pester Lloyd* Folgendes zu entnehmen: „Die deutsche Uebersetzung ist von unserem Mitarbeiter Herrn Adolf Silberstein übernommen worden, dessen Uebertragung der Bartók’schen ‚Karpathenlieder‘ von der gesammten deutschen Presse mit Enthusiasmus aufgenommen wurde.“ In: *PL* Nr. 249 v. 8. September 1888, 1. Beilage.

4. Feuilletons über Jókais Romane von Dux und Silberstein (Auswahl)

Einen wesentlichen Bestandteil der Jókai-Rezeption bildet die Untersuchung der in den Tageszeitungen erschienenen Kunstkritiken und Buchbesprechungen. Solange im *Pester Lloyd* die Romane in ihrer vollen Länge erschienen, hielt das Organ es nicht für unbedingt erforderlich, sich mit diesen Werke zumindest im Rahmen eines Feuilletons kritisch auseinanderzusetzen. In dieser Hinsicht ist der *Ungarische Lloyd* eine wahre Fundgrube, die meisten Besprechungen entstammen der Feder von Adolf Dux. Allerdings muss gleich eingangs festgehalten werden, dass diese Beiträge trotz Hochachtung dem Dichturfürsten Jókai gegenüber nicht unbedingt Lobeshymnen sind. Permanent wiederkehrende Elemente dieser sind trotz guter Schilderungen und der unbestreitbaren Vaterlandsliebe des Dichters der Vorwurf der zügellosen Phantasie, die Schwäche der Komposition sowie der Mangel des organischen Aufbaus.

In der untersuchten Periode wird als erster der Roman *Die Narren der Liebe* im Feuilletonteil des *Ungarischen Lloyd* von Adolf Dux unter die Lupe genommen.⁷¹ Vor der Beurteilung des Werkes werden allgemeine Charakteristika der Gattung erörtert. Im Gegensatz zu anderen Gattungen sei der Roman ungeeignet für Besprechungen, die auf streng wissenschaftlicher Grundlage basieren. Auch mit strikten formalen Merkmalen dürfe nicht gerechnet werden, nicht zuletzt deshalb, weil die allgemeine Akzeptanz der für ihre Anerkennung notwendigen Grundprinzipien noch auf sich warten lasse. Eines stehe aber fest: Die zwei bestimmenden Faktoren eines Romans seien Phantasie und Realität. Die durch die Phantasie gebotene Genugtuung könne aber nicht die Oberhand gewinnen, weil nach der Ernüchterung das erdachte schmeichelnde Bild wertlos und innerlich unwahr vorkomme. Aber auch die Realität könne nicht allein für ein Urteil stehen, und sei es ungewiss, ob sie zum Wert des Romans beitragen würde. Bei vielen epischen Werken werde daher die Ergänzung hinzugefügt: „Nach einer wahren Begebenheit erzählt.“ Dux fordert aber bei Weitem mehr, nämlich die Wahrheit, um den Leser nicht in der Luft schweben zu lassen, sondern auf den Boden der Realität zu stellen. Jókais Phantasie verstoße häufig gegen Realität und Möglichkeit, aber seine Romane würden schon die Merkmale des Zeitalters, des Schauplatzes sowie der sozialen Schichten in sich tragen. Auch ein Roman könne die höchsten Stufen der Poesie erreichen, wenn darin nicht nur das individuelle Dasein, sondern die Fragen des Zusammenlebens eine Behandlung erfahren. Im Roman *Die Narren der Liebe* werde in dieser Hinsicht zumindest der Versuch unternommen.

Den Rahmen der Erzählung bildet ein Klub, „welcher für die größten, aus Liebe begangenen Thorheiten preise erteilt“. Zum Auftakt wird die Liebe

⁷¹ Adolf Dux: A szerelem bolondjai (Die Narren der Liebe). Roman in vier Bänden von Moriz Jókai. *UL* Nr. 85 v. 14. April 1869.

zweier Narren der Liebe erzählt, die aber nur Bestandteil des Rahmens, nicht des Romans bilden. Die Liebe der schönen Tierbändigerin und ihres Geliebten sei ausschließlich der Erguss der dichterischen Phantasie, sie wirke „übertrieben, befremdend“. Der Held, und eigentlich das Thema des Romans, sei der dritte Narr namens Harter, der als vierzigjähriger Mann den Bund der Ehe zum zweiten Mal eingeht, sich dann nach zwei unglücklichen Ehejahren scheiden lässt, aber nachdem seine Frau das Glück an der Seite eines anderen Mannes gefunden hat, sich in sie dermaßen verliebt, dass er im hoffnungslosen Kampf um sie zugrunde geht. Dux bezeichnet das als eine „gewagte Aufgabe, aber nicht unmöglich, zu lösen“. Jedoch der Lösungsversuch dürfe keine Fragen offen lassen, was aber seitens Jókai geschehe. Dux fragt beispielsweise: Warum befindet sich die prunkliebende, eitle Heldin Malvine Lemming anstatt in Wien irgendwo in einem entlegenen Provinzort, den sie wegen ihres ersten Ehemannes besser meiden sollte? Die Antwort wird später offensichtlich, aber welcher äußere Grund sollte diese Abgeschottetheit von der Außenwelt so glaubhaft machen? Später würden ungeheure Kräfte in Bewegung gesetzt, damit Malvine und der Sekretär in Pest zusammenkommen. Gerade deshalb wäre eine Erklärung vonnöten, warum dieses Treffen am entlegenen Ort zustande kam. Als ein weiteres Problem wird von Dux darauf hingewiesen, dass Frau Lemmings Charakter meisterhaft gezeichnet ist. Sie sei leidenschaftlich, leichtsinnig und eitel, abgesehen vom ersten Kapitel, in dem aus einem Gespräch mit Harters Sohn Ernst und moralischer Halt zu entnehmen sind. Für den Rezensenten ist das offensichtlich ein Zeichen dafür, dass Jókai am Anfang noch etwas schwankte. Neben dieser Unebenheit lasse sich noch eine weitere ungeklärte Stelle am Anfang des Romans finden, nämlich der Ursprung von Harters Liebe zu seiner ehemaligen Frau. Er behauptet, dass seine Frau, solange sie seine Gattin war, nicht von blühender Schönheit war, jetzt ist sie es aber. Für Dux ist das schlichtweg unglaubwürdig, denn eine 25-jährige Frau muss auch vor zwei-drei Jahren bereits schön gewesen sein. Für den Leser bleibe also die Frage offen: Wann, wo und unter welchen Umständen entsprang diese Liebe zu der Frau, der gegenüber er einst voller Hass war, warum hätte er sich sonst von ihr scheiden lassen? Dieser seelische Wandel sei zum Auftakt des Romans bereits vollendete Tatsache, jedoch hätte er besser vor den Augen der Leser stattfinden und „vom Dichter mit dem ganzen Lichte seiner Kunst beleuchtet werden“ sollen. Der Auftakt des Romans sei nicht besonders geglückt, gewisse Anfangsschwierigkeiten konnten nicht überwunden werden. Umso besser sei die Fortsetzung voller poetischer Züge, Charakterschilderungen und Lebensbilder gelungen. Alle Charaktere seien meisterhaft ausgearbeitet: u. a. Harters Leidenschaft zu Malvine, das dämonische Wesen der Malvine, Herr Lemming voller Gewinnsucht, der Sekretär von kalter Nüchternheit und glühender Leidenschaft. Auch Jókais Humor mache sich in der Gestalt von Harters Sohn geltend, der später als seriöser Mann wieder auftritt. Der Grund des Wandels sei die Liebe, aber der Prozess der seelischen Wandlung werde den Lesern vorenthalten.

Damit ist für Dux diese Gestalt „trefflich angelegt, aber mangelhaft ausgeführt“. Auch dem historischen Charakter des Romans gebühre Lob: Harters Schicksal, der Verlust seines Amtes sei ein Merkmal seiner Zeit. Für das historische Gepräge stünden noch zum Teil jene Szenen, in denen das Wirken der Steuerbeamten im Jahre 1863 dargestellt werde. Lediglich einer Szene müsse die historische Treue abgesprochen werden, in der während einer improvisierten Steuerkontrolle das Pony des Akrobaten Gierig konfisziert wird. Laut Dux ist es durchaus berechtigt, die strengen und grausamen Methoden der damaligen Steuereintreibung in den schrillsten Farben zu schildern, aber es dürfe nicht außer Acht gelassen werden, dass auch gewisse Formalitäten zum festen Bestandteil der damaligen bürokratischen Verhältnisse gehörten. In diesem Sinne sei es widerspruchsvoll, dass ein Akrobat, der in der Puszta seine Künste demonstrieren möchte, dabei mit einem Steuerbeamten ins Gespräch kommt, und dieser die Unterhaltung als Steuererklärung bewertet, obwohl dies lediglich auf dem Amt ordnungsgemäß ist. Vorort wird eine Steuererklärung zu Papier gebracht, und weil der Akrobat nicht imstande ist, die Steuer zu errichten, wird sein Pferd beschlagnahmt. All das geschieht ohne Bürokratie, fern vom Amt und vom Wohnort des Steuerzahlenden. Für Dux ist das ein grober Verstoß gegen die strenge äußere Realität, gegen die Jókai des Öfteren verstößt. Am Ende der Rezension wird begrüßt, dass das Schicksalsjahr 1863 mit der Erscheinung der Nazarenersekte gekoppelt wird, aber über die Entstehung und Verbreitung dieser wird nicht berichtet, wobei das dem Roman „den hellsten Glanz der Poesie verliehen [hätte], dessen ein Roman fähig ist“.

Der Roman *Die Söhne des Mannes mit dem steinernen Herzen*⁷² ist nach Dux ein regelrechtes Prachtwerk geworden, in dem sich alle Tugenden Jókais zu erkennen geben. Der Rezensent hebt den vorzüglichen Erzählstil sowie die farbenprächtige Phantasie des Dichters hervor. Jókais Stärke offenbare sich erneut in der Darstellung volkstümlicher Gestalten, und auch bei den höher positionierten sozialen Schichten soll er all seine bisherigen Romane übertroffen haben. Als Beispiele werden solche mit Humor geladenen Figuren genannt wie der Viehtreiber oder der bereits aus Jókais Witzblatt *Üstökös* entsprungene Tallérossy Zebulon. Letzterem wurden während des ungarischen Freiheitskampfes so viele Abenteuer zuteil, dass sich in diesen neben den episodenhaften Ausführungen auch eine zusammenhängende Darstellung verbirgt. Aber nicht nur den Details, sondern dem ganzen Roman wird Lob zuteil. Hervorgehoben wird die friedliche Stimmung, die einen festen Bestandteil des Romankonzepts bilde. Für die Schaffung dieser werden Tallérossy und teilweise auch Ridegváry, die nicht als

⁷² Ungarischer Originaltitel: *A kőszívű ember fiai*. – Adolf Dux: Neue ungarische Romane. *UL* Nr. 299 v. 25. Dezember 1869. Nur ein Teil des Feuilletons befasst sich mit Jókais Roman.

Befürworter der nationalen Bewegung galten, als humorvolle Gestalten dargestellt, um dadurch das ihnen entgegengebrachte Gefühl zu lindern. Auch Palvicz, der Vertreter des österreichischen Heers, zeichne sich durch ritterliche und ehrenhafte Eigenschaften aus. Nicht minder wird die Erzähltechnik gepriesen, da den Hauptstrang des Romans eine Folge zueinander passender Handlungen bilde. An der dem Roman zu Grunde gelegten ideellen Einheit könne ebenfalls nichts ausgesetzt werden: Das absolutistische System werde von dem Volkswillen, dem Zeitgeist abgeschafft. Für dieses System stehe der »Mann mit dem steinernen Herzen« bzw. sein Testament, wobei seine Söhne dem Gebot ihrer Mutter, d. h. des Vaterlandes gehorchten. Als einzige Schwachstelle des Romans nennt Dux, dass es an einem wahren Helden, an einem tatsächlichen Mittelpunkt mangelt. „Der Held eines Romanes nämlich muß alle übrigen Personen an Bedeutung überragen, er muß den ausschließlichen Mittelpunkt der Handlung bilden, und nicht in dem Ziele, welches er endlich erreicht, sondern auch in seiner inneren Entwicklung muß die Idee des Romanes zu überzeugendem Ausdruck gelangen.“⁷³ In diesem Sinne komme in diesem Werk mehreren Akteuren eine wesentliche Rolle bei wichtigen Ereignissen der Erzählung zu, aber ein zentraler Held sei nicht gegeben. Weiterhin wird von Dux bemängelt, dass Jókai viel mehr träumt als dichtet, so gewinne anstelle der dichterischen Phantasie das verträumte, oft willkürliche und kapriziöse Einbildungsvermögen die Oberhand. Es werden mehrere Beispiele angeführt, u. a. jene Szene, in der der Huszárenkapitän Richard Baradlay aus Wien nicht nach Pressburg, sondern in die entfernten Karpaten flüchtet, ohne dass Jókai den Grund angeben würde.

Im Falle von Jókais nächsten Roman, *Schwarze Diamanten*, hebt Dux vor allem dessen innovativen Charakter hervor und betrachtet das Werk als eine Art Pionierarbeit.⁷⁴ Genau wie bei der Rezension *Die Narren der Liebe*, werden eingangs gattungstheoretische und funktionale Überlegungen formuliert. Laut Dux hegen die Leser gewisse Erwartungen dem Roman gegenüber: Die Geschichten und die Gestalten müssten sich durch etwas Außerordentliches, Verblüffendes, ja sogar durch Wunderbares und Übernatürliches auszeichnen. Wenn sich diese Erwartungen auch wesentlich gelegt hätten, sei etwas von dieser Hinneigung sowohl bei den Dichtern als auch bei den Lesern geblieben. Mit der nüchternen Realität der Gegenwart lasse sich aber das nicht mehr in Einklang bringen, denn Nüchternheit bestimme die Auswahl und Bearbeitung des Stoffes. Im Falle Jókais sei die Lage doch komplexer, da er einerseits ein Genremaler sei, aber darüber hinaus noch weit mehr Fähigkeiten in sich vereine. Vor allem sei es seiner Phantasie zuzuschreiben, dass er es mit der Realität doch nicht so ganz ernst

⁷³ Ebd.

⁷⁴ Originaltitel: *Fekete gyémántok*. – Adolf Dux: *Schwarze Diamanten*. *UL* Nr. 195 v. 20. August 1870.

nehme. Dux findet daran nichts auszusetzen, aber wenn Jókais Helden nur glänzende Eigenschaften in sich tragen, so verwickelt er sich in Widersprüche, wie das im Falle der Hauptgestalt des Romans passiert. Der Industrielle Berend, der sich neben seinem Bergwerk auch in den Naturwissenschaften vertiefte und dazu noch die hervorragendsten Charakterzüge wie Edelmut, Standhaftigkeit und Ritterlichkeit aufweist, kann, obwohl er sich Jahre lang dem Ernst des Lebens widmete, seiner aristokratischen Umgebung auch im Schießen, Fechten, sowie Spielen und Trinken Paroli bieten. All das geschehe im Sinne eines höheren Zwecks, aber für Dux ist diese Virtuosität im Falle eines so edlen Charakters wie Berend nur purer Schein und sowohl aus psychologischen als auch aus psychischen Gründen gänzlich widerspruchsvoll. Die Unglaubwürdigkeit resultiere daraus, dass es einfach nicht der Realität entspreche, dass ein Mann, der seit Jahren einer seriösen Beschäftigung nachging, sich dermaßen bewandert in diesen Tätigkeiten zeige, wie das von Jókai geschildert wird. Auch wird in Frage gestellt, ob Berend all das auch tun wolle. Dux weist noch darauf hin, dass diese Fähigkeiten seitens der Leser von einem gebildeten, auf dem Terrain der Naturwissenschaften bewanderten Mann, von einem dem bürgerlichen Ideal entsprechenden Helden gar nicht erwartet werden. Als Erklärung dafür gibt der Rezensent zwei Gründe an. Erstens führt er das auf jene Romantraditionen zurück, die – wie bereits angedeutet wurde – den Helden, unabhängig von der Realität, mit den edelsten Eigenschaften ausstatten. Zweitens wird dieses Vorgehen in einem breiteren europäischen Kontext platziert, und damit angedeutet, dass Jókai seinen Romanen einen adäquaten, dem Zeitgeist entsprechenden Helden beisteuert. Auch Gustav Freytags *Soll und Haben* und Berthold Auerbachs *Landhaus am Rhein* belegen laut Dux jene Tendenz, dass die gegenwärtige Romanliteratur „den Schwerpunkt des erdichteten Lebens dorthin [verlegt], wo der Schwerpunkt des wirklichen Lebens liegt – in die schöpferische, tüchtige Tätigkeit des Mittelstandes“. Jókai ergreife bei diesem Roman zum ersten Mal die Möglichkeit und macht einen Industriellen zur Hauptgestalt. Bürgerliche oder sogar Charaktere ohne nationale Eigenschaften seien auch bislang vorgekommen, aber mit Berends Figur habe Jókai neue Maßstäbe gesetzt. Das würde jener Umwandlung entsprechen, deren Wurzeln im Jahr 1848 liegen. Die geistige Umgestaltung wäre aber noch nicht so fortgeschritten, dass in den Kreisen der Aristokratie die menschliche Größe und der moralische Wert Berends hätten gebührend geschätzt werden können, deshalb müsse er mit anderen Mitteln überzeugen. Ein anderer Erklärungsversuch wäre nach Dux, dass Jókai die Übergangsphase der Nationen so zu schildern trachtete, dass er dem bürgerlichen Berend aristokratische Merkmale anhängte.

Berend war auch ein nüchterner, sparsamer Mann, trotzdem ließen nicht all seine Schritte eine logische Erklärung zu. Neben seiner Grube befand sich auch eine andere, die in der Form einer Aktiengesellschaft tätig war, und in der ein Feuer ausbrach. Dank seiner Studien wusste er mit dem Problem umzugehen,

reiste nach Wien, um dort die nötigen Maschinen zu besorgen. Gleichzeitig kaufte er an der Wiener Börse Aktien, die infolge des Brandes ihren Wert verloren. Keiner versteht ihn, er aber glaubt fest daran, das Feuer löschen zu können, und dass dadurch der Aktienkurs wieder ansteigt. Dux allerdings versteht nicht, wieso der bisher stille und bescheidene Berend auf einmal so selbstsicher auftritt, und warum er das 20-40-Fache für die wertlosen Aktien bietet. Prahlerei und Ritterlichkeit könnten nicht der Grund sein, da infolge des Wirtschaftslebens dem ungarischen Adel diese Züge bereits fern stünden.

Dux bewertet Jókais Werk mit all seinen Fehlern als den ersten Versuch in Richtung moderne bürgerliche Romanliteratur. Anstelle der märchenhaften Elemente treten nun Wissenschaft und Wissensdrang, wobei die poetische Gestaltungskraft dadurch nicht verschwinden müsse. Gelobt werden die Darstellung einiger Figuren, der straffe und gut strukturierte Aufbau sowie die künstlerisch gelungene Komposition des Romans.

Sowohl im *Pester Lloyd* als auch im *A Hon* endete die Veröffentlichung des Romans *E pur si muove* (*Und sie bewegt sich doch*) bereits Ende 1871, bald darauf ist das ganze Werk beim Athenaeum Verlag in Pest als Buch erschienen. Die erste Rezension wurde von Adolf Dux im *Ungarischen Lloyd* veröffentlicht.⁷⁵ Um es vorwegzunehmen: Obwohl Dux selbst mehrere Werke von Jókai übersetzte und auch rezensierte, ist seine Kritik niederschmetternd. Als Hauptsünde von Jókai wird die verfehlte kulturgeschichtliche Auffassung des Romans angesehen. Der Ausdruck Galileis »Und sie bewegt sich doch« sei nämlich signifikant für die gesamte Entwicklung, die das ungarische literarische Leben zu Beginn des 19. Jahrhunderts charakterisiere; die stehende Erde, also Ungarn im Kulturstillstand, könne nun dank der „dem ganzen Körper der Nation innewohnenden Potenz“ in Bewegung gesetzt werden. Jókai dagegen betone, dass sich dieser Fortschritt anstelle des Kollektivs durch einen einzigen Helden in Bewegung setzen lasse. Lob gebühre den Ausführungen, der Schilderung mancher Nebencharaktere, wobei diese weniger der Realität als der dichterischen Phantasie entsprungen seien. Obzwar der Grundgedanke des Romans verfehlt sei, könne dasselbe vom Helden nicht behauptet werden, denn durch seine ehrlichen, innigen Gefühle gewinne er zu Recht die Sympathie der Leser. Allerdings kommt Dux nicht umhin festzustellen, dass Jenöy als Dichter lediglich ein „Flickwerk“ sei, der keinen eigenständigen Charakter besitze: Er sei ein buntes Gemisch aus Sándor Kisfaludy, Károly Kisfaludy sowie Imre Madách. Jókai habe versäumt, den Zeitgeist durch einen selbstständig erschaffenen Haupthelden darzustellen, stattdessen habe er einen Mischling aus drei solchen Dichtern geschaffen, die eigenständige Charaktere für sich seien, und die zusammengewoben nie ein

⁷⁵ Originaltitel: *És mégis mozog a föld.* – A[dolf]. D[ux].: „Und sie bewegt sich doch.“ UL Nr. 87 v. 13. April 1872.

einheitliches Ganzes ausmachen könnten. Dazu kommt noch, dass als Hauptwerk des Helden, wenn auch nur mit Andeutungen, der *Bánk bán* bezeichnet wird. In dem Sinne sei Jenöy mit József Katona gleichzusetzen, was durchaus irreführend auf die zeitgenössischen Leser gewirkt haben könne, weil die Lebensgeschichte des Helden keinerlei Bezüge zu Katona habe. Weiterhin wird bemängelt, wie dieses Hauptwerk, eine Tragödie, ohne Vorstudien zu Stande kommen konnte, wenn der Verfasser tagsüber seinen Geschäften nachging und ihn auch Liebeskummer plagte.

Der eingeborene Leser aber wird jedenfalls eine Ahnung davon haben, daß der Geist der Tragödie »Bánk Bán« aus der Stimmung der Zeit hervorgegangen, und die, wenn auch vielfach noch unbeholfene Form durch Shakespeare beeinflusst ist. Die Abstraktionen eines derartigen kritischen Nachweises müßte der Dichter eines kulturhistorischen Romans plastisch hinstellen. Und selbst eine eigentliche kritische Abhandlung könnte einem solchen Roman eingefügt werden, wie es z. B. in Bezug auf »Hamlet« im »Wilhelm Meister« geschieht.⁷⁶

Die Liste von Jókais Mängeln wird aber noch fortgesetzt. Jenöys Werk stoße beim zeitgenössischen Publikum auf Unverständnis. Auf Anraten eines Schusters greift er zu Themen aus dem Volksleben und schon wird ihm Dichterehre zuteil. Von inneren Wandlungen, Erlebnissen, Einflüssen, Anregungen keine Spur. Dux' Fazit: „So schreibt man nicht einen Roman, der eine Literaturperiode in ihrem innersten Wesen erfassen soll!“

Auch bei der Darstellung von Jenöy, dem Menschen, hat der Rezensent vieles auszusetzen. In einer Szene begleitet Jenöy eine Schauspielerin nach Hause, wobei sie das kaum zugefrorene Eis der Donau überqueren müssen. Ohne triftigen Grund, lediglich wegen einer Soiree, macht sich der Hauptheld gleich auf den Heimweg. Sollte das Eis wirklich so gefährlich gewesen sein, wie das Jókai schildert, dann sei Jenöy ein Narr, „oder die Geschichte war nicht so gefährlich, und dann hat der Verfasser geflunkert, und seinen Helden mit erlogem Heldenthum aufgeputzt.“ Als ein weiteres negatives Beispiel wird angeführt, wie der lungenkranke Held kurz vor seinem Dahinscheiden anstatt sein Werk zu vollenden täglich mehrere Stunden unterwegs ist, um den entsprechenden Platz zu finden, wo er begraben werden möchte. Dux kann dafür weder physisch noch moralisch Verständnis aufbringen. Ebenso empfindet er als eine Taktlosigkeit gegen die Empfindungen des Lesers jene Szene, in der ein Freund Jenöys aus Asien zurückgekehrt ihn nun mehr auf der Totenbahre findet. Infolge einer Epidemie flüchtet sich jeder aus der Stadt und Jenöy wird das letzte Geleit

⁷⁶ Ebd.

lediglich von seinem Freund Barkó, der auch die Aufgaben des Priesters auf sich nimmt, und seinem Schuster gegeben.

Da taucht aber plötzlich eine Fratze auf, um den ganzen, mühsam erzielten Eindruck zu zerstören. Barko, der Charakter; Barko, der Freund, der um den Freund trauert; Barko, der Priester – muß auch da der Orientalist sein, um in der schauerlich ernsten Situation als ein Narr zu erscheinen. Er betet das Vaterunser erst ungarisch, dann persisch, dann arabisch, dann tartarisch, und zuletzt in der Sanskritsprache! Das sieht aus, wie wenn der Verfasser zeigen wollte, daß er von der Existenz dieser Sprachen wisse!⁷⁷

Dux' Kritik endet mit der Schlussfolgerung:

Doch genug. Wir wollen damit schließen, daß ein Schriftsteller von solchem Rang und Ruf, wie Jókai, mit mehr Kritik und Ueberlegung zu Werke gehen sollte, um nicht seinen Lesern nebst echten Blumen so viel Unkraut mit in den Kauf zu geben. Ein Roman, wie dieser, der weniger auf einer poetischen Konzeption, als auf gelehrten Voraussetzungen beruht, erheischt die sorgfältigen Vorstudien und die ernsteste Ueberlegung, ehe er in die Welt geschickt werden darf!⁷⁸

In der Rezension über Jókais *Der Goldmensch* wird dem Autor vor allem seine übertriebene Phantasie vorgeworfen, die den Leser immer mehr von der Realität, vom praktischen Leben in eine bunte Traumwelt abhebt.⁷⁹ Laut Dux gehört zu den Aufgaben eines Romanschriftstellers aber keinesfalls die Schaffung einer neuen Welt, er soll lediglich „die gegebene Welt durch die Mittel seiner Kunst beleuchten, den Blick in's Weltgetriebe verschärfen, klären“. In der gegenwärtigen Erzählliteratur werde nur die wahre Welt dargestellt, in der Personen und Objekte mit starkem Realitätsbezug existieren. Jókai widerspreche aber dieser Tendenz, glaube nicht an das Natürliche und gebe dem Außerordentlichen, der Übertreibung den Vorrang. Dux untermauert diese Behauptung mit der Darstellung des gewaltigen Stromes am Eisernen Tor, der „malerisch, romantisch, bizarr genug [ist], damit der Leser auch durch eine getreue Schilderung in die Sphäre des Ungewöhnlichen versetzt werde“. Jókai übertrumpfe das aber noch mit der willkürlichen Gestaltung der Landschaft, indem er die Höhe der Felsenwände am Ufer bei 3000 Fuß ansetzt, und über solche Wellen schreibt, die höchstens bei einem Meeressturm vorkommen. An Objektivität mangle es auch

⁷⁷ Ebd.

⁷⁸ Ebd.

⁷⁹ Originaltitel: *Az arany ember*. – Adolf Dux: Der Gold-Mensch. UL Nr. 20 v. 25. Januar 1873.

in jener Szene, in der für das Tropenklima typische Tiere im Oktober erscheinen. Aber Jókais Phantasie lasse sich nicht immer zu Übertreibungen verleiten. Dux lobt vor allem jene dynamischen Winterszenen, wie die Darstellung des Plattensees und das rege Leben auf seiner zugefrorenen Decke oder die eiserstarre Donau im dichten Nebel. Auch an der wohldurchdachten Darstellung des Helden hat er nichts auszusetzen, seine Rolle wird nie in Frage gestellt, und im Gegensatz zum Roman *Der Mann mit dem steinernen Herzen* ist er zweifelsohne die zentrale Figur des Romans. Auch die Handlungsführung weise eine Linearität auf, sei überschaubar und verständlich, ja sogar viel zu einfach konzipiert. Den Grund sieht Dux darin, dass sich Jókai vermutlich auf die Schilderung der Seelenzustände konzentrierte, bei einigen Figuren sollten „die verborgensten Falten des Herzens dargelegt werden“. Bei den Charakterdarstellungen achte Jókai bei Noémi auf die Einheit des Charakters, sie wurde als einfache, naive Figur gezeichnet. Dux zählt die Schaffung ungemischter Charaktere zu Jókais Stärken. Abweichend von Jókais gewohnter Schreibpraxis werden dem Helden des Romans nicht die besten Eigenschaften auferlegt, sondern er weise ausgewogen gute und schlechte menschliche Eigenschaften auf.

Der Rezensent deutet auch auf kleinere Fehler des Romans hin, u. a. erwähnt er, dass die Niemandsinsel trotz der paradiesischen Zustände nicht als Idylle wirke. Weiterhin Sorge Timárs Verhalten auf der Insel für Verwirrung und psychologische Unglaubwürdigkeit. Er stelle den gebildeten, erfahrenen modernen Geschäftsmann par excellence dar, der von Jahr zu Jahr all seine Tagesgeschäfte verlässt und Monate von der Welt abgeschottet verbringt. Dux hält es noch für möglich, dass ein Mann von Timárs Format zwei Leben zwischen seiner Familie und der Geliebten führt, aber in Timár treffen eher märchenhaft zwei grundverschiedene Charaktere aufeinander: Timár, der Spekulant, und Timár, der Geliebte von Noémi. Inzwischen florieren die Geschäfte Timárs, die von seiner Frau, der nur mangelhaft schulische Ausbildung zuteil wurde, geführt werden. Sie stelle sich der Aufgabe aus purem Pflichtgefühl. Für den Rezensenten ist das unglaubwürdig, aber weil es etwas Außergewöhnliches in sich habe, sei es für Jókai umso mehr tragbar.

Für Dux ist im Roman alles gegeben, was der Leser begehrt, von heftigen Emotionen bis hin zu den Naturbeschreibungen, jedoch hinterlasse das Werk keinen guten Gesamteindruck. Es sei „ein Nichts, eine Seifenblase, die Laune eines Romandichters, der besser als in der wirklichen Welt im Märchenlande zu Hause ist“. Es sei nicht das erste Mal bei Jókai, dass sich ein Held der bürgerlichen Welt in eine Phantasiewelt flüchtet. Dux hegt die Hoffnung, dass die Realität einen anderen Weg gehe, und der dritte Stand wesentlich mehr dem praktischen Leben als der dichterischen Phantasie entspringen werde.

Obwohl *Der Roman des künftigen Jahrhunderts* in zwei Feuilletons besprochen wird, hat Dux eher auf eine ergiebige Inhaltsangabe Wert gelegt.⁸⁰ Auch im Falle dieses Werkes werden dem Autor mehrere Mängel vorgeworfen.

Die Kritik zielt vor allem darauf ab, dass Jókai trotz seines Versprechens, ein seriöses Zukunftsbild zu bieten, häufig in Form eines satirisch-utopistischen Romans die Satire der Gegenwart liefere. Sein Erzählstil gerate häufig ins Stocken, und infolge der zahlreichen naturwissenschaftlichen Ausführungen münde er nicht selten in Langeweile. Letzteres Terrain sei ihm aber nicht so geläufig wie Jules Verne, der sowohl Schriftsteller als auch Physiker war. Jókai sei bemüht, sich autodidaktisch zum Physiker zu bilden, und die Anzeichen dieses Bestrebens machen sich laut Dux auch im Roman bemerkbar. Auch die politischen Andeutungen, die den ganzen Roman durchwebten, würden nicht zugunsten des Werkes ausfallen, darüber hinaus seien sie häufig infantil. Jókais oberstes Ziel sei die Entwerfung eines authentischen Zukunftsbildes, und die Zukunft sei nichts weiter als die entsprechende Staffage für das satirische Bild und die Flugzeugtheorie Jókais. Das entworfen Bild könne auch deshalb nicht ernst genommen werden, weil dann auch auf die Ergebnisse der gegenwärtigen philosophischen und sozialen Bestrebungen Bezug genommen werden müsste. Letzteres fehle aber gänzlich, und auch die philosophischen Belange würden keine ausgiebige Behandlung erfahren. *Der ewige Frieden* greife diese Gedanken erneut auf, aber die Besprechung münde wieder in eine breit angelegte Erzählung des Inhalts, und wesentlich ausführlichere naturwissenschaftliche Ausführungen folgten einander.⁸¹ Dux' Fazit: „Hoffen wir, daß Jókai, nachdem er diese krankhafte Ausgeburt seiner Phantasie losgeworden, wieder zu einfachen, gesunden Lebensschilderungen zurückkehrt.“

Adolf Silbersteins erste Jókai-Rezension behandelt den Roman *Die zweimal sterben*.⁸² Das Feuilleton ist keine Kritik, eher eine ausführliche Inhaltsangabe. Hervorgehoben wird Jókais Nationalgefühl, seine unerschöpfliche Phantasie. Eine feine Kritik wird wegen der märchenhaften Elemente formuliert, denn diese stimmten mit dem realistischen Ton des modernen Romans nicht überein. Auch die Romangestalten seien nicht bestens gelungen, oft würden sie ins Wanken geraten, aber ihr Idealismus, ihre Liebe der Nation und dem Vaterland gegenüber könne nicht bestritten werden.

Die Fortsetzung des Romans ist *Das Heute*,⁸³ ein Roman des absteigenden Adels. Die nationale Gemütlichkeit der 1860er Jahre sei noch vorhanden, aber

⁸⁰ Originaltitel: A jövő század regénye. – Adolf Dux: „*Der Roman des künftigen Jahrhunderts*“. I-II. UL Nr. 238 und 239 v. 16. und 17. Oktober 1873.

⁸¹ Dr. Adolf Dux: Erzähltes. UL Nr. 117 v. 23. Mai 1874.

⁸² Dr. Adolf Silberstein: Moriz Jókai's neuester Roman. („A kik kétszer halnak meg“ (Die zweimal sterben). Roman in vier Bänden. Von Moriz Jókai. Verlag des Athenäums, 1881, Budapest.) PL Nr. 55 v. 25. Februar 1881, Beilage.

⁸³ Dr. Adolf Silberstein: „Das Heute“. („A ma“. Regény, írta Jókai Mór. Athenäum, 1882. 3 Bände.) PL Nr. 18 v. 18. Januar 1882, Beilage.

meistens satirisch überzeichnet. Fünfzehn Jahre seien seitdem vergangen, die Helden hätten an Interesse nicht dazugewonnen. Der Verfall habe Temetvényis und Opatovszkys adelige Familien erreicht. Jókai stelle den Sturz mit drastischen Mitteln dar. Allerdings unterscheide er zwischen zwei Prototypen ungarischer Adliger: Temetvényi stehe für den selbstsicheren, eingebildeten Typen, und Opatovszky verkörpere eher den Narren, der nach dem Verlust seiner Besitztümer im Irrenhaus landet. Jókai stelle die ungarischen Magnaten voller Ernst und mit reichlichem Pessimismus dar, wobei er auch darauf hinweise, dass der gesunde Stamm des ungarischen Adels von diesem Verfall nicht betroffen sei. Silberstein findet daran nichts auszusetzen, auf prekäre Vorkommnisse der Zeit hinzuweisen, allerdings hält er für die primäre Aufgabe eines Romans die Erzählung und nicht die Schilderung, und anstelle auf die Vergangenheit zu fokussieren soll er viel mehr zukunftsweisend sein. Das sei die Schwachstelle des *Heute*: Es mangle an Handlung, lediglich die Zusammenfassung des Gestern werde geboten, und das sei nicht heiter. Opatovszky verlässt seine Frau, Gräfin Palma, die eine erstarnte Figur sei. Der Graf heiratet eine Possenreißerin, eigentlich eine Gaunerin, die ihren Gatten häufig bestiehlt. Zwei Kinder entspringen dieser Beziehung, die aber das Blut ihrer Mutter erben. Jókai empfinde trotzdem Sympathie für die Kinder, sie werden sogar Erben der Gräfin Palma. Der Vater der Gräfin, Temetvényi, gerät immer mehr in den Abgrund, muss die Güter seiner Ahnen verlassen. So ende das Geschlecht der Welt von gestern. Wer aber seine Stelle einnehme, bleibe unbeantwortet.

Silbersteins groß angelegte Rezension zu *Pater Peter* beginnt mit Überlegungen zur Notwendigkeit der Kritik, da sie „als nationale Geistesrichtung, noch gar nicht existirt“.⁸⁴ Ihre Gesetzmäßigkeiten, Richter, Maßstäbe müssten, wie das bereits von Dux formuliert wurde, erst definiert werden. Die heimische Kritik scheine für Jókai nicht viel übrig zu haben, oft werden seine Romanfiguren gescholten, da sie nicht immer der Realität entsprungen seien. Entweder seien sie über das Maß idealisiert oder sie seien viel zu sittlich oder eben voller Sünden. Trotzdem sei Jókai bereits seit über 30 Jahren imstande sowohl seine eigene Nation als auch das Ausland zu begeistern. Außerhalb der Landesgrenzen werde ihm genau das hoch angerechnet, was auch zu Hause seine Leserschaft an ihm schätze: seine gut erfassbare ungarische Individualität. Das Ausland habe eine Vorliebe für nationale und ethnografische Besonderheiten und bevorzuge jene Künstler, die ländliche und volkstümliche Gestalten naturgetreu darzustellen wissen. Die Leser hätten ein sehr feines Sensorium für diese, so hätten sie als erstes Petőfi und Jókai auserkoren, später könne sich diese Vorliebe für Arany entwickeln, der der ungarischen Volksseele ganz verbunden sei. Silberstein sehe

⁸⁴ Originaltitel: *Páter Péter*. – Dr. Adolf Silberstein: Jókai's „Pater Peter“. *PL* Nr. 153 v. 4. Juni 1881, Beilage.

Jókai mit solchen Größen der Weltliteratur verwandt wie Victor Hugo oder Alexandre Dumas, denn er bevorzuge schrille Farben, und auch die Dichtung der Troubadoure sowie die mit Wundern durchwobene Märchenwelt des Mittelalters seien ihm nicht fremd.

Trotz Jókais Würdigung kommt Silberstein nicht umhin festzustellen, dass der jüngste Roman doch von Fehlern wimmele: Die Erzählung sei unglaubwürdig, die Charaktere seien unsympathisch. Für die gegenwärtige Kritik sei das untragbar, die den Traditionen der Romantik verbundenen Leser jedoch würden Gefallen an dem Werk finden. Dem Roman liege eine Sage zugrunde, und Jókai wolle dieser naiven Volksdichtung mit Hilfe seiner Phantasie künstlerische Gestalt verleihen. Das Streben nach Realismus sei gering, umso mehr komme Jókais Kunst im straffen und spannenden Aufbau zur Geltung. Denn ein Romandichter könne mehrere Kleinigkeiten verfehlen, aber als Hauptsünde werde die ungenügende Erzähltechnik angesehen, wenn die Spannung nicht die ganze Erzählung durchziehe. *Pater Peter* entspreche diesen Anforderungen, sein Aufbau sei perfekt, die Aufmerksamkeit der Leser lasse nie nach. Als Gegenpol wird Zolas Roman *Nana* herangezogen, in dem die langweiligen, minutiösen, fast fotografisch präzisen Partien die Oberhand gewinnen. Zu Jókais Tugenden könne ferner gezählt werden, dass seine Werke immer wieder mit moralischen Prinzipien durchwoben seien. In diesem Sinne könne *Pater Peter* als Kampf und Sturz der Leidenschaften bezeichnet werden. Auch die Landschaften und Szenen untermauern immer den ethischen Grundgedanken, so stehe z. B. der gefährliche, von Skeletten umrahmte unterirdische Gang für die innere Hölle, die die Leidenschaft zweier Verdammter symbolisiere. Silberstein bemängelt, dass Jókai die Welt pessimistisch sieht bzw. sehen lässt, in der Charakterschwäche und Versuchung vorherrschen, die Pflicht mit den Neigungen kämpft, und Letztere gewinnen. Bei Jókai, der Meister des menschlichen Gemüts sei, wirke diese Schwarzmalerei aber ausgesprochen interessant, denn er decke die Schattenseiten des Menschen, seine Seelenqualen, das sündhafte Begehren auf und appelliere an Mitleid, Furcht vor dem Grausamen.

Wurde in diesem Roman vor allem die Aufrechterhaltung der Spannung gelobt, so gilt für das Werk *Geliebt bis zum Schaffot* gerade das Gegenteil.⁸⁵ Die Erzählung komme kaum voran, die Komposition sei sehr schlicht, es sei nichts weiter als die Charakterwandlung des Generals Ocskay, ergänzt um viele strategische Kriegsdetails. Der Roman sei trotzdem wichtig in dem Jókai'schen Œuvre, da sich hier zum ersten Mal Jókais Stellungnahme bezüglich des Naturalismus kund tue. Silbersteins Standpunkt ist nicht abneigend: „Jókai acceptirt

⁸⁵ Dr. Adolf Silberstein: „Geliebt bis zum Schaffot“. („Szeretve mind a vérpadig“). Roman in fünf Bänden. Von Moriz Jókai. Athenäum, 1882.) *PL* Nr. 149 v. 1. Juni 1882, Beilage.

das Recht des Dichters, seine Helden als Gestalten mit Fleisch und Blut, mit Sinnen und Impressionen hinzustellen.“

5. Zusammenfassung

Die Rezeption des ungarischen Dichterfürsten weist trotz zahlreicher deutscher Übersetzungen manche Lücken auf. Wie Jókai im (groß)deutschen Sprachraum aufgenommen wurde, bedarf einer bislang noch nicht erfolgten systematischen Untersuchung. Auch seine Aufnahme im deutschsprachigen Pressewesen Ungarns wurde bislang gänzlich vernachlässigt. Diesem Desiderat konnte mit der vorliegenden Studie insofern Abhilfe geschaffen werden, indem Jókais Rezeption in seiner mittleren Schaffensphase, zwischen 1867 und 1882, in drei Organen, im *Pester Lloyd*, im *Ungarischen Lloyd* sowie im *Neuen Freien Lloyd*, rekonstruiert wurde.

Die am häufigsten genannten Vorwürfe gegen Jókais Kunst betreffen vor allem die zügellose Fantasie des Romanautors; Schwäche bezüglich der Komposition seiner Werke sowie mangelhafter struktureller Aufbau werden ihm vorgeworfen, die genannten Kritiker stellen sich jedoch wohlwollend Jókais Schaffen gegenüber. Seitens der offiziellen akademischen Literaturkritik stieß Jókai aber nie auf Verständnis und Gutmütigkeit. Pál Gyulai vertrat nämlich die Meinung, dass Fantasiegebilde und Handlungen niemals zum Selbstbewusstsein des Volkes vordringen können. Er befürwortet solche Werke, die anstelle zügelloser Fantasie Themen aus der historischen Vergangenheit den Vortritt überlassen. Jókai dagegen war nicht strikt auf die Rekonstruktion bedacht, sondern ließ beim Schaffen seiner Fantasie freien Lauf. Für ihn war die Gegenwart wundervoll und voller übernatürlicher Elemente, bestens zum Schaffen von Mythen geeignet. Diesen Weg der Mythenbildung setzte er in seinen Romanen fort. Jókais Wirkung bestand darin, dass sich der Leser mit ihm voll und ganz identifizieren konnte. „Der Zauber, den Jókai auf das ungarische Publikum ausübte, bestand darin, dass er ganz uns gehörte, er ist unser Leib und Blut [...]. Jedesmal wenn er spricht, spüren wir, dass er die wahre Stimme unserer Freude und unseres Schmerzens ergreift, dass er den Schlüssel des Allgegenwärtigen in der Hand hat, sein reiches Gemüt, das die Schlösser unseres Herzens widerstandslos öffnet.“⁸⁶ Jahrzehnte

⁸⁶ Albert Pákh: Jókai Mór. In: *Vasárnapi Ujság*, Nr. 10 v. 8. März 1857. Übersetzung von mir – H. U. Zitiert nach Mihály Szajbély: Álom Otthon Államról. A magyar Tempe völgyévé rajzolt Balaton [Traum, Zuhause, Über den Staat. Der Plattensee gezeichnet als der ungarische Tempe-Tal]. In: „*Mester Jókai*“. *A Jókai-olvasás lehetőségei az ezredfordulón* [Meister Jókai. Die Möglichkeiten der Jókai-Leseart um die Jahrhundertwende]. Hrsg. v. Ágnes Hansági und Zoltán Hermann. Budapest 2005 (= Ráció-Tudomány, 4), S. 87-104, hier S. 100.

nach 1849 verteidigte Gyulai immer noch seine vom Vormärz geprägten Illusionen, wobei Jókai die Welt immer enttäuschter betrachtete. Infolge der wirtschaftlichen Aspekte der Herausgeber und des Lesepublikums kam er den Forderungen dieser Welt entgegen, immerhin lebte er in und aus dieser Welt. Sein schriftstellerisches Schaffen verkörperte deshalb eine Hürde für Gyulai, der dadurch die Verwirklichung seiner ursprünglichen Vorstellungen und die Herausbildung eines anspruchsvollen Publikums gefährdet sah.⁸⁷

⁸⁷ Ebd., S. 101.

László V. Szabó (*Veszprém*)

Nationale Identität und Polikulturalität in Franz Herczegs *Die sieben Schwaben*

Der Roman des ungarischen Schriftstellers donauschwäbischer Herkunft Franz Herczeg (ungarisch Ferenc Herczeg, 1863-1954),¹ betitelt *Die sieben Schwaben* (ungarisch: *A hét sváb*) erschien 1916 zwar in ungarischer Sprache, dennoch ist er ein Stück deutscher Kulturgeschichte – ebenso wie die Geschichte des (Süd)Banats ein Stück deutsche Geschichte ist. Dieser Text, den es im Folgenden zu behandeln gilt, ist gleichzeitig ein eloquenter Beweis dafür, dass der deutsche Kulturraum nicht mit der deutschen Sprache endet, dass Sprachgrenzen und Kulturgrenzen nicht immer und nicht notgedrungen übereinstimmen. Die Geschichte der Deutschen und der Ungarn im Karpatenbecken ist praktisch seit der Landnahme und der Streifzüge der Ungarn verflochten,² und die Geschichte des Banats zeigt besonders deutlich, wie die Kultur einer Region mit der Koexistenz und der Wechselwirkung von mehreren Sprachen und Kulturen gleichbedeutend ist.

Der Sohn des (Süd)Banats, Franz Herczeg hat, abgesehen von einigen frühen literarischen Versuchen (etwa einem misslungenen Theaterstück) in deutscher Sprache, ein beeindruckendes ungarischsprachiges Oeuvre hinterlassen, das etwa dreihundert Romane und fast ebensoviele Dramen (Schauspiele), über hundert Erzählungen und Novellen, dazu autobiografische Schriften, zahlreiche Aufsätze und Artikel umfasst. Viele seiner Werke wurden in verschiedene Sprachen, so auch ins Deutsche (z.B. *Die Tochter des Obersten*, *Die Scholle*, *Rákóczi der Rebell* [urspr. *Pro libertate*] usw.) übersetzt. Aus deutscher Sicht hat der historische Roman *Die sieben Schwaben* die größte Brisanz, da er einen entscheidenden Moment in der Geschichte der Banater Schwaben und ihrer blutigen Konflikte im Revolutionsjahr 1848 registriert. Geht man von einer in der hungarologischen

¹ Der Schriftsteller und Publizist Herczeg, der mit der Zeit zum „Vertreter echt magyarischen Geistes“ (Ingomar Senz: *Die Donauschwaben*. München: Langen Müller, 1994, S. 49) avancierte, wurde noch mit dem gleichen Namen getauft wie sein Apotheker-Vater Franz Herzog. Die ungarische Variante seines Namens ist die Folge einer Akkulturation, die bei ihm noch ausgeprägter war als bei manchen zweisprachigen Schriftstellern Ungarns, wie z.B. Ludwig (Lajos) Hatvany (der übrigens ein scharfer Kritiker Herczegs war).

² Dazu etwa Bellér, Béla: *A magyarországi németek rövid története*. [Kurze Geschichte der Ungarndeutschen]. Budapest: Magvető, 1981.

Forschung vorhandenen Distinktion zwischen zwei Perioden in Herczegs Schaffen, nämlich einer der meisterhaften „Lektüren“ und einer (etwa nach 1910) der politisch motivierten Werke von eher zweifelhafter ästhetischer Qualität aus,³ so fällt der Roman in die zweite Phase seines Schaffens. Die vorliegende Studie will aber den ästhetischen Wert des Romans keineswegs abstreiten, sondern ihn vielmehr als einen Spätkömling des europäischen historischen Romans ansehen, der gleichzeitig ein meisterhaftes Zeugnis der Kultur- und Literaturgeschichte Süd-Osteuropas ist.

Gleichzeitig lässt sich, mehr oder weniger direkt, von einem autobiografischen Hintergrund des Romans sprechen: Der in Werschetz (ungarisch Versec, serbisch Vršac) geborene Franz Herczeg wuchs im Süd-Banat auf, besuchte das Piaristengymnasium in Szeged und Temeswar (Temeschburg, rumänisch Timișoara), anschließend das öffentliche Gymnasium in Weißkirchen (ungarisch Fehértemplom, serbisch Bela Crkva) unweit von Werschetz. Die Topographie der Romanhandlung bzw. des im Roman dargestellten Schwabenaufstandes zeichnet Herczegs Heimat mit einer besonderen geographischen und historischen Präzision nach. Nirgends sonst, abgesehen von seinen autobiografischen Schriften (vor allem *A várhegy – Der Schlossberg*), hat seine engere Heimat eine derartige Signifikanz wie eben in *Die sieben Schwaben*. Doch konnte Herczeg die Ereignisse im Süd-Banat 1848 nicht selbst erleben, wenngleich er in seinen Erinnerungen die Bemerkung macht, dass in seiner Kindheit die Gefühle von 1848 noch „wie eine leuchtende Wolke über den Dächern der Stadt“⁴ schwebten: Die Kämpfe der Schwaben in Werschetz und seiner Umgebung (Weißkirchen, Pantschowa, Karlsdorf, Jankovác, Alisbrunn) gegen die serbische und kaiserliche Armee gehörten auch nach dem Ausgleich von 1867 zu ihrem frischen und stolzen historischen Gedächtnis. Herczeg vermochte somit aus eigenen Erinnerungen bzw. denen der Generation seiner Eltern manch authentischen Stoff schöpfen, doch zeugen seine ausführlichen und genauen Darstellungen von historischen Ereignissen und Personen der betreffenden Zeit und Region gleichzeitig von aufmerksamen historischen Studien. Kulturhistorisches und familiäres Gedächtnis verschmolzen damit zu einer Einheit, zu der sich allerdings auch nicht wenig Phantasie und Poesie gesellte.

³ Vgl. Hajdu, Péter: Herczeg Ferenc érdekessége [Das Interessante bei Franz Herczeg]. In: *Literatura* 35 (2009), H. 4, S. 427–445.

⁴ Herczeg, Ferenc: *A várhegy* [Der Schlossberg]. In: *Herczeg Ferenc emlékezései* [Die Erinnerungen Franz Herczogs]. Hg. von Béla G. Németh. Budapest: Szépirodalmi, 1985, S. 53. (Im Weiteren zitiert im Text unter dem Kürzel „VH“.) Die autobiografische Schrift (Ersterscheinung 1933) erhielt ihren Titel von einem der Berge in der Umgebung von Werschetz. Die Übersetzungen aus diesem Band ins Deutsche stammen von L.VSz.

Die Poetik des Romans *Die sieben Schwaben* entspricht den Anforderungen an einen historischen Roman, der im 19. Jahrhundert europaweit zu den beliebtesten literarischen Genres gehörte. Romane wie beispielsweise Joseph Victor von Scheffels *Ekkehard* sollten nicht nur den Geschmack eines breiten (vornehmlich bürgerlichen) Publikums treffen, sondern gleichzeitig der Gegenwart einen Spiegel vorhalten.⁵ Der historische Roman wurde damit zum Mittel nicht nur der Unterhaltung, sondern auch einer von der Weltanschauung des Verfassers gesteuerten Selbsterkenntnis, die ihrerseits dem Geist der Zeit zu entsprechen hatte. Die Historie wurde mal verklärt, mal verschönert, mal poetisiert, und diente zur Selbstbesinnung und Selbstvergewisserung; in der Vergangenheit erblickte der bürgerliche Leser seine eigenen Tugenden und Werte, die er darin bestätigt fand. Im 20. Jahrhundert räumte dann der historische Roman den Raum für diverse moderne Romantechniken wie Montage, Bewusstseinsstrom usw. Doch von all dem wollte Herczeg offenbar nichts wissen; er erzielte seine Erfolge nach wie vor mit einem traditionellen Schreiben, einer national gesinnten Weltanschauung und der Brisanz seiner Themen. Mit dem Erscheinungsjahr 1916 (Auflösung der Monarchie) wählte er zudem einen adäquaten Zeitpunkt: Er konnte schonungslos auf schmerzhafteste Momente einer gemeinsamen Vergangenheit der Völker des Banats zurückblicken und ein kritisches Licht auf die kaiserliche Macht und ihre militärischen Führer zur Zeit des Schwabenaufstandes im Süd-Banat werfen.

Mit dem Roman *Die sieben Schwaben* erwies sich Herczeg als ein herausragender Kenner der Geschichte und Kultur(en) seiner engeren Heimat. Das verwundert in Anbetracht seiner Herkunft und Familiengeschichte am wenigsten: Seine Ahnen sollen bereits 1742 aus Schlesien, vermutlich aus Heinrichsau⁶, zusammen mit anderen katholischen Familien in den Süd-Banat eingewandert sein, die keine Untertanen des preußischen „Ketzerkönigs“ Friedrichs des Zweiten – der seine Truppen 1740 nach Schlesien einmarschieren ließ – sein wollten. Die Wiener Regierung schenkte ihnen das Recht auf Landbesitz, der Familie Herzog sogar ein Apothekerrecht in Werschetz (Distrikthauptstadt im sog. Temeser Banat seit 1718): „Das geschenkte Land war sumpfig, aber der Sumpf machte Fieber, und das war gut für die Apotheke“, erinnert sich Herczeg (VH: 46). In der Familie Herczeg verkehrten Anekdoten über Kaiser Joseph II. vermischt mit einer Hochachtung, die später, nach 1848 allerdings nachlassen sollte. Von einer Idealisierung der Banater Schwaben und überhaupt seiner Heimat Werschetz enthielt sich Herczeg in seinen Erinnerungen vielleicht noch mehr als in seinem Schwaben-Roman. Es wirkt geradezu befremdend, wenn er etwa von jener

⁵ Zu Scheffels Roman s. V. Szabó, László: Das ‚Hunnenbild‘ Joseph Victor von Scheffels im ‚Ekkehard‘-Roman. In: Jahrbuch der ungarischen Germanistik 2008, S. 97-116.

⁶ Heute Henryków in Polen, 60 km südlich von Wrocław/Breslau.

„schwindeligen und bedrohlichen Vorstellung“ spricht, die ihn beim Besuch seiner Heimatstadt ergriff, und die den Eindruck in ihm erweckte, er stünde „am Ufer des großen Nichts“ (VH: 50f.). Zur Semantik des „unbekannten Nichts“ bekommt man aber anschließend ein Indiz, indem es topographisch mit Serbien und dem Balkan identifiziert wird. Damit wird jene Trennungslinie zwischen den Völkern und Kulturen angesprochen, die auch in *Die sieben Schwaben* deutlich in Erscheinung tritt: Eine kulturelle und mentale Grenze nicht zwischen Schwaben und Magyaren, sondern eine zwischen Ungarn und dem Balkan, mit einem Anflug von jenem zeittypischen pejorativen Sinn, mit dem der Balkan generell unter (Mittel)Europa gestellt wurde.

Für Herczegs Realismus sprechen auch weitere thematische Entsprechungen zwischen seiner autobiografischen Schrift und seinem früher verfassten Roman. Hier wie dort betont er den Fleiß der Schwaben, „der Nation der Bienen und Ameisen“, die den Sinn ihres Lebens in einer „abmagernden“ Arbeit⁷ fanden. Als Prototyp einer an Fanatismus grenzenden Arbeitsmoral fungiert im Roman die Witwe Graf, die Mutter eines der sieben Schwaben, Jani Graf, und Leiterin einer eigenen Seidenwirtschaft, in deren Haus man „fanatisch“ arbeitet, und die selbst von der „Banater Arbeitswut“ (*bánsági munkadűh*) (HS: 18) ergriffen wurde.⁸ Dabei wurde Mutter Graf allem Anschein nach der eigenen Großmutter des Schriftstellers gemodelt, die zwanzig Jahre lang als Witwe des früh verstorbenen Großvaters eine Seidenfabrik zum Aufschwung brachte und besonders stolz darauf war, mit ihrer Banater Seide in England selbst die Chinesen übertroffen zu haben (VH: 43). Der Hinweis auf die „Kirchen-Straße“ (*templom-utca*; HS: 16), in der Franz Herczeg geboren wurde, lässt auch die Annahme zu, dass bei der Gestaltung der Familie Graf Erinnerungen an das eigene Geburts- und Kindheitsmilieu des Schriftstellers selbst mit eine Rolle gespielt haben. Zwar bemerkt Herczeg im *Schlossberg*, alle Schwaben in Werschetz seien Winzer gewesen, es ist aber bekannt, dass die Seidenerzeugung im Banat – neben dem Wein- und Tabakanbau – eine eminente Rolle in der Wirtschaft der Region spielte.⁹ In seiner Autobiografie beschreibt Herczeg die Werschetzer Schwaben als eine kohäsive Gemeinschaft mit einem „lokalen Selbstgefühl“, deren Mitglieder wegen ihrer schwarzen Volkstracht „Dohlen“ (ungarisch: *csókák*) genannt

⁷ Herczeg, Ferenc: *A hét sváb* [Die sieben Schwaben]. Budapest: Singer/Wolfner, 1916, S. 13. (Übersetzungen aus dem Roman von mir, L.VSz.) Im Weiteren zitiert im Text unter dem Kürzel „HS“.

⁸ Zum Thema Arbeit als „ethnisches Identifikationsmerkmal“ bei den Donauschwaben vgl. Röder, Annemarie: *Deutsche, Schwaben, Donauschwaben: Ethnisierungsprozesse einer deutschen Minderheit in Südosteuropa*. Marburg: Elwert, 1998, S. 149-154.

⁹ Vgl. Senz: *Die Donauschwaben*, wie Anm. 1, S. 24.

wurden,¹⁰ welche Bezeichnung sie aber „zu Tschogl [ung. *csógli*] veredelten“ (VH: 52). Ihnen gegenüber stellt er die sog. „Heidschwaben“, die reichen und dicken Bewohner der Dörfer im Komitat Torontal, die „auf dem üppigsten Ackerland Europas wirtschafteten und vor Geld strotzten.“ (VH: 53) Herczeg misst indessen weder den einen noch den anderen ein deutsches Nationalgefühl, noch weniger irgendeinen Nationalismus zu. Er betont vielmehr an mehreren Stellen, dass die Banater Schwaben kein Nationalgefühl vererben und entwickeln konnten, da ein solches zur Zeit ihrer Auswanderung aus den unterschiedlichen deutschen Regionen noch nicht existierte. Daran änderte offenbar auch das Jahr 1788 nichts, als der auch im Roman erwähnte (HS: 34) Johann Jakob Hennemann mit siebzig Schwaben und fünf Serben die Stadt Werschetz vor den Türken verteidigte.¹¹ Die Heldentat von Hennemann und den Seinen fand zwar Eingang ins kulturelle Gedächtnis der Banater Schwaben – wovon auch der andere Name von Werschetz: Hennemannstadt Zeugnis ablegt –, sie trug aber zur Etablierung eines deutschen Nationalgefühls unter ihnen wenig bei.

Wollte man die Identität der Banater Schwaben im 19. Jahrhundert, wie sie auch in Herczeps Roman vor Augen tritt, definieren, so könnte man von vier deutschen Nationalitäten- bzw. Identitätsgruppen im damaligen Ungarn ausgehen. Die älteste und kompakteste Gruppe bildeten die bereits im 11.-12. Jahrhundert angesiedelten Siebenbürger Sachsen, die über ein eigenes Bauern- und Bürgertum und eine eigene intellektuelle Elite verfügten. Zur zweiten Gruppe gehörte das deutsche städtische Bürgertum in den verschiedenen Teilen des Landes, so auch in Oberungarn, so dass man auch die Zipserdeutschen zu dieser Gruppe zählen kann. Sie bildeten gleichsam ein Bindeglied zwischen der ungarischen und deutschen Kultur und wurden selbst zu Vorantreibern der Magyarisierungsprozesse. Als eine dritte Gruppe lässt sich das deutsche Bauerntum mit der sporadischen Bevölkerung der deutschen Dörfer (vor allem in Transdanubien) seit der Türkenzeit auffassen, aus der aber auch ein Teil des assimilierten ungarischen Bürgertums stammte. Die vierte Gruppe, diejenige der Banater Schwaben wanderte hauptsächlich zur Zeit Maria Theresias aus verschiedenen Teilen des deutschrömischen Reiches in eine Region ein, die dank ihrer beharrlichen Arbeit bald zu florieren begann.

Die Schwaben brachten nicht nur ihre Bräuche und Mentalität, sondern auch ihre Sprache mit, die im Banat Sprachmischungs- und -ausgleichsphänomenen

¹⁰ Auf diese Bezeichnung spielt Herczeg auch im Roman an, wo es nach dem Auszug von Damjanich aus Werschetz heißt, die Schwaben haben „wie nasse Dohlen vor ihren Häusern gestanden“ (HS: 145).

¹¹ Vgl. noch Senz, Ingomar (Hg.): Donauschwäbische Geschichte. Bd. 2: Wirtschaftliche Autarkie und politische Entfremdung 1806 bis 1918. München: Universitas, 1996, S. 273.

unterzogen wurde und sich zu einem donauschwäbischen Dialekt, dem „Schwobischen“ entwickelte. Es ist eigentlich schade, dass Herczeg kaum ein Element dieses dialektalen Schatzes, der ihm doch bekannt sein musste, in seinen Roman eingeschmuggelt hat. Die Benutzung fremdsprachlicher Elemente war allerdings zur Zeit der Entstehung seines Romans nicht so geläufig wie etwa in der heutigen Migrationsliteratur, dennoch trifft man im ungarischen Textkontext der *Sieben Schwaben* auf etliche hochdeutsche Spracheinschübe¹² wie *Glückliche Reise*, *Teufelskerle* oder *Halt*, und nicht zuletzt auf das folgende deutsche Lied, das „damals das Banat erfüllt“ haben soll:

Durch die Au, auf die Gau,
 Ins Land hinaus,
 lasst unsere Banner wehen, –
 Ade, du liebes Vaterhaus,
 Ade, auf Wiedersehen. (HS: 44)

Im Lied taucht der aus dem Schwäbischen bekannte, dem französischen *adieu* entstammende Abschiedsgruss *Ade* auf; mehr aber erfährt man aus Herczogs Roman über das Schwobische nicht. Der Erzähler deutet immerhin an einer Stelle darauf hin, dass die Werschetzer Schwaben ihren Dialekt gebrauchten, bzw. dass man mit ihnen u.U. Schwobisch sprach. Als der schwerkranke Oberst Maderspach den ihn umgebenden Schwaben ins Gemüt reden will, ihren Patriotismus rühmend, wechselt er von einem „Herrendeutsch“ (*úri német*) zum „Bauerndialekt der Schwaben in Südungarn“ (*a délvidéki svábok parasztdialektusán*; HS: 142), womit er sie emotional bewegt und ihre Sympathie restlos gewinnt. Dabei kann man bei der Übersetzung des Satzes mit dem Attribut *délvidéki* – eine Ableitung aus dem geographischen Namen *Délvidék*, Südungarn, der sich aber wortwörtlich als ‚südliche Gegend oder Provinz‘ übertragen ließe –, seine Schwierigkeiten bekommen. Im ungarischen Kontext des Romans lässt sich allerdings der Sprach- oder dialektale Wechsel von der offiziellen, „herrischen“ deutschen Sprachvarietät der Monarchie zum Banater Dialekt (Herczeg meint offenbar das Schwobische) nur indirekt nachvollziehen: Man könnte dieses Sprachphänomen, das in literarischen Texten keine Seltenheit ist, einen latenten Sprachwechsel nennen und dementsprechend im ganzen Roman-Text von einer latenten Mehrsprachigkeit sprechen. Herczeg weist an einigen, wenn auch nicht an vielen Stellen des Romans auf diverse Sprachwechsel hin,

¹² Zudem auf manche ungarischen (Lehn)Wörter deutscher Herkunft, die gleichsam zur Illusion eines deutschen Sprachkontextes beitragen, so z.B. *svadron*, *kotillon*, *alarm*, *bürger*, *standár* (Standarte), *stucni* (Stütze), *garnizón*, *patrul* (Patrouille), *exkortíroz* (exkortieren, begleiten), *cúg* (Zug, Schar) usw.

so etwa wenn der Serbe Manin, der Nachbar der Familie Graf, vor dem Ausruf Vojvodinas von den Serben in Sremski Karlovici (Karlowitz) am 13. Mai 1848 gelegentlich noch Ungarisch mit seiner Tochter spricht (HS: 21), um später ein serbischer Patriot zu werden, der zusammen mit ihr vor dem Bild des Heiligen Sava um den Sieg betet; oder wenn der alte Hoffer, ein schwäbischer Kirchenbauer, mit den rumänischen Fuhrleuten auf „Walachisch“ (*oláh nyelven*) schimpft (HS: 22). Bei der Charakterisierung des serbischen Heerführers Knicsanin¹³ heißt es, er habe besser Deutsch gesprochen als die Schwaben selbst (HS: 155), dessen Bildung und feine Manieren ihn aber nicht daran hindern, die Ausplünderung des besiegten Werschetz von den Serben als eine Ehrensache zu betrachten. Die Sprache des Romans verdeckt aber in der Mehrheit der Fälle den „eigentlichen“ Diskurs der Protagonisten. Der Leser ist generell auf Vermutungen hinsichtlich des Sprachgebrauchs angewiesen: Wohl sprechen die Bewohner und Helden der „deutschen Stadt“ (*németváros*) Werschetz in der eigenen, von der „serbischen Stadt“ (*rácváros*) Vršac – über die es heißt, sie habe bereits zur Zeit des Temeswarer Vilayets¹⁴ an ihrem Platz gestanden (HS: 15) – getrennten Kolonie Schwäbisch/Schwobisch, sie können aber mit den nach Werschetz geschickten Militärführern die deutsche bzw. österreichische Amtssprache, ggf. auch Ungarisch benutzen. Von einer Zwei- oder Mehrsprachigkeit im Banat um 1848 kann man nur bedingt ausgehen, doch sprachen die Schwaben in Städten wie Werschetz, wie Herczeg selbst berichtet, gelegentlich Ungarisch, ja manchmal sogar einen rumänischen Dialekt, mit dem man mit den Serben (!) kommunizieren konnte. Herczeg bemerkt in seiner autobiografischen Schrift, die Deutschen und Serben in Werschetz haben „nicht einmal im Laufe der Jahrhunderte die Sprache des anderen“ (VH: 54) gelernt. Fast unwillentlich kann man dann die Frage stellen, in welcher Sprache eigentlich die Zwiegespräche der Romeo-und-Julia-Episoden zwischen dem Schwaben Jani Graf und seiner serbischen Geliebten Zorka laufen, oder wie es gleichzeitig möglich ist, dass derselbe Jani unter dem Bett versteckt das Gespräch der Serben über die Schwaben versteht? Der – von einigen Ausnahmen abgesehen – homogene ungarische Text des Romans scheint eine immanente Mehrsprachigkeit zu verdecken. In ihm verschwinden die Grenzen zwischen den Sprachen und Dialekten, wodurch der Roman trotz seines realistischen Anspruchs und seiner historischen Detailtreue zur reinen Fiktion wird. Das ist allerdings das Manko jedes fiktiven Textes, der sprachliche Unterschiede in *einer* Sprache auflösen will – man denke beispielsweise an die vielen englischen, französischen, italienischen Figuren in der Prosa des Realisten Conrad Ferdinand Meyer, die alle Deutsch „sprechen“. Die Naturalisten haben

¹³ Eigtl. Stevan Petrović Knićanin (1807-1855), serbischer Offizier, ab 1849 General der Kaiserarmee, ab 1853 serbischer Kriegsminister.

¹⁴ Türkisches administratives Zentrum im Banat (zwischen 1552-1716).

zumindest den Sprung zum Dialekt gewagt, aber der Naturalismus ist an Herczeg ebenfalls vorbeigegangen. So kann die Sprache zur Konturierung der verschiedenen nationalen und evtl. polikulturellen Identitäten im Roman nur mittelbar beitragen.

Die Textwelt des Romans *Die sieben Schwaben* deckt immerhin einen multiethnischen bzw. polikulturellen Raum ab.¹⁵ Es fragt sich allerdings, inwiefern sich dieser im Roman als Kommunikationsraum auffassen lässt, wenn man Kommunikation auf mehr denn eine Kulturgruppe beziehen oder gar interkulturell verstehen will. Die Dialoge machen zwar einen beträchtlichen Teil des Textes aus, sie treiben sogar die Handlung voran, doch werden sie immer wieder von Erzählberichten über heftige Konflikte und blutige Kämpfe unterbrochen. Kommunikation wird damit sozusagen durch Waffen ersetzt. Der Erzähler spielt zwar gelegentlich im Laufe des Textes darauf an, dass ein friedliches Zusammenleben der einzelnen Völker der Region früher, also vor dem Revolutionsjahr – als die eigentliche Handlung des Romans ansetzt – eine alltägliche Realität gewesen sein mag. Doch bleibt die harmonische Kohabitation im Roman, in dessen Fokus die Ereignisse in Werschetz und seiner Umgebung vom Sommer 1848 bis zum Frühling 1849 stehen, im Hintergrund und wird lediglich an einigen wenigen Stellen angedeutet.

Die Konfliktsituation wird bereits zu Anfang deutlich konturiert, als sich zwei serbische „Granitscharen“¹⁶ in einem Dialog darüber beklagen, dass das besuchte Gebiet nicht dem „serbischen Land“ angehört: „Wir Serben sind mit Waffen hierhergekommen, die Deutschen mit Bündeln auf dem Rücken.“ (HS: 7) Dass es interethnische Konflikte im Banat bereits im 18. Jahrhundert, also zur Zeit der Einwanderung der „Schwaben“¹⁷ gab, weiß man aus der Geschichte der

¹⁵ Hiermit schließe ich mich der Bestimmung des Begriffs der Polikulturalität als Charakteristikum des Vielvölkerstaates der Monarchie im Unterschied zur Multikulturalität bei Moritz Csáky an: „Polikulturalität ist zugleich ein Verfahren, mit realer Vielfalt umzugehen. Das Konzept der Polikulturalität ist daher nicht mit jenem der Multikulturalität identisch, denn letzteres nimmt an, die kulturellen Differenzen und Gegensätze durch eine harmonische Kohabitation überwinden zu können.“ Csáky, Moritz: Kultur als Kommunikationsraum – am Beispiel Zentraleuropa. In: Zeitschrift für Mitteleuropäische Germanistik 1 (2011), H. 1, S. 3-24 (hier S. 3). Csáky stellt hier auch ein Verständnis der Kultur als Kommunikationsraum zur Debatte, was hingegen in Bezug auf den hier behandelten Roman problematisch sein kann.

¹⁶ Grenzer, aus dem serbischen *granica*, Grenze. Das Fremdwort *granic* wird auch im Roman an einer Stelle benutzt, als nach dem Sieg der Ungarn diejenigen Serben, die „eine Abrechnung mit den Ungarn vermeiden“ wollen, die Flucht über die Grenze ergreifen (HS: 182).

¹⁷ Die Sammelbezeichnung betrifft allerdings unterschiedliche Herkunftsregionen und Dialekte; genuine Schwaben siedelten sich vor allem im Komitat Sathmar an.

Region,¹⁸ sie erreichten aber im Jahr der Revolution 1848 einen historischen Gipfelpunkt. Herzeg zeichnet eine multiethnische Region nach, in der Schwaben, Serben, Ungarn, Rumänen („Wallachen“), auch Juden¹⁹ entlang von bestimmten ethnokulturellen Konfliktlinien teils neben-, teils miteinander leben. (An den Kämpfen nehmen außerdem Tschechen, Bulgaren oder eben Polen wie der legendäre General Józef Bem teil, der die Schwaben auf Französisch begrüßt). Ein Beispiel für die Möglichkeit ethnischer Vermischung liefert Herzeg mit der anfänglichen Liebesbeziehung zwischen Jani Graf und Zorka Manin, die aber nach dem Ausbruch der blutigen Konflikte scheitert: Zorka, obwohl sie anfangs noch den ethnokulturellen Standpunkt vertritt, bei der Bestimmung der Zugehörigkeit einer Familie zu einer oder anderen Nationalität sei die nationale Identität des Familienoberhaupts und nicht diejenige der Frau entscheidend, wendet sich nach dem Tod des Vaters vom Geliebten ab und verlässt schließlich das Land mit einem Serben. Im Laufe der Handlung werden die national-kulturellen Risse zwischen den einzelnen Ethnien, so vor allem zwischen Schwaben und Serben immer schärfer. Dabei richtet Herzeg sein Augenmerk mehr auf die Schwaben als die Ungarn, die eher von außen her als befreiende Soldaten in den Konfliktraum eindringen.

Die Rumänen spielen ihrerseits im Roman – wie überhaupt in den damaligen Ereignissen im Banat – eine eher neutrale Rolle. Sie werden ausschließlich als „Wallachen“ bezeichnet, und auch der pejorativ anklingende Ausdruck „Wallache mit Bundschuh“ (*bocskoros oláh*) bleibt ihnen nicht erspart, während das Stereotyp, die Rumänen können nur *mamaliga*²⁰ kochen, der jungen Bábi – der späteren Ehefrau von Jani Graf – in den Mund gelegt wird (HS: 178).

Die Neutralität der Rumänen wird vom alten Mitru verkörpert, der sich in den Krieg nicht einmischen will, indem er behauptet, er sei wie sein Sohn „neutral“ (*neutrális*) (HS: 169). Also wird im Roman im Endeffekt kein negatives Bild der Rumänen vermittelt. Das umso weniger, als es eben diese Rumänen

¹⁸ Dazu Wolf, Joseph: Ethnische Konflikte im Zuge der Besiedelung des Banats im 18. Jahrhundert. Zum Verhältnis von Einwanderung, staatlicher Raumorganisation und ethnostrukturellem Wandel. In: Beer, Matthias; Dahlmann, Dittmar (Hg.): Migration nach Ost- und Südosteuropa vom 18. bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts. Stuttgart: Thorbecke, 1999, S. 337-366.

¹⁹ Die Identität der Juden wird im Roman nicht separat konturiert. Bezeichnenderweise ist einer der sieben Schwaben – die sich mehr oder weniger als Helden des Romans ohne besondere heroische Konturen betrachten lassen –, der junge Heim, der „arme Poldi“, der in der Schlacht bei Weißkirchen fällt, ein Jude. Die Assimilierung der Juden in der Gemeinschaft der Banater Schwaben war somit für Herzeg eine Tatsache.

²⁰ In orthographisch korrekter Form: *māmāligā*, d.h. Polenta, die als eine Art Nationalspeise der Rumänen galt und z.T. bis heute gilt.

sind, die den verwundeten, fiebernd auf dem Schlachtfeld liegenden Jani Graf auffinden, ins Haus tragen und ihn sogar mit Hilfe eines rumänischen „Quacksalbers“ – im Unterschied zum schwäbischen Doktor Traurig, der Janis Arm amputieren will – heilen.

Als Konfliktgeneratoren in *Die sieben Schwaben* werden eindeutig die Serben dargestellt, vor allem die sog. Servianer (ung. *szerviánusok*), serbische Freiwillige, von denen nach dem Ausbruch der Revolution etwa zwanzigtausend ins Süd-Banat einmarschierten, und die, ironischerweise, dem österreichischen Konsul in Belgrad, Ferdinand Meyerhofer von Grünbühl (1799-1869) zu Gebote standen. Dass sich auch die „autochthonen“ Banater Serben vom aufbrausenden Nationalgefühl ihrer Brüder infizieren ließen, wird am alten Manin illustriert, der sich mit den Servianern zusammentut und dann dem Gegenangriff der Schwaben zum Opfer fällt. Dennoch versäumt es Herzeg nicht, den Radikalismus eines seit langem mit den Schwaben kohabitierenden Serben zu entschärfen, als dieser im heimlichen Gespräch mit den anderen Serben die Äußerung wagt, es gebe auch „einige ehrliche Schwaben“ (HS: 53) – ein Attribut übrigens, das die Schwaben gerne für sich beanspruchten – und es sei überhaupt nicht ratsam, gegen die „klugen“ Schwaben zu kämpfen. Allerdings findet Manins humanistisch anmutender Einwand wenig Zustimmung bei den anderen Serben, die zu Kriegszeiten nichts von einem Begriff der Ehrlichkeit hören wollen.

Das Bild der Serben wächst immer mehr zu einem Feindbild, indem es heißt, der „große Wahn“ habe sie auch angesteckt und in ihnen „blutige und feurige Träume“ entstehen lassen. Ihr „mörderischer Hass“ wird erklärt als „die Rache des ihrer uralten Erbschaft beraubten Slaventums“ (HS: 14), die zu einer berauschten Kriegslust heranwächst. Es werden im Roman immer prägnanter die unmenschlichen, ja barbarischen Züge eines von kompromisslosem Nationalismus ergriffenen Kriegsvolks hervorgehoben. Insbesondere wird der Stratimirović, der Karlowiczer Odbor (Kommandant) und Bevollmächtigter des Serbischen Banats, der im Roman „Mord und Brandschatzung predigt“ (HS: 46), zum Inbegriff der serbischen Vernichtungswut und Mordlust. Als ein serbisch-religiöser Fanatiker erscheint im Roman der Patriarch Rajacsics²¹, der „das Evangelium des Hasses“ (HS: 85) verkündet und später, nach dem Siege der Serben, sogar die Mäßigen aus den eigenen Reihen entfernen lässt. Bei der Beschreibung der Kämpfe scheint Herzeg seine Leser weitgehend schonen zu wollen, er beschränkt sich zumeist auf kurze Berichte über ihre Teilnehmer und ihren Ausgang; doch gibt es im Roman auch einige bis ins Absurde gesteigerte

²¹ Eigtl. Josip Rajačić (1785-1861), gebürtiger Kroat, Bischof von Dalmatien (1829), später von Werschetz (1834) und Karlowitz (1842). Im Mai 1848 von der Serbischen Nationalversammlung in Karlowitz zum serbischen Patriarchen gewählt, wurde er zum kirchlichen und politischen Leiter der serbischen Nationalbewegung.

Szenen, die das Brutale in den eskalierenden ethnischen Konflikten schonungslos, wengleich nicht ohne bitteren Humor in den Vordergrund stellen. Das zeigt sich etwa in der grotesken Episode mit dem schwäbischen Doktor Holky, der die Serben in der Hoffnung auf Gnade in ihrer Sprache als „Brüder“ anspricht, doch von diesen zynischerweise massakriert wird. Die Serben, denen nach ihrem Sieg in Werschetz eine dreistündige Plünderung in den Schwabenhäusern, so auch bei der reichen Witwe Graf, gewährt wird, werden sogar durch ihre äußerliche Beschreibung zu barbarischen Gestalten stilisiert. Dennoch wollte Herzeg nicht die ganze serbische Nation verteufeln, ganz im Gegenteil: Knicsanin erscheint beispielsweise als ein durchaus gebildeter Soldat, während andere eben auf ungarischer Seite kämpfen, heroisierte Gestalten, die man aus der Geschichte der Zeit kennt, vor allem Damjanich²² (von den Serben „der große Renegat“ genannt), einer der Zentralfiguren der ganzen Geschichte, aber auch Sebő Vukovics²³, der Jani Graf mit einer patriotischen Exklamation lobt: „Viele solche Schwaben wünscht sich die Heimat!“ (*Sok ilyen svábot a hazának!*) (HS: 74). Allerdings vermittelt Herzeg hier ein positives Bild vor allem der *assimilierten* Serben, die sich um 1848 bereits in die ungarische Gesellschaft integriert und darin einen bestimmten Rang erlangt hatten.

Wenn Vukovics die Bravheit der Schwaben würdigt, so schmuggelte Herzeg damit ein weiteres Charaktermerkmal der Banater Schwaben neben anderen wie Fleiß, Ehrlichkeit, Treue, Zähheit in seinen Roman ein, die der damaligen Selbstdefinition der Schwaben entstammen. Sie bildeten ein Volk, das sich in das ungarische Königreich integrierte, wobei es seine Tradition – die allerdings in einem Prozess der Akkulturation unterging²⁴ – nach wie vor pflegte und seinen Bräuchen und sittlichen Gesetzen treu blieb. Wenn nun das schwäbische Gesetz keinen Odbor, somit kein serbisches Oberkommando im Banat kannte, wie der Schwabe Hoffer im Dialog mit General Roth²⁵ zum Besten gibt (HS: 47), so wurde dadurch die Lage der Banater Schwaben in den Jahren der Revolution nicht eben leichter: Das Wort „Gesetz“ selbst wurde gerade in einer zugespitzten historischen Situation zum Erisapfel, als aus Wien bzw. Budapest je nach Kriegszustand antagonistische Verordnungen erlassen wurden. „Gesetz“ wurde

²² János (oder Johann) Damjanich (1804-1849): ungarischer General serbischer Herkunft. Einer der dreizehn ungarischen Generäle, die am 6. Oktober 1849 in Arad hingerichtet wurden.

²³ Serbisch Sava Vuković (1811-1872), im Revolutionskrieg Beauftragter der ungarischen Regierung im Banat, ab Mai 1849 ungarischer Justizminister.

²⁴ Vgl. Senz: Die Donauschwaben, wie Anm. 1, S. 28-29.

²⁵ General Roth war, wie auch Herzeg bemerkt (HS: 8), der erste österreichische General, der vor den ungarischen Truppen am 7. Oktober 1848 bei Ozora (Komitat Tolna im heutigen Ungarn) kapitulierte.

zum wechselnden Produkt von Machtverhältnissen. Die „wütende Zähheit“ der Schwaben irritiert indessen nicht nur den serbischen Odbor, sondern auch den österreichischen General, der den Schwaben am liebsten Gehorsam empfiehlt. Aber die Schwaben widerstehen, wodurch sie nolens volens in einen Konflikt der Ethnien und politischen Mächte geraten. Da Herczeg sein Erzählen auf die Schwaben perspektiviert, lässt er zunächst den Eindruck entstehen, dass eine Ethnie, die im ganzen Konflikt neutral bleiben könnte, unwillentlich in ihn hineingerissen wird. Die Schwaben bezeichnen sich selbst als „ehrlieh“, es fällt ihnen aber zunächst schwer zu entscheiden, was diese „Ehrlichkeit“ unter den gegebenen Umständen jedoch impliziert. Die Worte Zorka Manins, die Schwaben sollten sich vom Konflikt fernhalten, der Angriff der Serben richte sich ja gegen die Ungarn, ein Volk, das keinen Gott und Kaiser kenne und alle anderen Völker austilgen wolle, wird wahrscheinlich mit der Mehrheitsmeinung der Serben im damaligen Banat übereinstimmen. Der Erzähler scheint selbst an dieser Stelle geneigt zu sein, im Sinne einer Objektivität *audietur et alter pars* keinen Hehl aus dem Leiden der „serbischen Mütter“ zu machen, die „früher wegen der Türken, jetzt wegen der Ungarn weinen“ (HS: 50). Aber der Standpunkt, die Schwaben hätten „nichts zu tun mit den Ungarn“ (ebd.), wird weder von den schwäbischen Akteuren des Romans, noch von Herczeg selbst geteilt.

Dass nämlich die Banater Schwaben und die Ungarn schon lange vor 1848 eine Schicksalsgemeinschaft bildeten, wird an keiner Stelle des Romans in Frage gestellt, obwohl gegen Ende auch die Enttäuschung der Schwaben darüber, dass die ungarische Regierung die Ausscheidung aus der Monarchie proklamierte, nicht verschwiegen wird. Dort schildert Herczeg mit einer Neigung zur Objektivität, aber auch zum Verständnis die „Abgeschlagenheit“ der Schwaben im Dezember 1848, als das ungarische Parlament den neuen Kaiser, Franz Joseph nicht anzuerkennen bereit war, da sich dieser nicht zum ungarischen König krönen ließ: „Die Schwaben verkehrten ein paar Tage so abgeschlagen in der Stadt, als ob sie in jedem Haus einen Toten hätten.“ (HS: 182) Diese Verstimmung wird mit der fast naiv-romantisch anmutenden, aber gleichzeitig historisch begründeten Sympathie der Banater Schwaben für den jeweiligen Kaiser erklärt, der als Inbegriff des gütigen Herrschers angesehen und mit seinen Ministern, mit der ihn umgebenden Kamarilla, überhaupt mit den Österreichern, ja sogar den Serben krass kontrastiert wird. Ein Bruch mit dem Kaiser wurde deshalb bei aller Dankbarkeit für die Ungarn und einer als selbstverständlich geltenden Identifizierung mit ihrem Schicksal als schmerzhaft empfunden. Abgesehen aber von diesem Zwischenfall, der kurioserweise auch zu einer Annäherung zwischen Schwaben und Serben beiträgt, wird im Roman die Verbundenheit der Schwaben mit den Ungarn, ihre restlose Freude über deren militärisch-politische Erfolge wiederholt unterstrichen. Nicht dass Herczeg damit billige Konzessionen an den Geschmack seines ungarischen Lesepublikums machen wollte: Er beschrieb vielmehr den Prozess einer Assimilierung, für die

seine Familie, und er selbst noch mehr als seine Ahnen, ein typisches Beispiel lieferten.

Der Assimilierung der Donauschwaben hat die bisherige Forschung gebührende Aufmerksamkeit geschenkt. So unterscheidet Senz zwischen „Kulturdeutschen“, deren Kultur in vielerlei Hinsicht noch in ihrem Deutschtum wurzelt; partiell Assimilierten, die ein harmonisches Verhältnis mit der Mehrheit anstrebten; sowie solchen, die ihren Namen magyarisierten.²⁶ Zu dieser letzten Gruppe gehörte auch Herczeg, ein erfolgreicher ungarischer Autor (sogar „Nationalautor“), der aber selbst nach Senz „Rudimente von Beziehungen zu seiner schwäbischen Herkunft erkennen“²⁷ lässt. Doch ist wohl mit „Rudimenten“ zu wenig gesagt. Der intellektuelle Bürger schwäbischer Herkunft Franz Herczeg hat zwar den (einzig möglichen) Weg zur Selbstverwirklichung wie viele andere Schwaben im Ungarn seiner Zeit durch die ungarische Kultur gefunden, doch gerade *Die sieben Schwaben* zeugt von seiner tiefen Kenntnis der, ja Verpflichtung für die Banater Schwaben. Dabei wäre es verfehlt zu behaupten, dass einzig der schriftstellerische Ehrgeiz, einen historischen Roman über die Schwaben zu schreiben, sein Interesse für seine Banater Landsleute mitten im Auflösungsprozess der Monarchie plötzlich geweckt hätte. In der Tat ist Herczogs Verbundenheit mit der schwäbischen, ja überhaupt mit der deutschen Kulturtradition auf viel früher zu datieren.

Den besten Beleg hierfür liefern seine (vier) Artikel zur „Deutschen Nationalitätenfrage“, erschienen in ungarischer Sprache bereits 1902, in denen Herczeg über die „Bewegung der Deutschen in Südungarn“ unvoreingenommen, aber mit einem tiefen Verständnis für die betroffenen Schwaben zu berichten suchte. Hier betont Herczeg, dass die Schwaben bei der Besiedlung des Banats über kein Nationalgefühl verfügten, dass sich aber ihr Denken und Charakter, ja ihr Temperament im Laufe der Zeit gründlich veränderte. Infolge dieser Wandlung haben sich die Schwaben von den Bayern oder Sachsen, wie von allen anderen Deutschen, insbesondere aber von jenen „in österreichischer Uniform“ deutlich distanziert und sich parallel damit „den Ungarn auf der Tiefebene“ angenähert. Das Wort „Schwarzgelb“ war bei den Schwaben in der Revolutionszeit ebenso verhasst wie bei den Ungarn: „Sie kauften jetzt das ungarische Land, das ihnen von den österreichischen Kaisern geschenkt worden war, von der ungarischen Nation mit ihrem Blut für sich und ihre Nachkommen.“²⁸ Nach dem Ausgleich (1867) erfolgte aber „die Reaktion der Reaktion“, ein Prozess der Magyarisierung, die trotz des ungarischen Minderheitengesetzes von 1868 unaufhaltsam fortlief.

²⁶ Senz: Die Donauschwaben, wie Anm. 1, S. 49.

²⁷ Ebd.

²⁸ Herczeg, Ferencz: Német nemzetiségi kérdés [Die deutsche Nationalitätenfrage]. Budapest: Singer/Wolfner, 1902, S. 8.

Die Folge war, dass sich zwar die ungarische intellektuelle Elite durch die assimilierten Schwaben verstärkte, die deutschsprachige Elite und Kultur aber deutliche Verluste vermerken musste. Schulen wurden auch magyarisiert, deutschsprachige Theater (etwa in Temeswar) verloren ihr Publikum. Dennoch lehnt Herczeg die Anklage anderer Nationalitäten, die Schwaben hätten sich einem „unmännlichen“ Assimilierungsprozess opportun unterworfen, dezidiert ab. Man müsse ein Volk nach seiner Geschichte beurteilen; und die Geschichte der Banater Schwaben war, zumindest als sie die ungarische Fahne vor der Armee Knićanins verteidigten, mit der der Magyaren aufs engste verbunden. Herczeg war überzeugt, dass ein „nützlicher Mensch“ zu einer Nation gehören muss und die Schwaben die einzig richtige Entscheidung trafen, als sie die ungarische Nation zwecks Integrierung wählten. Denn sich vor der Nation zu verschließen hieße, sich zu isolieren oder zu einer „platonischen Kolonie des Großdeutschtums“²⁹ zu werden. Herczeg unterscheidet dabei die „alldeutsche Bewegung“ im Banat, die nach der Revolution in Gang kam, von der großdeutschen als einer „fixen Idee von deutschen Lehrern und Schriftstellern“³⁰, gibt aber für keine der beiden sein Votum ab. Er befürchtet vielmehr die Radikalisierung der „alldeutschen“ kulturpolitischen und sozialen Prozesse, und sieht in ihnen eine vorzubeugende Gefahr für die ganze ungarische Gesellschaft.³¹

Herczogs Artikel, die zeitlich zwischen der Revolution 1848 und ihrer Thematisierung in *Die sieben Schwaben* liegen, lassen sich somit als ein Plädoyer für die kulturelle Zusammengehörigkeit der Ungarn und den Banater Schwaben lesen. So gesehen ist dieses Werk viel mehr als ein spannender historischer Roman über einen Meilenstein in ihrer gemeinsamen Geschichte: Es entstand, um das historisch-kulturelle Gedächtnis der Völker des Banats, ja des ganzen Karpatenbeckens im Hinblick auf ihre Schicksalsverbundenheit zu verschärfen und sie dadurch zu einer neuen Harmonie zu führen. Mag sein, dass das 20. Jahrhundert selten auf seine Stimme hörte, aber eine harmonische Kohabitation in der Region ist auch heute ein unabdingbares Desiderat.

²⁹ Ebda, S. 11.

³⁰ Ebda, S. 13.

³¹ Zu Herczogs Aufsatz und seinem Verhältnis zur „Nationalitätenfrage“ seiner Zeit s. Gazdag, László: Herczeg Ferenc és a nemzetiségi kérdés a dualizmus és a két világháború korának Magyarországon. [Franz Herczeg und die Nationalitätenfrage in Ungarn zwischen dem Dualismus und dem zweiten Weltkrieg]. In: Imre Garaczi (Hrsg.): Érték és sors. Nemzetpolitika – kulturális örökség – identitás. Veszprém: Humán Tudományokért Alapítvány 2012, S. 190-203.

Eszter Kukorelli (Budapest)

Untersuchung der Bedeutungsschattierungen von *werden* + Infinitiv im Deutschen und *fog* + Infinitiv im Ungarischen in zukunftsbezogenen Äußerungen

1. Einleitung

Im vorliegenden Beitrag werden die über die Zukunftsbedeutung hinausgehenden Bedeutungsschattierungen der analytischen Futurkonstruktionen *werden* + Infinitiv bzw. *fog* + Infinitiv in zukunftsbezogenen Äußerungen analysiert und kontrastiv gegenübergestellt. Obwohl das Deutsche und das Ungarische genetisch und typologisch nicht verwandte Sprachen sind, weisen sie bezüglich der Markierung von Zukünftigem auffällige Ähnlichkeiten auf. Einerseits verfügen beide Sprachen über ein analytisches Futur (*werden* bzw. *fog* + Infinitiv) zur Versprachlichung zukünftiger Zeitreferenz. Andererseits kann das einfache Präsens Zukunftsbezug haben und stellt dadurch einen starken Konkurrenten zum analytischen Futur dar. Aus dem parallelen Gebrauch der analytischen Futurkonstruktionen und dem Präsens zum Ausdruck zukünftiger Ereignisse¹ ergibt sich die Frage nach dem semantischen Unterschied der beiden Tempusformen. Im folgenden Beitrag wird die Problematik aus einer doppelten Perspektive unter die Lupe genommen. In Bezug auf das Deutsche und das Ungarische wird untersucht, ob *werden* + Infinitiv und *fog* + Infinitiv neben der Zukunftsbedeutung weitere Bedeutungsschattierungen gegenüber dem Präsens leisten. Weiterhin wird kontrastiv die Frage gestellt, ob Analogien zwischen der Verwendung von *werden* + Infinitiv im Deutschen bzw. *fog* + Infinitiv im Ungarischen festgestellt werden können. Die Analyse der Verwendung der analytischen Futurkonstruktionen erfolgt im Rahmen einer Korpusuntersuchung.²

¹ Die Bezeichnung *Ereignis* wird in der vorliegenden Arbeit in Anlehnung an Brons-Albert (1982: 13) als ein Oberbegriff für Handlungen, Vorgänge, Zustände und Tätigkeiten verwendet.

² Die Korpusanalyse wurde im Rahmen meines Dissertationsprojektes mit dem Titel „Kontrastiver Vergleich der indikativischen Tempora zur Bezeichnung von Zukünftigem im Deutschen und Ungarischen“ durchgeführt.

2. Die Korpusanalyse

In der vorliegenden Arbeit wurde ein Korpus aus dem Bereich der konzeptionellen Nähesprache im Sinne von Koch/Oesterreicher (1985) ausgewertet, das aus mündlichen Äußerungen (Interviews und Unterhaltungsgesprächen), Weblogeinträgen und Kommentaren zu den Weblogeinträgen besteht. In der Untersuchung werden also mündliche und computervermittelte Kommunikationsformen berücksichtigt, die – trotz ihrer unterschiedlichen medialen Realisierung – durch das gemeinsame Merkmal ‚nähesprachlich‘ geprägt sind. Nach der Interpretation von Koch/Oesterreicher (1985) sind für nähesprachliche Äußerungen im Wesentlichen folgende Kommunikationsbedingungen charakteristisch: Spontaneität, freie Themenentwicklung, ‚involvement‘, Vertrautheit der Partner, Dialogizität, face-to-face Interaktion.

Das Korpus aus der gesprochenen Sprache setzt sich aus eigenen Erhebungen zusammen, auf bereits vorhandene Korpora wurde nicht zurückgegriffen. Die Aufnahmen wurden während familiärer Zusammentreffen von Freunden oder von Familienmitgliedern durchgeführt. Es handelt sich in diesen Fällen um spontanes Sprechen, während dessen die Gesprächsteilnehmer sich unaufgefordert und uneingeschränkt über beliebige Themen äußerten. Die Aufnahmen erfolgten mit dem Einverständnis der Sprecher, die aber weder über den konkreten Zeitpunkt des Anfangs und des Endes der Aufnahme, noch über das Untersuchungsthema Bescheid wussten, um ihre Unbefangenheit nicht zu beeinträchtigen und die Spontaneität der Sprachproduktion möglichst zu bewahren.

Aus dem Bereich der computerbasierten Kommunikationsformen wurden Weblogs und Kommentare zu den Weblogeinträgen als Korpus gewählt. Für diese Untersuchung wurden ausschließlich „private Tagebücher“ herangezogen, die meistens von Tag zu Tag über private Erlebnisse, Erfahrungen, über eigene Interessen, Gedanken und Ansichten berichten. Es handelt sich also in jedem untersuchten Weblog um die Schilderung von persönlichen Themen, was das nähesprachliche Merkmal ‚involvement‘ mit sich zieht. Weiterhin tragen die Merkmale ‚freie Themenentwicklung‘ und ‚Spontaneität‘ eine große Relevanz. Die Spontaneität soll in dem Sinne verstanden werden, dass es sich in den Weblogs nicht um vorgeplante, vorformulierte Texte, sondern um ein Spontanschreiben handelt, was häufig sogar von den Blogschreibern selbst betont wurde. Die Kommentare sind spontane Reaktionen von bekannten oder unbekanntem Lesern auf die Weblogeinträge, die von wesentlich kleinerem Umfang als die Einträge sind und oft nur aus einem einzigen Satz bestehen. Sie werden meistens von den VerfasserInnen selbst beantwortet, so dass durch die mehrfachen Reaktionen eine dialogische Kommunikation entsteht.

Die Auswahl des Korpus kann in zweifacher Hinsicht begründet werden: Auf der einen Seite wird in der vorliegenden Arbeit davon ausgegangen, dass durch die Analyse authentischen Sprachmaterials und durch die Einbeziehung der gesprochenen Sprache und der Sprache der computervermittelten Kommuni-

kationsformen neue Erkenntnisse im Bereich der Tempusforschung gewonnen werden können. Auf der anderen Seite wird angenommen, dass die ausgewerteten Äußerungsformen den aktuellen Stand des deutschen und ungarischen Sprachgebrauchs darstellen, so dass die Analyse den Tempusgebrauch der Gegenwartssprache widerspiegelt.

Aus dem Korpus wurden als erster Schritt alle zukunftsbezogenen *werden* bzw. *fog* + Infinitiv-Konstruktionen herausgesucht. Nicht-zukunftsbezogene Lesarten der analytischen Futurkonstruktionen werden in der Analyse nicht berücksichtigt. Des Weiteren wurden die *werden* und *fog* + Infinitiv-Fügungen anhand von Beispielsätzen in Bezug auf die über die Zukunftsbedeutung hinausgehenden Bedeutungskomponenten analysiert. Eine wichtige Rolle spielt bei der Untersuchung der zusätzlichen Bedeutungsschattierungen die (Nicht)Ersetzbarkeit von *werden* und *fog* + Infinitiv durch das Präsens. Es wird überprüft, ob das Ersetzen der analytischen Futurkonstruktionen durch das Präsens ohne eine Bedeutungsveränderung möglich ist.

3. *Werden* + Infinitiv im Deutschen

Die analytische Futurkonstruktion *werden* + Infinitiv im Deutschen stellt einen häufig diskutierten Gegenstand in der germanistischen Tempusforschung dar. Die Gründe hierfür liegen nicht einfach im Konkurrenzverhältnis von *werden* + Infinitiv und dem Präsens zum Ausdruck von Zukünftigem, sondern sind zum großen Teil mit der Komplexität und Polysemie von *werden* + Infinitiv zu erklären. Die Besonderheit der *werden* + Infinitiv-Fügung liegt darin, dass sie neben der zukunftsbezogenen Lesart eine gegenwartsbezogene Lesart mit modaler Bedeutung aufweist. Die wesentliche Streitfrage um das Futur, die spätestens seit der Arbeit von Saltveit (1960) im Mittelpunkt des Interesses steht, ist die, ob *werden* + Infinitiv eine primär bzw. ausschließlich temporale oder primär bzw. ausschließlich modale Bedeutung hat. In diesem Zusammenhang sind divergierende, teilweise gegensätzliche Meinungen seitens der Modalisten (u.a. Vater 1975, Itayama 1993) und der Temporalisten (u.a. Thieroff 1992, Myrkin 1995) erschienen, die auch empirisch mit unterschiedlichen statistischen Angaben untermauert wurden (vgl. Brons-Albert 1982, Matzel/Ulvestad 1982). Im Rahmen des Beitrags möchte ich auf die Darstellung der Diskussion um das Futur in ihrer Vollständigkeit verzichten (vgl. dazu Leiss 1992 und Thieroff 1992), umso weniger wird das Ziel angestrebt anhand der Korpusanalyse in dieser Frage eine Entscheidung zu treffen. Im Folgenden werden ausschließlich diejenigen Belege in Betracht gezogen, die einen zukünftigen Zeitbezug haben, die gegenwartsbezogenen, rein epistemischen Fälle werden außer Acht gelassen. Es wird die Frage gestellt, ob *werden* + Infinitiv neben dem Zukunftsbezug über weitere Bedeutungsschattierungen verfügt, die das Präsens nicht ausdrücken kann. Nach

der Vorstellung der zum Teil kontroversen Überlegungen diesbezüglich in der Fachliteratur wird die Problematik anhand von Korpusbelegen diskutiert.

3.1. Theoretische Vorüberlegungen

Die Möglichkeit des Austausches von *werden* + Infinitiv mit dem Präsens hat die Anhänger unterschiedlicher Modelle in der germanistischen Linguistik bezüglich der Bedeutungsgleichheit beider Tempusformen und der Kategorisierung von *werden* zu unterschiedlichen Konsequenzen veranlasst. So argumentiert Thieroff (1992: 128), dass die Synonymie und Ersetzbarkeit von *werden* + Infinitiv und Präsens für den temporalen Status von *werden* sprechen. Wenn *werden* kein temporales Hilfsverb wäre, könnte die Fügung durch das Präsens nicht ersetzt werden (vgl. auch Matzel/Ulvestad 1982: 293). Im Gegensatz dazu betrachtet Vater (1975: 80) die Austauschbarkeit von *werden* + Infinitiv und Präsens als ein Argument gegen den temporalen Status der Konstruktion. Diese Auffassung beruht auf dem Gedanken, dass „die zweifache Besetzung einer Kategorie zumindest langfristig unwahrscheinlich ist, da Synonymie gewöhnlich zur Bedeutungsdifferenzierung führt oder ganz verschwindet“ (Fritz 2000:11). Berechtigt stellt Saltveit (1960: 55) die Frage, „was bei der Fügung mit *werden* hinsichtlich der Zeitfunktion eigentlich hinzugekommen ist.“

Auch wenn grundsätzliche Bedeutungsgleichheit der Formen angenommen wird, sucht man nach Differenzierungskriterien oder Bedeutungsschattierungen, die *werden* + Infinitiv gegenüber dem Präsens leistet. Myrkin (1995: 216f.) plädiert für die Synonymie beider Formen, bemerkt aber, dass in der Wahl textsortenspezifische Eigenschaften eine Rolle spielen können. In dieser Hinsicht macht er einen Unterschied zwischen offiziellem und inoffiziellem Sprechen und bringt den häufigeren Gebrauch des Futurs mit dem offiziellen Sprechen in Zusammenhang. Für die temporale Gleichwertigkeit von Präsens und Futur sprechen auch Matzel/Ulvestad (1982):

Die bereits oben geäußerte Ansicht, daß nichtmodalisiertes ZF [=Zukunfts-futur E.K.] und nichtmodalisiertes ZP [Zukunfts-präsens E.K.] gleichwertig sind, stützt sich auf eine große Menge von Belegen aus unserem Material, nämlich auf Sätze, in denen beide Tempora auftreten, entweder in der Reihenfolge ZP – ZF [...] oder in der Reihenfolge ZF – ZP. Wir haben es vielmehr mit Variation, das heißt: mit einem Stilmittel zu tun (Matzel/Ulvestad 1982: 313f.).

Glinz (1969: 56) behauptet, dass dem Futur eine „intensive Zukunftserwartung“ zugesprochen werden kann. Gelhaus (1975: 183) sieht einen stärkeren oder geringeren Grad an Pathos mit der Verwendung des Futurs bzw. der des Präsens verbunden. Mortelmans (2004: 46) stellt fest, dass das Futur „hochgradig

emotional und sprecherinvolvierend“ ist. Ähnliches behauptet in Anlehnung an Matzel/Ulvestad (1982: 303) Thieroff (1992: 125), wenn er betont, dass das Futur sicherer, nachdrücklicher oder bestimmter Zukünftiges bezeichnen kann als das Präsens. Welke (2005: 429) geht von der „prinzipielle[n] semantische[n] Gleichwertigkeit von Präsens und Futur in Zukunftsbedeutung“ aus. Aus dem Kontrast zu dem Präsens ergeben sich aber nach seiner Auffassung für das Futur sog. „Futur-Effekte“ (Welke 2005: 429), mit denen „weitere Bedeutungsmomente“ (ebd.) gemeint sind, die „gegenüber dem Präsens hinzukommen“ (ebd.) mögen. Das Futur wird in Bezug auf die Merkmale „NACHDRÜCKLICHKEIT und ENTFERNTERE ZUKUNFT [Hervorhebung im Original]“ (ebd.) mit dem Präsens kontrastiert. Was konkret mit Nachdrücklichkeit in Thieroff (1992) und Welke (2005) gemeint ist, bleibt aber unerklärt. M.E. bezieht sich die Nachdrücklichkeit weniger auf die Hervorhebung der Zukünftigkeit des bezeichneten Ereignisses, als eher auf die Überzeugung des Sprechers³ über den sicheren Eintritt des Ereignisses in der Zukunft. Mit der Verwendung der *werden* + Infinitiv-Fügung wird eine hohe Sprechergewissheit bezüglich der Verwirklichung des zukünftigen Ereignisses ausgedrückt.

Jedoch ist auch die gegensätzliche Auffassung vertreten worden, nach der die Aussagen im Präsens bestimmter seien als die Aussagen im Futur. An dieser Stelle soll Vater (1975) zitiert werden, der behauptet, dass „die Aussagen über die Zukunft, über deren Realisierung keine Zweifel bestehen“ (Vater 1975: 100) ausschließlich die Verwendung des Präsens erlauben. Nach der von Vater (1975: 112f.) in seiner Modalitätsthese postulierten Ansicht geht die Verwendung von *werden* + Infinitiv immer mit Modalisierung einher, und der modale Charakter der *werden* + Infinitiv-Konstruktion manifestiert sich in den Merkmalen ‚Vermutung‘ oder ‚Wahrscheinlichkeit‘. Es ist unbestritten, dass *werden* in gegenwartsbezogenen Aussagen eine rein epistemische Verwendungsweise hat, wie im Beispiel (1):

(1) *Waren wir gestern ein bisschen hier in Köthen herumschnarchen, um festzustellen, dass sich in der Stadt nicht allzuviel verändert hat. Der Hammer ist aber die Neuigkeit, dass sie in dem Haus in dem wir mal gewohnt haben, einen Lift eingebaut haben!!! Langjährige Leser werden sich an mein Gestöhne und Gejammere erinnern, als wir damals da eingezogen sind und jedes Teil und jeden Einkauf 72 Stufen hoch schleppen mussten.*⁴

³ Die Bezeichnung *Sprecher* wird in der vorliegenden Arbeit umfassend für Sprecher und Schreiber verwendet.

⁴ Die aufgeführten Beispiele stammen aus dem Korpus. Die Beispiele aus dem Korpus sind wortwörtlich übernommen, eventuelle Tipp- oder Rechtschreibfehler, orthographische Besonderheiten und Eigenständigkeiten, die sich aus dem Individualstil ergeben, wurden nicht korrigiert.

Nicht zu leugnen ist weiterhin, dass die modale Bedeutungskomponente in einigen Fällen auf zukunftsbezogene Verwendungsweisen übergreifen kann, so dass die Fügung neben der temporalen eine – mehr oder weniger – stark ausgeprägte modale Bedeutungskomponente aufweisen kann:

(2) *Wo es so regnet – hat gerade angefangen – muss ich an meinen Schatz denken. Christin ist nach der Arbeit Laufen gegangen. Zweimal die Woche geht sie zu einer Laufgruppe. Einmal oder zweimal läuft sie alleine. Jetzt **wird** sie wieder pitsche Nass und durchgefroren nach Hause **kommen**.*

Die enge Verbindung von Zukunft und Modalität veranlasst Vater (1975) dazu, *werden* als Modalverb anzusehen. Im Gegensatz zu Vater (1975) wird in der vorliegenden Arbeit *werden* als temporales Hilfsverb interpretiert. Es wird jedoch davon ausgegangen, dass das Futur nicht rein temporal ist, sondern „noch modale Bedeutungszüge hinzu[kommen]“ (Zifonun et al. 1997: 1699). In Anlehnung an der in der IDS-Grammatik vertretenen Ansicht wird hier davon ausgegangen, dass nicht nur im gegenwartsbezogenen Satz (1) eine modale Verwendungsweise von *werden* vorliegt, sondern auch im zukunftsbezogenen Satz (2). In (2) handelt es sich um eine „Aussage über ein Ereignis, das in der Zukunft **wahrscheinlich** oder **möglicherweise** eintreten wird [Hervorhebung im Original]“ (Zifonun et al. 1997: 1699).

Wie aus der Übersicht hervorgeht, herrscht hinsichtlich der Charakterisierung der *werden* + Infinitiv-Fügung Uneinheitlichkeit in der Fachliteratur. Die Uneinheitlichkeit betrifft vor allem zwei Aspekte: Einerseits führt die modale Verwendungsweise von *werden* zu unterschiedlichen Kategorisierungen im Bereich von Temporalität oder Modalität. Andererseits liegt das Problem der Beschreibung von *werden* + Infinitiv in den unterschiedlichen Bedeutungsschattierungen, die mit *werden* + Infinitiv in Zusammenhang gebracht werden. Grundsätzlich lassen sich die unterschiedlichen Auffassungen in zwei Gruppen einordnen:

- Einige Autoren, wie Vater (1975) und Itayama (1993) betonen den unsicheren Charakter der mit *werden* + Infinitiv ausgedrückten Sachverhalte im Unterschied zum zukunftsbezogenen Präsens, der sich daraus ergibt, dass Aussagen mit *werden* + Infinitiv immer modalisiert sind und eine Voraussage im Sinne einer mehr oder weniger sicheren Vermutung über die Zukunft darstellen.
- Im Gegensatz zur ersten Auffassung ist auch die u.a. von Matzel/Ulvestad (1982), Thieroff (1992) und Welke (2005) vertretene These verbreitet, nach der die futurischen Aussagen mit *werden* + Infinitiv immer bestimmter, nachdrücklicher seien, als ihr präsentisches Pendant.

Die Problematik von *werden* + Infinitiv liegt also darin, dass „sich das Futur nicht auf eine bestimmte modale Bedeutung festlegen [lässt] – Futur kann ebenso

in Kontexten geringer wie auch hoher Sprechergewißheit verwendet werden” (Marschall 1987: 124). Dies zeigt sich sogar darin, dass die Fügung mit Modalfaktoren⁵ unterschiedlichen Sicherheitsgrades kompatibel ist:

(3) A: *Wo kommst du her?*

B: *Aus Stuttgart. Habe ich gerade beschrieben dass ich die Diskrepanz von Stuttgart und Köln immer als merkwürdig gefunden habe. Fühl mich in Köln wohl, aber das ist immer noch ein bisschen fremd. [...] Den Kindern wird es anders gehen. Wenn sie hier bleiben, das ist ihre Heimat, ich könnte mir gut vorstellen, dass meine Kinder wahrscheinlich zum Karneval immer wieder nach Köln **reisen werden**.*

(4) *Auf jedenfall kann ich sagen, dass dieser Film schon jetzt zu meinen Lieblingsfilmen zählt und ich ihn mir bestimmt öfter **ansehen werde**.*

Die Frage nach dem modalen Charakter von *werden* + Infinitiv wird weiterhin dadurch erschwert, dass es nicht immer einfach ist, eine Äußerung mit *werden* + Infinitiv eindeutig einem der beiden Pole von Sprechersicherheit zuzuordnen, wie im Beispiel (5):

(5) *Auch ein wenig schade: dass ich von ihm keine urlaubspostkarten bekomme^{^^} ich schreib ihm immer eine aus taizé. Wenn es klappt fahr ich ende diesen anfang nächsten monats, da **werd** ich ihm das auch mal irgendwie **sagen**...*

M.E. resultiert die Problematik von *werden* + Infinitiv grundsätzlich daraus, dass es angenommen wird, dass die oben erwähnten beiden Positionen einander ausschließen. Im Gegensatz dazu liegt vielmehr die Vermutung nahe, dass der *werden* + Infinitiv-Konstruktion sowohl das Merkmal ‚Vermutung – Wahrscheinlichkeit‘ als auch das Merkmal ‚Sicherheit‘ inhärent ist, was sich aus dem übereinzelsprachlichen Charakter des Futurs ergibt. Anhand von typologischen Arbeiten hat Dahl (2000: 310) festgestellt, dass Futurtempora sowohl in „intention-based“ als auch in „prediction-based“ Aussagen vorkommen können. M.E. kommt das Merkmal ‚Sicherheit‘ von *werden* + Infinitiv in den „intention-based“ Aussagen, d.h. in Absichtserklärungen zum Tragen, während das Merkmal ‚Wahrscheinlichkeit‘ in den „prediction-based“ Aussagen, d.h. in Vorhersagen

⁵ Der Begriff *Modalfaktor* wird in einem weiten Sinne aufgefasst, es werden Modaladverbien, Modalwörter, Modalpartikeln sowie mit Bezug auf Vater (1975: 117) die Äußerungen *ich denke, ich glaube*, die einer Futur- oder Präsensform vorausgehen, unter dieser Bezeichnung subsumiert.

dominant ist. Der gemeinsame Nenner aller futurischen Äußerungen ist der Ausdruck von Nachzeitigkeit (vgl. Bybee et al. 1994: 244ff.). Die Annahme, dass *werden* + Infinitiv sowohl Sicherheit als auch Wahrscheinlichkeit ausdrücken kann, ist demnach keine spezifische Eigenschaft des deutschen Futurs, sondern ist für die Futurtempora übereinzelsprachlich charakteristisch. Die einzelsprachspezifische Frage ist eher, welche Verwendungsweise von *werden* + Infinitiv dominanter ist bzw. ob die Merkmale ‚Sicherheit‘ vs. ‚Wahrscheinlichkeit‘ im Vergleich zum Präsens als distinktive Merkmale fungieren.

In der folgenden Korpusanalyse geht es um die Überprüfung der Frage, ob die *werden* + Infinitiv-Belege in Absichtserklärungen und Vorhersagen vorkommen können bzw. ob die zusätzlichen Bedeutungskomponenten ‚Sicherheit‘ vs. ‚Wahrscheinlichkeit‘ in diesen Verwendungsweisen als distinktives Merkmal zwischen dem Präsens und dem Futur betrachtet werden können.

3.2. Korpusanalyse

Aufgrund der Korpusanalyse kann festgestellt werden, dass *werden* + Infinitiv sowohl in Absichtserklärungen als auch in Vorhersagen verwendet wird. Die Belege, die als Absichtserklärungen interpretiert werden, weisen das Merkmal ‚Sicherheit‘ auf und bezeichnen das zukünftige Ereignis nachdrücklicher, sicherer, bestimmter als das Präsens (vgl. Matzel/Ulvestad 1982: 330 ff., Thieroff 1992: 125 und Welke 2005: 429):

(6) *Ich habe noch nicht die Fenster geputzt und noch nicht die Gardinen gewaschen! Und das muss sein, nein, es ist dringend nötig. Der Regen hat in den letzten Tagen seine Spuren hinterlassen. Kommende Woche werde ich das mal **in Angriff nehmen**.*

In (6) wäre der Gebrauch des Präsens möglich, ohne dass sich dadurch der Zeitbezug des Satzes verändern würde, da die Zukunftsbedeutung durch ein Temporaladverbial (*kommende Woche*) gesichert wird:

(6') *Kommende Woche **nehme** ich das mal **in Angriff**.*

Durch die Verwendung von *werden* + Infinitiv entsteht aber der Eindruck, dass das bezeichnete Ereignis in der Zukunft mit Gewissheit eintreten wird.

Die Absichtserklärungen sind in der überwiegenden Mehrheit der Fälle mit dem Subjekt der ersten Person im Singular oder im Plural verbunden und schildern den festen Entschluss des Sprechers. Der Eindruck der Sicherheit kommt in (6) dadurch zustande, dass der Eintritt des zukünftigen Ereignisses als eine Art Versicherung seitens des Sprechers interpretiert wird. Die Verwendung von

werden + Infinitiv spiegelt die Einstellung des Sprechers wieder, nach der der Eintritt des zukünftigen Ereignisses seine feste Absicht ist.

Wenn werden + Infinitiv mit dem Subjekt der dritten Person in einer Absichtserklärung steht, hat die Aussage trotz der Person des Subjekts mit den Absichten des Sprechers zu tun (vgl. Beispiel (7)) oder es wird über den festen Entschluss einer anderen Person berichtet (vgl. Beispiel (8)):

(7) *Auf jeden Fall **wird** es dieses Tagebuch auch dieses Jahr **geben**, um die Berichte über diese Geschehnisse aufzunehmen.*

(8) *Heute hat mir V. mitgeteilt, dass sie definitiv **ausziehen wird** und schon einen Aushang für ihr Zimmer gemacht hat.*

Die enge Verwobenheit des Subjekts der ersten Person in werden + Infinitiv-Sätzen mit der Bedeutungskomponente ‚Sicherheit‘ bedeutet jedoch nicht, dass alle werden + Infinitiv-Belege, die mit dem Subjekt der ersten Person stehen, als Absichtserklärungen gedeutet werden können. Es gibt Beispiele für werden + Infinitiv mit dem Subjekt der ersten Person, die das Merkmal ‚Wahrscheinlichkeit‘ tragen und als Vorhersagen interpretiert werden können:

(9) *Es erscheint einem nur manchmal so lang die Zeit wie man hier ist und die zeit ist irgendwie nur am schleichen. aber das ist anfangs immer so, am ende oder wenn man erstmal im alltag drin ist wird die zeit nur so dahin rasen und das jahr ist schneller um als man denkt. So wird das auch sein und wenn ich dann zurueck nach Deutschland muss **werde** ich England **vermissen**.⁶*

In (9) wird nicht die Bedeutung ‚hohe Sprechersicherheit‘ zum Ausdruck gebracht, vielmehr geht es hier um eine Prognose, in der das zukünftige Ereignis vermutet wird.

Ein Modalfaktor der Sicherheit kann in Absichtserklärungen das Merkmal ‚Sicherheit‘ verstärken (vgl. Beispiel (10)), die Verwendung von Modalfaktoren ist aber in den Absichtserklärungen nicht typisch:

(10) *nun mein Pferd ist 20 Jahre älter geworden wie mir die Tierärzte vorhergesagt hatten, trotzdem ist es manchmal recht schwer sich zu verabschieden. [...] nun ja, wir werden sehen wie ihr der Sommer noch bekommt auf der Weide, aber ich **werde** sie auf keinen Fall künstlich **ernähren** (wie alle um mich herum meinen).*

⁶ In diesem Beispiel lassen sich auch die weiteren werden + Infinitiv-Belege, die mit dem Subjekt der dritten Person stehen als Vorhersagen interpretieren.

Die Vorhersagen, d.h. die Aussagen mit *werden* + Infinitiv, die außer der Zukunftsbedeutung die Bedeutungskomponente ‚Wahrscheinlichkeit‘ tragen, haben neben der temporalen Bedeutung eine modale Färbung und drücken die Vermutung des Sprechers aus, dass das bezeichnete zukünftige Ereignis eintreten wird. Dadurch wird der unsichere Charakter der futurischen Aussagen betont:⁷

(11) *Deutschland [...] wird wieder ins Finale kommen.*

Beispiel (11) stammt aus einem Gespräch, während dessen im Februar über die Ergebnisse der Fußballweltmeisterschaft in Deutschland im Sommer diskutiert wird. Das bezeichnete Ereignis ist also temporal gesehen futurisch. Außerdem wird durch die Verwendung von *werden* + Infinitiv die Vermutung des Sprechers ausgedrückt, dass das Ereignis in Erfüllung geht. Das zukünftig eintretende Ereignis wird für wahrscheinlich gehalten. Der Vergleich mit dem präsentischen Pendant des Satzes

(11') *Deutschland kommt wieder ins Finale.*

macht das Vorhandensein der Bedeutungskomponente ‚Wahrscheinlichkeit‘ bei der Verwendung von *werden* + Infinitiv deutlich. Nach dem Austausch von *werden* + Infinitiv durch das Präsens hat der Satz weiterhin Zukunftsbezug, die modale Komponente der Bedeutung geht aber verloren. (11') ist als eine neutrale Tatsache zu interpretieren, die nichts mit den subjektiven Vorstellungen des Sprechers zu tun hat. Es gibt nicht nur Einzelbelege mit *werden* + Infinitiv, längere Äußerungen über die Zukunft können *werden* + Infinitiv-Fügungen enthalten, wenn es um die Schilderung der Annahmen und Vermutungen des Sprechers über ein zukunftsbezogenes Ereignis geht. (11) ist zum Beispiel Teil eines längeren Dialogs:

(12) A: *Welche Ergebnisse erwartet Ihr jetzt im Sommer?*

B: *Deutschland wird 100% nicht Weltmeister [...] ich denke, Deutschland, also gute Vorrunde werden sie überstehen, dann 8, Viertelfinale, spätestens im Halbfinale fliegen sie raus.*

⁷ Das Merkmal Unsicherheit liegt grundsätzlich allen futurischen Aussagen zugrunde, da Ereignisse in der Zukunft nicht mit hundertprozentiger Sicherheit voraussagbar sind. Der generell hypothetische Charakter futurischer Aussagen (der sowohl für das Präsens als auch für *werden* + Infinitiv charakteristisch ist) darf aber mit der epistemischen Modalisierung nicht gleichgesetzt werden, die den Vorhersagen zugrundeliegt (vgl. Zifonun et al. 1997: 1901).

*C: Ich glaube nicht, dass diese Aussage zutrifft, denn Deutschland ist eine Turniermannschaft und **wird** wieder ins Finale **kommen** und vielleicht auch **gewinnen**. Allerdings ist mein Favorit die Niederlande.*

B: Die Niederlande?

*C: Ich glaube, Brasilien **wird** es dieses Jahr nicht **werden**, weil die haben schon zu oft gewonnen.*

Im Unterschied zu den *werden* + Infinitiv-Belegen, die als Absichtserklärungen interpretiert werden, steht die Konstruktion in den Vorhersagen mehrheitlich mit Subjekten der dritten Person (vgl. Beispiel (2), (3), (11), (12)). Es geht hier also um Ereignisse, deren Eintreten in der Zukunft nicht mit den Absichten des Sprechers zusammenhängt, was die Unsicherheit bei der Interpretation verstärkt.

Wenn *werden* + Infinitiv mit dem Subjekt der zweiten Person steht, geht der modale Charakter der Vermutung oft mit einer Art Anregung einher:

*(13) Wird das denn besser? Nach der Ausbildung? Hmm..... Ganz sicher. Aber ich verstehe total, wie ermüdend und sicher auch manchmal frustierend das sein muss. Auch wenn es nicht hilft für den Moment...aber irgendwann **wirst** da **ernten**, was du jetzt sähst und auch die Ruhephasen werden länger werden. Halt durch!*

Werden + Infinitiv mit Subjekten der ersten Person steht häufig mit einem Modalfaktor der Wahrscheinlichkeit:

*(14) so, muss jetzt los zum frauenarzt. habe grade geträumt es wäre doch ein junge. nur gut, dass heute ultraschall ist. danach meine erste schwangerenschwimmstunde, und heut abend den ersten teil des geburtsvorbereitungskurs. ich glaub ich **werde** mich **kaputtlachen** ;) bin schon sehr gespannt. bis später.*

Die Verwendung von Modalfaktoren der Wahrscheinlichkeit ist für die Vorhersagen insgesamt charakteristisch. Wegen des relativ hohen Anteils der Modalfaktoren, die Wahrscheinlichkeit ausdrücken, stellt sich die Frage, inwieweit die Modalfaktoren zur Wahrscheinlichkeitsimplikation beitragen. Anders gefragt: es soll überprüft werden, ob die Bedeutungskomponente ‚Wahrscheinlichkeit‘ nach dem Weglassen der Modalfaktoren in den Vorhersagen immer noch nachweisbar ist. Aus der Weglassprobe ergibt sich, dass die Modalfaktoren in den Vorhersagen mit dem Subjekt der zweiten oder dritten Person grundsätzlich weglassbar sind, ohne dass sich dadurch die modalen Werte des Satzes verändern würden:

*(15) Einen treuen Begleiter einschläfern zu lassen, das ist immer eine schwere Entscheidung. Aber ich denke, Du **wirst** die richtige Lösung **finden**.*

(15') Du **wirst** die richtige Lösung **finden**.

(16) und ich möchte garnicht dass es so negativ klingt hier alles. weil eigentlich ist es total toll dass wir zusammenwohnen. er hat tolle bücher. und er kocht fantastisch. und er baut alles auf und macht überhaupt viel zu viel. [...] kurz, wenss mit den katzen nicht wär wärs perfekt. aber was ist schon perfekt. er **wird** sich schon noch dran **gewöhnen**.

(16') er **wird** sich noch dran **gewöhnen**.

Im Gegensatz dazu geht das Weglassen des Modalfaktors in einem Satz mit einem Subjekt der ersten Person mit dem Verlust der Bedeutungskomponente ‚Wahrscheinlichkeit‘ einher. Die Sätze ohne einen Modalfaktor sind eher als Absichtserklärungen zu deuten:

(17) Mhmmmm, auf Lauchkuchen hab ich schon seit Tagen Hunger... Ich glaube, ich **werde** Slims Rezept am Wochenende auch mal **ausprobieren**.

(17') Ich **werde** Slims Rezept am Wochenende auch mal **ausprobieren**.

4. fog + Infinitiv im Ungarischen

Im Kontrast zum Deutschen wurde dem analytischen Futur im Ungarischen in der einschlägigen Fachliteratur bisher nur relativ geringe Aufmerksamkeit gewidmet. Bezüglich der fog + Infinitiv-Konstruktion gibt es in den Tempusdarstellungen im Allgemeinen nur einzelne Bemerkungen. Bei der Beschreibung von fog + Infinitiv wird in der Fachliteratur auf die Möglichkeit der Substitution mit dem Präsens eingegangen, was nach Kálmán (1972: 395) das natürlichste Phänomen in der ungarischen Sprachgeschichte ist. Bezüglich der Frage über den Bedeutungsunterschied zwischen dem futurischen Präsens und der analytischen Futurkonstruktion scheint die meistvertretene Ansicht zu sein, dass die fog + Infinitiv-Konstruktion sich auf die Zukunft nachdrücklicher oder bestimmter als das Präsens bezieht (vgl. Bánhidi 1956: 202, Kálmán 1972: 396, Rác 1985: 174 und Ruzsiczky 1955: 237). Der Sprecher drückt mit der Verwendung von fog + Infinitiv aus, dass das bezeichnete Ereignis mit Sicherheit, ohne Zweifel in Erfüllung geht. Die Nachdrücklichkeit kann sich auch auf das Nicht-Eintreten eines Ereignisses beziehen. Eine modal gefärbte Verwendungsweise zum Ausdruck von Wahrscheinlichkeit und Vermutung wird der fog + Infinitiv-Fügung im Unterschied zur werden + Infinitiv-Konstruktion nicht zugesprochen.

Der Nachdrücklichkeitscharakter von fog + Infinitiv lässt sich aufgrund des vorliegenden Korpus bestätigen. Die spezifische Leistung von fog + Infinitiv

gegenüber dem Präsens liegt im Vorhandensein der Bedeutungskomponente ‚Nachdrücklichkeit‘, die als eine hohe Sprechersicherheit bezüglich der Verwirklichung des Ereignisses zu interpretieren ist:

(18) *Vége vége – egy időre – a éjszakai tanulásoknak. Jiiiippppíííí! ☺ Tegnap volt az utolsó vizsga. Már az egyik csoporttársam is mondta, hogy sápadt vagyok és nagyon vacakul nézek ki. Hát istenem! Mégsem nézhetek ki csodásan, ha hullának érzem magam. ☺ A gond csak ott van, hogy aludni sem tudok, majd pár nap múlva ... talán... Addig meg zombiként elleszek ... ☹ Mindenesetre ma **dőzsölni fogok**. Hm... irány a Móricz Zs. körtér... ott van egy húsbolt, ahol lehet kapni nagyon finom sült kolbászt és hurkát...⁸*

Vergleicht man den Satz mit seinem präsentischen Pendant

(18') *Mindenesetre ma **dőzsölök**.*⁹

so ist es ersichtlich, dass die Verwendung des Präsens im gegebenen Kontext die Zukunftsbedeutung nicht beeinträchtigen würde. Der Unterschied zwischen den Sätzen (18) und (18') besteht darin, dass im Satz mit *fog* + Infinitiv die Überzeugtheit des Sprechers bezüglich der Verwirklichung des zukünftigen Ereignisses betont wird. Die Mehrheit der *fog* + Infinitiv-Sätze mit dem Merkmal ‚Nachdrücklichkeit‘ sind Sätze mit einem Subjekt der ersten Person, es handelt sich in diesen Fällen um die Verwendungsweise in Absichtserklärungen. Beispiel (18) ist Teil eines längeren Abschnittes, in dem *fog* + Infinitiv konsequent verwendet wird, um über die zukünftigen Absichten des Sprechers zu berichten:

(19) *Vége vége – egy időre – a éjszakai tanulásoknak. Jiiiippppíííí! ☺ Tegnap volt az utolsó vizsga. Már az egyik csoporttársam is mondta, hogy sápadt vagyok és nagyon vacakul nézek ki. Hát istenem! Mégsem nézhetek ki csodásan, ha hullának érzem magam. ☺ A gond csak ott van, hogy aludni sem tudok, majd pár nap múlva ... talán... Addig meg zombiként elleszek ... ☹ Mindenesetre ma **dőzsölni fogok**. Hm... irány a Móricz Zs. körtér... ott van*

⁸ *Endlich kein Pauken mehr nachts, zumindest für ne Weile! Gestern war meine letzte Prüfung. Eine Kommilitonin hat mir schon gesagt dass ich blaß bin und total fertig aussehe. Mein Gott! Ich kann nicht supergeil aussehen, wenn ich totmüde bin. Das Problem ist, dass ich nicht einmal schlafen kann. In ein Paar Tagen..vielleicht..Bis dann lebe ich halt wie ein Zombie... Auf jeden Fall werde ich heute was schlemmen Hmmm. Auf zum Móricz Zs. Platz... da gibt's ein Metzger, wo man leckere Bratwurst und Leberwurst kaufen kann.*

⁹ *Auf jeden Fall schlemme ich heute.*

egy húsbolt, ahol lehet kapni nagyon finom sült kolbászt és hurkát... Hm... huuuurkaaa... ☺ Sook, fini hurkát **fogok enni**. Mert ez nekem ma jár. ☺ [...]Anyukám lig bír járni, de a hurka, ami ott lebegett lelki szemek előtt, erőt adott neki. Erre NEM VOLT hurka. Se sült, se nyers. Pedig mindkét félét szerettünk volna venni. Szombaton nincsenek munkások a közelben, így nem éri meg süti. Hmm... na, most ezt is megtanultam. Viszont lehet rendelni, így legközelebb, ha a szüleim jönnek, már előre **venni fogok** nekik.¹⁰

Fog + Infinitiv-Sätze mit einem Subjekt der zweiten oder dritten Person implizieren Nachdrücklichkeit, wenn sie die Überzeugtheit des Sprechers über das (Nicht-)Eintreten des Ereignisses ausdrücken:

(20) A: Saját blogom még nincs, másokét viszont szeretem. ☺
B: Egyszer te is **el fogod kezdeni**. ☺))) Biztos vagyok benne. ☺ (csak majd írd meg a címed ☺)¹¹

(21) Szóval tegnap megpillantottam "álmaim" fürdőszoba bútorát. Még méretre is stimmelt volna... Ekkor jött az a része, hogy mennyibe kerül. Megnéztük... **199.000 Ft! Hát azt hittem elröhögöm magam**. [...]ekkor a nő megkérdezte, hogy alku képes, ami persze egy boltban marha furcsa :) Mondjuk egy árat :D Mondtuk neki, hogy 5.000 Ft :))) [...]Azt mondja, hogy beszél a főnökével telefonon. Jön vissza, közli, hogy 80 az alja... Hát mondtuk neki, hogy köszönjük szépen de ez ott **fog megrohadni** a sarokba, mert ennyiért se **fogja** senki **elvinni**.¹²

¹⁰ Endlich kein Pauken mehr nachts, zumindest für ne Weile! Gestern war meine letzte Prüfung. Eine Kommilitonin hat mir schon gesagt dass ich blaß bin und total fertig aussehe. Mein Gott! Ich kann nicht supergeil aussehen, wenn ich totmüde bin. Das Problem ist, dass ich nicht einmal schlafen kann. In ein Paar Tagen..vielleicht..Bis dann lebe ich halt wie ein Zombie... Auf jeden Fall werde ich heute was schlemmen Hmmm. Auf zum Móricz Zs. Platz..da gibt's ein Metzger, wo man leckere Bratwurst und Leberwurst kaufen kann. Hm... Werde viiiieele leckere Leberwürste essen. Weil ich es mir heute verdient habe. Meine Mutter kann kaum gehen, aber der Gedanke an die Leberwurst gab ihr Kraft. Daraufhin gab es keine. Weder gebraten, noch roh. Wollten einfach mal beides kaufen. Am Samstag sind aber keine Arbeiter in der Nähe und es lohnt sich nicht zu braten. Hm. Das hab ich jetzt auch gelernt. Aber man kann welche bestellen, so, das nächste Mal wenn meine Eltern kommen, werde ich ihnen im voraus eine bestellen.

¹¹ A: Ich hab noch keinen Blog, mag aber die der Anderen.
B: Einmal wirst auch du damit anfangen. Da bin ich mir ganz sicher. Schreib mir dann aber deine Adresse!

Die Beispiele (20) und (21) mögen einer weiteren Interpretation unterliegen, nach welcher die Sätze die Vermutung des Sprechers über das (Nicht-)Eintreten des Ereignisses bezeichnen. Nach meinem Sprachgefühl handelt es sich aber hier um den generell hypothetischen Charakter der futurischen Aussagen, der sich nicht aus der Verwendung von *fog* + Infinitiv ergibt und nicht mit dem modalen Charakter von *werden* + Infinitiv gleichgesetzt werden kann. Die Wahrscheinlichkeitsimplikation manifestiert sich auch im präsentischen Pendant der Sätze:

(20') *Egyszer te is elkezded.*¹³

(21') *Hát mondtuk neki, hogy köszönjük szépen de ez ott rohad meg a sarokba, mert ennyiért se viszi el senki.*¹⁴

Sowohl (20)-(21) als auch (20')-(21') bezeichnen zukünftige Ereignisse, die wahrscheinlich (nicht) eintreten werden. Der Unterschied zwischen den Beispielpaaren besteht darin, dass in den Sätzen mit *fog* + Infinitiv der Sprecher nachdrücklich auf das (Nicht)Eintreten des Ereignisses hinweist. Die Verwendung von *fog* + Infinitiv drückt eine Art Sprechergarantie aus, der Sprecher kündigt damit die (Nicht-)Verwirklichung seiner Äußerung an.

Generell lässt sich feststellen, dass der Ausdruck der Sicherheit des Sprechers bezüglich des Nicht-Eintretens eines Ereignisses mit *fog* + Infinitiv sehr typisch ist:

(22) *Egyszer már láttam sajnos – és most nem fogom megnézni, elég volt nekem az is... :(*¹⁵

Die Häufigkeit der Betonung des Nicht-Eintretens eines Ereignisses in den Sätzen mit *fog* + Infinitiv ist insofern interessant, als dass dieselbe Bedeutung in den Sätzen mit dem Präsens grundsätzlich nicht transportiert wird:

¹² *Also gestern habe ich meine Badezimmermöbel entdeckt, ein Traum. Sogar die Maße haben gestimmt. Dann kam die große Preisfrage. Wir sahen nach, ...und da stand 199.000Ft! Ich dachte, ich kriege einen Lacher... Dann hat die Frau gemeint dass man feilschen kann, was natürlich in einem Laden ziemlich seltsam ist. Wir sollten einen Preis nennen. Wir sagten: 5000 Ft. Sie sagte, sie ruft ihren Chef an. Sie kommt zurück, und meint 80 wäre der letzte Preis. Danke schön, aber das wird in der Ecke verrotten, weil es für diesen Preis niemand kaufen wird.*

¹³ *Einmal fängst du auch damit an.*

¹⁴ *Das verrottet in der Ecke, weil es für diesen Preis niemand kauft.*

¹⁵ *Ich habe es leider schon einmal gesehen, ich werde mir das nicht mehr ansehen, das hat damals schon gereicht...*

(22') *Egyszer már láttam sajnos – és most nem **nézem meg**, elég volt nekem az is... :(*¹⁶

Im Allgemeinen haben die negativen präsentischen Sätze keinen Nachdrücklichkeitscharakter:

(23) *Úgy döntöttem, hogy ezt a blogot bár **nem zárom le**, de **nem is folytatom tovább**.*¹⁷

In Absichtserklärungen kann der Nachdrücklichkeitscharakter durch einen Modalfaktor der Sicherheit untermauert werden:

(24) *En is irom a kislányom naplojat (nem magyarul), es ha eddig tetovaztam, most mar **biztos**, hogy jelszót **fogok használni** a jövőben.*¹⁸

Das Merkmal ‚Nachdrücklichkeit‘ geht aber nicht verloren, wenn der Satz ohne das Modalwort *biztos* steht, der Satz ist weiterhin als eine Absichtserklärung zu interpretieren:

(24') *Jelszót **fogok használni** a jövőben.*¹⁹

Anhand von Beispiel (18) wurde gezeigt, dass *fog* + Infinitiv aufgrund der Bedeutung ‚Nachdrücklichkeit‘ in Absichtserklärungen verwendet werden kann. Um die deutschen und ungarischen analytischen Futurkonstruktionen gegenüberstellen zu können, soll im Folgenden der Frage nachgegangen werden, ob *fog* + Infinitiv auch in Vorhersagen stehen kann. Aus der Korpusanalyse geht hervor, dass *fog* + Infinitiv-Sätze nur in dem Fall als Vorhersagen gedeutet werden können, wenn im Satz ein Modalfaktor der Wahrscheinlichkeit verwendet wird:

(25) *Nekünk ebben a pillanatban egy ilyen koleszszobánk van [...] de még **lehet**, hogy **változni fog**.*²⁰

¹⁶ *Ich habe es leider schon einmal gesehen, ich sehe mir das nicht mehr an, das hat damals schon gereicht...*

¹⁷ *Ich habe beschlossen, dass ich dieses Blog zwar nicht schließe, aber ich werde ihn auch nicht weiterführen.*

¹⁸ *Ich schreib auch das Tagebuch meiner Tochter (nicht auf Ungarisch) und wenn ich mir bisher unsicher war, jetzt ist ganz klar, ich werde in Zukunft sicherlich ein Kennwort benutzen.*

¹⁹ *Ich benutze in Zukunft sicherlich ein Kennwort.*

²⁰ *Wir haben gerade ein Zimmer in einem Studentenwohnheim, es kann aber sein, dass sich das noch ändern wird.*

Es sei aber angemerkt, dass die Aussage durch das Weglassen des Modalfaktors nicht mehr eine Vermutung sondern Sicherheit bezüglich des Eintretens des Ereignisses impliziert:

(25') *Nekünk ebben a pillanatban egy ilyen koleszszobánk van [...] de még **változni fog.***²¹

Auf der anderen Seite ist es auffällig, dass das präsentische Pendant des Beispiels (25) in modaler Hinsicht keinen Unterschied zum originalen Satz zeigt:

(25'') *Nekünk ebben a pillanatban egy ilyen koleszszobánk van [...] de még lehet, hogy **változik.***²²

Im Gegensatz zu den deutschen Belegen der Vorhersagen, die durch die Verwendung von werden + Infinitiv ausgedrückt werden, ist im ungarischen Beispiel (25) das Vorkommen des Modalfaktors nötig, um den Satz als Prognose interpretieren zu können. *Fog* + Infinitiv ist im Gegensatz zu werden + Infinitiv modal nicht gefärbt.

5. Kontrastive Schlussfolgerungen

Zusammenfassend kann festgestellt werden, dass der einfache Austausch des Präsens und der analytischen Futurfügungen nicht einmal im Falle von temporaler Synonymie immer möglich ist. Die Futurkonstruktionen verfügen nämlich außer dem Zukunftsbezug über verschiedene Bedeutungskonnotationen, aufgrund derer sie dem zukunftsbezogenen Präsens überlegen sind.

Die werden + Infinitiv-Konstruktion im Deutschen wird sowohl in Absichtserklärungen als auch in Vorhersagen verwendet. Im ersten Fall drückt sie Sicherheit, im anderen Fall Wahrscheinlichkeit aus. Ein Austausch mit dem Präsens ist ohne einen Bedeutungsverlust nicht möglich. Generell kristallisiert sich im Deutschen die Tendenz heraus, dass die unterschiedlichen zusätzlichen Bedeutungskomponenten von werden + Infinitiv grundsätzlich mit dem Subjekt des Satzes zusammenhängen. Sätze mit einem Subjekt der ersten Person können typischerweise als Absichtserklärungen interpretiert werden, während die Sätze mit einem Subjekt der zweiten oder dritten Person im Allgemeinen Vorhersagen

²¹ *Wir haben gerade ein Zimmer in einem Studentenwohnheim, aber das wird sich noch ändern.*

²² *Wir haben gerade ein Zimmer in einem Studentenwohnheim, es kann aber sein, dass sich das noch ändert.*

darstellen. Während die Verwendung von Modalfaktoren in Absichtserklärungen nicht typisch ist, kommen in Vorhersagen Modalfaktoren häufig vor. Durch eine Weglassprobe konnte aber bestätigt werden, dass der Vorhersagecharakter *werden* + Infinitiv-Sätze grundsätzlich nicht von dem Vorkommen eines Modalfaktors abhängt.

In Bezug auf das Ungarische kann festgestellt werden, dass *fog* + Infinitiv über das Merkmal ‚Nachdrücklichkeit‘ verfügt. Dieses Merkmal manifestiert sich am eindeutigsten in Absichtserklärungen mit einem Subjekt der ersten Person und in negierten Sätzen. *Fog* + Infinitiv kann in diesen Fällen durch das Präsens ohne einen Bedeutungsverlust nicht ersetzt werden. Eine modale Färbung der futurischen Konstruktion – wie im Deutschen – ist nicht nachweisbar. *Fog* + Infinitiv kann zwar in Vorhersagen vorkommen, leistet aber in modaler Hinsicht nicht mehr als das Präsens. In beiden Fällen ist die Rolle der Modalfaktoren der Wahrscheinlichkeit hervorzuheben. Es ist interessant zu sehen, dass die im Deutschen von *werden* + Infinitiv transportierten modalen Inhalte im Ungarischen zum Teil von dem Temporaladverb *majd* zum Ausdruck gebracht werden können.

Als wichtigster Unterschied zwischen *werden* + Infinitiv und *fog* + Infinitiv kann registriert werden, dass Sätze mit *werden* + Infinitiv die Vermutung des Sprechers darstellen und als Vorhersagen interpretiert werden können, während Sätze mit *fog* + Infinitiv grundsätzlich das Merkmal ‚Nachdrücklichkeit‘ tragen und die Überzeugtheit des Sprechers bezüglich des Eintritts des Ereignisses betonen.

Literatur

- Bánhidí, Zoltán (1956): *A fog mint időképző a XIX. században*. In: Bárczi, Géza (Hg.): *Emlékkönyv Pais Dezső hetvenedik születésnapjára*. Budapest: Akadémiai Kiadó, 201-205.
- Brons-Albert, Ruth (1982): *Die Bezeichnung von Zukünftigem in der gesprochenen deutschen Standardsprache*. Tübingen: Narr (= Studien zur deutschen Grammatik; 17).
- Bybee, Joan; Perkins, Revere; Paglinca, William (1994): *The evolution of grammar*. Chicago: University Press.
- Dahl, Östen (2000): The grammar of future time reference in European languages. In: Dahl, Östen (Hg.): *Tense and Aspect in the Languages of Europe*. Berlin: De Gruyter, S. 309-328.
- Fritz, Thomas (2000): *Wahr-Sagen. Futur, Modalität und Sprecherbezug im Deutschen*. Hamburg: Buske.
- Gelhaus, Hermann (1975): *Das Futur in ausgewählten Texten der geschriebenen deutschen Sprache der Gegenwart*. München: Hueber (= Heutiges Deutsch: Reihe 1, Linguistische Grundlagen; 5).

- Glinz, Hans (1969). Zum Tempus- und Modussystem des Deutschen. In: Gelhaus, Hermann et al. (Hg.) *Der Begriff Tempus: Eine Ansichtssache?* Düsseldorf: Schwann, S. 50-58.
- Itayama, Mayumi (1993): Werden – modaler als die Modalverben! In: *Deutsch als Fremdsprache* 30, S. 233-237.
- Kálmán, Béla (1972): A jövő idő nyelvi kifejezése a magyarban. In: *Magyar Nyelvőr* 96., S. 393-404.
- Leiss, Elizabeth (1992): *Die Verbalkategorien im Deutschen: ein Beitrag zur Theorie der sprachlichen Kategorisierung*. Berlin / New York: De Gruyter (= *Studia linguistica Germanica*; 31).
- Marschall, Matthias (1987): Paul wird in der Badewanne sitzen. Das Futur in der gesprochenen deutschen Standardsprache und ein Teilsystem der deutschen Verbformen. In: *Deutsche Sprache. Zeitschrift, Theorie, Praxis und Dokumentation* 15, S. 122-136.
- Matzel, Klaus; Ulvestad, Bjarne (1982): Futur I und futurisches Präsens. In: *Sprachwissenschaft*; 7, S. 282-328.
- Mortelmans, Tanja (2004): The status of the German auxiliary werden as a 'grounding predication'. In: Letnes, Ole; Vater, Heinz (Hg.): *Modalität und Übersetzung / Modality and Translation*. Trier: Wissenschaftlicher Verlag, S. 33-56.
- Myrkin, Viktor (1995): Zum System und Modell der deutschen Verbtempora. In: *Deutsch als Fremdsprache* 32, S. 215-218.
- Rácz, Endre (Hg.) (1985): *A mai magyar nyelv*. Budapest: Nemzeti Tankönyvkiadó.
- Ruzsiczky, Éva (1955): A fog igével körülírt jövő idő kérdéséhez. In: *Magyar Nyelv* 51/2, S. 233-9.
- Saltveit, Laurits (1960): Besitzt die deutsche Sprache ein Futur? In: *Der Deutschunterricht* 12, S. 46-65.
- Saltveit, Laurits (1962): *Studien zum deutschen Futur. Die Fügung ‚werden mit dem Partizip des Präsens‘ und ‚werden mit dem Infinitiv‘ in ihrer heutigen Funktion und in ihrer geschichtlichen Entwicklung*. Bergen / Oslo: Norwegian Universities Press.
- Thieroff, Rolf (1992): *Das finite Verb im Deutschen. Tempus – Modus – Distanz*. Tübingen: Narr (= *Studien zur deutschen Grammatik*; 40).
- Vater, Heinz (1975): Werden als Modalverb. In: Calbert, Joseph; Vater, Heinz (Hg.): *Aspekte der Modalität*. Tübingen: Narr (= *Studien zur deutschen Grammatik*; 1), S. 71-148.
- Welke, Klaus (2005): *Tempus im Deutschen*. Berlin: De Gruyter.
- Zifonun, Gisela et al. (1997): *Grammatik der deutschen Sprache*. Berlin / New York: De Gruyter. (= *Schriften des Instituts für deutsche Sprache, Band 7.3.*).

Petra Szatmári (Budapest)

Affixoide – Pro und Kontra

1. Einführendes

Als besonders produktive Wortbildungstypen erweisen sich im Deutschen die Komposition, die explizite Derivation¹ und die Konversion (vgl. Donalies 2007b: 6). Die intensivere Beschäftigung mit Wortbildungsprozessen in den 1960er-/1970er Jahren rückte ein Phänomen, das sich zwischen den beiden wichtigsten Wortbildungsarten im Deutschen, der Komposition und der Derivation, bewegt, immer mehr ins Blickfeld und veranlasste Fleischer (³1974: 70) von Affixoiden (Präfixoiden, Suffixoiden) zu sprechen.² Mit ihrer „Ausgliederung“ als Übergangsphänomen setzte zugleich die wissenschaftliche Diskussion dieses Begriffs ein und führte in der Folge dazu, dass Fleischer selbst den Begriff verwarf (vgl. Fleischer; Barz ²1995). Dennoch, auch wenn einige Autoren suggerieren wollen, dass der Begriff von der Fachwelt zur Gänze verworfen worden ist,³ verblieben genügend Befürworter, so dass die Auseinandersetzung in keinsten Weise als abgeschlossen angesehen werden kann.

¹ Es sei an dieser Stelle lediglich darauf hingewiesen, dass der Terminus ‚Derivation‘ in der Fachliteratur keineswegs einheitlich verwendet wird: Während z.B. Fleischer (1974) damit nur Suffigierung meint, sieht Erben (²1983) ihn als Oberbegriff für Präfigierung und Suffigierung an. Derivation wird hier in diesem weiteren Sinne verstanden.

² Fleischer (³1974: 70) beruft sich dabei in der Fußnote 198 auf einen Aufsatz von Arakin aus dem Jahre 1959. Er weist auch darauf hin, dass in der Fachliteratur (er nimmt Bezug auf van Dam, Stepanova und Marchand) die Termini ‚Halbsuffix/-präfix‘ oder ‚relatives Suffix/Präfix‘ verwendet werden. Des Weiteren heißt es bei ihm: „Bestimmte dieser Elemente erreichen allmählich den vollen Status von Suffixen, gehören nicht ständig dieser Übergangszone an, so daß man hier mit dem Homonymiebegriff arbeiten muß“ (ebd.).

In Schmidt (2008: 109; Neuauflage seines Buches aus dem Jahre 1978) findet neben ‚Halbsuffixe‘ auch der Begriff ‚Halbableiter‘ Erwähnung, der sich jedoch nicht durchsetzen konnte.

³ Referiert sei hier u.a. auf Donalies (2000: 152): „Teils im Anschluss an Schmidt, teils unabhängig von ihm ist das Erklärungsmodell Affixoid in der neueren Forschung nach eingehender Untersuchung zu Recht ad acta gelegt worden [...]“. Ähnliches vermittelt auch Fandrych (2011: 138), wenn er von einer „Wiederbelebung‘ der Affixoid-Kategorie“ spricht.

Im Folgenden soll der neuere Stand der Diskussion umrissen werden, wobei gelegentlich, auch wenn es hier in erster Linie gemäß der Ausschreibung um Reflexionen auf die Fachliteratur der letzten Dekade geht, auf länger zurückliegende theoretische und empirische Forschungsergebnisse zurückgegriffen wird, um den Hintergrund für aktuellere Untersuchungen einleuchtender zu erfassen.

2. Forschungsüberblick

2.1. Allgemeines

Ein Blick in neuere Studienbücher zur Wortbildung zeigt, wie konträr mit dem Affixoid-Begriff umgegangen wird. Ich greife hier lediglich zwei in der Reihe „Narr Studienbücher“ erschienene Überblicksdarstellungen heraus, die von Eichinger (2000) und die von Lohde (2006) (weitere diesbezügliche Details u.a. bei Elsen 2009a,b, Fandrych 2011).

Eichinger (2000: 73) z.B. übernimmt die Begriffe Affixoid bzw. Halbaffixe und meint, dass die Analyse adjektivischer Wortbildungen es zulässt, „den klassischen Übergangsbereich in dieser Wortart, die sogenannten Halbaffixbildungen, als eigenständige Erscheinungen zu berücksichtigen“, was er damit begründet, dass sie „„zuviel“ lexikalische Bedeutung haben, als dass sie guten Gewissens schon als Suffixe erklärt werden könnten, und andererseits als zu unselbständig gelten müssen, als dass man sie guten Gewissens unter die Komposita einordnen könnte“ (Eichinger 2000: 157). Vor diesem Hintergrund arbeitet er auch mit Formulierungen wie „der eher kompositionelle Teil der sogenannten Halbaffixbildungen“ (Eichinger 2000: 133). Des Weiteren vertritt er die Auffassung, dass sich solche Bildungen am besten „in Termen der Inkorporation“ (Eichinger 2000: 158) erfassen lassen.⁴

Lohde (2006: 16, 145) lehnt unter Hinweis auf den Fremdsprachenunterricht den Terminus Affixoid strikt ab und ordnet die Bildungen dementsprechend entweder den Grundmorphemen oder den Affixen bei, wobei er zugibt, dass es durchaus möglich ist, dass „die typischen Merkmale beider Morphemarten nicht vollständig oder nur in abgeschwächter Form vorhanden sind“ (Lohde 2006: 16).

⁴ Der Begriff ‚Inkorporation‘ soll „als ein leitendes Prinzip eine Reihen von Wortbildungsarten [überdecken], die sich vom zentralen Bereich der Komposition und Derivation in Richtung auf das syntaktische Ende der Wortbildung hin erstrecken“ (Eichinger 2000: 31). Der Inkorporation werden auch Bildungen, die u.a. als Zusammenrückung, Zusammenbildung, Partikelverben, Doppelpartikelverben bezeichnet werden/wurden, zugeordnet (vgl. Eichinger 2000: 31, 156-167).

Dies führt zwangsläufig auch dazu, dass verschiedene Wortbildungen – aufgrund der Auffassung des jeweiligen Linguisten – unterschiedlich zugeordnet werden:

Eichinger (2000): *blitzsauber*, *blutjung* (= Präfixbildung, ebd.: 97), *geruchsarm*, *umweltschonend* (= Komposita, ebd.), *variantenreich*, *respektvoll*, *staubfrei* (Inkorporation, ebd.: 160), *Spitzenstandard* (= graduierende präfigierende Bildung, ebd.: 180), *waschfest*, *bügelecht*, *spülfreundlich* (Inkorporationstyp/Junktionstyp, ebd.: 216);

Lohde (2006): *Riesenerfolg*, *Bombenstimmung*, *Spitzensportler*, *Höllendurst*, *Pfundskerl*, *Heidenarbeit* (= Augmentativkomposita, ebd.: 65), *Wurzelwerk*, *Pelzwerk*, *Buschwerk*, *Dachwerk*, *Mauerwerk*, *Backwerk*, *Schnitzwerk* (= explizite Derivate, ebd.: 112), *sauteuer*, *todernst*, *blitzsauber*, *bombenrein*, *grundfalsch*, *hundeelend*, *blutjung*, *scheißfrech* (= Komposita, ebd.: 163), *umweltfreundlich*, *rezeptfrei*, *sorgenvoll* (Komposita, ebd.: 174).

Im Folgenden sollen die Pro- und Kontra-Argumente einer näheren Betrachtung unterzogen werden, wobei ich mich als Affixoid-Anhängerin zunächst den Gegenargumenten zuwende.

2.2. Affixoid – Kontra

Die Affixoid-Debatte wurde im Wesentlichen durch Schmidt (1987) eingeleitet, dessen Begründungen von den meisten Affixoid-Gegnern direkt oder indirekt aufgegriffen und untermauert wurden. Die Ablehnung beruht in erster Linie auf dem Umstand, dass Affixoiden nicht als selbständige Kategorie mit charakteristischen Merkmalen auszumachen waren (vgl. Motsch 1995). Im Einzelnen werden folgende Argumente angeführt:

- (1) Der Begriff Affixoid ist irreführend, denn er suggeriert etymologisch eigentlich den umgekehrten Weg, und zwar, dass diese Wortbildungselemente von Affixen abgeleitet wurden (Schmidt 1987: 96 f., zit. nach Ascoop 2005: 18).
- (2) Die Übergangskategorie bedeutet entscheidungstechnisch keinen Gewinn: „Man muss sich nun zwischen drei statt zwei Möglichkeiten, zwischen drei statt zwei Töpfen entscheiden, und es gibt zwei Grenzen statt einer. [...] Da entscheide ich mich doch lieber: Reicht meine Phantasie, um mir *Werk* gegenwartssprachlich als frei vorkommendes Wort vorzustellen, ist es eben ein Wort. Will ich *Werk* in *Astwerk* nicht als frei vorkommend akzeptieren, ist es eben ein Affix zur Bildung von Kollektiva [...]“ (Donalies – in Anlehnung an Schmidt 1987 – 2007b: 9, ähnlich 2007a: 19).
- (3) Über Reihenbildung und Gebundenheit sind Derivation und Komposition nicht zuverlässig voneinander abgrenzbar, so dass eine Analyse entweder

- als Kompositum oder als Derivat gerechtfertigt erscheint (Olsen 1986, Schmidt 1987, zit. nach Motsch 1996: 160).
- (4) Affixoidbildungen sind – aus theoretischen Erwägungen – keine eigenständige Kategorie mit charakteristischen Distributionseigenschaften, denn größtenteils lassen sich „die Wörter mit Halbaffix formal als Komposita behandeln, indem man dem einen Bestandteil die besondere Bedeutung zuschreibt, die er als Affixoid hat“ (Eisenberg 2006: 218).
- (5) Bedeutungsveränderung ist kein ausreichendes Kriterium, denn diese kommt bei zahlreichen Komposita vor (Fleischer; Barz in Anlehnung an Schmidt 1987, zit. nach Elsen 2009a: 59). Allerdings könne auch nicht in jedem Fall von Verblässung gesprochen werden: Klara (2009: 44, Beispiele auch dort) z.B. gibt an, dass 58,9% der Belege ihres Korpus synchron motiviert vorkommen (vgl. *lammfromm*, *löwenstark*) und dass selbst bei zunehmender Produktivität ein Teil der untersuchten Wörter, die sie, den Affixoid-Begriff ablehnend, als Steigerungskomposita bezeichnet, einen hohen Motivierungsgrad aufweisen (vgl. *grundehrlich*, *grundanständig*, *grundgescheit*, *grundsolide*, *grundhässlich*).
- (6) Aufgrund der regulär auftretenden Fugenelemente gehören die meisten dieser Wortbildungen zu den Komposita.
- (7) Das Affixoid-Konzept greift zu eng, wichtige Kernbereiche der adjektivischen Wortbildung wie der Ausbau mit relationalen (*-freudig*) bzw. partizipialen (*-orientiert*) Zweitgliedern⁵ werden nicht erfasst, deshalb ist eine differenziertere Beschreibung und eine andere Terminologie unumgänglich (vgl. Fandrych 2011).
- (8) Die Herleitung der Kategorie ‚Halbsuffix/Suffixoid‘ („Verblässung der Ausgangsbedeutung: Umkehrung der ursprünglichen Bedeutungsbeziehung“) trifft nicht in jedem Fall zu (vgl. Fandrych 2011).⁶

⁵ Mit diesen Wortbildungsmodellen befasst sich u.a. auch Schröder (1985, 1988), wobei *-frei*, *-fest*, *-mäßig* in *atomwaffenfrei*, *säurefest*, *behandlungsmäßig* als Suffixoide analysiert werden (Schröder 1985: 82, 84). Partizipiale Wortbildungskonstruktionen ordnet Schröder (1988: 170) den Komposita zu. Sie macht darauf aufmerksam, dass die Zweitglieder jedoch aus unterschiedlichen Wortbildungsmodellen hervorgehen. Als Modelle werden angeführt: kombinatorische Derivation (*ge-stress-t*), Ableitung von verbaler Zusammensetzung (*naheliegen-d*), Ableitung von verbaler Wortgruppe (Hilfe leisten, *hilfeleisten-d*; wobei die Rechtschreibreform dieses Modell eingeschränkt hat), Zusammensetzung des Partizips mit Substantiv (*rechner-gestützt*, zu diesem Modell stellt Schröder fest, dass es hochproduktiv sei). Interessant ist ihr Hinweis darauf, dass von diesen Adjektivbildungen gelegentlich verbale Ableitungen gebildet wurden; sie erwähnt folgende Beispiele: *funkentstören* zu *funkentstört*, ebenso: *luftschützen*, *folienverpacken*, *zweckentfremden* (ebd.).

Die Ablehnung des Affixoid-Konzeptes geht mit unterschiedlichen Konsequenzen einher, und zwar a) mit einem Beharren auf der Zweigliederung freies Wort – Affix und damit mit dem Vermeiden des Affixoid-Begriffs, b) mit einer Ablehnung des Begriffs und einer „weit differenziertere[n] Beschreibung des so genannten Übergangsbereichs [...], die sich begrifflich noch nicht auf breiter Basis durchgesetzt hat“ (vgl. Fandrych 2011: 138), die darin bestehen kann, dass bi) der Begriff ‚Kompositionsglied‘ weiter gefasst wird (vgl. syntaktisch gebundene Grundmorpheme in Schu 2005) oder bii) der Übergangsbereich neu begrifflich erfasst wird (vgl. das Wortbildungsverfahren Inkorporation in Eichinger 2000 (wobei er den Begriff Halbaffixe nicht aufgibt); lexematische Junktionsbildung bei Fandrych 2011).

2.2.1. Zwei Beispiele für eine differenziertere Beschreibung des Übergangsbereichs

Auf eine Darstellung der Vorgehensweise von Eichinger (2000), der eher eine Zwischenposition einnimmt, wurde bereits oben kurz Bezug genommen, so dass ich mich im Rahmen dieses Abschnitts auf neuere Beschreibungsversuche von Schu (2005) und Fandrych (2011) konzentrieren möchte, wobei Ersterer für die erweiterte Auffassung des Kompositionsglieds steht und Letzterer mit neuen Kategorien operiert.

2.2.1.1. Syntaktisch gebundene Grundmorpheme (Schu 2005)

Schu diskutiert den Affixoid-Begriff nicht, für ihn gehört er der Vergangenheit an. Allerdings setzt er sich intensiv mit dem Konfix-Konzept auseinander, das die „entstandene Lücke“ besetzt, aber „nicht schlicht als Nachfolgemodell des Affixoids“ zu gelten hat (vgl. Schu 2005: 258). Die von ihm untersuchten Wortbildungselemente (*-land*, *-tag* oder *-papst*) lassen sich nicht so einfach unter dem Begriff ‚Konfixbildungen‘ (Konfixkomposita, *-derivate*) subsumieren, denn ‚Gebundenheit‘ und ‚Basisfähigkeit‘ als Definitionskriterien für Konfixe ergeben „unerwünschte [...] Zuordnungen, nämlich von Grundmorphemen als Affixen

⁶ Diesen Kritikpunkt stützt er durch Belege aus dem Portal *Wortschatz* der Universität Leipzig, wo für die meisten Belege mit *-freundlich/-feindlich* Bezugswort aufscheinen, die „als Handlungen oder Handlungsergebnisse von Individuen, Personengruppen oder Institutionen aufgefasst werden können und somit ein Agens durchaus implizit ist“ (Fandrych 2011: 151).

bzw. von ‚grundmorphemnahen‘ Elementen als ‚affixnahe‘ – oder der Konfix-Begriff deckt nicht das Variantenspektrum zwischen freiem lexikalischem Grundmorphem und Affix ab“ (Schu 2005: 266).

Die Doppellemmatisierung verschiedener Wörter (u.a. *Lawine*, *-lawine*, *Olympiade*, *-olympiade*, *Papst*, *-papst*) in Wörterbüchern des Deutschen bzw. seine eigenen Untersuchungen zu *-land*, *-tag*, usw. lassen ihn schlussfolgern, dass diese Wortbildungen gewissermaßen einen morphologisch-syntaktischen Zwischenstatus einnehmen.⁷ Kennzeichnend für diesen Zwischenstatus ist das Zusammenspiel von morphologischen Determinatoren (Bestimmungswörtern) und syntaktischen Determinatoren (Attributen). Dieser Ansatz führt ihn zur Verwendung der Bezeichnungen ‚morphologisch gebundene Grundmorpheme‘ bzw. ‚syntaktisch gebundene Grundmorpheme‘. Aufgrund der Kriterien Morphemstatus, Positionsfestigkeit, Binnenmajuskel und Bedeutung schlägt Schu folgende Typologie der Wortbildungselemente vor:

	Freies lexikalisches Grundmorphem	Syntaktisch gebundenes Grundmorphem	Morphologisch gebundenes Grundmorphem (Konfix)	Affix
Morphemstatus	Frei	bedingt frei	gebunden	gebunden
Positionsfest in WBKen	Nein	ja	ja	ja
Wortinterner Bindestrich/ Binnenmajuskel	möglich	möglich	möglich	unmöglich
Bedeutung	Bedeutungs tragend [sic!]	Bedeutungs tragend	Bedeutungs tragend	bedeutungs-differenzierend
Beispiel	Papst1 „tonangebende, führende Autorität der katholischen Kirche“	Papst2 „tonangebende, führende Autorität“	_tag1 „Dachorganisation“	_bar „kann getan werden“

Tabelle 1: Typologie der Wortbildungselemente nach Schu (2005: 276)

⁷ Schu weist auf gemeinsame Eigenschaften dieser lexikalisierten Belege mit den von ihm untersuchten Wortbildungselementen hin: „(1) Sie sind bedeutungsveränderte (genauer gesagt bedeutungsverallgemeinerte) Varianten zu einem (zu Grunde liegenden) formgleichen freien Grundmorphem, (2) benötigen in der veränderten Bedeutung determinierende (morphologische und syntaktische) Umgebungen, (3) treten in Komposita positionsfest, und zwar als 2UK auf, (4) sind stark reihenbildend, (5) besitzen ausgeprägte Präferenzen für bestimmte WBBen [Wortbildungsbedeutungen – P.Sz.]: /lawine/ besitzt eine WBB. Die 1UK nennt den Gegenstand der Lawine. /bibel/, [...] /papst/, /paradies/ besitzen zwei WBBen. Die 1UK nennt den Geltungsbereich oder die (soziale Kategorie der) Betroffenen [...]“ (Schu 2005: 267).

Diese Typologie ist lediglich ein Ordnungsraster und keineswegs als kontinuierliche Entwicklungsrichtung zu interpretieren. Nach Schu durchlaufen die Wortbildungselemente nicht die Kategorien, sondern bewegen sich unterschiedlich im Raster. So kann sich ein Morphem vom freien lexikalischen Grundmorphem als syntaktisch gebundenes Grundmorphem oder aber als morphologisch gebundenes Grundmorphem (Konfix) abspalten. Zwischen den Morphemtypen lässt sich auf der Textebene sogar eine Hin- und Herbewegung feststellen (vgl. Schu 2005: 277 ff.).⁸ (Ein breites Forschungsfeld im Rahmen der Grammatikalisierungstheorie ist hier angedeutet.)

Schu meint, in der Art des Bedeutungswandels einen Einflussfaktor für die jeweilige Abspaltung erkannt zu haben: Bei Bedeutungsverschiebung liegt ein Konfix vor, bei Bedeutungserweiterung handelt es sich um ein syntaktisch gebundenes Grundmorphem.⁹

Für die als stärkere Variante des Bedeutungswandels eingestufte Bedeutungsverschiebung werden als begünstigende Faktoren (a) der metaphorische Gebrauch, (b) der eingeschränkte Gebrauch von Adjektivattributen als Determinatoren (**apfeliger Saft* statt *Apfelsaft*), (c) die Möglichkeit der Bildung von Klammerformen (*Spargelpapst* aus *Spargelanbaupapst/Papst des Spargelanbaus*) und (d) die flexiblere Handhabung von Wortbildungskonstruktionen (WBKen) im Vergleich mit (Adjektiv-)Attributkonstruktionen (*Grammatiktelefon – Grammatiktelefonmitarbeiter* vs. *grammatisches Telefon – *grammatischer Telefonmitarbeiter*) gewertet.

Schus Überlegungen hinterfragen einerseits aber auch die Notwendigkeit des Begriffs Konfix (und entfachen somit zwangsläufig eine Konfix-Debatte). Sie verdeutlichen andererseits die Komplexität des Phänomens, dem man mit minimalistischen Forderung keinesfalls gerecht werden kann. Wie Schu selbst formuliert, fehlen in seinem Raster die Typen ‚Verbstamm‘ bzw. ‚unikales Morphem‘ sowie Angaben zu den Positionen in WBKen (Präkonfix, Postkonfix, Präfix, Suffix) (vgl. Schu 2005: 275).

⁸ Als Beispiel nennt er u.a. die freie Verwendung (*technischer Wart*) des im Gegenwartsdeutschen als gebunden kodifizierten Morphems *Wart* (vgl. Schu 2005: 279). Als Gründe für diese Morphembewegungen zwischen frei und gebunden gibt er Konventionalität, Verbreitung des Morphems und systembedingte Verständlichkeit der WBKen an (vgl. Schu 2005: 284).

⁹ Konkretisiert wird dies am Konfix *-telefon* und am syntaktisch gebundenen Grundmorphem *-papst*: Die Bedeutung von *-telefon* wurde auf das Sem ‚telefonisch erreichbar‘ reduziert und um das Sem ‚Dienstleistungen erbringend‘ erweitert, bei *-papst* wurde aus dem Sem ‚tonangebende, führende Autorität der katholischen Kirche‘ des lexikalischen Grundmorphems das Sem ‚der katholischen Kirche‘ gelöscht (vgl. Schu 2005: 277).

Wie soll dieses Problem aber in seinem Ansatz z.B. begrifflich gelöst werden? Eine Formulierung wie vorangestelltes/nachgestelltes syntaktisch/morphologisch gebundenes Grundmorphem oder syntaktisch/morphologisch gebundenes Prä-/Post-Grundmorphem ist definitorisch sicher nicht leichter zu handhaben als Präfixoid/Suffixoid.

2.2.1.2. Lexematische Junktion (Fandrych 2011)

Fandrychs Ansicht nach können mit dem Terminus ‚lexematische Junktionsbildung‘¹⁰ produktive Wortbildungen mit adjektivischen Zweitgliedern, die auch als freie Adjektive mit oder ohne Argumentstelle vorkommen¹¹ oder durch morphologische Reanalyse von desubstantivischen (*-artig*, *-förmig*, *-pflichtig*) oder deverbalen (*-haltig*) Ableitungen gewonnen wurden und nur gebunden aufscheinen, präziser erfasst werden.

Derartige Junktions-Zweitglieder (lexematische Junktionsglieder) können von den Affixen dort abgegrenzt werden, „wo die Zweitglieder statt funktional-semanticischer Einheitlichkeit eine (affixtypische) Multifunktionalität aufweisen und der semantische Bezug auf frei vorkommende Lexeme nicht mehr herstellbar ist“ (Fandrych 2011: 141), wie dies z.B. bei *-mäßig* der Fall sei.¹²

Unter Hinweis auf die morphologische Vielfalt dieser adjektivischen Junktionsbildungen schlägt Fandrych vor, sich bei ihrer Klassifizierung eher auf die Funktionalität bestimmter Bildungsbereiche zu stützen. Als Domänen der lexematischen Junktionsbildung erarbeitet er – gestützt auf die Fachliteratur und eigene empirische Untersuchungen – (1) die Modalisierung (mit aktivisch-modaler und passivisch-modaler Handlungseinordnung), (2) die Possessiv-/Privativ-

¹⁰ Über ‚Junktion‘ soll die „spezifische relationierende Kraft [...], die solchen Zweitgliedern inhärent ist“, erfasst werden. Das Attribut ‚lexematisch‘ steht für den Bezug zu einem Wortstamm (vgl. Fandrych 2011: 140, Fußnote 8).

¹¹ Zweitglieder, die auf frei vorkommende Adjektive mit Argumentstelle (u.a. *-arm*, *-freundlich*, *-fähig*, *-ähnlich*, *-hungrig*) zurückführbar sind, billigt Fandrych die Erfassung unter dem von Eichinger (2000) vorgeschlagenen Begriff ‚Inkorporation‘ zu. Für Zweitglieder, die aus Adjektiven ohne Argumentstelle (u.a. *-leer*, *-aktiv*, *-intensiv*, *-intern*, *-entern*) hervorgegangen sind, lehnt er diese Zuordnung ab. Er meint, dass „hier mit morphologischen Mitteln ein den inkorporierenden Zweitgliedern vergleichbares Pendant geschaffen wurde, das sich auch sonst parallel verhält (einfache, aber klare semantische Konturierung, Zusammenspiel mit anderen reihenbildenden Zweitgliedern)“ (Fandrych 2011: 140).

¹² Allerdings erscheint mir diese Auffassung nicht ganz unproblematisch, wenn Fandrych (2011: 141) dann doch zugeben muss, dass bestimmte Wortbildungen mit *-mäßig* (*rambomäßig*) einen Bezug zum Nomen Maß aufweisen.

Relation, (3) den Vergleich der Art, (4) die Affinität-/Distanz-Relation, (5) die Unversehrtheit sowie (6) positive/negative Auswirkungen.

Fandrych stellt die lexematischen Junktionsbildungen (unterteilt in gebundene Zweitglieder und Zweitglieder) zusammen mit entsprechenden Suffixen dar. Diese Dreigliederung wird mit präzisierenden Paraphrasierungen der einzelnen Subdomänen verbunden in übersichtlichen Tabellen präsentiert, wodurch das funktionsmäßige Zusammenwirken dieser Wortbildungsmittel verdeutlicht wird.

2.3. Affixoide – Pro

Wenden wir uns nun den Pro-Argumenten zu. Wie bereits erwähnt, kann von einer (völligen) Aufgabe dieses Affixoid-Begriffs absolut nicht die Rede sein, in diversen Überblicks- und Einführungsdarstellungen wurde das Konzept zur Beschreibung dieser Übergangsphänomene herangezogen (vgl. Römer 2006, Kessel; Reimann [2008] 2010¹³, Karbelaschwili 2009 (er bezieht sich darin auf seine Stellungnahme im Jahre 2001), Vomáčková 2003, Meibauer 2002¹⁴), so dass auch von einer Wiederbelebung/Wiederverwendung des Begriffs (vgl. Fandrych 2011: 138 f.) nicht gesprochen werden kann.

Vor dem Hintergrund, dass das Inventar der deutschen Ableitungsmorpheme durchaus veränderlich ist und es z.B. im Althochdeutschen oder Mittelhochdeutschen zahlreiche frei vorkommende Wörter gab, die heute nur als Suffix auftreten,¹⁵ entwickelte Fleischer (1974) seine Überlegungen hinsichtlich des

¹³ Wobei Kessel; Reimann (2010: 115) den Begriff in einem weiteren Sinne verwenden und auch trennbare Verbsätze in unfeste Verbbildungen wie *einkaufen*, *aufbrechen*, *losbrüllen* usw. als Präfixoide bezeichnen.

¹⁴ Meibauer (2002: 57) beruft sich auf das Affixoid-Konzept. Er hält die Zuordnungen solcher Wortbildungen entweder zu den Komposita oder zu den Affixen für unbefriedigend, weil dadurch verdeckt werde, dass es sich „um ein Phänomen des Sprachwandels“ handle.

¹⁵ Fleischer (1974: 67) erwähnt u.a. folgende Beispiele: *-heit*: mhd. *heit* ‚Art und Weise, Beschaffenheit‘; *-schaft*: mhd. *schaft* ‚Gestalt, Eigenschaft‘/ahd. *scap* ‚Beschaffenheit, Form‘, *giscaft* ‚Erschaffung, Geschöpf‘; *-lich*: ahd. *lih* ‚Leib, Körper‘. So finden sich im Althochdeutschen Bildungen wie *ērlōs* und *brōtlōs* bzw. im Mittelhochdeutschen *dingwerc* (neben *gedinge*), *holz-*, *stein-*, *zouberwerc*; die Wahrnehmung von „suffix-artigen“ Funktionen von *-werc* beginnt bereits im 14. Jahrhundert (vgl. Seidelmann 1967, zit. nach Lohde 2006: 112). Kollektivbildung mit *-wesen* sind erst seit dem 17. Jahrhundert nachzuweisen (vgl. Fleischer 1974: 70). Auch Schmidt (2008: 108) weist darauf hin, dass die ahd. Wörter wie *friunt-scaf*, *wis-heit*, *ding-lih*, *un-ēra*, *ir-louben*, im Gegensatz zu ihren nhd., als Ableitungen aufzufassenden Entsprechungen

Übergang vom Kompositionsglied zum Suffix und führt folgende Kriterien zur Unterscheidung vom freien Morphem an (vgl. Fleischer ²1974: 69-70): (1) reihenbildende Wortbildungskonstituente, (2) stärker verallgemeinernde Bedeutung („entkonkretisiert“), (3) Verschiebung im Bedeutungsverhältnis der beiden Konstituenten, der semantische Kern verlagert sich,¹⁶ (4) eingeschränkter Gebrauch des freien Morphems zwecks Beseitigung der Homonymie.

Erben (²1983) nennt diese Erscheinungen ‚affixartige Morpheme‘ (er verwendet auch die Termini ‚Suffixoiden‘ und ‚Präfixoiden‘), „die zwar reihenbildend auftreten, aber nicht im strengen Sinne ‚gebunden‘ sind, sondern auch selbstständig vorzukommen scheinen“, wobei er weiterhin feststellt:

Die suffix- bzw. präfixartige Verwendung ist vom ‚lexematischen‘ Gebrauch der lautgleichen freien Morpheme [...] her nicht voll zu erklären und andererseits die funktionale Annäherung, ja Einbeziehung in das System der deutschen Präfixe und Suffixe nicht zu übersehen (vgl. *Busch-werk* und *Ge-büsch*, *an-brennen* und *ent-brennen*), die etwa der Grammatikalisierung und Integration der sog. ‚Hilfsverben‘ ins Flexionsparadigma vergleichbar ist. (Erben ²1983: 25)

In Bezug auf die Begriffsetymologie betont Boettcher (2009: 196), dass -oid in Affixoid als Hinweis auf die Entwicklungsrichtung dieser Lexeme, und zwar „aus der Perspektive des zukünftigen Status Affix“, zu verstehen sei, würde man vom ehemaligen Lexemstatus ausgehen, wäre der Begriff ‚Lexemoid‘ auch denkbar.

Als einer der Ersten reagierte Motsch (1996) auf die „Abkehr“ (Fleischers) vom Affixoid-Konzept und hält diese für verfehlt. Seiner Meinung nach handelt es sich bei Affixoid um keinen theoretischen Begriff, sondern um eine Sammelbezeichnung. Auf der Grundlage, dass Wortstrukturen semantisch und morphologisch determiniert sind, schlägt er ein Wortbildungsmuster (WbM) mit den Komponenten semantisches Muster (SM) und morphologische Form (MF) vor: WbM = SM_i & MF (Motsch 1996: 163). Das semantische Muster ist als Funktor-Argument-Struktur analysierbar. Dabei können für verschiedene Funktoren oder Argumente lexikalische Eintragungen stehen. Für *-frei* in Komposita ließe sich in Anlehnung an Motsch (1996: 165) das folgende WbM festhalten:

Freund-schaft, *Weis-heit*, *ding-lich*, *Un-ehre*, *er-lauben* als Komposita zu betrachten sind. Eine ausführliche Darstellung der Entwicklungsgeschichte des Suffixes *-heit* findet sich z.B. in Scheerlinck (2009-2010: 11-14).

¹⁶ Da er das Phänomen anhand von Suffixoidbildungen erläutert, heißt es bei ihm: „In den Konstruktionen *Laubwerk*, *Pflanzenwerk* jedoch trägt die erste Konstituente den semantischen Kern.“ (Fleischer ²1974: 69).

Semantisches Muster:

frei (FREI VON (Y) (x))

Adjektivphrase: ($\text{frei}_A (\text{von}_P \text{Staub}_{NP})_{PP}$)_{AP}

Adjektivkompositum: ($\text{staub}_N \text{frei}_A$)_A

Morphologische Form:

Y + frei

Das Erstglied des Kompositums entspricht der Komplementstelle des Adjektivs. Anders ist es bei Bildungen wie *bügelfrei*, *knitterfrei*, *störfrei*, diese können nur in einer modifizierten Form paraphrasiert werden, vgl. ‚braucht nicht gebügelt zu werden‘, ‚knittert nicht‘, ‚verursacht keine Störung‘ (vgl. Motsch 1996: 166). Das semantische Muster dieser Bildungen korrespondiert mit Bereichen, die eigentlich durch Derivationsmuster abgesteckt sind. Diese Überlappungen mit semantischen Mustern für Derivationen, für die spezielle Interpretationen oder Modifikationen (wie Uminterpretation, Unmarkiertheit der Wortstruktur gegenüber der entsprechenden syntaktischen Konstruktion, kein systematischer Zusammenhang zwischen Wortstrukturen und syntaktischen Konstruktionen mit dem gleichen Wort) kennzeichnend sind, können Motsch zufolge mit der Affixoid-Bezeichnung durchaus angemessen beschrieben werden. Gebundenheit, Reihenbildung und generelle Bedeutung sind nur „Auswirkungen tiefer liegender struktureller Verhältnisse“ (Motsch 1996: 168).¹⁷

Gegenwärtig lassen sich in Bezug auf das Affixoid-Konzept folgende Positionen ausmachen: (1) Erwähnung des Begriffs, ohne dass er in die Beschreibung produktiv einbezogen wird, sondern eher durch begriffliche Ersetzungsversuche an den Rand gedrängt wird, vgl. Eichinger 2000; (2) Affixoide stellen als Sammelbegriff ein nützliches Beschreibungsinstrument dar (Leuschner (2010: 6) zufolge handelt es sich dabei um eine „forschungspragmatisch-deskriptiv begründete Kompromissposition“), vgl. Ascoop 2005, Stevens 2005, Leuschner 2010; (3) Erfassung der Affixoide als eigene Kategorie (unter Bezug auf Zentrum und Peripherie und Prototypik) und Annahme der Wortbildungsart Affixoidbildung (Halbaffigierung), vgl. Elsen 2009b.

Zu den neueren, sich für das Affixoid-Konzept einsetzenden Arbeiten gehören u.a. die Aufsätze von Stevens (2005) und Elsen (2009b). Während Stevens die

¹⁷ So formuliert er z.B. „Es ist eine empirische Tatsache, daß zweite Glieder von Komposita semantische Ähnlichkeiten mit semantischen Mustern von Derivationen aufweisen können und deshalb in einem Zusammenhang mit Suffixbildungen stehen. Daraus ergibt sich die Reihenbildung“ (Motsch 1996: 166). Generalisierungen führen im Rahmen von Wortbildungsregularitäten eher zu Analogieschemata denn zu „strikten semantischen Beschreibungen“ (vgl. ebd.: 167).

Vorzüge des Konzepts diachron¹⁸ begründet, liegen Elsens Argumente auf der synchronen Achse. Beiden gemeinsam ist, dass sie von einer Merkmalbündelung ausgehen.¹⁹

Stevens (2005: 73) geht von folgenden fünf Kriterien, die er auch als Tests versteht, für Affixoide aus: (1) Affixoide sind (in der gesprochenen Sprache) reihenbildende und sehr produktive Elemente, die als Basis für neue Formantien gelten können; (2) Affixoide koexistieren mit einem formal identischen, frei gebräuchlichen Morphem („parent“ morph), d.h. dass es zwei linguistische Elemente mit identischer Form gibt, wobei das eine vom anderen abgeleitet wurde. (3) Die Bedeutung des Affixoids ist genereller und abstrakter als die seines Pendants. Im Gegensatz zu einigen Affixen drückt das Affixoid keine grammatischen Beziehungen (wie Person, Kasus, Tempus usw.) aus. (4) Zwischen den beiden Gliedern des Wortes kommt es zu einer Bedeutungsverschiebung. Die andere Konstituente trägt die Grundbedeutung. Die Beziehung zwischen den beiden Morphemen ist nicht die einer Subordination. Es ist nicht möglich zur Paraphrasierung der Wortbildung das Affixoid zu verwenden, z.B. ist ein *Riesenkrach* kein ‚Krach eines Riesen‘ und auch kein ‚Krach, wie ihn ein Riese macht‘. (5) Affixoide stehen mit Affixen in Konkurrenz oder komplementärer Verteilung. Er meint außerdem, dass sich der Entwicklungsweg von Affixoiden am besten im Rahmen der Grammatikalisierungstheorie erklären lässt.²⁰

Elsen (2009b) argumentiert dafür, Affixoide als Kategorie zu betrachten und nimmt die etymologische Verwandtschaft der freien und der gebundenen Variante als Voraussetzung für ihr Kriterienbündel an. Unter Anwendung der Kriterien Gebundenheit, Positionsfestigkeit, automatische Reihenbildung, Kombinierbarkeit mit Affixen, lexikalische Bedeutung, freies lexikalisches Pendant, Lautgehalt und Akzentuierbarkeit kommt sie zu folgender Typologie:

¹⁸ Es heißt bei ihm: “Diachronically the affixoid is a useful and, I believe, important concept“ (Stevens 2005: 75).

¹⁹ Auch Leuschner (2010: 4) hält diese „charakteristische Bündelung der Abweichungen“ für ein ausschlaggebendes Charakteristikum der Affixoide.

²⁰ Stevens spricht von einem Verlust an Lexikalität („loss in lexicality“), der sich in folgendem Grammatikalisierungsweg zeigt (Beispiele auch von Stevens): vom freien Lexem (*I'm full*) > zur syntaktischen Fügung (*a basket full*) > zum Wortbildungselement (*a cupful (of water)*) > zum Derivat (*hopeful*) (vgl. Stevens 2005: 75).

Morphemtyp	Einheit	Beispiele	Merkmale							
			gebunden	feste Position	bildet automatisch Reihen	verbindet sich mit Affixen	lexikalische Bedeutung	freies lexikalisches Pendant	lautlicher Gehalt	akzentuierbar
Affix	<i>ge, ig, er</i>	<i>Geäst, glasig, Kocher</i>	+	+	+	-	-	-	-	-
Präfixoid	<i>riesen</i>	<i>Riesentür</i>	+	+	+	-	-	+	+	+
Suffixoid	<i>sau werk los</i>	<i>Sauordnung Schuhwerk sorglos</i>	+	+	+	-	-	+	+	-
freie lexikal. Morpheme	<i>haus schloss stahl</i>	<i>Hausschuh Türschloss Stahlwerk</i>	-	-	-	+	+	0	+	+

Tabelle 2: Kriterienbündelung nach Elsen (2009b: 326)

Die Zwischenposition der Affixoide tritt deutlich hervor. Ihre Gemeinsamkeiten mit den Affixen (Gebundenheit, Positionsfestigkeit, automatische Reihenbildung,²¹ Nicht-Kombinierbarkeit mit Affixen, fehlende lexikalische Bedeutung/Delexikalisierung) unterscheidet sie klar von den Kompositionsgliedern, mit denen sie jedoch der ausgeprägte Lautgehalt (im Gegensatz zu Affixen bestehen Affixoide „nie aus einer einzigen schwahaltigen Silbe mit einfacher Silbenstruktur, genauso wenig wie Lexeme“ (Elsen 2009b: 326) verbindet. Allerdings sei hier angemerkt, dass die Delexikalisierung zwar zu einer generellen, abstrakteren Bedeutung geführt hat, diese sich aber lexikalisch noch immer prägnanter beschreiben lässt als die der Affixe.

Als alleiniges Kriterium weisen Affixoide das Vorhandensein eines freien lexikalischen Pendants auf.

Präfixoid- wie auch Suffixoidbildungen zeichnen sich durch eine hohe Vitalität aus. Als Basen für Affixoide kommen Substantive, Adjektive, gelegentlich auch Verben und Präpositionen in Betracht, einen gewissen Überblick soll nachfolgende Tabelle vermitteln, vgl.

²¹ Leuschner/Wante (2009: 65) operieren mit der Bezeichnung ‚analogiebasierte Reihenbildung‘.

	Affixoide	
	Präfixoide	Suffixoide
Substantivbasiert	<i>Ausnahme-, Affen-, Bilderbuch-, Blitz-, Bomben-, Grund-, Haupt-, Heiden-, Höllen-, Marathon-, Mords-, Pfunds-, Riesen-, Scheiß-, Spitzen-</i>	<i>-bolzen, -bruder, -gut, -hai, -hase, -könig, -kram, -leute, -marathon, -material, -papst, -sack, -volk, -welt, -werk, -wesen, -zeug,</i>
Eigennamen		<i>-fritze, -heini, -suse, (personale Suffixoide)²²</i>
adjektivbasiert	<i>hoch-, bitter-,</i>	<i>-arm, -bedingt, -frei, -freundlich, -hungrig, -mäßig, -technisch, -voll,</i>
verbasiert	<i>kotz-, stink-,</i>	
präpositionsbasiert	<i>an-, über-,</i>	

Tabelle 3: Basen für Affixoide (ohne Anspruch auf Vollständigkeit)

Präfixoide und Suffixoide unterscheiden sich – ähnlich wie Präfixe und Suffixe – aber auch in formaler und funktionaler Hinsicht wesentlich voneinander (vgl. u.a. Ascoop 2005, Leuschner 2010, Leuschner; Wante 2009):

²² Mit dem Hinweis auf „Übergänge von Einheiten aus einer Zeichenklasse in eine andere“ macht Schippan (1992: 64, Beispiele dort) auf die Verwendung von Eigennamen als Affixoid zur negativ bewertenden Benennung von Personen (Verlust ihrer proprialen Funktion), z.B. *Heulsuse, Miesepeter, Zigarrenfritze*, aufmerksam. Schippan zitiert zwar den Begriff, verhält sich ihm gegenüber aber neutral.

Präfixoide	Suffixoide
Funktionsbereiche	
- sie modifizieren das Zweitglied (wirken intensivierend auf das durch das Zweitglied Ausgedrückte)	- sie bilden den morphologischen Kern des Wortbildungsprodukts, d.h. sie bestimmen die Wortklasse
- evaluative und augmentative Präfixoide haben eine stark subjektiv-expressive Funktion (Pejorativpräfixoide, d.h. negativ evaluierende Präfixoide (<i>Scheiß-, Mist-</i>);	- die evaluative Komponente ist meist sekundär, denn es besteht die Möglichkeit, dass Possessiv- und Privativbildungen (positiv) evaluierend sind (<i>asbestfrei</i>)
- sie verfügen über eine ironisch-pejorativ relativierende Funktion (<i>Möchtegern-, Westentaschen-, scheiß-</i>)	- sie verfügen über eine ironisch-pejorativ relativierende Funktion (<i>-bolzen</i>)
	- sie besitzen eine abstraktere Bedeutung als ihr Basislexem, oft mit metaphorischer Bedeutungsverschiebung (<i>Drogenbaron</i>), wobei das Erstglied (<i>Intelligenz</i> in <i>Intelligenzbolzen</i>) „ironisierend das tertium comparationis der Metapher BOLZEN > PERSON bezeichnet“ (Leuschner; Wante 2009: 62); gelegentlich tritt eine metonymische Bedeutungsverschiebung auf
	- personale Suffixoide drücken das „expressive Bedürfnis, Einzelpersonen auf Grund ihrer Tätigkeit, Gewohnheit usw. (pejorativ) zu klassifizieren“ (Leuschner; Wante 2009: 70) aus
- es besteht eine systematische Konkurrenz oder komplementäre Distribution zu Adverbien und/oder Adjektiven (<i>sehr, hervorragend, großartig, unangenehm</i>) bzw. zu wie-Vergleichen	- es besteht eine systematische Konkurrenz oder komplementäre Distribution zu Suffixen (<i>sehnsuchts-voll vs. sehensücht-ig</i>) bzw. (Teil-)Konkurrenz zwischen personalen Suffixoiden und Agenssuffixen (<i>Nörgel-fritze vs. Nörg-ler</i>)
- bei Präfixoidbildungen mit substantivbasierten Präfixoiden treten gelegentlich reguläre Fugenelemente auf bzw. bei <i>Scheiß-</i> kommt eine subtraktive Fuge vor	

2.3. Affixoide und Grammatikalisierung

Wichtige Erkenntnisse stammen aus der Beschreibung von Grammatikalisierungsprozessen, wie oben bereits anhand der Beschreibung von Grammatikalisierungswegen gezeigt wurde. Allerdings fehlen Untersuchungen zu den Grammatikalisierungsprozessen von Elementen, die heute nur noch als Affixe vorkommen. Daraus könnten vielleicht Schlussfolgerungen gezogen werden, warum sich gerade dieses Element durchgesetzt hat und den Grammatikalisierungsprozess bis zum Ende durchlaufen hat. Leuschner erwähnt z.B., dass es im Schwedischen um 1800 einige wenige Präfixoide gab, die wieder obsolet

wurden. Berechtigt ist seine Forderung nach derartigen Untersuchungen auch für das Deutsche (vgl. Leuschner 2010: 21).

2.4. Affixoide und Sprachvergleich

Zahlreiche Impulse und Argumentationen für das Affixoid-Konzept kommen seit neuerer Zeit von sprachvergleichenden Forschungen, wobei besonders die Sprachen Deutsch, Schwedisch und Niederländisch im Mittelpunkt stehen (u.a. Ascoop 2005, Decroos; Leuschner 2008, Leuschner; Wante 2009, Leuschner 2010). Diese Untersuchungen konnten eine Vielzahl von strukturellen Parallelitäten (deutsche und schwedische Affixoide sind in erster Linie substantiv- bzw. adjektivbasiert, seltener verbbasiert, vgl. Ascoop 2005) nachweisen, so dass auch von dieser Seite die Verwendung des Affixoid-Begriffs untermauert wird.

Die Affixoide lassen sich derzeit in drei Gruppen unterteilen: (1) kognate Paare (*Blitz-/schwedisch blixt-*) (2): semantische Paare (*Spitzen-/schwedisch topp(en)-*) und (3) eine Restgruppe, zu der jene deutschen Affixoide gehören, die in der jeweilig anderen Sprache kein entsprechendes Affixoid haben, sondern ein anderes Wortbildungsmittel oder eine Paraphrasierung (*Affen-, kreuz-, -bolzen-, -lawine*). Durch den Vergleich wurde deutlich, dass Suffixoide eher in die ersten beiden Gruppen einzuordnen sind, während die Präfixoide zu den Gruppen (2) und (3) gehören. Dass Präfixoide kaum kognate Paare haben, wird damit erklärt, dass diese aufgrund der Realisierung subjektiv-expressiver Effekte wesentlich sprachindividueller sind als Suffixoide. Es lässt sich überdies festhalten, dass Suffixoide weitaus mehr auf grammatische Funktionen ausgerichtet sind als Präfixoide.

Auf einen weiteren interessanten Aspekt lenken Decroos; Leuschner (2008) die Aufmerksamkeit, wenn sie annehmen, dass sich Unterschiede zwischen deutschen und niederländischen Suffixoiden nicht vom Sprachsystem, sondern von der Sprachnorm herleiten lassen.

Sprachvergleichende Forschungen bereichern die Diskussion aber auch insofern, als sie die gewonnenen Erkenntnisse der einzelsprachlichen Analysen in Beziehung setzen und somit dadurch neue Aspekte in die Untersuchungen hineinbringen. Leuschner (2010) z.B. nennt unter Bezug auf die skandinavistische/niederlandistische Forschungstradition folgende typische Funktionsbereiche für Präfixoide: (i) vergleichend-graduierend (*riesengroß*), (ii) konsekutiv-graduierend (*kotzübel*), (iii) direkt-graduierend (*hochmotiviert*), (1) evaluierend (*Ausnahmekünstler, Spitzenkonzert*). Zwischen diesen gibt es häufig Übergänge: „So bilden vergleichend-graduierende Verhältnisse oft den historischen Ausgangspunkt für eine direkt-graduierende und/oder evaluierende Funktion desselben Präfixoids“ (Leuschner 2010: 8), womit weitere Möglichkeiten für vertiefende Forschungen zu vergleichenden Grammatikalisierungsprozessen angedeutet werden.

3. Ausblick

Busse (1999: 141) sieht den Kern der Debatte darin begründet, dass diese Wortbildungen im Übergangsbereich die „klare Unterscheidung zwischen ‚Lexemen‘ und gebundenen (grammatischen Morphemen) erschweren“, deskriptiv relativ unproblematisch sind, „aber liebgeordnete klare Abgrenzungen und damit auch das (auch in der linguistischen Morphologie) beliebte Schubladendenken“ hinterfragen sowie zeigen, dass „die gerade in neueren linguistischen Theorieansätzen hochgehaltene säuberliche Unterscheidung in ‚Grammatik‘ vs. ‚Lexikon‘ [...] so fundamental gar nicht ist.“

Die Affixoid-Debatte ist insofern nützlich, als sie einerseits wissenschaftstheoretische Fragestellungen (Kategorie/Kategorienbildung) immer mehr ins Blickfeld gerückt hat und andererseits durch die zahlreichen Einzeluntersuchungen eine Fülle an Erkenntnissen über etymologische, semantisch-funktionale und strukturelle Merkmale von Affixoiden erbracht hat. Diese gilt es nun zu systematisieren, zu ergänzen und sprachübergreifend anzuwenden.

Einige weitere Forschungsdesiderate seien hier abschließend erwähnt:

Die erwähnten Übergangsphänomene könnten über eine verstärkte Einbindung der Prototypentheorie in die Untersuchungen handhabbarer erfasst werden (vgl. Brdar-Szabó; Brdar 2000).

Bereits zahlreiche frühere Arbeiten gehen von Merkmalbündelungen aus (vgl. u.a. Haase 1989, Brdar-Szabó 1990a,b). Diese vielversprechenden Ansätze gilt es zusammenzufassen, zu werten und für die weitere empirische Forschung nutzbar zu machen.

Zwar werden Konkurrenz und komplementäre Distributionen zwischen Affixoiden und Affixen wiederholt betont, dennoch gibt es in diesem Bereich einen Nachholbedarf. Wichtig wäre es, Reihen synonyme Einheiten aufzustellen. Kaum erforscht sind antonymische Relationen innerhalb der Wortbildung (vgl. Karbelaschwili 2009). Auch hier werden antonymische Paarungen u.a. durch Affixe und Affixoiden gebildet. Bedeutsam erscheinen Karbelaschwili (2009: 155) in diesem Zusammenhang die Erfassung von „möglichen antonymischen Funktionen der Wortbildungsmittel“ sowie deren Vergleich mit den synonymen Reihenbildungen.

In Anlehnung an Leuschner (2010: 13) sind weitere (sprachvergleichende) Forschungen von großer Bedeutung, um einzelsprachlich prototypische Merkmale und zwischensprachlich prototypische Konvergenzen und Divergenzen der Affixoiden unter Berücksichtigung von etymologischen, semantischen, strukturellen und kombinatorischen Aspekten aufzudecken. Zur Beurteilung der Untersuchungsergebnisse gilt es auch den Sprachkontakt, der zwischen den untersuchten Sprachen existiert, einzubeziehen.

Literatur

- Ascoop, Kristin (2005): Affixoidhungrig? Skitbra! Status und Gebrauch von Affixoiden im Deutschen und Schwedischen. In: Germanistische Mitteilungen 62/2005, 17-28.
- Brdar-Szabó, Rita (1990a): Die Wortbildung des Adjektivs in der deutschen Gegenwartssprache mit besonderer Berücksichtigung der Übergangszone zwischen Derivation und Komposition. Budapest: ELTE (= Budapester Beiträge zur Germanistik 21).
- Brdar-Szabó, Rita (1990b): Überlegungen zur Strukturiertheit von Merkmalsbündeln bei der Beschreibung der Übergangszone zwischen Derivation und Komposition. In: Germanistisches Jahrbuch DDR – Republik Ungarn 9/1990, 311-321.
- Brdar-Szabó, Rita; Brdar, Mario (2000): Grammaticalization and the lexicon: Core-and-periphery model vs. prototype approach. In: Mangasser-Wahl, Martina (Hg.): Prototypentheorie in der Linguistik. Anwendungsbeispiele – Methodenreflexion – Perspektiven. Tübingen: Stauffenburg (= Stauffenburg Linguistik), 139-159.
- Busse, Dieter (1999): Morphologische Irritationen. Die Konstitution des Gegenstands der linguistischen Morphologie im Wege der terminologischen Setzung. In: Wiegand, Herbert Ernst (Hg.): Sprache und Sprachen in den Wissenschaften. Geschichte und Gegenwart. Berlin/New York: De Gruyter, 119-153.
- Decroos, Nancy; Leuschner, Torsten (2008): Wortbildung zwischen System und Norm. Affixoide im Deutschen und Niederländischen. In: Sprachwissenschaft 33.1./2008, 1-34.
- Donalies, Elke (2000): Das Konfix. Zur Definition einer zentralen Einheit der deutschen Wortbildung. In: Deutsche Sprache 19.2./2000, 144-159.
- Donalies, Elke (2007a): Basiswissen Deutsche Sprache. Tübingen/Basel: A. Francke (= UTB 2876).
- Donalies, Elke (2007b): Marginale Morphologie. Das Problem mit den Rändern – ein Randproblem? In: Sprachreport 1/2007, 6-12.
- Eichinger, Ludwig M. (2000): Deutsche Wortbildung. Eine Einführung. Tübingen: Narr (= Narr Studienbücher).
- Eisenberg, Peter (2006): Grundriss der deutschen Grammatik. Band 1: Das Wort. Stuttgart/Weimar: J.B. Metzler.
- Elsen, Hilke (2009a): Komplexe Komposita und Verwandtes. In: Germanistische Mitteilungen 69/2009, 57-71.
- Elsen, Hilke (2009b): Affixoide: Nur was benannt wird, kann auch verstanden werden. In: Deutsche Sprache 37.4./2009, 316-333.
- Elsen, Hilke; Michel, Sascha (2007): Wortbildung im Sprachgebrauch. Desiderate und Perspektiven einer etablierten Forschungsrichtung. In: Muttersprache 117.1/2007, 1-16.
- Erben, Johannes (1983): Einführung in die deutsche Wortbildungslehre. Berlin: Erich Schmidt (= Grundlagen der Germanistik 17).
- Fandrych, Christian (2011): Wie geht es eigentlich den „Halbaffixen“? In: Deutsche Sprache 39.2./2011, 137-153.
- Fleischer, Wolfgang (1974): Wortbildung der deutschen Gegenwartssprache. Leipzig: VEB Bibliographisches Institut.

- Fleischer, Wolfgang; Barz, Irmhild unter Mitarbeit von Marianne Schröder (1995): Wortbildung der deutschen Gegenwartssprache. Tübingen: Niemeyer.
- Haase, Martin (1989): Komposition und Derivation: Ein Kontinuum der Grammatikalisierung. Arbeitspapier Nr. 10 (Neue Folge), Köln.
- Karbelaschwili, Samson (2009): Arten antonymischer Relationen im deutschen Wortbildungssystem. In: Eins, Wieland; Schmoe, Friederike (Hg.): Wie wir sprechen und schreiben. Festschrift für Helmut Glück zum 60. Geburtstag. Wiesbaden: Harrassowitz, 153-159.
- Kessel, Katja; Reimann, Sandra (2010): Basiswissen Deutsche Gegenwartssprache. Tübingen/Basel: A. Francke (= UTB 204).
- Klara, Ludmila (2009): Ist *steinreich* auch *steinreich*? Adjektivische Steigerungskomposita des Gegenwartsdeutschen und ihre Akzentuierung. Diss., LMU München: Fakultät für Sprach- und Literaturwissenschaften.
Unter: http://edoc.ub.uni-muenchen.de/12328/1/Klara_Ludmila.pdf [09.04.2012].
- Leuschner, Torsten; Wante, Eline (2009): Personale Suffixoide im Deutschen und Niederländischen. Methoden und Ergebnisse einer vergleichenden Korpusstudie. In: Germanistische Mitteilungen 70/2009, 59-73.
- Leuschner, Torsten (2010): Ausnahmepianist fettgeschreckt – inbleich! Deutsche, niederländische und schwedische Präfixoide im Spannungsfeld von Genealogie, Kreativität und Norm. In: Dammel, Antje; Kürschner, Sebastian; Nübling, Damaris (Hg.): Kontrastive germanistische Linguistik Hildesheim u.a.: Olms (= Germanistische Linguistik 206-209.2010), 863-892.
Unter: <https://biblio.ugent.be/input/download?func=downloadFile&fileOid=1161882,1-29> [20.01.2012].
- Lohde, Michael (2006): Wortbildung des modernen Deutschen. Ein Lehr- und Übungsbuch. Tübingen: Narr (= Narr Studienbücher).
- Meibauer, Jörg (2002): Lexikon und Morphologie. In: Meibauer, Jörg; Demske, Ulrike; Geilfuß-Wolfgang, Jochen; Pafel, Jürgen; Ramers, Karl Heinz; Rothweiler, Monika; Steinbach, Markus (Hg.): Einführung in die germanistische Linguistik. Stuttgart/Weimar: J.B. Metzler, 15-69.
- Motsch, Wolfgang (1996): Affixoide. Sammelbezeichnung für Wortbildungsphänomene oder linguistische Kategorie? In: Deutsch als Fremdsprache 33.3./1996, 160-168.
- Römer, Christine (2006): Morphologie der deutschen Sprache. Tübingen/Basel: A. Francke (= UTB 2811).
- Scheerlinck, Nele (2009-2010): Die Bildung von Abstraktderivaten in mittelhochdeutschen und frühneuhochdeutschen Bibelübersetzungen. Magisterarbeit. Universität Gent.
Unter: http://lib.ugent.be/fulltxt/RUG01/001/457/556/RUG01-001457556_2011_0001_AC.pdf [01.01.2012].
- Schippa, Thea (1992): Lexikologie der deutschen Gegenwartssprache. Tübingen: Niemeyer.
- Schmidt, Günter Dietrich (1987): Das Affixoid. Zur Notwendigkeit und Brauchbarkeit eines beliebten Zwischenbegriffs der Wortbildung. In: Hoppe, Gabriele; Kirkness,

- Alan; Link, Elisabeth; Nortmeyer, Isolde; Rettig, Wolfgang; Schmidt, Günter Dietrich (Hg.): Deutsche Lehnwortbildung. Beiträge zur Erforschung der Wortbildung mit entlehnten WB-Einheiten im Deutschen. Tübingen: Narr (= Forschungsberichte des Instituts für Deutsche Sprache Mannheim 64), 53-101.
- Schröder, Marianne (1985): Bevorzugte Wortbildungsmodelle für Adjektivbildungen. In: Sprachpflege 6/1985, 81-84.
- Schröder, Marianne (1988): Zur Bewertung von Wortbildungsstrukturen. In: Deutsch als Fremdsprache 25.3./1988, 168-172.
- Schu, Josef (2005): Zwischen Grundmorphem und Affix. In: Deutsche Sprache 33.3./2005, 258-286.
- Stevens, Christopher M. (2005): Revisiting the Affixoid Debate: On The Grammatikalisierung of the Word. In: Leuschner, Torsten; Mortelmans, Tanja; De Groot, Sarah (Hg.): Grammatikalisierung im Deutschen. Berlin/New York: De Gruyter (= Linguistik – Impulse & Tendenzen 9), 71-83.
- Vomáčková, Olga (2003): Wortbildung mit Hilfe der Halbsuffixe *-gut*, *-werk*, *-zeug* vom semantischen Standpunkt aus. In: Korčáková, Jana; Beyer, Jürgen (Hg.): Königgrätzer Linguistik- und Literaturtage. Hradec Králové: Gaudeamus, 209-213.

Ilona Feld-Knapp (Budapest)

Deutsch in Ungarn. Ein Überblick über die DaF-LehrerInnenausbildung

Einleitung

„Deutsch in Ungarn“ blickt in vieler Hinsicht auf lange Traditionen zurück (vgl. Bassola 1995, Földes 1993, V. Rada 2010).

In meinem Beitrag befaße ich mich mit Deutsch in Ungarn aus der Perspektive der Ausbildung von LehrerInnen für den Unterricht des Deutschen als Fremdsprache (DaF).

Der Unterricht des Deutschen als Fremdsprache ist durch eine ständige Suche nach Optimierungsversuchen gekennzeichnet. In einem Überblick über die Geschichte der Ausbildung von LehrerInnen für DaF in Ungarn zeige ich die wichtigsten strukturellen und inhaltlichen Wendepunkte auf, die ihre Entwicklung entscheidend beeinflussten. Bei der gegenwärtigen Situation angelangt, stelle ich die Frage, wie sich die ungarische DaF-LehrerInnenausbildung den neuen zeitgemäßen Aufgaben stellen kann.

1. Die Anfänge der DaF-LehrerInnenausbildung in Ungarn

Der Anfang der institutionellen DaF-Lehrerausbildung in Ungarn geht bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts zurück und hängt mit der Etablierung der ersten ungarischen Lehrstühle für Germanistik an den ungarischen Universitäten bzw. mit dem Ausbau des staatlichen Schulwesens zusammen. Damit fügt sie sich in die europäischen Traditionen ein.

Die Entwicklung und Etablierung der universitären Ausbildung von LehrerInnen für moderne Fremdsprachen in Ungarn hat viele Gemeinsamkeiten mit derjenigen im deutschsprachigen Raum.

Bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts erwarb man Kenntnisse moderner Fremdsprachen auch in Ungarn traditionell durch soziale Kontakte oder bei „Sprachmeistern“, die in adligen oder wohlhabenden bürgerlichen Familien angestellt waren und das fremdsprachliche Umfeld für die Sprachlernenden sicherten. Diese gesteuerte Form des Fremdsprachenlernens war ein Privileg, deshalb nur für wenige erreichbar. Der Anspruch auf professionelle Vermittlung von modernen Fremdsprachen entstand im Zuge des staatlich organisierten Ausbaus der Mittelschulen, die auch für breitere Schichten der Gesellschaft

zugänglich waren und in denen Unterricht nach einem vorgeschriebenen Curriculum stattfand. Neben den klassischen Sprachen fanden auch moderne Fremdsprachen Einzug in die Mittelschulen. Bei der Vermittlung von modernen Fremdsprachen wurde das herkömmliche Bildungsideal umgesetzt, also auch die Vermittlung von lebenden Sprachen nach dem Muster der klassischen Sprachen durchgeführt. Das hatte zur Folge, dass es eine explizite Form für die Ausbildung von LehrerInnen für den Unterricht von modernen Fremdsprachen anfangs gar nicht gab. Das philologische Studium der beiden klassischen alten Sprachen, von Griechisch und Latein, hatte traditionell ein hohes Prestige an den Universitäten. Neuphilologien, wie unschwer am Namen erkennbar ist, waren neu an den Universitäten und mussten für ihre Anerkennung kämpfen. Das Studium der klassischen Sprachen diente als Vorbild und auch Inhalte in den Neuphilologien wurden nach diesem Muster bestimmt. Einen großen Aufschwung bekamen die Neuphilologien durch die Erweiterung ihrer Aufgabenbereiche, indem anerkannt wurde, dass für die Vermittlung von modernen Fremdsprachen LehrerInnen ausgebildet werden müssen. Krumm hebt die Problematik wie folgt hervor:

Die heute weitgehend übliche Ausbildung von FremdsprachenlehrerInnen im Rahmen der Philologien entwickelte sich in Parallelität zu den Studien in Griechisch und Latein, um für die lebenden Fremdsprachen ein ähnliches Prestige zu etablieren. Die Neuphilologie an den Universitäten verdankt der Lehrerausbildung weitgehend ihre Institutionalisierung, ohne allerdings die Studieninhalte auf die künftige Berufsrolle ihrer Absolventen abzustimmen. Universitäten sahen und sehen sich teilweise noch heute nicht als Ausbildungsstätten, sondern orientieren sich in ihrem Unterrichtsprogramm an der Fachsystematik: Wer sein Fach versteht, so der Grundgedanke, könne es dann auch gut unterrichten (Krumm 2010: 1341).

Nach diesen einführenden Überlegungen schauen wir uns an, wie und ab wann die ersten Lehrstühle für Germanistik in Ungarn gegründet wurden und wie sich das Schulwesen entwickelte, dessen Bedürfnisse die Ausbildung von LehrerInnen zu bedienen hatte.

1.1. Die ersten Lehrstühle für Germanistik

Der erste ungarische Lehrstuhl für Germanistik wurde 1784 an der Pester Universität gegründet, als zweiter in Europa nach Wien 1753. Die Gründung wurde durch die Sprachverordnung Josephs II. (des Sohnes von Maria Theresia) ermöglicht. Gemäß dieser Verordnung sollte die Vorherrschaft des Lateinischen im öffentlichen Dienst und im Unterricht in der Monarchie abgeschafft und die deutsche Sprache eingeführt werden. Neue Lehrstühle entstanden erst später: 1872 Kolozsvár (Klausenburg, heute Rumänien), 1921 nach Szeged verlagert,

1914 Debrecen, 1918 Pozsony (Pressburg, heute Slowakei). Diese Lehrstühle übten einen starken Einfluss auf das gesamte Geistesleben im Land aus (vgl. Paul 2001). Das Ziel der Gründung dieser Lehrstühle war, ein Studium der deutschen Sprache und Literatur zu ermöglichen. Die Ausbildung von LehrerInnen bedeutete eine Erweiterung der Aufgaben, im Mittelpunkt stand die philologische Bildung.

Seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wird die DeutschlehrerInnenausbildung an ungarischen Universitäten durch diese germanistischen Lehrstühle angeboten. Neben den Universitäten etablierte sich auch eine andere Institution, die Pädagogische Hochschule, die in der LehrerInnenausbildung für verschiedene Fächer bis in die letzten Jahre eine wichtige Aufgabe erfüllte. Die Zahl der Lehrstühle für Germanistik insgesamt ist besonders nach 1989 stark gestiegen. In dieser Situation bedeutete das Bologna-System eine große Änderung. Auf diese Frage wird später noch eingegangen.

1.2. Etablierung des staatlichen Schulwesens

Parallel dazu entwickelte sich das Schulsystem im Land. Für die Lehrerausbildung waren in diesem Prozess vor allem zwei Schultypen von Bedeutung, die sechsklassigen Mittelschulen: das Gymnasium und die Realschule sowie die sogenannte Bürgerschule.

Mit der Gründung der Mittelschulen ist der Name des damaligen Kultusministers Ágoston Trefort eng verbunden. Ihre Aufgabe war die Befähigung der Jugend zum Erwerb einer höheren allgemeinen Bildung und zur Vorbereitung auf das Studium. Der wichtigste Unterschied zwischen ihnen bestand darin, dass bei der Verwirklichung der gestellten Aufgaben im Gymnasium in erster Linie die humanistischen Fächer im Vordergrund standen, in der Realschule spielten die naturwissenschaftlichen Fächer eine größere Rolle. Die Bürgerschulen wurden auf Initiative des deutschsprachigen städtischen Bürgertums bereits seit Ende des 18. Jahrhunderts gegründet, als Modell für ihre Errichtung dienten die österreichisch-deutschen Bürgerschulen. (vgl. Földes 1993: 11-12). Aus Sicht der DaF-LehrerInnenausbildung waren diese Schulen die ersten, die ausgebildete Lehrkräfte verlangten.

Auf der Grundlage des Entwurfes des damaligen Kultusministers Kunó Klebelsberg wurde in den 20er Jahren des 20. Jahrhunderts ein neues System der Mittelschulen eingeführt. Die Mittelschule wurde auf acht Jahre ausgeweitet. Das sechsklassige System wurde aufgehoben. In diesem neuen System existierten drei Typen der achtklassigen Mittelschule: das Gymnasium, das Realgymnasium und die Realschule. Da die Ziele und Hauptaufgaben im Gymnasium nicht neu definiert wurden, bedeutete dieses System nur eine größere Differenzierung und einen anderen Verwirklichungsweg für dieselben Ziele. Das Mittelschulsystem wurde differenzierter, und das Gymnasium bekam einen stärkeren Elitecharakter.

Gerade durch diesen Charakter war dieser Schultyp bei der Vermittlung von Fremdsprachen besonders wichtig, diese Position konnte das Gymnasium bis heute behalten.

1934 wurden die drei Typen der Mittelschule aufgehoben. Das achtklassige Gymnasium blieb die einzige Form der Mittelschule. Diese Entscheidung wurde damals heftig kritisiert, weil die Befürworter des alten Systems befürchteten, dass der Elitecharakter des Gymnasiums in Gefahr geraten könne. 1949 wurde das Schulwesen in Ungarn aus politischen Gründen umstrukturiert.

In den 80er Jahren des 20. Jahrhunderts begann der Erneuerungsprozess des Schulwesens. Es bildete sich ein hochdifferenziertes, pluralistisches Schulsystem heraus, in dem parallel vier-, sechs- und achtklassige Grundschulen und Mittelschulen existierten. Dieses Schulsystem ist bis heute erhalten geblieben.

2. Zum Wandel der Aufgabenfelder für DaF-LehrerInnen

Um die DaF-LehrerInnenausbildung in allen Facetten zu betrachten, ist auch wichtig zu klären, welche Aufgabenbereiche LehrerInnen an den jeweiligen Schulen zugewiesen waren und wie sich diese von der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts bis heute gewandelt haben. Dieser Wandel ist anhand der Lehrpläne nachvollziehbar. (Ausführlicher dargestellt bei Feld-Knapp 1996).

2.1. LehrerInnenrollen und Ziele des Deutschunterrichts

Die erste gesetzliche Regelung des Schulwesens, also der erste staatliche Lehrplan, erschien 1879, nachdem der Deutschunterricht wegen politischer, historischer und wirtschaftlicher Determinanten im Unterricht der modernen Sprachen lange Zeit eine führende Rolle gespielt hatte. Die Zielsetzungen des Deutschunterrichts passten in den allgemeinen Bildungsprozess und dienten der literarischen Bildung und der Vorbereitung auf wissenschaftliche Tätigkeiten. Folgende zwei Grundziele können hier genannt werden:

1. Kenntnis der modernsten deutschen Literatur aufgrund sicherer grammatistischer Kenntnisse.
2. Förderung der Fähigkeit des Schülers, dass er einen ungarischen Text, dessen Gegenstand aus dem Unterrichtsgeschehen hervorgeht, richtig und korrekt ins Deutsche übersetzen kann. (frei übersetzt nach Szoboszlai 1960: 194)

Diesem Grundgedanken (nach dem Vorbild der Altphilologien) ist zu verdanken, dass die Neophilologien im Bildungswesen verankert wurden. Zudem wird verständlich, welche Ziele für den Deutschunterricht formuliert wurden.

Zur Verwirklichung dieser Ziele ergab sich eine einzige klar definierte Lehrerrolle, die auf die bloße Weitergabe von Wissen und Bildungsidealen reduziert war. Auch für das Lehren entstand ein klares Konzept: Lehren wurde als eine Instruktion aufgefasst (vgl. Wolff 1996). Von der Ausbildung von Lehrpersonen wurde dementsprechend erwartet, dass sie angehende LehrerInnen auf die Rolle des Wissensvermittlers vorbereitet. Wissen bedeutete in diesem Kontext ausschließlich ein Faktenwissen im philologischen Bereich.

2.2. Einfluss der gesellschaftlichen Bedürfnisse

Die gesellschaftlichen Bedürfnisse, die politische und wirtschaftliche Expansion um die Jahrhundertwende beeinflussten endgültig die Entwicklungsrichtung des Faches in Westeuropa. Mit dem berühmten Flugblatt von Vietor: „Der Sprachunterricht muss umkehren“, wurden die Prinzipien und Ziele des alten Sprachunterrichts endgültig in Frage gestellt. Die Forderung nach Änderungen wurde auch in Ungarn laut, 1903 erschien ein neuer Lehrplan für das Fach, der das Ziel so formulierte: „Das Verstehen der Werke der neuesten deutschen Literatur aufgrund sicherer sprachlicher Kenntnisse und die praktische Beherrschung der gesprochenen und der geschriebenen Sprache.“ (frei übersetzt nach Szoboszlai 1960: 220)

Diese Änderung war sehr wichtig, weil sie die erste wesentliche Entfernung von den Zielsetzungen des Unterrichts der toten Sprachen bedeutete. Die praktische Umsetzung konnte aber zu dieser Zeit noch nicht verwirklicht werden, und die Sprechfertigkeit konnten die SchülerInnen weiterhin nur durch Reisen oder bei Privatlehrern erwerben. In der Schule hatten die DeutschlehrerInnen selbst eine Änderung im Fach lange Zeit nicht zugelassen und es fiel ihnen schwer, sich umzustellen. Fülöp Bartos formulierte es treffend in seiner Studie:

Als ob Lehrer nicht verstehen wollten, dass sich die Schule im Zeitalter der raschen Entwicklung der ausländischen Beziehungen und im Zeitalter der wachsenden Bedeutung der praktischen Interessen nicht im Wege stehen darf. Diese Entwicklung war auch im kulturellen Leben spürbar. Die Lehrer hätten gerne ihre gewohnte Arbeit fortgesetzt: konjugieren und deklinieren, bunte Texte aus dem und ins Ungarische übersetzen, klassische Texte analysieren, Literaturgeschichte gestalten, um dann schließlich den Lernprozess mit einer Übersetzung bei der Abiturprüfung abzuschließen. (frei übersetzt nach Magyar Pedagógia 1894)

In diesem kritischen Kommentar von Bartos wird die Wichtigkeit der Lehrperson hervorgehoben und betont, dass diese die Hauptrolle in der Umsetzung von neuen Zielen ausübt. Hier lässt sich langsam eine andere Vorstellung von der Schlüsselfunktion der LehrerInnen erkennen. Das Verständnis für die neuen

Anforderungen im Fremdsprachenunterricht bildet sich nicht nur in Ungarn, sondern auch im westeuropäischen Raum langsam aus. Die ersten Anzeichen dafür sind in den 60er Jahren in Ungarn zu entdecken.

Erst im Jahre 1965 wurde der Wunsch nach modernem Deutschunterricht in dem Dokument ‚Tanterv és utasítás‘ gemäß dem damaligen Zeitgeist zum Ausdruck gebracht: „Unsere Gesellschaft wünscht vom Deutschunterricht die Erfüllung praktischer, kulturkundlicher und erzieherischer Aufgaben“ (frei übersetzt nach Tankönyvkiadó 1965: 69- 79). Modernität bedeutete, dass praktische Ziele als erster Zweck formuliert waren.

Am Ende der 70er Jahre erschien das neue Tantervi útmutató (Tankönyvkiadó 1979). Das Dokument behielt die Ziele des Deutschunterrichts bei, jedoch trat das Erzieherische an die erste Stelle, dann kamen das praktische und das kulturkundliche Ziel. In der neuen Reihenfolge der formulierten Ziele spiegelte sich die Anforderung an eine neue, so genannte erzieherische Schule wider. Für die LehrerInnenrolle bedeutete dies weiterhin die Weitergabe von Kenntnissen, allerdings mit einem anderen Schwerpunkt.

Der neue Lehrplan für den Bereich Deutsch als Fremdsprache war der Nationale Grundlehrplan (NAT), der an die neue Situation nach der politischen Wende 1989 angepasst wurde und für die einheitliche Grundlegung der schulischen Ausbildung sorgte. Der NAT wird ständig überarbeitet und modifiziert. Die letzte Version des NAT wurde 2011 verabschiedet.

Die grundsätzlichen Formulierungen des NAT zur Bedeutung des Sprachenlernens in Ungarn gelten auch für den Bereich Deutsch als Fremdsprache. Die Ziele des Fremdsprachenunterrichts, das heißt Förderung der kommunikativen und interkulturellen Kompetenz, stehen im Einklang mit dem Gemeinsamen Europäischen Referenzrahmen (GER). Der GER verfolgt einerseits ein wichtiges sprachpolitisches Ziel und will zur Förderung der Mehrsprachigkeit und der individuellen Vielsprachigkeit beitragen (vgl. Quetz 2010). Andererseits geht er vom handlungsorientierten Ansatz aus und betont die Bedeutung des Sprachgebrauchs statt des Sprachwissens im Fremdsprachenunterricht.

Bevor ich zur Darstellung der gegenwärtigen Aufgabenfelder der DaF-LehrerInnen, die sich aus diesen Zielen ergeben, und zur Beschreibung ihrer neuen Lehrerrolle komme, verschaffen wir uns einen kurzen Überblick, ohne den Anspruch auf Vollständigkeit zu erheben, über die Entwicklung der DaF-Lehrerausbildung seit der politischen Wende 1989 in Ungarn bis heute.

3. DaF-LehrerInnenausbildung im Umbruch

Durch die Differenzierung des DaF-Unterrichts an unterschiedlichen Schultypen ab den 60er Jahren war neben der universitären Ausbildung von DaF-LehrerInnen auch eine DaF-Lehrerausbildung an den Hochschulen, die spezifische Bedürf-

nisse befriedigte, von Bedeutung. An diesen wurden FremdsprachenlehrerInnen für die Grundschule (Sekundarstufe I-II) ausgebildet. Mit der Ausbildung von LehrerInnen für den Primarbereich (Klasse 1-4) erfolgte parallel oft in den gleichen Instituten auch die Ausbildung von KindergärtnerInnen.

Einen zweiten Typ von Hochschule bildeten jene Einrichtungen, in denen für den Sekundarbereich I (Klasse 5-8) LehrerInnen sowohl in natur- als auch in geisteswissenschaftlichen bzw. philologischen Fächern ausgebildet worden sind.

Neben den Hochschulen bildeten weiterhin auch Universitäten Lehrpersonen aus, aber nur für den Sekundarbereich II. Den Kern der DaF-LehrerInnenausbildung an den Universitäten bildet weiterhin die philologische Ausbildung, dieser folgt eine Fachausbildung, die mit einer Lehramtsprüfung abgeschlossen wird.

3.1. DaF-Lehrerausbildung nach 1989

Infolge der politischen Veränderungen in den 90er Jahren stieg der Bedarf an FremdsprachenlehrerInnen für die Fächer Deutsch und Englisch (vgl. Medgyes 2011, Morvai 2011). In der DaF-Lehrerausbildung wurde, parallel zur traditionellen fünfjährigen Ausbildung an den Universitäten, ein neues Modell erarbeitet und eingeführt mit dem Ziel, den Fremdsprachenlehrermangel zu überwinden (vgl. Petneki/Schmitt/Szablyár 1994, Fremdsprache Deutsch 1994). Das war ein sechssemestriger Kurzstudiengang in einem Fach (Deutsch oder Englisch), der den ersten Versuch darstellte, Ziele der Ausbildung aus dem Berufsprofil abzuleiten. Trotz positiver Züge konnte sich dieses Modell an den Universitäten nicht etablieren, es wurde nicht in die universitäre Bildung eingebunden und mit der abnehmenden Nachfrage 2001 abgeschafft.

Zur gleichen Zeit wurde auch das Curriculum der traditionellen fünfjährigen DaF-LehrerInnenausbildung reformiert, indem der Anteil der Fachdidaktik-Stunden erhöht wurde und wichtige Inhalte hinzukamen. Im Rahmen der fachdidaktischen Ausbildung wurden Grundkenntnisse vermittelt und vertiefende Lehrveranstaltungen zu ausgewählten Aspekten der Fremdsprachendidaktik angeboten. Die Studierenden konnten ihr Schulpraktikum an Musterschulen der Universitäten absolvieren. All diese Änderungen trugen zwar zu einer Modernisierung der Deutschlehrerausbildung bei, aber für eine gut fundierte, professionelle Lehrerausbildung reichten sie dennoch nicht aus. Die Studiengänge zeigten in den verschiedenen Ausbildungseinrichtungen in Ungarn überwiegend einen linearen Aufbau mit einer starken sprachpraktischen Schwerpunktsetzung zu Beginn des Studiums und einem philologisch orientierten Grundstudium mit gleich gewichteten linguistischen und literaturwissenschaftlichen Anteilen, gefolgt von einer weniger stark gewichteten Fachausbildung zum Sprachlehrer mit relativ geringen schulpraktischen Anteilen (vgl. Paul 2001).

2006 wurde das Bologna-Modell im Hochschulwesen bis auf einige Bereiche obligatorisch eingeführt, die universitäre Lehrerausbildung wurde generell neu strukturiert (vgl. Baumstark/Gombocz/Hunyady, 2011). Damit wurde auch für die FremdsprachenlehrerInnenausbildung von einem Tag auf den anderen ein neues Modell eingeführt. Auch dieses Modell entstand leider nicht auf der Basis des Forschungsstandes zum heutigen modernen Berufsprofil von FremdsprachenlehrerInnen (ausführlicher dargestellt bei Feld-Knapp 2011).

Dieses Modell der FremdsprachenlehrerInnenausbildung, wie die Lehrerausbildung generell, soll auf Grund der vielen Defizite der gestuften Ausbildung laut neuem Hochschulgesetz (2011) wieder geändert werden. Um nur einige dieser Defizite zu nennen: Die Ausbildung wird nicht als Ganzes betrachtet und ihre Inhalte werden in den wichtigsten Bereichen wie Fachwissenschaften, Fachdidaktik und Pädagogik nicht abgestimmt, die Bildungsinhalte sind beliebig und decken das Berufsprofil eines Fremdsprachenlehrers nicht ab. Der Kern der LehrerInnenausbildung findet nur auf MA-Ebene statt, die Zeit für die Entfaltung der Lehrerpersönlichkeit ist sehr knapp bemessen, es gibt wenig Möglichkeiten für Unterrichtserfahrungen und anschließende Reflexionen. Ein weiteres Problem ist, dass Lehrerkandidaten mit ganz unterschiedlichen Vorkenntnissen zugelassen und die Unterschiede während des kurzen Studiums nicht ausgeglichen werden.

3.2. Neue Reform der DaF-LehrerInnenausbildung

Es ist zu erwarten, dass die Empfehlungen der auch international geführten Diskurse bei der neuen Reform der FremdsprachenlehrerInnenausbildung auch in Ungarn mitberücksichtigt werden (Bausch/Königs/Krumm 2003, Gnutzmann/Königs/Küster 2011, Krumm 2012, Europäisches Portfolio für Sprachlehrende in der Ausbildung).

In Anlehnung an Krumm (2012) lässt sich ein Fazit dieser Diskurse in Bezug auf die bevorstehende Reform der DaF-LehrerInnenausbildung wie folgt ziehen:

Drei Dinge sind für eine Reform der Ausbildung von FremdsprachenlehrerInnen notwendig:

- a. Klare Vorstellungen von dem Praxisfeld, für das die Lehrenden ausgebildet werden sollen: Wie soll der Fremdsprachenunterricht heute und morgen aussehen?
- b. Klare Vorstellungen von den Rollen und Aufgaben, die die Lehrkräfte in diesem Praxisfeld wahrnehmen sollen: Welche Prinzipien sollen ihre Arbeit leiten und was sollen sie tun?
- c. Klare Vorstellungen von den erforderlichen Lehrkompetenzen, die die zukünftigen Fremdsprachenlehrerinnen und -lehrer für die professionelle Wahrnehmung dieser Rollen und Aufgaben brauchen: Was müssen sie dafür wissen und können?

Das schließt ein, dass germanistische Studieninhalte im Hinblick auf ihre Bedeutung für die Lehrkompetenz neu gewichtet werden und Fremdsprachendidaktik / Sprachlehrforschung im Rahmen der Germanistik als gleichgewichtige Forschungs- und Lehrgebiete etabliert werden (Krumm 2012).

In diesem Sinne bleibt zu hoffen, dass auch in Ungarn ein neues Curriculum entwickelt wird, das auch junge DaF-LehrerInnen auf ihre Aufgaben bestmöglichst vorbereitet und eine Ausbildung bietet, die den neuen Ansprüchen und Anforderungen des Unterrichts an der Schule besser entspricht. An erster Stelle stehen dabei die Anforderungen der didaktischen Prinzipien wie z.B. der Lernerorientierung, und daraus folgend ein Verständnis für die neue LehrerInnenrolle und die Förderung der Handlungsorientierung im Sinne der Mehrsprachigkeitsdidaktik.

Bei der Durchführung einer neuen Reform muss die wichtige Aufgabe der Klärung des Verhältnisses von Fachwissenschaft, Fachdidaktik und Unterrichtspraxis neu bewältigt werden (vgl. Bredella 2003, Krumm 2003). Nur auf diese Weise kann das ewige Dilemma Philologie oder Lehramt aufgelöst werden. Die beiden Ausrichtungen sollten gleichrangig, mit je eigenen Aufgaben anerkannt, angeboten, vertreten und praktiziert werden. Es soll nicht Aufgabe der Lehrenden sein, vorgegebenes Wissen schlicht weiterzugeben, sondern darauf zu achten, wie bestimmte Gegenstände in das Blickfeld und den Erfahrungshorizont der Lernenden gerückt werden, sodass sie bildungsrelevant werden und zur Entwicklung ihrer kognitiven, affektiven, sozialen und ethischen Fähigkeiten beitragen. Gegenstände der Fachwissenschaften haben eine hohe Relevanz für das Lehramtsstudium in ihrer Bedeutung für die Vermittlung. Angehende Lehrende müssen die Fähigkeit entwickeln, diese Gegenstände aus der Perspektive der Lernenden zu behandeln und im Unterricht an deren Lebenswelt anzuknüpfen.

Ein Kerncurriculum, das auf das Unterrichten von Fremdsprachen vorbereitet, sollte die Beschreibung aller didaktischen Kompetenzen beinhalten, die für den Fremdsprachenlehrerberuf wichtig sind, um diesen Beruf erfolgreich ausüben zu können. Der Kompetenzbegriff erlaubt es, anstelle pauschaler und meist subjektiver Vorstellungen vom „guten“ Lehrer die auszubildenden Fähigkeiten und Fertigkeiten an den beruflichen Tätigkeitsfeldern zu orientieren (vgl. Boócz-Barna 2009).

Die damit verbundene Ausdifferenzierung macht zugleich sichtbar, dass viele der didaktischen Fähigkeiten und Fertigkeiten auch außerhalb der professionellen Lehrtätigkeit erforderlich und anwendbar sind: Berufliches Wissen und didaktische Kompetenzen sind in der Wissensgesellschaft untrennbar miteinander verbunden. Ein Modell zur Erfassung der Lehrerkompetenzen für den Unterricht von Fremdsprachen sollte also unbedingt aus der Vision von zukünftigen Tätigkeitsfeldern der Lehrtätigkeit im Fremdsprachenunterricht ausgehen. Im Mittelpunkt sollte die Forderung nach erfolgreichem Unterrichten stehen.

4. Die Aufgabenfelder von DaF-LehrerInnen im gegenwärtigen Fremdsprachenunterricht

Für den Fremdsprachenunterricht, auch für den DaF-Unterricht von heute ist eine große Aufgabenvielfalt charakteristisch, die „von der Überwindung von Lernhemmungen über den Kenntnissachweis via Zertifikat bis zur Fähigkeit der interkulturellen Kommunikation“ (Krumm 2006: 69) reicht.

4.1. Neue Ziele und neue LehrerInnenrollen im modernen Fremdsprachenunterricht

Im heutigen Fremdsprachenunterricht ist die erstrangige fremdsprachenspezifische Zielsetzung die Förderung der kommunikativen und interkulturellen Kompetenzen, damit Lernende handlungsfähig werden und sich im Dialog zwischen Menschen und Kulturen zurechtfinden. Im schulischen Bereich hat der moderne Fremdsprachenunterricht über diese fremdsprachenspezifischen Ziele hinaus auch allgemein-erzieherische, pädagogische Ziele (wie soziales und solidarisches Verhalten, Toleranz, Empathie, Fähigkeit zur Konfliktbewältigung), die mit den institutionellen Aufgaben und Zielsetzungen in Einklang gebracht werden müssen.

Diese Ziele können nicht nach einer in sich geschlossenen Methode verwirklicht werden. Dem kommunikativen Fremdsprachenunterricht liegt ein offenes Unterrichtskonzept zugrunde, dessen Umsetzung eine neue Lehr- und Lernkultur verlangt. Ausgehend von der konstruktivistischen Annahme, dass Lernen ein individueller Prozess ist und nur gelingen kann, wenn der Lernende ihn bewusst und eigenverantwortlich mitgestaltet, spielen die Lernenden eine aktive Rolle und sollen als Subjekte des Unterrichts behandelt werden. Im Sinne einer neuen Lehr- und Lernkultur steht das Lernen im Mittelpunkt und Lehren wird als Optimierung betrachtet. Diese neue Relation der beiden Begriffe verlangt von der Lehrperson ein neues Rollenverständnis. LehrerInnen sollen die Funktion von Beratern, Begleitern, Unterstützern übernehmen und die SchülerInnen nicht so sehr instruieren und belehren, als sie befähigen, ihre eigenen Bedürfnisse selbstständig zu entdecken, zu erfüllen und das Gewünschte zu erlernen. Sie sollen Freiraum für persönliche Entfaltung, für dynamische Kompetenzen, für individuelle Schwerpunktsetzungen und Erfahrungsgewinn schaffen (Krumm 2009: 110).

Lernerorientierung als oberstes didaktisches Prinzip ist nun nicht einfach mit der Unterrichtspraxis zu vereinbaren. An dieser Stelle soll wieder auf den GER hingewiesen werden. Seine innovative Wirkung auf den modernen Fremdsprachenunterricht kann nicht genug betont werden, aber die Umsetzung der Lernerorientierung, die besonders im schulischen Fremdsprachenunterricht von großer Bedeutung ist, wird durch ihn nachhaltig beeinträchtigt. Im GER

werden die zu erwerbenden Sprachkenntnisse in KANN-Beschreibungen transparent gemacht. Auf diese Weise wird zwar die Grundlage für Vergleichbarkeit und Standardisierung geschaffen, aber für die Berücksichtigung der individuellen Wege der Sprachlernenden bleibt wenig Raum und die Handlungsmöglichkeiten der Lehrenden sind eng.

Auf lernerorientierten Unterricht kann heute nicht mehr verzichtet werden, die Berücksichtigung der individuellen Interessen und Bedürfnisse ist der wichtigste Motivationsfaktor im schulischen Unterricht, in dem die meisten Lernenden ihre Ziele, warum sie eine Fremdsprache erlernen wollen, noch nicht klar sehen und gar nicht formulieren können. Sie müssen täglich neu gewonnen werden.

Die Umsetzung der Lernerorientierung, auch die der Ansätze der Mehrsprachigkeitsdidaktik im institutionellen Fremdsprachenunterricht, verlangt von den Lehrenden große Methodenbewusstheit, Flexibilität, hochgradige Professionalität und auch eine neue Selbstbestimmung als FremdsprachenlehrerIn (vgl. Caspari 2003).

4.2. Professionalität

Auf diese komplexe und hoch differenzierte Lehrsituation müssten angehende LehrerInnen schon in ihrer Ausbildung vorbereitet werden. Das kann nicht anhand von Rezepten geschehen, sondern nur durch praktische Erfahrungen und Reflexion des eigenen Tuns. Erstens müssen sie mit der neuen Lehr- und Lernkultur vertraut gemacht werden, zweitens müssen sie ihre Erfahrungen in dieser widersprüchlichen Unterrichtssituation (der Lehrer ist gleichzeitig Freund und Prüfer, Vermittlungsinstanz und Partner) reflektieren. Für die Überwindung dieser Widersprüche, für das Zurechtfinden im unterrichtlichen Alltag werden Professionalität, viel Geschick und Talent gefordert.

Von der Ausbildung bis zur Professionalität ist es ein langer Weg, aber die Grundlagen dafür müssten schon während der Ausbildung gelegt werden.

Professionalität bedeutet über Berufsorientierung hinaus auch Wissenschaftsorientierung, also die Fähigkeit, sich studierend über Information und Fortbildung zu behaupten und nicht zuletzt eine ausgeprägte Gesellschaftsorientierung, Offenheit und Interesse für gesellschaftliche Änderungen (Sauer 1995: 174). Das Berufsprofil eines Fremdsprachenlehrers umfasst grundsätzlich diese drei Komponenten, sie sollten feste Bestandteile der Ausbildung sein. Besonders wichtig ist die Berücksichtigung aller dieser drei Komponenten in der universitären Ausbildung.

4.3. Nachwuchsförderung

Die Komponente der Wissenschaftsorientierung rückt die Frage der Nachwuchsförderung in den Mittelpunkt. Sie wird zwar im aktuellen curricularen Diskurs wenig beachtet, hat in Ungarn aber eine lange Tradition. Exemplarisch sollen zwei Institutionen vorgestellt werden, die bei der Nachwuchsförderung eine wichtige Rolle in Ungarn spielen.

Zu nennen wäre hier erstens die Institution der „Wissenschaftlichen Nachwuchstagung (OTDK)“. Sie findet alle zwei Jahre statt. Wissenschaftliche Nachwuchsförderung kann natürlich nicht alle Studierenden betreffen, sondern bezieht sich nur auf äußerst motivierte und engagierte junge Menschen, die bereits während des Studiums eine wissenschaftliche Kompetenz erlangen möchten.

Als ein zweites Beispiel für den Bereich der wissenschaftlichen Nachwuchsförderung im Bereich des Fremdsprachenunterrichts kann hier auch das Eötvös Collegium (EC) der ELTE genannt werden, welches sich seit vielen Jahren für eine Beibehaltung und Förderung der Wissenschaftlichkeit einsetzt und eine beträchtliche Anzahl an erfolgreichen Wissenschaftlern hervorgebracht hat.

Das EC wurde 1895 von Loránd Eötvös mit der Aufgabe der Ausrichtung einer niveauvollen Lehrerausbildung gegründet. Der Unterricht im EC stand unter dem Motto „Freiwillig dient der Geist“, dieser Gedanke prägte das Leben im EC in jedem Bereich. In diesem Sinne leistete das Collegium im Laufe der Geschichte einen wichtigen Beitrag für die Ausbildung von Lehrern, aber auch von Nachwuchswissenschaftlern.

Eine neue Initiative am EC ist die CATHEDRA MAGISTRORUM (CM). Sie will einen Beitrag zum beruflichen Selbstverständnis angehender DaF-Lehrer leisten, ihnen Wege zur Professionalisierung aufzeigen, ihnen bei der Herausbildung ihres individuellen Lehrer-Wissens und Lehrer-Denkens helfen. Die Teilnehmer der Lehrerakademie sind interne und externe „Kollegiaten“. Sie können im Rahmen von Werkstattarbeit einen Einblick in die Forschung des Lehrens und Lernens von Fremdsprachen bekommen und mit der Zeit auch eigene Forschungen durchführen, neue Erkenntnisse gewinnen, Zusammenhänge verstehen, die ihren Horizont erweitern. Zur Werkstattarbeit, die in bestimmten Zeitabständen regelmäßig stattfindet, werden auch namhafte in- und ausländische Experten, Wissenschaftler und andere eingeladen. Die Cathedra Magistrorum greift die Grundidee neu auf und stellt deshalb ausgehend vom dargestellten Berufsprofil „Fremdsprachenlehrer“ die Wissenschaftsorientierung in den Mittelpunkt. Für die Aktivitäten der CM bieten sich Forschungsschwerpunkte wie Mehrsprachigkeit, Lernerautonomie und Lernberatung, Lehrerlernen, Interaktionsforschung, Neue Medien, Migration (Boócz-Barna 2006, Caspari 2003, Gogolin 2003, 2006, Hornung 2006, Krumm 2003, Königs 2003, 2005) an. Erkenntnisse aus allen genannten Bereichen können zu eigenen Forschungen über ein zeitgerechtes

berufliches Selbstverständnis der Fremdsprachenlehrer ermutigen (ausführlicher dargestellt bei Feld-Knapp 2011).

5. Fazit

Schließlich lässt sich feststellen, dass die Ausbildung der DaF-LehrerInnen in Ungarn zwar auf eine lange und reiche Tradition zurückblickt, aber auch in ihrer gegenwärtigen Form wie zu Beginn immer noch durch den Widerspruch von Ausbildungsinhalten und Berufsfeldern geprägt ist. Dies gilt vor allem für die universitäre Ausbildung von DaF-LehrerInnen. Dieser Widerspruch kann nur aufgelöst werden, wenn Berufsanforderungen in der LehrerInnenausbildung mitberücksichtigt werden. Im Falle der DaF-Lehrerausbildung wäre dies leicht, da Ergebnisse aus einer neuen germanistischen Disziplin – DaF – bereits vorliegen.

Krumm betont bereits 1994 in seiner Antrittsvorlesung an der Universität Wien in Bezug auf das Fach Deutsch als Fremdsprache die Wichtigkeit der wissenschaftlichen Forschung im Bereich DaF:

Deutsch lernen und Deutsch lehren sind nicht einfach Nebenprodukte germanistischer Wissenschaft, ihre wissenschaftliche Begründung und Weiterentwicklung erfordert vielmehr eigenständige Forschung, die die Lehr- und Lernprozesse als Gegenstand wissenschaftlicher Analyse und Reflexion in das Zentrum des Interesses rückt (Krumm 1994: 16).

Das Fach Deutsch als Fremdsprache beschäftigt sich mit dem Lehren und Lernen der deutschen Sprache aus der Perspektive von Nichtmuttersprachlern, deshalb haben die Ergebnisse dieser Disziplin besondere Relevanz für die Ausbildung von DaF-LehrerInnen. DaF sollte dementsprechend in der universitären Bildung zusätzlich zu den traditionellen Disziplinen wie Sprachwissenschaft und Literaturwissenschaft als eine Chance und Bereicherung für die Lehrerausbildung begriffen werden.

Die Fremdsprachenlehrerausbildung, unter anderem auch die DaF-Lehrerausbildung, sollte zukünftig den Akzent auf die inhaltliche Erneuerung legen und ausgehend vom Berufsprofil alle Bildungsinhalte in den drei grundlegenden Gebieten der Fremdsprachenlehrerausbildung, wie Fachwissenschaften, Fremdsprachendidaktik und Pädagogik, harmonisieren, abstimmen und in ihrer Wichtigkeit für den zukünftigen Beruf erfassen. Nur in diesem Falle kann das anfangs beschriebene alte Dilemma aufgelöst werden und nur so ist es zu erwarten, dass junge Leute den Lehrerberuf wählen und ihn erlernen wollen, weil sie schon während der Ausbildung die Wichtigkeit des Erlernten für ihr Lehrerwissen erkennen. Der Lehrerberuf ist für sie nur attraktiv, wenn sie ihren zahlreichen Aufgabenfeldern gerecht werden, ihren Unterricht erfolgreich gestalten können.

Natürlich soll das Studienangebot für sie auch eine Zukunftsperspektive bieten, dass ihre Arbeit eine gesellschaftliche Anerkennung genießt. In diesem Beitrag wurden nur Aspekte fachlicher Art beschrieben, aber auch die Wichtigkeit des letzt erwähnten Aspektes kann nicht genug betont werden und ist eine der wichtigen Voraussetzungen für die Erneuerung der Lehrerausbildung in Ungarn.

Literatur:

- BARTOS, Fülöp (1894): A modern nyelvek tanításának nehézségei. In: Magyar Pedagógia, Budapest
- BASSOLA, Péter (1995): Deutsch in Ungarn – in Geschichte und Gegenwart, Heidelberg: Groos
- BAUMSTARK, Bea; Gombocz, Orsolya; Hunyady, György (2011): A tanárképzés 2010-2011 fordulóján. A piliscsabai regionális tanácskozás. Budapest: ELTE Eötvös Kiadó.
- BAUSCH, Karl-Richard; KÖNIGS, Frank; KRUMM, Hans-Jürgen (Hg.) (2003): Fremdsprachenlehrerausbildung. Konzepte, Modelle, Perspektiven. Tübingen: Narr
- BOÓCZ-BARNA, Katalin (2006): Spracherwerb durch Interaktionen im DaF-Unterricht, In: Feld-Knapp, Ilona (Hg.): Budapesti Beiträge zu DaF Budapest: ELTE Germanisztikai Intézet / UDV (96-105)
- BOÓCZ-BARNA, Katalin (2009): Voraussetzungen effizienter Kompetenzentwicklung im Tertiärsprachenunterricht, In: Adamzová, Lenka; Péteri, Attila (Hg.) (2009): Innovative Aspekte der DaF-Linguistik. Budapest/Bratislava: ELTE/Wirtschaftsuniversität Bratislava (17-27)
- BREDELLA, Lothar (2003): Zum Verhältnis von Fachwissenschaft, Fachdidaktik und Unterrichtspraxis. In: Bausch, Karl-Richard; Königs, Frank; Krumm, Hans-Jürgen (Hg.): Fremdsprachenlehrerausbildung. Konzepte, Modelle, Perspektiven. Tübingen: Narr, (43-51)
- CASPARI, Daniela (2003): Fremdsprachenlehrerinnen und Fremdsprachenlehrer. Tübingen: Narr Europäisches Portfolio für Sprachlehrende in der Ausbildung (EPOSA): http://archive.ecml.at/mtp2/publications/C3_Epostl_D_internet.pdf (28.04.2012)
- FELD-KNAPP, Ilona (1996): Literarische Texte im Deutschunterricht am Gymnasium. Fachdidaktische Grundlagen und Umsetzung. Dissertation. (Manuskript)
- FELD-KNAPP, Ilona (2011): Cathedra Magistrorum. Lehrerforschung. Lehrer-Denken und Lehrer-Wissen. In: Lustrum (Ediderunt: László Horváth; Krisztina Laczkó; Károly Tóth), Budapest: Typotex Kiadó-Eötvös Collegium, (982- 996)
- FINANCZY, Ernő (1896): A magyar középiskolák múltja és jelene = Die Vergangenheit und die Gegenwart der ungarischen Mittelschulen. In: Magyar Pedagógia, Budapest, (136-137)
- FÖLDES, Csaba (1993): Deutschlehrerausbildung und Germanistik im Wandel der Zeiten. In: Földes, Csaba (Hg.): Germanistik und Deutschlehrerausbildung. Festschrift zum hundertsten Jahrestag der Gründung des Lehrstuhls für deutsche Sprache und Literatur an der Pädagogischen Hochschule Szeged. Wien/Szeged: Praesens; Pädagogische

- Hochschule Szeged, (11-31) Fremdsprache Deutsch, Sondernummer (1994): Neue Wege in der Deutschlehrerausbildung. Stuttgart: Klett
- HALLET, Wolfgang (2006): Didaktische Kompetenzen. Lehr- und Lernprozesse erfolgreich gestalten. Reihe: Uni-Wissen Kernkompetenzen. Stuttgart: Klett
- HORNUNG, Antonie (2006): Erschwerte Mehrsprachigkeit. In: Ehlich, Konrad; Hornung, Antonie (Hg.) Praxen der Mehrsprachigkeit. Münster: Waxmann, (31-87)
- GOGOLIN, Ingrid (2003): Fremdsprachenlehrerausbildung. In: Bausch, Karl-Richard; Königs, Frank; Krumm, Hans-Jürgen (Hg.) Fremdsprachenlehrerausbildung. Konzepte, Modelle, Perspektiven. Tübingen: Narr, (86-99)
- GOGOLIN, Ingrid (2006): Mehrsprachigkeit und die Chance auf Bildungserfolg. In: Krumm, Hans-Jürgen; Portmann, Paul (Hg.): Begegnungssprache Deutsch-Motivation, Herausforderung, Perspektiven. Innsbruck: Studienverlag, (95-106)
- GNUTZMANN, Claus; Königs, Frank; Küster, Lutz (2011): Fremdsprachenunterricht und seine Erforschung. Ein subjektiver Blick auf 40 Jahre Forschungsgeschichte und aktuelle Forschungstendenzen in Deutschland. In: Gnutzmann, Claus; Königs, Frank; Küster, Lutz (Hg.): Fremdsprachen Lehren und Lernen 40. Heft1. Tübingen: Narr
- KÖNIGS, Frank (2003): Reform der Fremdsprachenlehrerausbildung: Jetzt oder nie! In: Bausch, Karl-Richard; Königs, Frank; Krumm, Hans-Jürgen (Hg.) Fremdsprachenlehrerausbildung. Konzepte, Modelle, Perspektiven. Tübingen: Narr (124-131)
- KÖNIGS, Frank (2005): Sprachlehrforschung: gestern, heute – und morgen? In: Wolff, Arnim; Riemer, Claudia; Neubauer, Fritz (Hg.): Materialien Deutsch als Fremdsprache Heft 74. Sprachen Lehren – Sprachen lernen. Regensburg: FaDaF (5-29)
- KRUMM, Hans-Jürgen (1994): Mehrsprachigkeit und interkulturelles Lernen. In: Jahrbuch Deutsch als Fremdsprache 20 (13-369)
- KRUMM, Hans-Jürgen (2003): Fremdsprachenlehrerausbildung – von Reform zu Reform rückwärts? In: Bausch, Karl-Richard; Königs, Frank; Krumm, Hans-Jürgen (Hg.): Fremdsprachenlehrerausbildung. Konzepte, Modelle, Perspektiven. Tübingen: Narr, (143-150)
- KRUMM, Hans-Jürgen (2006): Lernen lehren- Lehren lernen Schwierigkeiten und Chancen des Autonomen Lernens im Deutschunterricht. In: Feld-Knapp, Ilona (Hg.): Budapester Beiträge zu Deutsch als Fremdsprache. Band 1 „Lernen lehren-Lehren lernen“, Budapest (60-76)
- KRUMM, Hans - Jürgen (2009): Was lernt man, wenn man Sprachen lernt? In: Bausch, Karl-Richard; Burwitz-Melzer; Eva-Königs, Frank; Krumm, Hans-Jürgen (Hg.): Fremdsprachenunterricht im Spannungsfeld von Inhaltsorientierung und Kompetenzbestimmung. Tübingen: Narr, (104-112)
- KRUMM, Hans-Jürgen/Riemer, Claudia (2010): Ausbildung von Lehrkräften für Deutsch als Fremdsprache und Deutsch als Zweitsprache. In: Krumm, Hans-Jürgen; Fandrych, Christian; Hufeisen, Britta; Riemer, Claudia (Hg.): Deutsch als Fremd- und Zweitsprache. Deutsch als Fremd- und Zweitsprache. Sprach- und Kommunikationswissenschaft. Band 35 2 Bände. Berlin, De Gruyter, (1340-1351)

- KRUMM, Hans - Jürgen (2012): „Veränderungen im Bereich des Lehrens und Lernens von Fremdsprachen und deren Konsequenzen für die Ausbildung von Fremdsprachenlehrerinnen und -lehrern: Überlegungen aus europäischer Perspektive.“ Vortrag auf der Tagung des Koreanischen Deutschlehrerverbandes in Seoul am 7. April 2012 (zitiert nach dem Vortragsmanuskript)
- MEDGYES, Péter (2011): *Aranykor – nyelvvoktatásunk két évtizede: 1989-2009*. Budapest: Nemzeti Tankönyvkiadó
- MORVAI, Edit (2011): *A német nyelv a többnyelvűség kontextusában – nyelvtudás, nyelvtanulás Magyarországon 1989 után*. <http://www.kefo.hu/download/agtedu2011.pdf>
- PAUL, R. (2001): *Deutschunterricht und Germanistikstudium in Ungarn*. In: Helbig, G.; L. Götz; G. Henrici; H.-J. Krumm (Hg.): *Deutsch als Fremdsprache. Ein internationales Handbuch*. 2. Halbband. Berlin: De Gruyter, (1544-1550)
- PETNEKI, Katalin; Schmitt, Wolfgang; Szablyár, Anna (Hg.) (1994): *Curriculumevaluation der Deutschlehrerausbildung aus didaktischer Sicht*. Tagungsdokumentation. (= *Budapester Beiträge zur Germanistik*, 25)
- QUETZ, Jürgen (2010): *GeR/GeRS*. In: Barkowski, Hans; Krumm, Hans-Jürgen (Hg.): *Fachlexikon Deutsch als Fremd- und Zweitsprache*. 1. Auflage, Tübingen: Francke, (101)
- SAUER, Helmut (1995): *Der Fremdsprachenlehrer*. In: Bausch, Karl-Richard; Königs, Frank; Krumm, Hans-Jürgen (Hg.): *Handbuch Fremdsprachenunterricht* 3. Auflage, Tübingen: Francke, (171-175)
- SZOBOSZLAY, Miklós (1960): *Gimnáziumi tanterveink idegen nyelvi célkitűzéseinek elemzése*. In *Tantárgytörténeti tanulmányok I*. Szerk. Faludi Szilárd. Budapest: Tankönyvkiadó, (177-343)
- V. RADA, Roberta (2010): *Sprach(en)politik und Möglichkeiten der gezielten Sprachförderung im Bereich DaF in Ungarn*. In: Kostrzewa, Frank; Rada, Roberta (Hg.): *Deutsch als Fremd- und Minderheitensprache in Ungarn: Historische Entwicklung, aktuelle Tendenzen und Zukunftsperspektiven*. Hohengehren: Schneider, (1-36)
- WOLFF, Dieter (1996): *Kognitionspsychologische Grundlagen neuer Ansätze in der Fremdsprachendidaktik*. In: *Info DaF* 23. München, (541–560)

Rainer Hillenbrand (*Pécs*)

**Demütigung des stolzen Melchers.
Der Krieg als göttliche Erziehungsmaßnahme
bei Grimmelshausen**

Die Warnung vor den Gefahren des Krieges zieht sich durch Grimmelshausens gesamtes Werk, obwohl direkte Schlachtenschilderungen vergleichsweise selten sind. Dass der Soldat Schaden an Leib und Leben nehmen kann, versteht sich dabei von selbst. Größeres Gewicht liegt auf den moralischen Folgen der Gewalt, so wie es ja Gryphius gleichfalls „grimmer denn die Pest / und Glutt und Hungersnoth“ findet, dass im Krieg „auch der Seelen Schatz / so vilen abgezwungen“ wird.¹ Dies ist auch Grimmelshausens Leitmotiv: Der Krieg ist die Auflösung der gottgewollten Friedensordnung. Das wird besonders anschaulich, wenn im *Simplicissimus* das Furchtbare der Schlacht bei Wittstock zwar einerseits mit den körperlichen Verstümmelungen recht realistisch beschrieben, dabei aber auch größter Wert auf den allegorischen Eindruck einer ‚verkehrten Welt‘ gelegt wird: Die Pferde befinden sich auf ihren Reitern statt diese auf jenen; die Erde wird von Toten bedeckt, anstatt sie zu bedecken; das eigene Blut ergießt sich aus Leibern, die mit fremdem Blut begossen sind. Kurz: Die natürliche Ordnung der Dinge ist auf den Kopf gestellt.²

Der Krieg ist also ein körperliches und moralisches Übel. Dafür ließen sich die Belege aus den simplicianischen Schriften häufen. Die wohl eindrücklichste Kriegsschilderung findet sich im zweiten Teil des *Wunderbarlichen Vogel-Nests*,³ wo der schlimme Held, weil er sich durch Zauberei vor den feindlichen Waffen sichergemacht glaubt, in einen wahren Blutausch gerät. Er wird dann aber doch durch eine Kugel niedergestreckt und von zahlreichen Pferden so arg zertrampelt, dass er hilf- und regungslos auf dem Schlachtfeld liegen bleibt und den Tod herbeiwünscht. An dieser Stelle wird der moderne Leser, der mit der Warnung

¹ Gryphius, Andreas: Thränen des Vaterlandes. Anno 1636. In: Dichtungen. Hg. v. Karl Otto Conrady. Reinbek 1968, S. 23.

² Vgl. Grimmelshausen, Hans Jacob Christoffel von: Werke. Bd. I/1. Hg. v. Dieter Breuer. Frankfurt a. M. 1989, S. 216. Im Folgenden werden Zitate aus Band I/1 im Text nachgewiesen.

³ Vgl. Hillenbrand, Rainer: Simplicianisches Erzählen in Grimmelshausens *Wunderbarlichem Vogel-Nest*. Ein poetologischer Kommentar. Frankfurt a. M. u. a. 2011.

vor den Schrecken des Krieges keinerlei Verständnisschwierigkeiten hat, mit einem positiven Aspekt dieser Kriegsgreuel konfrontiert, der ihm weniger leicht eingehen dürfte. Der niedergestreckte Sünder findet sein Schicksal nämlich „nicht unbillig“; es sei eine gerechte Strafe für seine Missetaten, die er anderen angetan habe. Der Schwerverletzte geht sogar noch weiter und glaubt, dass ihm „ohn Zweifel durch Göttliche Gnad / der Kopff noch gantz und unversehrt geblieben“ sei, damit ihm „noch so viel Vernunft“ bliebe, sich „zu hindersinnen / wie“ er „gelebt“ habe. Er sei von Gott mit „mehr als wolverdienter Straffe heimgesucht worden“, damit er „hertzliche Reu“ (I/2,623)⁴ empfinden und sich bekehren könne. Der Krieg als gerechte Strafe Gottes für die Sünden der Menschen und als nachdrückliche Aufforderung zur moralischen Umkehr, mithin als Mittel zur religiösen Rettung, ist nämlich auch ein grimmelshausensches Leitmotiv, das er natürlich nicht selbst erfunden, sondern der christlichen Tradition entnommen hat und mit fast allen barocken Zeitgenossen unterschiedlicher Konfession teilt.

Dahinter steht die noch grundsätzlichere Frage nach dem Sinn des Bösen in einer nach christlicher Auffassung doch gut geschaffenen und durch Christus sogar erlösten Welt. Die seit Leibniz so genannte Theodizee, also die Rechtfertigung Gottes angesichts des Bösen in seiner Schöpfung, durchzieht von Anfang an die christliche Literatur, aber auch schon das *Alte Testament* mit Höhepunkten in den *Psalmen* und im *Buch Hiob*. Gegen Ende des 1. Jahrhunderts formuliert bereits die *Didache* die klassische Antwort: „Was dir Schlimmes zustößt, nimm als gut auf, du weißt ja, daß ohne Gott nichts geschieht.“⁵ Diese christliche Auffassung war auch in der Barockzeit, wo sie sich mit einer neostoischen Haltung verbinden konnte, ganz allgemein verbreitet. Opitz beispielsweise dichtet: „Glück, Unglück, Leben, Tod, / Krieg, Fried' und Einigkeit kömpt alles her von Gott.“⁶

Alles kommt also von Gott, das Böse freilich, wie Augustinus erklärt, nicht durch aktives Gebot, sondern nur durch passive Zulassung:

Aber die guten Engel tun das nur, soweit es ihnen Gott gebietet, die bösen Engel in unrechtem Sinnen nur, soweit Gott in gerechtem Wollen es zuläßt. Die Bosheit des Ungerechten macht nämlich seinen Willen ungerecht. Macht bekommt er jedoch nur

⁴ Grimmelshausen, Hans Jacob Christoffel von: Werke. Bd. I/2. Hg. v. Dieter Breuer. Frankfurt a. M. 1992; Stellennachweise stehen im Folgenden im Text.

⁵ Die Apostolischen Väter. Übersetzt v. Franz Zeller. München 1914 (= Bibliothek der Kirchenväter. Bd. I.35), S. 7.

⁶ Opitz, Martin: Trostgedichte in Widerwertigkeit deß Kriegs. In: Martin Opitz. Weltliche und geistliche Dichtung. Hg. v. Hermann Oesterley. Berlin u. Stuttgart o. J. (1889), S. 275.

aus gerechtem Grunde, sei es zu seiner eigenen oder zu anderer Wesen Strafe oder zur Bestrafung der Bösen oder zum Lobe der Guten.⁷

Der böse Mensch, ja der Teufel selbst, ist für Augustinus ein Werkzeug Gottes zum Guten, er bleibt dabei aber dennoch aus eigener Verantwortung böse:

Die Weise aber, durch die der Mensch in die Gewalt des Teufels übergeben wurde, darf nicht so verstanden werden, als ob Gott dies getan hätte oder geboten hätte, sondern so, daß er es bloß zuließ, jedoch gerecht. Indem er nämlich den Sünder verließ, geriet der Urheber der Sünde dorthin. Nicht so freilich verließ Gott sein Geschöpf, daß er sich ihm nicht mehr als schaffenden und lebendigmachenden Gott erwies und unter den Strafübeln nicht auch viel Gutes den Bösen gewährte. Nicht hat ja Gott in seinem Zorn seinem Erbarmen Einhalt geboten. Nicht hat er den Menschen aus dem Gesetze seiner Herrschaft entlassen, als er ihn in die Herrschaft des Teufels fallen ließ, da ja auch der Teufel selbst nicht jenseits der Herrschaft des Allmächtigen steht [...].⁸

Stellt sich die Frage nach dem Ursprung und der Notwendigkeit des Bösen für jeden Menschen, so verschärft sich für den Christen angesichts der Erlösung noch das Problem. Für Augustinus haben aber „alle Übel dieser Welt, die Leiden und Mühen der Menschen“, ja der Tod selbst, „dennoch auch nach Nachlassung der Sünden bleiben müssen, damit der Mensch in ihnen für die Wahrheit ringe und durch sie die Tugend der Gläubigen geübt werde“.⁹ Denn alles Schlimme hat auch sein Gutes:

Nütze aber sind jene Übel, welche die Gläubigen fromm ertragen, entweder für die Verbesserung der Sünden oder für die Einübung und Bewährung in der Gerechtigkeit oder für die Aufweisung des Elends dieses Lebens, auf daß jenes, in dem die wahre und dauernde Glückseligkeit sein wird, noch glühender ersehnt und angestrongter gesucht werde.¹⁰

Das moderne Gemüt nimmt gewöhnlich Anstoß an dieser Vorstellung vom allgemeinen Unglück durch Krieg oder Naturkatastrophen als göttlicher Strafe. Den humanitären Haupteinwand, dass dabei „auch die aller-unschuldigsten Menschen nicht entrinnen mögen“ (I/2,611), kennt übrigens auch Grimmelshausen und weist ihn im *Vogel-Nest* ganz im Sinne des Augustinus mit dem Argument zurück,

⁷ Augustinus: Über die Dreieinigkeit (III,8,13). Übersetzt v. Michael Schmaus. Kempten u. München 1935 (= Bibliothek der Kirchenväter, Bd. II.13, 14), Bd. 13, S. 117 f.

⁸ Ebd. (XIII,12,16), Bd. 14, S. 185 f.

⁹ Ebd. (XIII,16,20), Bd. 14, S. 192.

¹⁰ Ebd., S. 193.

dass den Gerechten damit eine willkommene Gelegenheit geboten werde, „auff dem Creutz-Weg der Trübsal in das Ewige Reich“ (I/2,613) zu gelangen.

Dem Menschen der Barockzeit war dieser Gedanke vom moralischen Nutzen des Unglücks, der heute so gänzlich aus der Mode gekommen ist, überaus geläufig; Harsdörffer beispielsweise reimt: „Unglück nehr't die Tugend Frucht / Unglück wehr't der Laster sucht.“¹¹ Im Sprichwort heißt es kurz und bündig: „Gott lässt Böses zu, dass er damit Gutes thu.“¹² Und Abraham a Sancta Clara stellt in seinem *Judas der Erzscheml* sarkastisch fest: „Wann der gerechte Gott eine allgemeine Straf schickt, benanntlich Pest, Hunger, Krieg etc., so lang diese währet, so halten wir uns ein wenig innen.“ Und er fährt fort: „So bald aber diese große Straf vorbei und die gewünschte gesunde Luft wiederum ankommen, so hat das Sanum das Sanctum vertrieben“.¹³ Oder wie das Sprichwort sagt: „Beschert Gott glück vnd hail, so wird man frech vnd geil.“¹⁴ Materielles Wohlergehen fördert keineswegs das moralische Gutsein, im Gegenteil: Die Wohlstandsgesellschaft verfällt gewöhnlich dem gottlosen Egoismus. In Zeiten der Not aber wächst erfahrungsgemäß auch das Gute im Menschen und die Bereitschaft zur Umkehr. Auch der verlorene Sohn musste bekanntlich erst unter die Säue geraten, um reumütig zum Vater zurückzukehren.¹⁵ Grimmelshausen zitiert das bekannte Bibelgleichnis in diesem Sinne auch im *Vogel-Nest*: Der furchtbar verwundete Held findet für den ihn so strafenden und bessernden Gott eine „immerwährende Dancksagung / daß seine Güte den verlohrenen Sohn wider bracht / und ihn endlich in sein Reich zu nehmen / die Hoffnung gegeben“ (I/2,624) hat. Jeder Sünder ist Gottes verlorener Sohn, dem er als Gnade durch Unglück die Möglichkeit der Heimkehr anbietet.

Diese theologischen Klärungen sind durchaus nötig, um Grimmelshausens kleine Schrift vom *Stoltzen Melcher* und seiner Demütigung durch den Krieg richtig zu verstehen. Denn auch hier handelt es sich um eine „Widerkunfft deß verlohrenen Sohns“ (686),¹⁶ und zwar aus dem Krieg. Dort geriet er quasi unter

¹¹ Harsdörffer, Georg Philipp: *Der Grosse Schau-Platz jämmerlicher Mord-Geschichte*. Hamburg 1656, Gedicht vor der Seitenzählung.

¹² *Deutsches Sprichwörter-Lexikon*. Hg. v. Karl Friedrich Wilhelm Wander. Bd. 2. Leipzig 1870, Sp. 37, Nr. 823.

¹³ Abraham a Sancta Clara: *Judas der Erzscheml für ehrliche Leut', oder eigentlicher Entwurf und Lebensbeschreibung des Iscariotischen Böswicht*. In: Abraham a St. Clara's Sämtliche Werke, Bd. 2. Passau 1834-1836, S. 61 f.

¹⁴ Vgl. *Deutsches Sprichwörter-Lexikon* (wie Anm. 12). Bd. 2. Leipzig 1870, Sp. 4, Nr. 69.

¹⁵ Vgl. Lukas 15,11-31.

¹⁶ Der Text des *Stoltzen Melcher* wird nur mit Seitenangabe zitiert nach: Grimmelshausen, Hans Jacob Christoffel von: *Werke*. Bd. II. Hg. v. Dieter Breuer. Frankfurt a. M. 1997, S. 679-705; auf Breuers Kommentar, S. 1093-1106, wird in den Anmerkungen hingewiesen. Andere Werke aus diesem Band II werden im Folgenden mit Hinzufügung der Bandzahl zitiert.

die Säue. In französischem Kriegsdienst wollte der Bauernbursche aus dem Bruchrain¹⁷ zu Geld und Macht kommen, um „als ein ansehnlicher Edelmann“ in sein Dorf zurückzukehren und „darin als ein Herr zu herrschen“ (685). Seine Motivation bestand also in der Sünde des Hochmuts (*superbia*) oder eben des Stolzes, nach welchem er seinen Beinamen bekommen hat. Nachdem er nun in ärmlichem Zustande wieder nach Hause kommt, muss er sich von den Dörfnern „gewaltig foppen lassen“, indem sie sagen, „man solte ihn hinfort nicht mehr den stoltzen sonder den demütigen Melcher nennen“ (703). Sie treffen mit ihrem Spott aber genau das Richtige: Der einstmals übermütige Jüngling wurde durch seine schlimmen Erfahrungen tatsächlich von seinem Stolz kuriert und kann damit anderen zur „Warnung“ (705) dienen.

Als positives Exempel eines ebenfalls sündhaft gefährdeten Jünglings, der sich „diese Geschichte eine Warnung seyn“ (705) lässt, gestaltet Grimmelshausen den Ich-Erzähler, der genau damit zum Vorbild für den Leser wird. Es ist ebenfalls ein Bauernbursche, ein „Landsmann“ (683) und „Nachbar“ (704) Melchers aus dem selben Dorf, der in seiner Langeweile die „innerliche Einsprechung“ hat, „ein Ding selbsten in der Frembd erfahren vnd alles“ mit seinen „eigenen Augen sehen“ (683) zu wollen. Diese Reiselust und der Trieb zum Selbstgesehenhaben entsprechen zu sehr dem modernen Touristenbewusstsein, um noch sofort als Sünde der Neugier (*curiositas*) erkannt werden zu können, als die sie gemeint sind. Ganz klar wird das aber im Schlussabsatz, wenn der Rahmenerzähler aufgrund des warnenden Beispiels seine Absicht aufgibt, „vermittelst deß Kriegs auch etwas in der Fremde zu erfahren“ (705). Er hatte nämlich den Plan, seine „weite Reiß in die ferne“ in französischen Kriegsdiensten „ohne sonderbare Unkosten zu vollbringen“ (683). Ein Anflug von übertriebener Sparsamkeit (*avaritia*) kommt also zu seinem Sündenregister noch hinzu. Seine eigentliche Grundsünde, aus der auch die Neugier erwächst, ist aber die Faulheit (*acedia*), mit deren selbstironischer Beschönigung er auch seine Erzählung beginnt. Schuld daran sei „die vngewöhnliche grosse Hitz“ am Oberrhein gewesen, die ihm aufgrund seiner Konstitution „als einem gebornen Teutschen“ (682) kaum erträglich gewesen sei. Die Klimatheorien, wie sie dazumals im Schwange waren, werden also genutzt, um die eigenen Fehler auf die äußeren Umstände abzuschieben, ebenfalls ein Reflex,

¹⁷ Grimmelshausen erwähnt „deß Bruck-Rheins“ (682), was Breuer „aus lat. *Prorhenum*“ (Kommentar, S. 1098) erklärt, wobei es sich jedoch um ein altes Missverständnis handelt. Die Landschaft um Bruchsal heißt vielmehr ‚Bruhrain‘ oder ‚Bruchrain‘ nach dem ‚Bruch‘ (mit langem Vokal), einem ehemaligen Sumpfgebiet, über welchem sie als erhöhter ‚Rain‘ liegt. Vgl. die korrekte Erklärung samt Hinweis auf die nachträgliche lateinische Herleitung etwa bei: Ersch, Johann Samuel; Gruber, Johann Gottfried: Allgemeine Encyclopädie der Wissenschaften und Künste. Sektion I, Bd.13. Leipzig 1824, S. 215.

der heutzutage – bezüglich der Gesellschaft, des Milieus, der Erziehung, der Erbanlagen etc. – dermaßen zum Gemeingut geworden ist, dass der naive Leser kaum noch die Selbstironie des Ich-Erzählers bemerken dürfte. Bei Grimmelshausen ist aber die Leugnung der eigenen Verantwortung immer ein Zeichen des verstockten Sünders.

Der Erzähler erweist sich jedoch durch seine Fähigkeit zur Selbstsatire als inzwischen, und zwar aufgrund des zu erzählenden Exempels, von diesem Fehler geheilt. Es liegt also die für Grimmelshausen so typische simplicianische Erzählperspektive eines bekehrten Sünders vor. Diese kommt zur größeren Klarheit gleich auf der ersten Seite – was für Grimmelshausens Stil überaus bezeichnend ist – in den Nebenbemerkungen, die in Klammern stehen, auch ganz direkt und ohne Ironie zum Ausdruck. So merkt der Erzähler, „ohne Ruhm zu melden“, an, er sei seit jener Zeit „so glückselig gewesen“, nicht über „die Nachbarschaft deß Bruck-Rheins“ (682) hinauszukommen. Auch mit dieser *Stabilitas loci* wird sich heute der gemeine Globetrottel kaum noch identifizieren wollen. Aber damit ist schon vorweggenommen, dass die freventlichen Reisege-lüste zuletzt eben doch nicht befriedigt werden. Die Art und Weise, wie sie im Gemüt des Faulenzers aufkommen, ist für Grimmelshausens Literaturverständnis aufschlussreich, insofern dabei die Lektüre eines Buches eine Rolle spielt.

Der bildungsbeflissene Bauernbursche, der dann als Erzähler – wenn auch im Falle des „stultiren“ (683) wiederum nicht ohne Selbstironie – auch vor lateinischen Vokabeln nicht zurückschreckt, wird durch „den Hauptmann Lentz“, also durch seine eigene Faulheit veranlasst, von seinem „vorgenommenen Spazierweg abzutreten“ und sich „in einen lustigen Bosch“, in einen wildgewachsenen Wald zu begeben, um sich dort „in das frische Gras“ (682) zu legen.¹⁸ Das ist auch symbolisch ein Schritt weg vom ordentlichen Wege in eine moralische „Wildnuß“ hinein, die ihre Entstehung, wie wiederum in Klammern vermerkt wird, dem „langwüridigen Krieg“ (682) verdankt. Der Krieg schafft also den Ort der Verführung zum Krieg; das Übel gebiert neues Übel. Dieser Kriegswald hat „einen guten Acker“ (682) unfruchtbar gemacht. Auch hier muss sich der naturferne Naturfreund neuerer Zeit falscher Sympathiereflexe erwehren: Der Wald ist im 17. Jahrhundert kein erholsamer Rückzugsort der zentralbeheizten Freizeitgesellschaft, sondern ein gefährlicher Schädling für Sicherheit und Ernährung und daher auch symbolisch geeignet, auf die moralische Gefährdung, auf die innere Wildnis des Menschen zu verweisen.

¹⁸ Zu Parallelen dieser Erzählsituation in Moscheroschs *Holländischer Sybille* und zur Figur eines „Hauptmann Lentz“ bei Hans Sachs vgl. Heßelmann, Peter: Grimmelshausens *Stoltzer Melcher* und Wassenbergs *Frantzösische Gold-Grube*: „der Fridens-satten-vnd gern-kriegenden teutschen Jugend zum Meßkram verehret“. In: *Simpliciana* 9 (1987), S. 79-100, hier S. 79 f.

An diesem bedrohlichen Sündenort einer falschen Idylle liest er nun „vor die lange weil den Hirnschleiffer“ (682), also eine lehrhafte Schrift des Aegidius Albertinus, der doch als einer der Lieblingsautoren Grimmelshausens bekannt ist. Wie kann da Lesen Sünde sein? Und der Fehler liegt auch nicht im Buch, sondern beim Leser. Dass nicht das Buch schuld ist, zeigt sich spätestens am Ende, wenn der belehrte und von seiner Begierde kurierte Erzähler sich doch lieber „noch länger“ mit dem „Hirnschleiffer behelffen“ (705) anstatt in den Krieg ziehen will. Aber auch schon am Beginn gibt es Signale, die auf eine verfehltete Lektüre verweisen. Grimmelshausen thematisiert das richtige und falsche Lesen an mehreren Stellen seines Gesamtwerks, unterscheidet etwa im *Vogel-Nest* das oberflächliche Lesen, „allein die Zeit zu *passiren*“, von der tiefergründenden Absicht, „die Lehren darauß zu erfischen / die der Autor heimlich hinein verborgen“ (I/2,453) hat. Auch in der *Continuatio* versichert der Erzähler, nicht nur deshalb seinen „Lebens-Lauff“ zu erzählen, um „einem und anderem die Zeit kürtzen“ (I/1,563) zu helfen. Genau dazu aber missbraucht der Faulpelz im Busch den „Hirnschleiffer“, nämlich „vor die lange weil“ (682). Er will aus dem Buch „auff der Bernhaut ligend ohne fernere Mühe vnd Arbeit“ (682) den Ansehen gewinnen, als ob er „ein weiser erfahrner Mann“ (683) wäre. Er ist ein literarischer ‚Bärenhäuter‘.¹⁹ Es geht ihm nicht um den Gehalt, nicht um die Wahrheit, sondern um die Verwendbarkeit des Gelesenen zwecks geistiger Hochstapelei und zum Ansehensgewinn vor der Welt. Auch diese Intentionen laufen heutzutage als weit verbreitete Bildungsideale Gefahr, positiv missverstanden zu werden.

Das Verfehltete dieser Einstellung erkennt man auf symbolischer Ebene schon daran, dass „das grüne Gras“, auf dem der geistige Faulpelz liegt, „gantz gelb“ (683) unter ihm wird. Dem entspricht gewissermaßen ein moralisches Vergilben, nämlich die „Einbildung“, dass er auf diese Weise „zugleich ruhen vnd geschickt werden: zugleich faullentzen vnd stultiren köndte“ (683). Aus der selbstironischen Erzählperspektive ist das natürlich ein absichtlicher Sprachschneider: Ein solches ‚Studium‘ wäre wirklich eine ‚stultitia‘. Ein solches Schlaraffenland, wo es ohne „Mühe vnd Arbeit“ (682) zugeht, ist für Grimmelshausen immer eine verderbliche Illusion. Nicht das Lesen des Buches ist also der Fehler, sondern das falsche Lesen ohne eigenen Geistesaufwand.

Eigentlich ist es auch gar nicht der *Hirnschleiffer*, der seinen Leser auf falsche Gedanken bringt, sondern eine Art Wunschträumerei, in die er dabei, von der Lektüre abkommend, verfällt. Und ganz analog muss man auch den nun traumhaft aufsteigenden Reisewunsch beurteilen. Eine „innerliche Einsprechung“ sagt

¹⁹ Zur Faulheit als Sünde des Bärenhäuters vgl. Hillenbrand, Rainer: Grimmelshausens Bärenhäuter-Geschichte als *Acedia*-Exempel. In: Germanisch-romanische Monatsschrift N. F. 61 (2011), S. 95-105.

dem geistigen Faulenzer, dass er „die Hände anders anlegen: ein Ding selbst in der Frembd erfahren“ (683) müsste. Aber wieder macht er es sich zu einfach, will „vermittelst deß Kriegs-Wesens ohne sonderbare Unkosten“ verreisen und glaubt tatsächlich, auf diese Weise „eine eigentliche vnd rechtschaffene Wissenschaft haben vnd erlangen“ (683) zu können. Dass seine halbschlafhafte „Entzuckung“, in welcher er diesen Wunschträumen nachhing, eine Verirrung war, zeigt sich daran, dass ihn das „Gespräch“ der drei heruntergekommenen Kriegsheimkehrer daraus „erweckte“ (683). Die Erkenntnisse, die er nun über die Wirklichkeit gewinnt, vertreiben seine Illusionen. Wenn Grimmelshausen dafür die Ausdrücke „Einsprechung“ und „Entzuckung“ verwendet, dann kann man diese ganze Einleitung im Einklang mit seinen sonstigen Auslassungen gewiss auch poetologisch verstehen: Statt wahnhafter Illusionskunst führt nur der satirische Blick auf die Wirklichkeit zum Erkenntnisgewinn.

Diese Wirklichkeit erweckt nun den Träumer aus seinen Phantastereien in Gestalt „dreyer vnderschiedlicher Kerls“, wovon einer sein „Landsmann“ ist, „vnd zwar eines reichen Baurn vngerathener Sohn / der Stoltz Melcher genandt“ (683). Man merkt schon: Grimmelshausen übt keine Sozialkritik im modernen Sinne. Nicht etwa die Armut hat diesen Dorfjüngling auf die falsche Bahn gebracht, sondern im Gegenteil der Reichtum des Vaters, der den Sprössling übermütig und stolz werden ließ. Den Vater trifft dabei jedoch keine Schuld, denn er kam seiner Erziehungspflicht nach und hat den ungeratenen Filius sogar, um ihm „besser *mores* zu lehren / zum Nabar Lorentzen vor einen Knecht verdingt“ (684). Immer wieder begegnet der Leser dem Phänomen, dass Grimmelshausen die Dinge gerade umgekehrt zu den heute üblichen Anschauungen bewertet sehen will, auch in Fragen der Pädagogik: Es handelt sich hier keineswegs um einen überstrengen Vater, der seinem Sohn nicht die nötigen ‚Freiräume‘ ließ, sondern um einen erziehungsresistenten Sohn, der seinem Dienst „entsprungen“ ist „vnd sich in Krieg begeben“ (684) hat. Dort hat ihn dann freilich das Leben mit noch weit strengeren Erziehungsmethoden „*mores*“ gelehrt, denn er kommt nicht nur „gar matt vnd ellend an einem Stecken daher“ (684), sondern auch innerlich gewandelt, und zwar, wie sich bald zeigt, zum Besseren.

Der ehemals stolze Melcher, der gegenüber den Kameraden immer mit den „Reichthumben“ seiner Eltern „aufgeschnitten“ (684) hat, gibt nun zu, dass er sich über seinen „erbärmlichen Zustand“, in dem er in sein „Dorff“ heimkehrt, „schäme“, zumal er dort ja seine „Wiederkunfft als ein ansehnlicher Edelmann“ angekündigt hatte und seine Absicht, „darin als ein Herr zu herrschen“ (685). Er wollte also, wie so viele Helden bei Grimmelshausen, im Krieg Karriere machen und in den Adel aufsteigen, was gleichfalls nicht nach heutigen Begriffen als Lob ‚sozialer Mobilität‘, sondern als Tadel eines gewissenlosen Strebertums zu verstehen ist. Jetzt lässt er, schon recht demütig gestimmt, seine Mutter von seiner Ankunft benachrichtigen und um Hilfe bitten. Er „weiß“, dass seine Mutter ihm trotz allem helfen wird; „der Vatter“ (685) soll freilich noch nichts davon wissen.

Hier bahnt sich schon die unterschiedliche Reaktion der Eltern auf die Heimkehr des Sohnes an: Während die Mutter ihm sogleich verzeiht, verhält der Vater sich zunächst noch abweisend. Die auktoriale Bewertung ist aber erneut anders, als man nicht nur nach modern sentimental Regungen, sondern – zumindest auf den ersten Blick – auch nach dem Schema der Parabel vom verlorenen Sohn erwarten sollte. Beide Elternteile reagieren nämlich falsch, die Mutter zu lasch, der Vater zu streng, und richtig einjustiert werden sie durch die weltliche und geistliche Autorität des Junkers und des Pfarrers.

Dass auch gegenüber der Mutter Vorsicht angeraten ist, zeigt die Diskrepanz ihres tatsächlichen Verhaltens zu ihrem vorher gezeigten Charakter. Der Erzähler weiß nämlich von der „Bäurin“, der „die abfaimung von allen bösen Weibern giftigen Mäulern vnder ihrer Nasen“ steht, dass sie ihren „Melcher den losen Vogel ihr Lebtag“ nicht mehr „vnder ihre Augen kommen lassen wolte“ (685). Aber siehe da: „die Affen-Liebe deß Mütterlichen Hertzens“ (686) lässt sie dann ihre Verwünschungen und die Vorwürfe, die sie zur Begrüßung allerdings erst einmal anbringt, bald wieder vergessen. Auch im *Simplicissimus* macht Grimmelshausen diese „unziemliche Affen-Liebe“ (I/1,416) der Eltern, also die ‚antiautoritäre Erziehung‘, mitverantwortlich für das Verderben des bösen Oliviers.²⁰ Und im so auffällig zitierten „Hirnschleiffer“ (682) des Aegidius Albertinus gibt es unter dem Titel „Ein Aff truckt seine Jungen“ ein ganzes Kapitel über diese unziemliche ‚Affenliebe‘.²¹

Während man auf die Mutter wartet, hat der heimlich beobachtende Erzähler Gelegenheit, die moralische Wandlung des stolzen Melchers festzustellen. Jetzt werden auch seine früheren Sünden im Einzelnen aufgezählt: „das stetige Spielen

²⁰ Vgl. Hillenbrand, Rainer: Erzählperspektive und Autorintention in Grimmelshausens *Simplicissimus*. Ein poetologischer Kommentar. Frankfurt a. M. u. a. 2008, S. 134.

²¹ Albertinus, Aegidius: Hiren Schleifer. München (bei Johann Hertzroy) 1618, S. 499-507. Einige Belegstellen: „Elnes gantzen Landts hail und wolfart bestehet in der guten erziehung / zucht und *disciplin* der Jugent“ (S. 499). „Ein solche zucht und erziehung aber der Söhnen soll von Eltern mit einer grossen bescheidenheit und verstandt beschehen / dann man soll nit gar zu streng / noch gar zu waich unnd barmhertzig gegen jhnen sein / die gestrengheit ist zu loben / wofern sie nit ubermessig ist / die gütigkeit ist zulessig / wofern sie beynebens die laster unnd das verderben der Kinder verhütet“ (S. 500). „Aber laider / die Eltern erziehen vilmals jhre Kinder wie die Affen / welche jhre Jungen auß lauter lieb starck halsen unnd gar zu todt trucken“ (S. 501). „Vil Eltern und sonderlich die Mütter haben jhre Kinder dermassen lieb / daß sie nit wissen wie sie dieselbige nur zartigklich gnug erziehen sollen“ (S. 502). „Ist aber das nit ein affenlieb? heist daß nit daß Kindt auß lieb zertrucken? heist das nit den Leib lieben unñ die Seel tödten? O grausame und unbarmhertzige Mütter / welche selbst ein ursach der verdammuß jhrer eignen Kinder seind?“ (S. 502).

vnd Sauffen in den Würtshäusern“, gegen das der ehemalige Gastwirt Grimelshausen merkwürdiger Weise durchweg einen ganz besonderen Abscheu äußert; das „Jöhlen auff der Gassen“ und das „Rauffen vnd Schlagen auff dem Kegel- vnd Tantzplatz“ (686); die schlimme Angewohnheit, „Mägd vnd Töchter zu verführen vnd zu schänden“ (687). Auch von Einbruch und Diebstahl ist die Rede; und nicht zuletzt erfährt man des ungeratenen Sohnes „trillen / bochen / trutzen“ und „bedrohen“ sogar von „Vatter“ und „Mutter“ (687). Angesichts seiner körperlichen Schwäche und Krankheit stellt der Beobachter nun zugleich als Erzähler auch dem Leser die rhetorische Frage: „haben dich die seltzame vnd gefährliche Läufe vnserer Zeit auff diese weiß züchtigen / demüthigen / vnd zurecht bringen müssen?“ (686) Denn so ist es in der Tat: Der Krieg hat die Erziehung des Sohnes übernommen, der er sich durch Flucht aus dem Elternhaus entziehen wollte. Das allgemeine Übel hat an ihm das spezielle Gute bewirkt, und zwar nicht nur für „die gantze Zeit“ seines „Lebens“, sondern „vielleicht auch nach dem Tod“ (687). Denn dass Melcher mit seiner früheren Gesinnung und Lebensweise, wie es einmal von Simplicius heißt, „mit Fleiß der Hölle zurennete“ (I/2,390), kann angesichts seiner überwundenen Todsünden gar nicht zweifelhaft sein, zumal der Erzähler feststellt: „dein vnleitsamer Vbermuht sey vergangen: dein flegelhaffte Hoffart sey verschwunden: dein boßhafftiger Muhtwill sey gedämpfft / vnd dein außgelassene Viehische Geilheit sey erloschen“ (687). Die leidvollen Kriegserlebnisse haben den nun keineswegs mehr stolzen, sondern „demüthigen“ Melcher also „vielleicht“ auch vor der ewigen Verdammnis gerettet. Ganz sicher kann man da bei der Wandelbarkeit des freien Menschen vor dem Lebensende freilich nicht sein. Immerhin aber ist er nun auf dem richtigen Weg.

Als die Mutter kommt, hat sie sehr gemischte Gefühle, so dass man nicht recht weiß, „ob sie am mehristen erfrewt oder betrübt: erzürnt oder wol content“ (687) sei. Sie beschimpft zwar, wie sie es sich vorgenommen hatte, erst einmal Melcher als „Dieb“ und „Schelm“ (687); als sie aber sieht, „wie mager / ellend vnd jämmerlich“ er aussieht, weint sie doch „auß Mütterlichen Mittleyden“ (688) über ihren Sohn. Auch der Vater mäßigt, als er „mit einem starcken *baculo*“ (688) hinzukommt, seinen ersten Zorn und verzichtet darauf, den Sohn zu verprügeln. Er verstößt ihn aber aus seinem Haus, obwohl Melcher „jhn zur Barmhertzigkeit / verzeih- vnd wider auffnehmung“ mit „beweglicher Wort“ angeht als „der verlorne Sohn im H. Evangelio zu seiner Widerheimkunfft“ (688). Schon durch diesen Vergleich wird das Fehlverhalten des Vaters deutlich. Nicht dass er etwa mit seiner Missbilligung der früheren Sünden Melchers Unrecht hätte; aber er müsste nach der biblischen Parabel die moralische Wandlung im Wesen seines Sohnes erkennen und ihn deshalb wieder annehmen, so wie Gott es mit jedem reuigen Sünder tut, wofür die Geschichte vom verlorenen Sohn schließlich ein Gleichnis ist.

Worauf es letztlich ankommt, ist die freiwillige Gesinnungsänderung des einst verlorenen, jetzt aber heimkehrenden Sohnes, durch die er vom stolzen zum

demütigen Melcher geworden ist. Das beachtet weder die von ihrer „affection“ der „Affen-Liebe“ (686) getriebene Mutter, noch der erboste Vater, der ihm sein früheres Verhalten vor allem deshalb nicht verzeihen kann, weil es gegen die Interessen des Bauern gerichtet war. Der Vater wirft ihm vor, in den Krieg gezogen zu sein, obwohl er selbst noch „keinem Krieger hold gewesen“ (688) sei. Die sozusagen natürliche Feindschaft zwischen Bauern und Soldaten durchzieht Grimmelshausens Werk, wobei er übrigens beide Seiten schlimm genug erscheinen lässt. Trotzdem sind die Klagen des Bauern berechtigt; er missbraucht sie nur für eine falsche Schlussfolgerung, nämlich seinem Sohn nicht verzeihen zu müssen. Auch dies ist ein Grundphänomen bei Grimmelshausen, das den modernen Interpretationsreflexen stracks zuwider läuft: Er lässt Personen, die er ins Unrecht setzt, doch zugleich auch berechtigte Kritik an anderen Personen vortragen. Die Tatsache, dass dieser Vater nicht dem biblischen Muster gerecht wird, entwertet nicht seine satirische Weltkritik am Krieg und an den Soldaten; aber umgekehrt rechtfertigt seine begründete Klage über andere auch nicht sein eigenes Fehlverhalten. Grimmelshausen verweist immer wieder auf diese Selbstgerechtigkeit der Menschen: Weil man ihnen Unrecht tut, glauben auch sie, Unrecht tun zu dürfen, oder erkennen erst gar nicht ihr eigenes Unrecht.

Man darf also in der Strafpredigt des Vaters, auch wenn sie gegenüber dem sowieso schon reumütigen Sohn unangebracht ist, durchaus den auktorialen Standpunkt Grimmelshausens erkennen. Auch er hält es für „das allerärgste“, dass der deutsche Bauernsohn sich „vnder die Welsche begeben“ hat, um sein „aigen Teutsch Vatterland“ zu „bekriegen“ (689). Das wird später bestätigt, wenn er die selben Argumente von dem savoyischen Kriegskameraden und dem Junker wiederholen lässt. Trotzdem ironisiert Grimmelshausen auch den patriotischen Bauern durch einen falschen Fremdwortgebrauch als geistigen Hochstapler. Man kann auch richtige Meinungen aus den falschen Gründen haben und unberechtigte Folgerungen daraus ziehen. Der Vater glaubt, seiner Erziehungspflicht genügend nachgekommen und durch den kindlichen „Vngehorsamb“ (689) nun zu nichts mehr verpflichtet zu sein. Auch mit dieser Haltung hat er Recht und Unrecht zugleich. Tatsächlich hat er sich mit seiner „väterlichen zucht“ (689) gegenüber dem schlimmen Sohn richtig benommen; entgegen modernen Anschauungen ist nicht die strenge Erziehung schuld am Elend des Sohnes, sondern dessen eigene Verweigerung. Aber mit seiner vertragsrechtlichen Auffassung der Vaterschaft, die ihm sein Sohn gewissermaßen gekündigt habe, liegt er aus christlicher Sicht, wie sie das Gleichnis vom verlorenen Sohn vertritt, trotzdem falsch. Er ist, wie ihm nun ein Kriegskamerad Melchers sagt, mit solcher „Grausambkeit“ gegen seinen Sohn entschieden „zu hart“ (690).

Dieser „Handwercksgesell“ (689), der im Krieg offenbar auch die rechte christliche Schulung durchgemacht hat, formuliert geradezu vorbildlich: „ist er gleich einmahl gefallen / so wird er sich doch künfftig besseren / vnd durch wol verhalten wider einbringen was er etwan gesündigt haben möchte“ (690). Und

er weist auch auf den pädagogischen Nutzen des Unglücks hin: „Sein voriger Unverstand ist nun mehr mit seinem Schaden *corrigirt*: er ist jetzt genug gewitzigt“ (690). Deshalb möge der Vater seinen Sohn, wie Gott den reuigen Sünder, „wider zu gnaden“ (690) annehmen. Die Verzeihung muss aufgrund der Einsicht und Umkehr des Sünders geschehen, nicht aus sentimental Affekten wie bei der Mutter, die auch einen ungebesserten Sohn zwar zunächst beschimpft, aber dann wieder mit ihrer „Affen-Liebe“ verzogen hätte. Die Verzeihung darf dem reumütigen Sünder aber auch nicht verweigert werden, wie es der hartherzige und selbstgerechte Vater versucht, der, wenn er könnte, „alle drey“ Jünglinge, einschließlich seines eigenen Sohnes, kurzerhand „als Mainaydig-mässige Verräther jhres Vatterlands an den lichten Galgen hencken lassen“ (690) würde. Dafür wird er von dem wohlmeinenden „Handwercksgesell“ ganz zu Recht für „einen groben unverständigen Knollfincken“ (690) gehalten.

Und nun nimmt die Geschichte noch eine ganz und gar den modernen Lesererwartungen widersprechende Wendung: Die weltliche Herrschaft und das geistliche Regiment sorgen dafür, dass der widerspenstige Bauernvater gegenüber seinem reumütig heimgekehrten Sohn doch noch die moralisch korrekte Haltung einnimmt. Es kommt nun nämlich der „Juncker mit dem Pfarrer“ (691) daher-spaziert. Als der Grundherr den „stolzen Melcher“ wiedererkennt, will er ihn ob seiner früheren Vergehen auch gleich „mit Wasser vnd Brodt“ (692) einsperren. Aber Melcher bittet jetzt selbst „vmb GOTTes willen“ (692) um Vergebung und zeigt die weitestgehende Einsicht. Er erkennt sogar an, dass der „Herr Pfarherr“ damals schon Recht hatte mit seiner Predigt, man solle ihn bei „Wasser vnd Brodt oder Trübsal“ (692) einsperren. Dann wäre es ihm nämlich „tausendmahl erträglicher“ ergangen als im Krieg, wo er seine „Thorheit allbereit ja so genugsamb gebüßt“ (692) habe. Zur schlechten Verpflegung kam dort nämlich noch die harte Arbeit und die stete Lebensgefahr hinzu. Er sieht also selbst ein, dass man damals keineswegs zu streng, sondern zu milde mit ihm verfahren ist und dass ein härteres Durchgreifen ihn vor Schlimmerem bewahrt hätte.

Melchers Beschreibung des elenden Kriegslebens im Kontrast zur angenehmen Friedenszeit dient dann sicherlich der Abschreckung nicht nur des zuhörenden Erzählers im Busch, sondern überhaupt, wie es im Titel heißt, „der Fridens-satten-vnd gern-kriegenden teutschen Jugend“ (681). Der unsichtbare Zuhörer, der sich das alles gesagt sein lässt, repräsentiert den Leser, dem er es dann weitererzählt und der für ihn gewissermaßen auch ‚im Busch‘ sitzt, nämlich unbekannter Weise von der Lehre profitiert. Grimmelshausen, der solche Verkomplizierungen liebt, schiebt übrigens noch den Savoyer, Melchers Kriegskameraden, auf dessen „Veranlassung“ die Erzählung dann als Buch „zum Meßkram“ (681) wird, als eine Art Herausgeber ein, dem also die didaktische Absicht zukommt, den Erzähler als vorbildlichen Zuhörer und Muster für den Leser zu zeigen. Vor allem aber ist für alle Beteiligten Melchers aus seinen Erlebnissen gezogene Lehre exemplarisch: „Wolte ich mir solches nun nicht zur Straff dienen lassen / so taugt

mirs doch zur Warnung / künfftig mein Leben besser anzustellen“ (692). Er weiß also, dass er es sich doch „zur Straff dienen lassen“ sollte, versichert aber darüber hinaus, dass es ihm jedenfalls eine „Warnung“ ist. Und dieser Aspekt ist auch für Grimmelshausen durchweg der wichtigere: Unglück gibt Gelegenheit zur Besserung.

Dann kommt Melcher auf das Thema der eigenen Erfahrung zurück, das ja auch der Erzähler einleitend schon an sich selbst behandelt hatte. Das eigene Erleben, sagt er zum Junker, lehrte ihn, was er „zuvor nicht wußte noch in den Schulen erstudirn konde“, was ihm aber „so hoch zuwissen vonnöthen gewesen“ sei (693). „Da hört man’s“, könnte der Erlebnispauschal tourist mit Melcher sagen: „Ohnversucht schmäckt nicht“ (693). Aber Melcher und Grimmelshausen meinen es anders: Diese unschmackhafte Erkenntnis vom Übel der fremden Kriegsdienste sollte nun wirklich besser unversucht gewonnen werden. Schlimm genug, dass man dergleichen nicht „in der Schulen“ lernen kann oder, was beim stolzen Melcher, der weder auf Vater noch Pfarrer hörte, zu vermuten steht, nicht lernen will. Denn dass man es nach Melchers Überzeugung, durch fremdes Beispiel gewitzigt, eben doch lernen kann, geht aus seinem Vorsatz hervor, „auch andere vngerathene muhtwillige Bursch vnd böse Buben zur besserung zu weisen vnd sie vor dem gefährlichen Welschen Soldaten Handwerck dergestalt zu warnen“ (693). Und dass er tatsächlich Erfolg mit dieser didaktischen Absicht hat, demonstriert Grimmelshausen mit seinem Erzähler im Busch, der genau die gewünschte Schlussfolgerung für sich zieht, ohne die schlimme Kriegserfahrung erst selbst machen zu wollen. Vom Autor über den Herausgeber und den Ich-Erzähler erstreckt sich die didaktische Warnabsicht also über sämtliche Erzählinstanzen und Fiktionsebenen sogar auf den Titelhelden als Binnenerzähler herab.

Grimmelshausen glaubt, worauf ja seine ganze satirische Schreibweise beruht, an die Wirkung abschreckender oder vorbildlicher Beispiele. Das kann freilich auch zum Bösen missbraucht werden wie durch die „Lockvögel“ und Soldatenwerber, die mit falschen Versprechungen „in Krieg reitzen“ und damit ihre verführten Opfer „in alles vnbeschreiblichs Ellend stürzten / vnd sie beydes vmb Leib vnd Seel bringen“ (693). Wenn man die Menschen aber mit Illusionen verführen kann, dann kann man sie, hofft jedenfalls Grimmelshausen, auch durch die Wahrheit warnen. Dem entspricht auch der Unterschied von „den rechten Historien zu den Liebes-Büchern“ (I/1,315), wie es im *Simplicissimus* heißt, oder zwischen der moralisch nützlichen Satire, durch die eine oft genug versteckte Wahrheit ans Licht kommt, und der verderblichen Illusionsliteratur, die zu falschen Einbildungen verführt. Der Gegensatz dieser moralischen „Gattungen“ geht übrigens über die literarischen Gattungen hinweg, da Grimmelshausen im *Simplicissimus* nicht nur der „Arcadia“ (I/1,315), sondern im *Springinsfeld* etwa auch „des Eylnspiegels“ (I/2,176) und der „Melusinae“ als verführerischer „Mährlin“ (I/2,290) gedenkt.²² Solche Märchen erzählen gewissermaßen auch die Soldatenwerber, denen sich Melcher nun „mit wenig Worten solchen Widerstand

zuthun“ (694) getraut, dass sie keinen Erfolg mehr hätten. Nicht nur seinem erzürnten Vater, bei dem er den Junker um Vermittlung bittet, will sich Melcher nun durch Arbeit bemühen, einen „nutzen zu schaffen“ (694), sondern auch quasi literarisch einem Publikum gefährdeter Bauernburschen als Erzähler seiner exemplarisch abschreckenden Lebensgeschichte, ganz so wie auch Simplicius sein Leben, wie er wiederholt versichert, dem Leser erzählt hat, um „etwas guts daraus zulernen“ (I/2,176). Für diesen moralischen Nutzen der simplicianischen Satire, welche dem unbekanntem Leser am eigenen Beispiel zur Warnung die schlimme Wahrheit offenbart, kann die Lebensbeichte des stolzen Melchers, der einen von ihm unbemerkten Zuhörer im Busch überzeugt, geradezu als poetologische Parabel dienen.

Nachdem der demütige Melcher dem „Juncker“ versprochen hat, sich als einer seiner „Underthanen“ zukünftig „gehorsamb vnd getrew zu erzeigen“, wendet er sich auch an den „Pfarrer“ und bittet ihn unter ausdrücklichem Hinweis auf „das Exempel vom verlohrnen Sohn“ (694) um Versöhnung mit dem Vater. Melcher unterwirft sich also der weltlichen und der geistlichen Autorität, die Grimmelshausen, der ansonsten auch Gegenbeispiele kennt, in dieser Geschichte mit wohlmeinenden Vertretern besetzt. Melcher hat auch in religiöser Hinsicht verstanden, dass die Menschen dem „Heyland“ immerzu „seiner Lehr gemäß / ebenmässig nachfolgen sollen“ (694). Der Pfarrer erkennt seinen Sinneswandel an, wenn er ihm antwortet, er sei „schon dem verlohrnen Sohn nachgefolget“ (694). Das Problem stellt jetzt sein „Vatter“ dar, und der Pfarrer zweifelt mit Grund, ob auch dieser „jenem nachfolgen“ (694) und den Sohn wieder aufnehmen will. Auch der Junker ist mit Melchers Demuthaltung einverstanden, „dan er gehet zimlich nider“; jedenfalls ist er mit seiner Rede zufrieden, „wann nur die Werck auch folgten“ (694). Denn in der durchweg katholischen Frömmigkeit Grimmelshausens ist erst das geänderte Verhalten die sichtbare Bestätigung der gewandelten Gesinnung, wenngleich die guten Werke alleine, ohne den rechten Glauben, wie etwa bei den ungarischen Wiedertäufern im *Simplicissimus* (V,19), auch ohne Wert bleiben.

Der verlorene Sohn muss sich also nach seiner Rückkehr weiter bewähren, so wie jeder Mensch sich bis an sein Lebensende mit Beständigkeit bewähren muss und jederzeit von Rückfällen in das frühere Sündenleben bedroht ist. Der Junker führt ihm auch noch einmal die pädagogischen Verdienste seines Vaters vor Augen. Damit will Grimmelshausen klarstellen, dass er die Schuld für sein Unglück und für seinen schlimmen Lebenswandel keineswegs auf seine Eltern und eine schlechte Erziehung abschieben kann. Das entspricht Grimmelshausens unentwegter Betonung der Eigenverantwortung. Zwar weist er auch auf die Not-

²² Vgl. Hillenbrand, Rainer: Simplicianisch angeleitete Erzähler in Grimmelshausens *Springinsfeld*. In: *Daphnis* 39 (2010), S. 689-740, hier S. 702 u. 733.

wendigkeit des richtigen Umgangs hin, aber für die gute oder böse Gesellschaft, in die er sich begibt, ist der Mensch letztlich selbst verantwortlich. Am deutlichsten wird das Verhältnis von Fremdverschulden und Eigenverantwortung verständlicher Weise in der Hölle, die Grimmelshausen in seiner *Verkehrten Welt* recht eindringlich gestaltet.²³ Dort finden sich auch solche Sünder, an denen die „Geist und Weltliche Obrigkeit“ nicht getan hat, was sie „vor GOtt und der Welt zuthun schuldig gewesen“ (II,465) ist. Aber selbst die sehr mangelhafte Seelsorge mancher Pfarrer ist keine Entschuldigung: „Wo derowegen Jeder nach dem zeitlichen Leben hingelange / sey nicht der Geistlichen sondern eines Jeden eigne Boßheit und Sünden schult“ (II,466 f.). Mit dem stolzen Melcher schildert Grimmelshausen nun den Fall eines Jünglings, an dem weder durch die elterliche Erziehung, noch durch die geistliche Seelsorge, noch durch die weltliche Obrigkeit etwas versäumt wurde und der trotzdem aus eigener „Boßheit“ auf die falsche Bahn geriet, allerdings auch selbst aus eigener Erkenntnis heraus, durch seine schlimmen Erfahrungen gefördert, sich wieder zum Guten bekehren konnte.

Deshalb wird nun zuerst der ja keineswegs besonders gütige Vater gehörig gelobt, weil er „schwere Unkosten“ auf sich nahm, um den Sohn „zu der Schulen vnd den *studis*“ (694) anzuhalten. Er wollte damit das Beste, auch wenn er mit diesem Versuch, ihn „in einen höhern ansehnlichen Ehrenstand zuerheben“, an die Sünde des Hochmuts streift und dafür nur „Spott vnd Schand“ (695) geerntet hat. Melcher musste nämlich das Studium wegen gemachter „Schulden“ aufgeben, war nun aber durch seinen Stolz auch für „ein Handwerck“ oder „das Baurenwerck“ (695) verdorben. Der Vater hat also keineswegs zu wenig, eher zu viel für seinen Sohn getan. Der Junker billigt nachdrücklich auch die nächste Erziehungsmaßnahme des Vaters, nämlich den missratenen Sohn als Knecht zu einem „fleissigen Baurn“ zu geben, dessen „wolerzogene Kinder der Jugend im gantzen Land vor ein Spiegel vnd Muster / wie sie sich halten solten / mit grossem Nutz vorgestellt werden könden“ (695). Nachdem sein eigener Vater nicht mehr mit ihm fertig wurde, kam Melcher zu einem anerkannt erfolgreichen Erziehungs Experten mit dem Ruf eines „berühmbten Manns“, so dass sein neuerliches Scheitern ganz eindeutig seine eigene Schuld beweist. Auch dieser letzte väterliche Rettungsversuch geschah zu seinem „besten vnd zwar mit“ dem ausdrücklichen „gut befinden“ (695) des Junkers, also mit obrigkeitlicher Billigung.

Der Junker hat zwar noch Bedenken, ob des stolzen Melchers Bekehrung auch anhalten werde, ist aber doch bereit, bei den „Eltern“ zu vermitteln; der erboste Vater aber will „in Ewigkeit“ nichts von Versöhnung wissen und sich auch durch „keine Obrigkeit darzu zwingen“ (695) lassen. Der halsstarrige Bauer wird in

²³ Vgl. Hillenbrand, Rainer: Höllische Wahrheiten in Grimmelshausens *Verkehrter Welt*. In: *Simpliciana* 32 (2010), S. 387-426.

seiner unchristlichen Haltung aber doch von einer vorbildlichen Obrigkeit korrigiert. Der Junker weist ihn zunächst darauf hin, dass er „auch nicht ewig leben“ (696) werde und dann sein Erbe doch dem Sohn überlassen müsse. Vor allem aber hat der Junker als Grundherr auch gegenüber Melcher eine Fürsorgepflicht: „er ist so wol“ sein „Underthan“ (696) wie der Vater. Und er verhält sich gegenüber dem reumütigen Untertanen als christliche Herrschaft geradezu mustergültig, wenn er sagt: „wird er nun die versprochene Besserung im Werck verspühren lassen / so ist ihm von mir sein übersehen schon vergeben / wo nit / so werden wir Zeit genug übrig haben / ihn widerumb vor all Teuffel weg zu jagen“ (696). Auf die Reue muss die werktätige Buße folgen, und der Wille zur Besserung muss sich im Leben bewähren. Unter diesen Bedingungen wird dem Sünder verziehen, natürlich immer nur auf Bewährung. Bei Rückfälligkeit folgt dann die gerechte Strafe nach. Das ist, ins Weltliche übertragen, auch das Prinzip des Bußsakramentes, so dass der Hinweis auf die „Teuffel“ vielleicht doch keine bloße Redewendung ist. Der Junker, durch den nun „der Fried zwischen den Eltern und dem Sohn wider gemacht“ (696) wird, repräsentiert jedenfalls den leider wohl nicht allzu häufigen Idealfall weltlicher Herrschaft nach christlichen Grundsätzen.

Der „Pfarrer“, also die geistliche Autorität, verhält sich weniger vorbildlich, wenn „er zugleich auff die Obrigkeiten vnd Eltern“ schimpft, „weil sie die Jugend nit besser beobachteten vnd im zaum hielten“ (696). Es wurde ja im Gegenteil gerade klargestellt, dass der Junker seiner Herrenpflicht nachkommt und dass sogar der ungehobelte Vater das Seine zur rechten Erziehung des Sohnes getan hatte. Vor allem aber schiebt der Pfarrer seine eigene Verantwortung auf diese anderen Instanzen ab: „seines theils / sagte er / köndte er bey weitem nicht so vil außrichten als dise“ (696 f.). Dieses Fehlverhalten des Pfarrers beruht auf seinen unzulänglichen Fähigkeiten, weil er, wie viele seiner Kollegen, „auß mangel genugsamen studirens sonst nichts erbaulichers vorzubringen“ (696) weiß. Seine Klagen über die Unaufmerksamkeit und Unlenksamkeit seiner „Pfarrkinder“ (697) sind deshalb aber trotzdem berechtigt. Und ebenso trifft er mit seinen Vorwürfen gegen Melcher „richtig vnd gewiß“ ins Schwarze, wenn er ihm alle „Laster“ vorhält, „die jetzt bey der Jugend deß gemeinen Manns im schwang gehen“ (696). Hier wird noch einmal deutlich, dass Grimmelshausen im Einklang mit seiner auch sonst sehr bauernkritischen Tendenz – als Gutsverwalter konnte er da schließlich so seine Erfahrungen sammeln – mit dem stolzen Melcher insbesondere die reiche Bauernjugend, die rustikale Jeunesse dorée, kritisieren will, die in ihrem Hochmut jeden christlichen Halt verloren hat. Der Pfarrer trägt also vollkommen berechtigte Kritikpunkte an Melchers früherem Lebenswandel vor; und daher hat er auch mit seiner Diagnose der schlimmen Folgen Recht, „daß auff ein solches Leben / wie der stolz Melcher eins geführt / anderst nichts als eine solche straff folgen könde / davon er allbereit den anfang gekostet“ (696). Das Kriegselend als Strafe Gottes ist ja auch die abschreckende Moral von der ganzen Geschichte, die „der Fridens-satten- vnd gern-kriegenden teutschen Jugend“

(681) entgegengehalten werden soll.²⁴ Die Strafe ist freilich nur die halbe Wahrheit; noch wichtiger ist Grimmelshausen der Hinweis auf den Krieg als Angebot und Aufforderung Gottes zur Umkehr. Und genau so hat es der heimkehrende Melcher ja auch in vorbildlicher Weise richtig verstanden. Der Pfarrer aber versteift sich, wie der Vater, auf die Kritik am Vergangenen, anstatt zugleich auch die Besserung der Zukunft zu befördern.

Um diese Abschreckung durch ein negatives Exempel, die ja schon im Titel als Zweck der ganzen Schrift angegeben ist, nicht zu vernachlässigen, lenkt Grimmelshausen die Geschichte nun wieder auf die schlimmen Kriegserfahrungen zurück. Der „Savoyer“, ein Kriegskamerad Melchers, beklagt die „Roß-Arbeit“, die er für die Franzosen hat „verrichten müssen“, obwohl er noch Glück hatte, dass man ihn wegen seiner französischen Muttersprache nicht als „Frantzoß“ und Verräter hat „auffhencken lassen“ (697). Überhaupt schildert er die Behandlung der Ausländer in französischen Kriegsdiensten als überaus schäbig: Sie dienen in vorderster Linie als Kanonenfutter und „lebendige Faschinen“, also zur körperlichen Deckung für die „Frantzosen“ (698). Die Charakteristik der französischen Kriegsführung als besonders rücksichtslos, wobei „der Soldaten Blut vnd Leben so gering geachtet / vnd sie so vnsinniger weise genöthigt“ werden, „gar ohne allen Vortheil vnd bey hellem lichten Tag zu erstürmen“ (698), ist auch aus dem *Springinsfeld* bekannt, wo gleichfalls von „unsinniger“ Kriegsführung der Franzosen die Rede geht, durch welche „so viler Soldaten Blut unnützlich verschwendet“ (I/2,254) werde. Diese Aussichten, wonach in der französischen Armee „das auffhängen gangbarlicher vnd geber als der Monatsold“ (698) ist, muss auf junge Burschen, die dort Karriere machen, Reichtümer erwerben oder, wie der gelangweilte Erzähler im Busch, auch nur Lebenserfahrungen sammeln

²⁴ Auch Heßelmann (wie Anm. 18) sieht die Kriegserlebnisse Melchers als „göttliche Strafe“ (S. 86). Breuers Abneigung gegenüber „dem unbarmherzigen Argument des Pfarrers, der den Krieg als Strafe Gottes an der Jugend zu rechtfertigen versucht“ (Kommentar, S. 1096), entspricht also nicht der Intention Grimmelshausens, der dieses göttliche Argument keineswegs als unbarmherzig, sondern im Gegenteil als pädagogisch hilfreiches Gnadenangebot betrachtet. Wenn Breuer weiterhin von „der dem biblischen Maßstab ebensowenig gerecht werdenden Strafpredigt des Pfarrers“ (S. 1097) spricht, dann überträgt er unzulässig die in der Tat seelsorgerisch unzulängliche Haltung des Pfarrers auf den Inhalt seiner völlig berechtigten Strafpredigt. Das entspricht ganz Grimmelshausens gewöhnlicher Satiretechnik, wonach sogar schlimme Sünder zutreffende Kritik an anderen Sündern äußern können; unberechtigt ist immer nur der Versuch, sie als Selbstrechtfertigung zu missbrauchen, so wie auch der Pfarrer seine eigene Verantwortung auf andere abschieben will. Dass er nur unfähig, nicht aber böswillig ist, zeigt seine Anerkennung von Melchers Umkehr, der auch seiner Meinung nach nun „schon dem verlorren Sohn nachgefolgt“ (694) sei.

wollen, natürlich besonders abschreckend wirken. Wie Melchers Vater so bringt übrigens auch der Savoyer das patriotische Argument, dass die Franzosen offenbar bestrebt sind, „die Teutsche mit fleiß“ durch schlechte Behandlung „auffzuopffern / damit nachgehends ihr Vatterland selbst / das sich seiner jungen kriegerischen Mannschafft entblößen: vnd solche auff die Fleischbanck lieffern lassen / seinen Feinden desto ehender zum Raub würde“ (698 f.). Grimmelshausen weist also schon – wie übrigens auch im zweiten Teil des *Vogel-Nests*, wo er den Holländern eine gehörige Mitschuld gibt – auf den bevorstehenden Reichskrieg gegen Frankreich hin und sieht mit dem „Raub“ deutscher Länder die sogenannten Reunionen der Franzosen voraus.

Auch der schweizerische Kriegskamerad erzählt „sein vnd deß Melchers außgestanden Ellend“, und zwar „so erbärmlich“, dass sogar der wütende Vater „sein Mitleyden bezeugen“ (699) muss. Seinen naiven Optimismus, dass die Schweiz wegen dieser schlechten Behandlung ihrer Bürger „dem König in Franckreich“ keine Söldner „mehr schicken“ werde, kann der Erzähler allerdings nicht teilen: Zu sehr ist auch die Schweiz an den „Pistolleten“ (699), also am französischen Geld interessiert. Der Schweizer kommt aber immerhin für sich selbst zu der vorbildlichen Erkenntnis, selbst bei hohem Sold doch lieber für seinen Lebensunterhalt hart zu „arbeiten“ (699). Nur wenn er sein „aigen Vatterland beschützen helffen müste“, was „noch wol einmahl wider die Frantzoßen vonnöthen sein dörfte“, will er wieder in den Krieg ziehen, allerdings nicht um Sold, sondern „vmbsonst“ (700). Grimmelshausen sieht auch sonst unter christlichen Völkern nur den Verteidigungskrieg als legitim an;²⁵ und auch hier lässt er den Kriegsberichterstatter betonen, dass die Franzosen „nicht wie Christen“ Krieg führen, dass sie nämlich „der Christen Blut vnd Leben so wenig achten“ (700). Denn wie Gryphius macht sich Grimmelshausen Sorgen, dass unter den christlichen Soldaten, wenn sie in ihren Sünden sterben, „auch der Seelen Schatz / so vilen abgezwungen“ wird. Der Kriegskamerad betont allerdings mehr die

²⁵ Vgl. Breuer (Kommentar, S. 1103): „Für Grimmelshausen die einzige zulässige Rechtfertigung des Kriegsdienstes.“ Allerdings rechtfertigt es Grimmelshausen in seiner *Verkehrten Welt* auch, „in rechtmässigen Kriegen wider die Barbaros vor die Christenheit zu fechten“ (II,478), und schon im *Satyrischen Pilgram* wünscht er, „daß Gott der Allmächtige uns *Europäische* Christen entweder lange Zeit im Friede erhalten: oder aber die verhandene Martialische Gemüther zu vereinbaren geruhen wolle / ihren tapffern *Valor* gegen den Feinden des Christlichen Namens gehen zu lassen“ (Satyrischer Pilgram. Hg. v. Wolfgang Bender. Tübingen 1970, S. 161). Es ist also falsch, wenn Fettig den *Stoltzen Melcher* kurzweg eine „pazifistische Schrift“ nennt (Fettig, Adolf: Hans Jakob Christoffel von Grimmelshausen: Der stolze Melcher. In: Die Ortenau 71, 1991, S. 508-512, hier S. 508). Grimmelshausen berücksichtigt durchaus die kirchliche Lehre vom ‚gerechten Krieg‘.

körperlichen Schäden des Kriegsdienstes, die auch bei dem äußerlich unbeschadet Überlebenden, „wann er gleich wie der Strauß das Eysen het verdawen können“, derartige Spätfolgen zeitigt, dass „ihm der Krieg biß ins Grab nachgehen wirt“ (701). Und außerdem weist er noch einmal alle Karrierehoffnungen zurück, weil der Ausländer bei den Franzosen „sich keiner Beförderung zugetrösten“ (701) hat.

Obwohl der Schweizer nur über die schlimmen weltlichen Folgen des Kriegsdienstes zu sprechen scheint, lässt ihm Grimmelshausen mit dem seltsamen Vergleich, dass der Soldat „gleich wie der Strauß das Eysen het verdawen können“, doch auch eine geistliche Allegorie mit unterlaufen, die freilich der Leser, sonderlich der heutige, ohne emblematische Nachhilfe kaum verstehen kann. Nach Aegidius Albertinus, dessen *Hirnschleiffer* ja vom Erzähler am Anfang und am Ende fast rahmenhaft zitiert wird, ist der Vogel Strauß nämlich „dermassen hitzig / daß er dz Eysen frist und verdewet“; und Albertinus erklärt auch die religiöse Bedeutung dieses erstaunlichen Phänomens:

Durch das harte Eisen aber wirdt verstanden das Göttliche gericht / welches den Gottlosen sehr hart vnd seltzam fürkompt / aber doch verdewen vnd verzehren sie dises Eisen / vermittelt der Göttlichen barmhertzigkeit vnnd hoffnung der bueß / welche sie thun werden in jhrem alter / Dann wie man die Speisen so da verzehrt werden / waich machet / also pflegen solche Gottlosen / in deme sie den humor der Göttlichen Barmhertzigkeit betrachten / vnd auff die letzte bueß hoffen / das harte Eisen der Göttlichen bedrowungen vnd Gerichts zuuerzehren / vnd zusprechen: Gott hat mich nit darumb erschaffen / daß er mich wölle verdammen: der Himmel gehört nit für die Gänß. Aber von solchen vermessenenen Hofnarren / welche auff die Göttliche barmhertzigkeit vñ letzte bueß immerdar hoffen vñ warten / spricht Esaias: Dein weißheit vñ kunst habē dich verführt. Item der weise Mann: Du solt nit one forcht vñ sorgloß lebē / dz du ein sünd auff die ander haufen woltest / Vnd sag nit / seiner erbärmbdt ist vil / er wirdt die vile meiner Sünd nachlassen / dann wie er baldt barmhertzig ist / also gehet der zorn baldt von jhm auß / Vnnd seyn zorn sihet auff die Sünder.²⁶

²⁶ Der Welt Tümmel: vnd Schaw-Platz etc., gedruckt in München, verlegt in Augsburg 1612, S. 463 f., mit marginalem Hinweis auf „Cap 47“ bei Jesaias und „Eccl. 5“. (Zeichen zur Konsonantenverdoppelung sind aufgelöst.) Der *Hirnschleiffer* erwähnt im Kapitel über die ‚Affenliebe‘ (vgl. Anm. 21) unter Berufung auf „Job am 39. Capitel“ den Vogel Strauß als Hinweis auf unverantwortliche Eltern: „Man sagt / der Strauß verberge seine Ayr under den Sand / und zwar an ein solches ort / da sie von den Wandersleuten hinweg genommen oder von den wilden Thieren zertreten werden können: Jm wenigsten gedencken sie derselben mehr“ (S. 504). An der zitierten Hiob-Stelle heißt es über den Strauß aber auch: „Denn got hat jm die weißheit genommen / und hat jm keinen verstand mitgeteilet“ (Bibel. Übers. v. Johann Dietenberger. Köln 1594, Bl. 253r). In Zedlers *Universal-Lexicon* (Bd. 40, Sp. 799) wird

Diese katholische Bestimmung des Verhältnisses von göttlicher Barmherzigkeit und göttlicher Gerechtigkeit entspricht ganz dem, was Grimmelshausen auch sonst in seinen Werken vertritt: Die Gnade ist ein immerwährendes Angebot Gottes, das der sündige Mensch in Freiheit annehmen, aber auch zurückweisen und damit, wie es im *Vogel-Nest* heißt, die Gnade „verschertzen“ (I/2,628) kann. Gerade der im Krieg verrohte Soldat läuft Gefahr, durch Spekulation auf die barmherzige Gnade Gottes unter Ausblendung seiner strafenden Gerechtigkeit die heilsnotwendige Buße und Umkehr immer wieder zu verschieben. Auch in dieser religiösen Hinsicht steht also zu befürchten, dass „ihm der Krieg biß ins Grab nachgehen wirt“, wenn er, „wie der Strauß das Eysen“, den Gedanken an das göttliche Gericht, also seine Gewissensregungen, allzu leicht „verdauen“ kann.

Melchers Vater bittet diesen Kriegskameraden seines Sohnes um „ein hart Stückli grob geschrotten Brodt“, wie sie es im Krieg essen mussten, um „selbiges hinfort seinem Melcher alle Tag neben der Morgensupp an Statt eines Schaw-Essens vorzustellen“, und zwar „zuverhütung künfftig besorgender mutwilligen Vnbesonnenheit / die ihn villeich bey guten Tügen wider anstossen möchte“ (701). Auch hier taucht also der Gedanke auf, dass nicht nur der Krieg zu kriegsspezifischen Sünden verführt, sondern auch das Wohlergehen zu Wohlstandssünden, dass, mit Abraham a Sancta Clara zu reden, „das Sanum das Sanctum“ vertreibt, oder wie Harsdörffer dichtet: „Die in grossem Glücke schweben / mancher Laster Seuch ergeben / sind entnommen aller Zucht / und vielmals von Gott verflucht.“²⁷ Es war ja auch keineswegs die materielle Not, die den reichen Bauernsohn in den Krieg trieb, sondern sein Übermut und Stolz erwuchs aus dem Anspruchsdenken dessen, dem es unverdientermaßen zu gut geht.

Nicht zu übersehen ist hier neben der moralischen aber auch die poetologische Funktion des „Schaw-Essens“. Das trockene Brot dient gewissermaßen als

dann 1744 das ‚Eisenschlingen‘ rationalisiert: „Der Strauß [...] verschlinget auch Eisen, Kupffer und Kieselsteine, und diese Dinge zerreiben sich in seinem Magen; er erhält aber davon gar keine Nahrung, sondern diese harten Sachen dienen ihm zu nichts mehr, als daß die weichen und nahrhaften Dinge, mit denen sie sich vermengen, zerrieben und klein gemacht werden. [...] Daß aber Scaliger und andere ehedem vorgegeben, es könnten die Strausse das Eisen verdauen, ist gantz falsch, und solches bereits dem Alexander Aphrodisäus verdächtig vorgekommen.“ (Alexander Aphrodisiensis war ein peripatetischer Philosoph des 2. Jahrhunderts.) Auch die Behauptung, „ob legten die Strausse ihre Eyer in den Sand der Wüsten, und wären dabey so vergessen, daß sie dieselben hernach nicht wieder finden könnten“ (Sp. 800), wird im *Zedler* in Zweifel gezogen, und ihr mangelnder Verstand physiologisch erklärt: „Der Kopff ist klein und wenig Gehirne darinne“ (Sp. 798).

²⁷ Harsdörffer (wie Anm. 11).

Mahnmal, das eine zur angenehmen Wirklichkeit alternative schreckliche Möglichkeit in Erinnerung ruft. Es erfüllt damit innerhalb der Erzählung die selbe Funktion der Warnung und Abschreckung wie gegenüber dem Leser die Erzählung selbst. Auch Grimmelshausens Exempelschrift vom *Stoltzen Melcher* will ein solches ‚Schau-Essen‘ sein: Sie soll vor dem Krieg abschrecken, ohne dass man ihn wirklich selbst erleben muss. Das führt wiederum zur Rahmenhandlung zurück, in welcher sich der Erzähler selbst ein aus dem Busch gesehenes ‚Schau-Essen‘ oder ‚Schau-Spiel‘ zur Lehre, wo er sich „diese Geschichte eine Warnung seyn“ lässt, so dass er die schlimmen Erfahrungen nicht selbst machen muss, sondern sich mit dem literarischen „Hirnschleiffer behelffen“ (705) kann. Dieser Buchtitel ist ja auch vorzüglichst geeignet, Grimmelshausens Anspruch an die simplicianische Satire auszudrücken: Sie soll dem Leser das Hirn schleifen und das Denken schärfen, so dass er auch ohne eigenen Schaden den moralischen Nutzen aus dem Gelesenen ziehen kann.

Bevor dieser didaktische Rahmen und damit das Exempel geschlossen wird, lässt Grimmelshausen aber „Juncker und Pfarrer“ noch einen „Discurs über den Französischen vnd Holländischen Krieg“ (701) führen, aus dem auch sein eigener politischer Standpunkt deutlich wird. Der Juncker argumentiert vor allem patriotisch gegen die „Frantzosen“, die mit dem „Gelt“, das die Deutschen in ihrer Luxus- und Modenarrheit „beydes vmb Frantzösische Wahren vnd mit ohnnötigen kostbaren Raiß Kösten in Franckreich hinein vernarren“, sich wiederum deutsche Söldner und damit den militärischen Sieg über die „Niderteutschen erkauffen“ (702). Die damalige aggressive französische Expansionspolitik wird als Bedrohung nicht nur für „Haab vnd Gut“, sondern auch für die „Freyheit“ in „Teütschland“ (702) empfunden. Der Juncker unterstellt „dem stolzen Frankkreich“, dass es „nach Beherrschung der gantzen Welt trachtet“ (702), gerade so, wie der stolze Melcher in seinem Dorf herrschen wollte. Er sieht dabei den großen Unterschied zwischen dem französischen Staat „mit einem absoluten König“ und dem komplexen „grossen Teütschland“ mit seinen „vnderschiedlichen Ständen / deren jeder Theil seine absonderliche Freyheit hat“ (702). Der Vorschlag des Pfarrers, die Deutschen sollten es wie die Franzosen machen, wird daher abgewiesen. Wie in anderen Fragen steht Grimmelshausen auch hier auf einem konservativen Standpunkt: Den modernen und politisch erfolgreichen Absolutismus lehnt er ab. Die unmenschliche und unchristliche Kriegsführung der Franzosen, die „so tyrannisch vnd wider allen hiebevorigen Kriegsgebrauch“ gegen die „wolhergebrachte Freyheit“ (699) verstößt, dient als Beleg für die grausame Tyrannei des absolutistischen Systems. Grimmelshausen verteidigt dagegen den „hiebevorigen“ Gebrauch, die „wolhergebrachte“ (699) und „absonderliche Freyheit“ (702). Diese könne man, meint jedenfalls der Juncker, durch „politische Klugheit“ verteidigen, nämlich durch Verstopfen jener „Goltgrub“ (702), aus welcher der französische König seine Kriege finanziert. Der Ausdruck, dass die Franzosen „so hoch zufliegen gedencken“ (702), kennzeichnet

dabei ihre Politik ausdrücklich als die selbe Sünde der ‚Hochfahrt‘, die im Privaten auch den stolzen Melcher befallen hatte.²⁸

Darf man in diesen Auseinandersetzungen des Junkers durchaus die politischen Überzeugungen Grimmelshausens erkennen, so bedeutet das nicht, dass er die nun folgende moralische Argumentation des Pfarrers nicht auch teile. Beides widerspricht sich nicht, es ergänzt einander. Dem „stolzen Frankkreich“ (702) wird zwar die selbe Sünde wie dem ehemals „stolzen“ (703) Melcher und damit die Verantwortung für den Krieg zugewiesen, aber dennoch hält der Pfarrer völlig zu Recht „disen Frantzösischen Krieg mit den Holländern vor eine absonderliche Göttliche Straffe“ (702 f.) für eben diese „Herren Holländer“ (703).²⁹ Seine Argumente sind ganz ähnlich denen, die Grimmelshausen im zweiten Teil des *Vogel-Nests* vorbringt. Der Pfarrer meint, „die Herren Holländer wären halt bey ihrem grossen Glück vnd überflüssigen Reichthumben gar zu hochmütig worden“ (703). In diesem Hochmut haben sie sich sogar „in den Indien von den wilden Völkern gleichsamb anbetten vnd Göttliche Ehr anthun lassen“ (703). Auch im *Vogel-Nest* verweist Grimmelshausen auf den „grossen Hochmut“ der Holländer und auf ihre „Hoffart / die Fürsten kitzelt / und gemeiniglich den Fall prophezeyet“ (I/2,536). Sie provozieren nämlich „als gemeine Krämer“ den französischen „König / der zum regieren geboren“ (I/2,529) ist. Für Grimmelshausen ist schon die politische Machtanmaßung der „Ost-Indianischen Compagnie“ (I/2,546) eine sündhafte Überhebung, die durch den Krieg gestraft wird, geschweige denn die Selbstvergötzung der holländischen Kaufleute im Umgang mit den Eingeborenen. Und ganz in diesem Sinne meint auch der Pfarrer, dass diese „abscheulichen Grewel billich dem Aller-Christlichsten König abzustraffen gebürt / weßwegen ihnen dann GOtt denselben vielleicht über die Haube geschickt“ (703) habe.

²⁸ Zu Parallelen in Eberhard Wassenbergs Druckschrift *Frantzösische Gold-Grube* von 1672, die Grimmelshausen offenbar gekannt und benutzt hat, vgl. Heßelmann (wie Anm. 18), S. 81 f. u. S. 88 f. Insbesondere der vorbildliche Junker, in dem Heßelmann sogar „ein literarisches Porträt des die politische Obrigkeit verkörpernden Philipp Hannibal von Schauenburg“ (S. 89) vermutet, scheint demnach „die gerade herausgekommene Flugschrift Wassenbergs gelesen“ (S. 88) zu haben.

²⁹ Vgl. Breuer (Kommentar, S. 1104): „Der Pfarrer vertritt die theologische Lehre vom Krieg als einer »Hauptstrafe«, die Gott wegen der Übeltaten der Menschen verhängt.“ So weit, so gut. Breuer hat aber gänzlich Unrecht, wenn er behauptet, Grimmelshausen habe „diese Lehre schon“ anderwärts „widerlegt“, denn dieser hat sie in all seinen Werken im Gegenteil unermüdlich selbst vertreten und mit Exempeln belegt. Grimmelshausen stellt daher auch hier „den Pfarrer“ keineswegs, wie Breuer behauptet, „als unbarmherzigen Eiferer dar“, auch wenn er ihm die „politische Klugheit“ (702) des Junkers abspricht. Wie schon als Seelsorger gegenüber Melcher fehlt ihm leider die Fähigkeit, die Menschen oder Zustände zu bessern; das nimmt seiner Diagnose der Übelstände aber nichts von ihrer Richtigkeit.

Das entschuldigt und entlastet den französischen König keineswegs, denn Gott straft bei Grimmelshausen die Sünder durch andere Sünder. Auch die Deutschen, heißt es im *Vogel-Nest*, haben sich, obwohl die Holländer den Krieg böswillig auf sie abgelenkt haben, durch ihre eigenen Sünden trotzdem „zur Göttlichen Straffe“ (I/2,537) reif gemacht. Dieses Denken zieht sich als grundlegende Satiretechnik durch Grimmelshausens ganzes Werk: Sünder kritisieren und bestrafen als Werkzeuge Gottes, der auch das Böse zum Guten benutzt, andere Sünder völlig zu Recht. Im ersten Teil des *Vogel-Nests* wird beides auf den Punkt gebracht: einmal, dass „Gott auch durch Sünder die Wahrheit zu reden“ vermag, weshalb auch der gar nicht besonders sündhafte, sondern nur unzulängliche Pfarrer dennoch berechnete Kritik übt; und zum anderen, dass Gott seine „trotzigste Feinde“ sogar „durch die allerliederlichste und geringste *Insecta* abzustraffen pflegt“ (I/2,329), geschweige denn durch mächtige Potentaten wie den König von Frankreich. Das hindert Grimmelshausen nicht, auch am Pfarrer und noch mehr am König negative Eigenschaften zu erkennen. Und es ist daher ein durchaus verfehelter Reflex moderner Interpreten, wie beim Pfarrer die Gültigkeit einer Kritik zu bezweifeln, nur weil der Kritiker selbst nicht vollkommen ist, oder wie beim König von Frankreich die Funktion als göttliches Strafwerkzeug zu leugnen, nur weil er in seiner absolutistischen Machtgier und Menschenverachtung auch selbst negativ bewertet wird. Der moderne Mensch will in einem weltlichen Konflikt das moralische Recht und Unrecht fein säuberlich auf die Kontrahenten verteilen. Für Grimmelshausen aber sind gewöhnlich beide Seiten im Unrecht, und das Unrecht, das sie einander antun, ist daher für beide eine gerechte Strafe. Und so hofft auch der Pfarrer, die holländischen Händler und der französische König werden „einander dermassen abmatten vnd demütigen daß jene sich endlich mit treibung deß Kauffhandels: dieser aber mit alleiniger Beherschung seines Franckreichs benügen lassen müßte“ (703). So wie man den Titelhelden „hinfort nicht mehr den stoltzen sonder den demütigen Melcher nennen“ (703) kann, weil der Krieg ihn gestraft und gedemütigt hat, so kann man auch von den Kriegsparteien hoffen, dass sie für ihre jeweilige Schuld gestraft und durch diese Strafe gebessert werden.

Zuletzt jedoch steht die Lehre, dass sich der Zuhörer im Busch auch schon „diese Geschichte eine Warnung seyn“ (705) lässt, ohne nämlich die schlimmen Erfahrungen am eigenen Leib machen zu müssen. Er will sich stattdessen „noch länger mit“ seinem „Hirnschleiffen behelffen“ (705), in welchem er gerade auch die Grundlehre des *Stoltzen Melcher* von der gnädigen Strafe Gottes nachlesen kann:

So straffet vnd geisselt derowegen Gott die Menschen / wann er seine Handt auffhebet / dann die Straff vnd Geisel / mit denen er die seinigen in diesem Leben kasteyet / erfolgen vnnd entspringen auß seiner vnendlichen Lieb / vnd begehren nichts anders / als den Frieden vnd die Versöhnung. Der H. *Hieronymus* erweget die Wort deß H. Jobs Cap. 5. Selig ist der Mensch / der von Gott gestrafft wird.³⁰

Und genau mit dieser Einstellung gegenüber dem *Hirnschleiffer* wird der Erzähler als Leser auch zum exemplarischen Vorbild für den Leser des *Stoltzen Melcher*, von dem der Autor ebenfalls erwartet, sich das Hirn zurechtschleifen zu lassen.³¹ Noch einmal also demonstriert Grimmelshausen die von ihm gewünschte und mehrfach erklärte Rezeptionshaltung gegenüber seiner Satire, nämlich „die Lehren darauß zu erfischen / die der Autor heimlich hinein verborgen“ (I/2,453) hat, und „etwas guts daraus zulernen“ (I/2,176), mithin einen moralischen Nutzen daraus zu ziehen. Zwingen aber kann man weder den Leser noch den Sünder zum Richtigen und Wahren. Jeder Mensch muss sich in Freiheit selbst entscheiden. Und genau darin liegt auch die Leistung und das Verdienst des ehemals „stoltzen“, jetzt aber „demütigen Melcher“ (703).

³⁰ Aegidii Albertini Hirnschleiffer. Köln (bei Constantin Münch) 1645, S. 247. (Dieser Nachdruck unterscheidet sich von der in Anm. 21 u. 26 zitierten Erstausgabe von 1618 durch neue Bilder und eine leicht veränderte Rechtschreibung.)

³¹ Auch für Heßelmann (wie Anm. 18) ist der Rahmenerzähler eine positive „Exemplarfigur“: „Die Deutung des Geschehens bleibt nicht allein dem Leser überlassen, sondern ein auf christliche Belehrung ausgerichteter Autor, der seine Lehren hier nicht verbirgt, legt dem Protagonisten, der bereits aus den erfahrenen Mitteilungen gelernt und folgerichtig eingangs gefaßte Entschlüsse revidiert hat, seine didaktischen Intentionen in den Mund“ (S. 84). Das gilt aber nicht nur „hier“, sondern für alle simplicianischen Schriften, die einen bekehrten Ich-Erzähler aufweisen, insbesondere auch für den *Simplicissimus*.

Hartmut Kubczak (Heidelberg)

Anaphorische Konstruktion und antezedensloser Rückverweis

1. Die anaphorische Konstruktion

1.1. Thematische Begrenzungen

Um falschen Erwartungen vorzubeugen, seien zunächst einige stoffliche Begrenzungen deutlich gemacht. Wie es die Überschrift schon besagt, steht im Mittelpunkt dieser Arbeit die „anaphorische Konstruktion“. Bei dem, was hier die „anaphorische Konstruktion“ genannt wird, geht es darum, dass in einem Text mit Hilfe eines sprachlichen Ausdrucks (der „Anapher“) auf ein Objekt zurückverwiesen wird, welches in demselben Text schon vorher sprachlich (durch das „Antezedens“) etabliert wurde. Ein erstes Beispiel ist der Textanfang *Peter M. gibt jetzt in Moskau Konzerte. Dieser Musiker feiert dort riesige Erfolge*. In diesem Beispiel sind, so würden viele sagen, der ein Objekt etablierende Ausdruck *Peter M.* (Antezedens) und der auf genau dieses Objekt zurückverweisende Ausdruck *Dieser Musiker* (Anapher) „koreferent“ oder „referenzidentisch“ (cf. z.B. Glück 1993: 39). Dazu später mehr, besonders in Kap. 1.2.2.4.

Die anaphorische Konstruktion, die – wiederholt realisiert – wesentlich dazu beiträgt, dass man eine umfangreichere Sprachäußerung überhaupt als inhaltlich zusammenhängend, als „vertextet“ wahrnimmt, wird jedoch im Weiteren nicht in allen ihren Subtypen behandelt. So wird z.B. der Subtyp nicht behandelt, bei dem ein Relativpronomen zum Antezedens bzw. dem durch das vom Antezedens bezeichneten Objekt in Beziehung steht (cf. dazu Glück 1993: 43). Die Subtypen der anaphorischen Konstruktion, denen hier die Aufmerksamkeit gilt, sind vielmehr dadurch gekennzeichnet, dass in ihnen der Rückverweis auf in einem Text zuvor Bezeichnetes durch ein Personalpronomen, ein Demonstrativpronomen oder eine Nominalgruppe mit demonstrativem Kopf erfolgt. Dies wird im Folgenden natürlich noch an Deutlichkeit gewinnen.

Fasst man die anaphorische Konstruktion ausreichend abstrakt, wird man sie wohl als „Universalie“ bezeichnen können, da sie als abstraktes Muster des Rückverweises auf Vorerwähntes in Texten gleichviel welcher Sprachen auftritt. Aber die Annahme einer solchen Universalie macht die Untersuchung ihrer Ausprägungen in den einzelnen Sprachen nicht überflüssig. Die vorliegende Arbeit beschäftigt sich mit einzelsprachlichen Ausprägungen der anaphorischen Konstruktion, wie sie in deutschen Texten der Gegenwart realisiert werden.

Nach der hier vertretenen Auffassung darf etwas nur dann als „anaphorische Konstruktion“ bezeichnet werden, wenn die zwei noch näher zu behandelnden Teile „Antezedens“ und „Anapher“ im Rahmen ein und desselben Textes lokalisierbar sind, womit also ausgeschlossen wird, dass diese Teile auf mehrere Texte verteilt sein dürfen. Diese Festlegung, die traditionell ist und einem unter den meisten Textlinguisten bestehenden Konsens entspricht (cf. auch dazu Glück 1993: 39), bedarf eigentlich einer Klärung der Frage, wann ein Text aufhört und ein anderer Text anfängt. Bei näherer Betrachtung entpuppt sich diese Frage jedoch schnell als ein Großthema, dessen Behandlung den begrenzten Rahmen dieses Aufsatzes einfach sprengen würde. So wird – wissenschaftstheoretisch auch zu rechtfertigen – hier einmal so getan, als ob aus allgemeinen Überlegungen zum Gegenstandsbereich der Textlinguistik, die als solche dem Spezialproblem der anaphorischen Konstruktion vorausliegen, bereits bekannt sei, wie ein Text abgrenzbar ist (cf. dazu beispielsweise Heger 1976: 316 ff., Glück 1993: 636 und Vater 2005: 153 ff.). Das Festhalten an der im Weiteren auch noch begründeten Auffassung, dass der antezedentielle Teil und der anaphorische Teil in ein und demselben Text lokalisierbar sein müssen, hat Konsequenzen, die besonders in Kap. 2 sichtbar werden.

1.2. Antezedens und Anapher als Bestandteile der anaphorischen Konstruktion

1.2.1. Das Antezedens

1.2.1.1. Etablierung eines (Rück-)Bezugsobjektes durch das Antezedens, Typen des Antezedens

Was hier als „anaphorische Konstruktion“ bezeichnet wird, drückt also eine Beziehung zwischen zwei Seiten aus, nämlich der Seite des im Text der Anapher vorangehenden Antezedens und der Seite der im Text dem Antezedens nachfolgenden Anapher. Die Beziehung besteht in der Koreferenz (Referenzidentität) von Antezedens und Anapher, soll heißen: die Anapher bezieht sich auf eben dasselbe Objekt zurück, das vom Antezedens etabliert wird. Dieses Bezugsobjekt wird hier (sicher nicht in Übereinstimmung mit jeder Gebrauchweise von „Denotat“) auch „Antezedensdenotat“ genannt. Pluralische Verhältnisse seien zur Vereinfachung im Augenblick ausgeblendet. Es ist aber auch darauf zurückzukommen.

Antezedens und Anapher sind komplementär, indem die Anwesenheit der einen Größe die der anderen voraussetzt und umgekehrt. Aus dem Gesagten ergibt sich, dass der Terminus „anaphorische Konstruktion“ nicht mit dem Terminus „Anapher“ verwechselt werden darf. Die Anapher bildet eben nur einen Teil der anaphorischen Konstruktion.

Es geht nun zunächst einmal um das im Rahmen der anaphorischen Konstruktion den ersten Teil bildende Antezedens. Das Antezedens ist ein einfaches oder komplexes Sprachzeichen, oft ein Satzteil, dem von einer ranghöheren Einheit her, nämlich aus der anaphorischen Konstruktion heraus, die Funktion (man kann auch sagen: die Rolle) gleichsam zuwächst, ein bestimmtes Objekt zu etablieren, auf das später zurückverwiesen wird. Dieses Objekt lässt sich auch als „das Bezugsobjekt“ bezeichnen. In diesem Sinn ist „Antezedens“ ein funktionaler Begriff, und deshalb darf z.B. die Formulierung *Das Antezedens „Hans“* durch die umständlichere Formulierung *Das in antezedentieller Funktion auftretende Zeichen „Hans“* expliziert werden.

Der syntagmatische Umfang des Antezedens ergibt sich aus der Antwort auf die Frage: Worauf weist die Anapher genau zurück? Das Antezedens kann einfach oder komplex sein. In dem Beispiel *Hans kam herein. Er war sehr aufgeregt* ist das einfache *Hans* das Antezedens. Das Bezugsobjekt wird nur durch *Hans* etabliert. In dem Beispiel *Hans aus Heidelberg kam herein. Er war sehr aufgeregt* ist jedoch die komplexe Nominalphrase *Hans aus Heidelberg* das Antezedens. *Er* ist ja gerade mit dieser Nominalphrase referenzidentisch, was heißen soll, dass *er*, auf den durch *Er* verwiesen wird, gerade derselbe ist wie *der*, der durch das komplexe *Hans aus Heidelberg* etabliert wird.

Nicht jedes (komplexe) sprachliche Zeichen kommt als Antezedens in Betracht. In Betracht kommen nur solche Zeichen, die nicht selbst zurückverweisend sind. Hier einige wichtige Typen:

Begonnen sei mit der auch sonst immer wieder herangezogenen Etablierung eines Objekts in einem Text durch eine Nominalphrase, die aus dem Element *ein* und einer nominalen Komponente besteht. Als Beispiel mag der Textausschnitt dienen *In Belgien herrschte 1850 ein König. Dieser trank gerne Tee*. Durch die Nominalphrase *ein König* wird im Text ein Objekt unter dem Gesichtspunkt seiner Artzugehörigkeit (seiner Klassenzugehörigkeit) etabliert. „Ein Objekt wird etabliert“ soll heißen, dass ein Objekt (hier ein König) sprachlich als etwas hingestellt wird, was mit Bezug auf den Text in dem Sinn neu ist, dass von ihm noch nicht die Rede war. Manche sagen in diesem Zusammenhang, das Objekt werde „eingeführt“ oder „in der Textwelt in Existenz gebracht“. Hinzugefügt sei, dass der Textproduzent mit der für sich alleine genommenen Nominalphrase *ein König* nichts darüber aussagen kann, ob es um einen beliebigen oder einen bestimmten König geht, und zwar deshalb nicht, weil *ein* gegenüber solchen Spezifizierungen neutral ist und gerade deshalb mit Wörtern, die solche Spezifizierungen ausdrücken, ohne Redundanz kombiniert werden kann. Wo explizite Zusätze zu *ein* wie z.B. *beliebiger* oder *bestimmter* fehlen, lässt sich aber normalerweise aus dem Zusammenhang erkennen, ob von einem beliebigen oder einem bestimmten König die Rede ist. In dem Beispiel *In Belgien herrschte 1850 ein König. Dieser trank gerne Tee* dürfte nicht von einem beliebigen König (soll heißen: nicht von einem durch jeden anderen König austauschbaren König)

die Rede sein. Mit der besagten Einführung ist natürlich zugleich auch ein Bezugsobjekt für die hier interessierenden anaphorischen Verweise zur Verfügung gestellt, im Beispiel für den Rückverweis mittels des demonstrativen *Dieser*.

Um die innertextuelle Etablierung eines Bezugsobjektes im Rahmen der anaphorischen Konstruktion zu verdeutlichen, wird – wie gesagt – in vielen einschlägigen Abhandlungen auf die Etablierung durch eben jene Zeichenverbindung zurückgegriffen, die aus dem Artikel *ein* und einer nominalen Komponente besteht. Dadurch könnte der Eindruck entstehen, dass die innertextuelle Etablierung eines Bezugsobjektes im Rahmen der anaphorischen Konstruktion nur diesem ganz besonderen Muster folgt. Dies ist mitnichten der Fall. Die Etablierung eines Bezugsobjektes geschieht auf viele Weisen, wie sich bei genauerem Hinsehen eigentlich leicht erkennen lässt.

Selbstverständlich können durch ein pluralisches Antezedens mit einem Schlag auch mehrere Bezugsobjekte einer Klasse etabliert werden, und zwar oft unter Wegfall jeglichen Artikels. Zur Illustration sei folgender Textanfang vor Augen geführt: *In Hamburg lebten zwei Schwestern. Sie waren sehr arm.* Wenn aber durch ein Antezedens mehrere Bezugsobjekte eingeführt werden, dann besteht neben der Möglichkeit, mit einer Anapher auf alle diese Bezugsobjekte insgesamt zu verweisen (z.B. durch *Sie* in *Sie waren sehr arm*), sogar die weitere Möglichkeit, mit unterschiedlichen Anaphern auf die betreffenden Bezugsobjekte einzeln zu verweisen. Beispiel: *In Hamburg lebten zwei Schwestern. Die ältere war arm, und die jüngere war reich.* Wird gerade nur diese letztere Möglichkeit im anaphorischen Teil ausgeschöpft, so lässt sich von einer „anaphorischen Konstruktion mit fächerförmigem Anaphernteil“ sprechen. Die Konstruktion mit fächerförmigem Anaphernteil darf man nicht verwechseln mit der „erweiterten anaphorischen Konstruktion“, um die es in Kap. 1.2.2.6. geht. Für das, was dort mit diesem Terminus gefasst werden soll, ist konstitutiv, dass es sich bei dem Bezugsobjekt der verschiedenen Anaphern immer um ein und dasselbe Bezugsobjekt handelt, was in der Fächer-Konstruktion gerade nicht der Fall ist.

Dem Typ, in dem innerhalb einer anaphorischen Konstruktion durch ein pluralisches Antezedens mit einem Schlag mehrere Bezugsobjekte einer Klasse etabliert werden (wie im obigen Beispiel: *In Hamburg lebten zwei Schwestern* ...) steht der Typ gegenüber, in dem innerhalb einer anaphorischen Konstruktion mehrere durch und oder dgl. verbundene Antezedentien auftreten, auf deren verschiedene Denotate durch eine pluralische Anapher (z.B. durch *Sie*) auf einmal zurückverwiesen wird. Beispiel: *Es gab einmal einen Gepard mit Namen Rapidus Lauer und eine Schnecke mit Namen Tranquilla Trampeltreu. Sie waren gute Freunde.* Es liegt nahe, bei einer solchen Auffüllung der anaphorischen Konstruktion analog zu dem besagten „fächerförmigen Anaphernteil“ von einem „fächerförmigem Antezedensteil“ zu sprechen. Davon wiederum zu unterscheiden ist der Fall, in dem durch verschiedene Anaphern getrennt auf die verschiedenen Denotate mehrerer durch und oder dgl. verbundener Antezedentien zurückver-

wiesen wird. Beispiel: *Es gab einmal einen Gepard mit Namen Rapidus Lauer und eine Schnecke mit Namen Tranquilla Trampeltreu. Im Vergleich zu der schnellen Raubkatze war das kleine Kriechtier zwar sehr langsam, aber beharrlicher.* Hier weist die Anapher *der schnellen Raubkatze* auf den Gepard Rapidus Lauer zurück, und die andere Anapher *das kleine Kriechtier* weist getrennt von der ersten auf die Schnecke Tranquilla Trampeltreu zurück. Deshalb lässt sich die Auffassung vertreten, dass hier mehrere, allerdings koordinierte anaphorische Konstruktionen vorliegen

Ebenfalls artikellos, wenn auch nicht unbedingt mit dem Plural verbunden, ist die Etablierung des Bezugsobjektes oft im Fall von Stoffen, Zuständen und Vorgängen. Beispiele sind: *Honig gehört zu den gesunden Nahrungsmitteln. Er schmeckt auch noch gut* und *Frieden war für Herrn Müller das Wichtigste. Der stand wegen seiner Erfahrungen im Krieg für ihn ganz oben sowie Existenzangst erfasste angesichts der Ölpest zuerst nur die, die direkt an der Küste lebten. Aber als die Touristen ausblieben, griff dieses Gefühl auch auf solche über, die ihre Hotels und Pensionen mehr im Hinterland hatten.* Den Zeichen *Honig*, *Frieden* und *Existenzangst*, die als Antezedentien die Bezugsobjekte für *Er*, *Der* und *Dieses Gefühl* etablieren, geht hier kein Artikel voran. Weiterhin wird man von Artikellosigkeit auch dort sprechen müssen, wo es sich um Bezugsobjekte handelt, die sehr komplexen Textsegmenten entsprechen (cf. Kap. 1.2.1.4).

Aber auch das Vorhandensein eines bestimmten Artikels hindert manche Nominalphrasen nicht daran, als Antezedentien zu fungieren. So können etwa eine Disziplin bezeichnende Nominalphrasen *Der leichtathletische Zehnkampf*, *Die Atomkraft* und *Die Mathematik* diese Funktion übernehmen. Anaphorische Konstruktionen, in denen besagte Nominalphrasen in dieser Rolle auftreten, sind: *Der leichtathletische Zehnkampf ist immer spannend. Er geht über zwei Tage.* Und: *Manche behaupten, unsere Zukunft läge in der Atomkraft. Aber die meisten weisen auf die Gefahren hin, die sie mit sich bringt.* Und: *Die Mathematik ist nützlich. Aber nicht jeder mag dieses Fach.* In dem betreffenden Gefüge bilden *Er*, *sie* und *dieses Fach* die Anaphern.

Und als Antezedens mit bestimmtem Artikel tritt auch auf: *Der Mensch* in einem Kontext wie z.B. *Der Mensch existiert schon seit Jahrtausenden. Er zeichnet sich durch seine Sprache aus.* *Der Mensch* ist hier Antezedens für *Er*. Nominalphrasen in der sogenannten „generischen Lesart“ fungieren oft als Antezedentien in anaphorischen Konstruktionen. Es geht dabei um die Referenz der Nominalphrasen auf alle oder zumindest die meisten Elemente einer Gattung oder Klasse. In diesen Zusammenhang gehören auch generisch verstandene Ausdrücke wie z. B. *Die Menschen* und *Menschen*. Auffallend ist übrigens, dass die Berücksichtigung von antezedentiellen Nominalphrasen mit bestimmtem Artikel als Kopf (das sind immer Nominalphrasen, wo der bestimmte Artikel gerade ohne seine ihm sonst zukommende zurückverweisende Kraft auftritt) in der Sprachwissenschaft keine Tradition hat.

Eigennamen wie z.B. *Maja* und Eigennamenkompositionen wie z.B. *Maja Schmitt* (cf. zur Namenkomposition Kubczak 1985a: 29) können ebenfalls als Antezedentien, d.h. als Lieferanten von Bezugsobjekten, innerhalb anaphorischer Konstruktionen auftreten. Dabei spielt es keine Rolle, ob dem Textrezipienten das Bezugsobjekt als Träger des Namens durch den Text erst bekannt wird oder ob ihm das Bezugsobjekt unter dem betreffenden Namen schon bekannt ist. Keine anaphorische Konstruktion ist übrigens *Maja ist krank. Maja hat die Gelbsucht*. Hier ist das zweite Vorkommen von *Maja* nur als eine Wiederholung des Eigennamens mit derselben Referenz zu bewerten. Diese Wiederholung kann man zwar auch als eine Wiederaufnahme im weiten Sinn bezeichnen, aber die bloße Wiederholung des Eigennamens darf nicht mit einer Anapher, die als solche zurückverweist, verwechselt werden.

Hinsichtlich der Frage nach den Funktionsmöglichkeiten von Eigennamen in einer anaphorischen Konstruktion verhalten sich auch die von einem obligatorischen bestimmten Artikel (unbetont) begleiteten Eigennamen wie die Eigennamen ohne Artikel. Die Verbindung *Die Schweiz* kann durchaus die Funktion eines Antezedens in einer anaphorischen Konstruktion übernehmen. Als Antezedens ist diese Verbindung selbstverständlich wiederholbar. Beispiel: *Von uns aus ist die Schweiz leicht erreichbar. Die Schweiz ist ein schönes Land. Es lohnt sich, sie zu besuchen. Dieses Nahziel ist allerdings auch sehr teuer*. Hier weisen die Anaphern *sie* und *Dieses Nahziel* auf die Schweiz zurück. Wie *Die Schweiz* funktionieren *Die Sahara, Der Rhein* und viele andere.

Auch Nominalgruppen mit Eigennamen-Beteiligung wie *Amerikas Präsident Obama* oder *Der Süden Mexikos* treten oft als Antezedentien auf. Beispiele: *Amerikas Präsident Obama hat es schwer. Er hält sich zurzeit in Chicago auf und Der Süden Mexikos wurde wieder von einem schweren Erdbeben erschüttert. Dieses Gebiet kommt nicht zur Ruhe*.

Zuletzt wurden häufig vorkommende Formen des Antezedens behandelt und durch Beispiele illustriert. Für das richtige Verständnis der dabei verfolgten Konzeption gilt es, dies festzuhalten: Das Antezedens ist Bestandteil einer anaphorischen Konstruktion und steht, wie der Name schon sagt, in der Konstruktion voran. Durch seine Voranstellung in der Konstruktion ist das Antezedens als solches auch oberflächensyntaktisch von der Anapher deutlich unterschieden. Dem Antezedens fällt die Funktion zu, ein Bezugsobjekt (es kann sich auch um mehr als ein Bezugsobjekt handeln) für anschließende anaphorische Rückverweise zu etablieren. Durch ein Antezedens wird im Gegensatz zu Anaphern nicht selbst schon wieder zurückverwiesen.

1.2.1.2. Gleichsetzung des ein Bezugsobjekt etablierenden Sprachzeichens mit dem Antezedens

Die hier vertretene Konzeption besteht also in der Gleichsetzung des ein Bezugsobjekt etablierenden oder einführenden Sprachzeichens mit dem Antezedens. So ist in dem Beispiel *Ein Angler saß am Ufer der Donau. Er hatte noch kaum etwas gefangen* der Bestandteil *Ein Angler* zugleich die sprachlich explizite Etablierung des Bezugsobjektes und das Antezedens. Das noch einmal zu betonen, ist deshalb wichtig, weil eben damit ausgeschlossen wird, dass in einer Abfolge von zurückverweisenden Sprachzeichen (Anaphern) mit demselben Bezugsobjekt (cf. dazu Kap.1.2.2.6) jedes, das einem anderen vorausgeht, nur weil es einem anderen vorausgeht, schon als Antezedens eingestuft wird.

Im Metzler Lexikon Sprache heißt es:

Als a. (= anaphorisch) wird die satz- und satzfolgenübergreifende, nach links (rückwärts-, hinauf-) verweisende und verknüpfende Relation zwischen dem im Text ersten Auftreten eines Sprachzeichens und einer im Textverlauf späteren Wiederaufnahme bezeichnet, wobei das originäre Sprachzeichen (>Substituendum) und das wiederaufnehmende Sprachzeichen (>Substituens) referenzidentisch sind (>Koreferenz). (Glück 1993: 39)

Es ist anzunehmen, dass hier die Formulierung „das originäre Sprachzeichen“ auf das „wirkliche“ Antezedens abzielt, also auf dasjenige Sprachzeichen, mit Hilfe dessen ein als Bezugsobjekt einer Anapher dienendes Objekt in der Textwelt erst etabliert wird. Jedenfalls ist es diese Interpretation der zitierten Stelle, die der hier vertretenen Konzeption entspricht.

1.2.1.3. Unterscheidung von Antezedens und Antezedensdenotat

Das Antezedens ist ein (komplexes) sprachliches Zeichen, z.B. *Ein Angler*, innerhalb einer anaphorischen Konstruktion. Als sprachliches Zeichen hat es eine Ausdrucksseite sowie eine Bedeutungsseite. Vermittels seiner Bedeutung hat das Antezedens aber auch einen konturierenden Bezug auf etwas aus dem Bereich der „Gegenstände und Sachverhalte“ (Bühler 1934: 28), in diesem Fall einen Angler. Das, was ein Antezedens aus dem Bereich der „Gegenstände und Sachverhalte“ bezeichnet, ist entsprechend dem schon Gesagten und wiederum unter Ausblendung pluralischer Verhältnisse das „Antezedensdenotat“. Das Antezedens (ebenso wie seine Bedeutung) ist also von dem durch das Antezedens bezeichneten Antezedensdenotat zu unterscheiden. Diese Unterscheidung wird hier noch einmal explizit betont, denn sie ist wichtig für die in dieser Abhandlung ja propagierte These, dass das wirkliche Bezugsobjekt der Anapher nicht schon das Antezedens

selber ist, sondern letztlich das durch das Antezedens etablierte Denotat, eben das Antezedensdenotat (cf. Kap. 1.2.2.3).

Das Antezedensdenotat ist nur ein solches, weil es durch das Antezedens, also eine innertextuelle Komponente, etabliert wird. Daraus folgt etwas, was vielleicht nicht immer deutlich genug erkannt wird, nämlich die Tatsache, dass ein Objekt, auf das man sich aus dem Text heraus zurückbezieht, das aber nicht innerhalb dieses Textes selbst etabliert ist und deshalb erst rekonstruiert werden muss, kein Antezedensdenotat ist (dazu mehr in Kap. 2).

1.2.1.4. Seinsarten des Antezedensdenotats

Als Antezedensdenotat und damit als Bezugsobjekt von Anaphern kommt alles in Betracht, was – gesteuert von der Art der Antezedensbedeutung – als das Bezeichnete in der Vorstellung auftritt. Dazu gehören hauptsächlich Personen, Sachen, Stoffe (Substanzen), Eigenschaften, Beziehungen, Zeit- und Ortsbereiche, Einrichtungen sowie in Zustände und Vorgänge zerfallende Sachverhalte. Auf eine Diskussion philosophischer Probleme, die mit solchen Einteilungen denotativer Gegebenheiten im Blick auf Qualität und Vollständigkeit immer verbunden sein werden, sei hier verzichtet (cf. Kubczak 1975).

Zu den damit angesprochenen antezedentiell bezeichneten „Sachen und Sachverhalten“ sind auch die überaus wichtigen Einsichten von Gülich/Raible in größerer Breite zu berücksichtigen. Die Notwendigkeit der anaphorischen Konstruktion für die Vertextung wird bei Gülich/Raible aus der Begrenztheit des Sachverhaltsausschnitts begründet, den ein normaler Hauptsatz mit einem finiten Verb auszudrücken in der Lage ist. Die Begrenztheit des in einem solchen Satz ausdrückbaren Sachverhalts ergibt sich nach Gülich/Raible aus der begrenzten Zahl der Aktanten, die das Verb aufgrund seiner Bedeutung dependentiell um sich versammelt (verbvalenztheorieinterne Spezifizierungen nach der Notwendigkeit bzw. Freiheit der Aktanten bleiben bei der Erläuterung des Prinzips außer Betracht). Bei Gülich/Raible heißt es:

Soll nun der Ausschnitt (Sachverhalt, Vorgang, Zustand) vergrößert werden, das heißt: soll noch mehr darüber mitgeteilt werden, so sind weitere Verben vonnöten. Da hier zum alten Ausschnitt etwas Neues hinzukommt, wird in der Regel auf Teile des alten Ausschnitts im nachfolgenden Text wieder Bezug genommen... (Gülich/Raible 1977: 43)

Und Gülich/Raible gehen weiter:

Es können Teile von Sätzen wieder aufgenommen werden, jedoch auch ganze Sätze (bzw. deren Verben), Teiltexthe oder ganze Texte. Gerade der Typ von Substitution, bei dem ein Teiltexthe durch einen Satzteil ersetzt wird, („dieses Ereignis“, „diese Antwort“,

„diese Rede“, „dieser leidige Zufall“ etc.), kann bei Übergängen zwischen größeren Sinneinheiten in einem Textganzen eine sehr wichtige Rolle spielen... Es handelt sich dabei um eine Wiederaufnahme auf einer „Abstraktionsebene“ oder auf einer metasprachlichen bzw. metakommunikativen Ebene... (Gülich/Raible 1977: 44).

Grundsätzlich ist ein auch ganze Sachverhalte berücksichtigender Ansatz zu einer Theorie der anaphorischen Konstruktion, wie er bei Gülich/Raible vorliegt, zu begrüßen. Andererseits ist festzustellen, dass Gülich/Raible dann auch wieder zu weit gehen, wenn sie sogar ganze Texte bzw. die in ihnen dargestellten Sachverhalte (hier wünschte man sich mehr Entschiedenheit) als Bezugsobjekte von Anaphern ins Auge fassen. Jedenfalls gehen sie für denjenigen zu weit, der die anaphorische Konstruktion als etwas fasst, was doch immerhin innerhalb ein und desselben Textes zu lokalisieren ist. Diese Anmerkung tut aber der Relevanz der Einsicht von Gülich/Raible in ein wichtiges Prinzip der Verknüpfung von Sätzen keinen wirklichen Abbruch. Es handelt sich – um es noch einmal zu sagen – vor allem um die Einsicht, dass mit der Hinzufügung weiterer Sätze und der durch diese Sätze auch neu ins Spiel kommenden Satzteile über die bestehenden hinaus neue Antezedens-Anapher-Beziehungen ermöglicht werden und damit komplexere Sachverhalte zur Darstellung gelangen können. Von hier aus wird der Eindruck des gedanklichen Sich-Forttrankens in einem Text zu einem Großteil erklärbar.

1.2.2. Die Anapher

1.2.2.1. Anapher als Rolle, Typen der Anapher

Im Folgenden geht es genauer um den in der linearen Kette nachfolgenden zweiten Teil der anaphorischen Konstruktion, nämlich den anaphorischen Teil. Analog zu „Antezedens“ ist auch „Anapher“ ein funktionaler Begriff. Denn ein (komplexes) Sprachzeichen wird erst dadurch zur Anapher, dass es als diese Funktion (man kann auch sagen: diese Rolle) übernehmender Bestandteil einer anaphorischen Konstruktion auftritt. Die Funktion oder Rolle des betreffenden Sprachzeichens besteht darin, auf ein im Text vorher etabliertes Objekt (es können auch mehrere derartige Objekte sein) zurückzuverweisen. In diesem Zusammenhang von einer Funktion oder einer Rolle zu reden, ist auch deshalb angebracht, weil zumindest ein Großteil der Sprachzeichen, die in der Rolle einer Anapher auftreten können, auch eine andere Rolle übernehmen können, z.B. die Rolle der hier nicht näher untersuchten Katapher, die als solche vorausverweist (cf. z.B. Bußmann 1990: 372).

Es wird zu Recht gesagt, dass vor allem auch Pronomina als Anaphern auftreten. Folgendes Beispiel wird gegeben: *Philip hatte eine Seite gelesen. Sie hat ihm gut*

gefallen. In dem Beispiel erfolgt der Rückbezug wie in vielen anderen Fällen durch ein Personalpronomen, nämlich das Personalpronomen *Sie*. Neben den Personalpronomina sind in diesem Zusammenhang natürlich ebenfalls Demonstrativpronomina wie *Dieser*, *Jener*, *Derjenige*, *Derselbe* oder *Solcher* zu nennen. Beispiel: *Ein alter Mann saß am Strand. Dieser hatte einen Hut auf*. Auch die anderen Unterklassen der Pronomina sind für die Anaphorik-Rolle prädestiniert. Es sollen hier aber nicht alle einzeln behandelt werden (cf. Harweg 1968).

Im Metzler Lexikon Sprache werden folgende Einheiten als Beispiele für die Klasse der auch anaphorisch nutzbaren Demonstrativpronomenen genannt: „...*der* (betont), *dieser*, *jener*, *derjenige*, *derselbe*, *solcher*, *solch ein*.“ (Glück 1993: 125). Die hier vorgenommene Einreihung von betontem *Der* (*Der* steht hier natürlich als Stellvertreter für das ganze Paradigma, zu dem auch *Die*, *Das*, *Dem* usw. gehört) in die Reihe der anderen als unbetont aufzufassenden Einheiten überrascht und könnte zu der Annahme verleiten, nur das betonte *Der*, nicht aber das unbetonte *Der*, träte als Träger der anaphorisch verweisenden Funktion auf. Vor einer solchen Annahme ist jedoch zu warnen. Denn auch das allein auftretende unbetonte *Der* kann Träger der anaphorischen Funktion sein. Beispiel: *Hans besaß einen Ring. Der war aus purem Gold*. Das Zeichen *Der* verweist hier auf den Ring zurück. Nach dem Sprachempfinden der vom Verfasser befragten Muttersprachler muss dieses *Der* aber nicht betont sein, es kann ebenso gut unbetont bleiben. Anders verhält es sich in dem Beispiel *Ich hatte einen kleinen Schlüssel gefunden. Der und nicht der große Schlüssel, den Paul gefunden hatte, passte*. Hier liegt ein *Der* vor, das zurückverweist, nämlich auf den kleinen Schlüssel, und das durch seine Betontheit zugleich kontrastfokussierend wirkt, nämlich in dem Sinn, dass gerade nur der kleine Schlüssel passt, nicht jedoch der große Schlüssel von Paul. Derartige Überlegungen geben dazu Anlass, allgemein von zwei Reihen auszugehen, nämlich einer ersten Reihe mit lauter unbetonten Mitgliedern wie *Der* oder *Dieser* (ohne Kontrastfokussierung) und einer zweiten Reihe mit lauter betonten Mitgliedern wie *Der* oder *Dieser*, deren Betontheit eine Kontrastfokussierung bewirkt. Zu erwähnen ist hier noch, dass die angesprochene Betontheit nicht nur in einem gesprochenen Text durch stimmliche Mittel erzielt werden kann, sondern in einem geschriebenen Text auch durch graphische Mittel, z. B. durch Fettdruck.

Wo von den Demonstrativa *Dieser* bzw. *Jener* in anaphorischer Funktion die Rede ist, darf diejenige Konstruktion nicht unberücksichtigt bleiben, die durch das Beispiel *Mutter und Tochter waren da; diese (die Tochter) trug einen Hosenanzug, jene (die Mutter) ein Kostüm* (das Beispiel findet sich im Duden – Universalwörterbuch 2001: 379) illustriert wird. In einer solchen Konstruktion tritt *dieser* in Verbindung mit *jener* unter Rückbezug auf die Denotate zweier verschiedener Antezedentien auf. Es gilt hier die Konvention, dass sich der Bezug von *dieser* und *jener* nach der linearen Abfolge der vorangehenden beiden Antezedentien richtet. *Dieser* bezieht sich auf das Denotat desjenigen Antezedens,

das in der linearen Abfolge am nächsten an ihm selbst liegt (im Beispiel also auf die Tochter). *Jener* bezieht sich im Gegensatz dazu auf das Denotat des verbleibenden weiter weg liegenden Antezedens (im Beispiel also auf die Mutter). Durch diesen Sachverhalt wird man auch dazu gedrängt, für *Dieser* und *Jener* neben der jeweils ersten Bedeutung, die den Rückbezug ohne eine Spezifizierung in der Merkmalsdimension „Nähe/Ferne“ regelt, jeweils eine zweite Bedeutung anzusetzen, die den Rückbezug gerade unter Berücksichtigung der Merkmalsdimension „Nähe/Ferne“ regelt.

Im Zusammenhang mit den anaphorisch verwendeten Personal- und Demonstrativpronomen ist neben anderen Hinweisen wie ihr Numerus und ihr Kasus dem Deutschen gemäß gerade auch ihre Genus-Markiertheit (*Genus* im Sinne von „grammatisches Geschlecht“) als alleinige oder auch nur als andere Hilfen flankierende Hilfe bei der Identifizierung der Bezugsobjekte relevant. Zur Demonstration ein Beispiel: *Die Sonne und der Mond sind für die Kulturen der Völker von Bedeutung. Im Vergleich zu ihm ist sie allerdings von wesentlich größerer Bedeutung.* Man sieht hier, wie die verschiedenen Genera von *sie* und *ihm* auf dem Weg über die Genus-korrespondierenden Substantive *Sonne* und *Mond* den jeweils intendierten Rückbezug auf die Sonne und den Mond garantieren. Die verschiedenen Genera sichern hier ab, was der Sender meint, nämlich, dass es die Sonne ist, die eine viel größere Rolle spielt als der Mond. Aber man muss auch sehen, dass durch die Genus-Markiertheit nicht immer schon alle Bezugsmöglichkeiten bis auf eine ausgeschlossen werden. So kommen z.B. in der Satzfolge *In einem Zimmer stand ein Stuhl auf einem Tisch. Dieser hatte ein kaputtes Bein*, wenn man die Satzfolge isoliert betrachtet, zwei Bezugsetzungen in Betracht. Das Element *Dieser* könnte sowohl auf den Stuhl als auch auf den Tisch zurückverweisen. Eine Entscheidbarkeit ist nicht gegeben. Es lässt sich hier auch von einer „referentiellen Ambiguität“ sprechen. Dass eine solche Ambiguität tatsächlich vorliegt, ist auch dem Umstand zu entnehmen, dass dem Beispiel reibungslos Sätze wie *Fast wäre er auf den Boden gefallen.* und *Nach einer Reparatur könnten fünf Gäste zum Essen um ihn herum Platz nehmen* mit dem Resultat einer Disambiguierung hinzugefügt werden könnten.

Im Folgenden soll es nun um den Typ „anaphorische Nominalphrase“ gehen, also den Typ, der sich durch das Vorhandensein einer nominalen Komponente abhebt. Vielleicht ist das der interessanteste Typ der Anapher. Innerhalb des Typs „anaphorische Nominalphrase“ lassen sich auf vielfache Weise Untertypen bilden. So ist ein Untertyp derjenige, bei dem die anaphorische Nominalphrase neben der nominalen Komponente als Komponente ein Demonstrativum wie *Dieser* hat. (Anmerkung: Wenn sprachliche Elemente wie *Dieser* Komponenten von Nominalphrasen bilden, handelt es sich nicht mehr um Pronomina, aber doch um Demonstrativa. Um Pronomen zu sein, müssen sie selbständig auftreten. Nicht-pronominale Demonstrativa übertragen ihre verweisende Kraft auf die ganze jeweilige Nominalphrase, deren „Kopf“ sie sind.) Innerhalb dieses Untertyps

lassen sich wieder Unteruntertypen nach dem Bedeutungsverhältnis der an der anaphorischen Nominalphrase beteiligten Nomen zu dem an ihrem Antezedens beteiligten Nomen bilden. Solche Verhältnisse sind in komplexeren Textgefügen bei der Absicherung des intendierten Rückbezuges relevant. Die folgenden einfachen Beispiele stehen für in dieser Weise strukturierte Unteruntertypen mit besonders großer Vorkommenshäufigkeit.

1. *Hans hatte sich einen Hund angeschafft. Dieser Hund war sehr anhänglich.* Die Nominalphrase *Dieser Hund* bezieht sich auf den im ersten Satz der Satzfolge etablierten Hund zurück. Das doppelte Auftreten des charakterisierenden Wortes *Hund* lässt keinen Zweifel darüber aufkommen, welches Objekt als Bezugsobjekt in Frage kommt. Es muss kein anderes Objekt hinsichtlich seiner „Bezugsfähigkeit“ für die Anapher überprüft werden. Es gibt ja keine Konkurrenten. Im vorliegenden Beispiel bringt der Rückverweis auf das Bezugsobjekt durch *Dieser Hund* insofern keine Wissenserweiterung, als man dadurch nicht mehr über es erfährt, als was man aus dem ersten Satz der Satzfolge schon wusste, nämlich dass es sich um einen Hund handelt.

2. *Ein Hund verfolgte Hans. Dieser Dackel ließ nicht von ihm ab.* Auch hier ist das Bezugsobjekt gesichert. Der Rückverweis erfolgt durch eine Nominalphrase, an der ein Substantiv beteiligt ist, das in der in Betracht kommenden Bedeutung spezifischer ist als das Substantiv, mit Hilfe dessen das Bezugsobjekt eingeführt wurde. *Dackel* ist Hyponym zu *Hund*. Durch die Nominalphrase *Dieser Dackel* erfährt man mehr über die Art des Hundes, da die Bedeutung von *Hund* in der Bedeutung von *Dackel* enthalten ist und *Dackel* zusätzlich noch die Unterart spezifiziert. Die Anapher ist in diesem Sinn wissenserweiternd.

3. *Ein Dackel lief durch den dichten Verkehr. Dieser Hund hatte fast keine Überlebenschance.* Das Bezugsobjekt von *Dieser Hund* ist auch in einem komplexeren Text kaum zu verfehlen. Das spezifischere Substantiv *Dackel* geht dem generischeren Substantiv *Hund* voraus. *Hund* ist Hyperonym zu *Dackel*. Die in Betracht kommende Bedeutung von *Dackel* enthält schon die in Betracht kommende Bedeutung von *Hund*. Deshalb ist die Anapher mit Bezug auf das schon vorhandene Wissen, dass es sich um einen Hund handelt, nicht wissenserweiternd.

Das folgende Beispiel ist, wenn dabei auch Stoffbezeichnungen im Spiel sind, auch hier einzuordnen: *In Alaska wurde Gold gefunden. Dieses Edelmetall lockte viele Abenteurer an.* In diesem Beispiel ist ja das an der Anapher beteiligte Substantiv *Edelmetall* in seiner Bedeutung ebenfalls dem Substantiv *Gold* übergeordnet.

4. *Ein Hund lief hinter mir her. Dieser Köter kam mir irgendwie bekannt vor.* Gegenüber der Anapher *Dieser Hund* enthält die Anapher *Dieser Köter* das Pejorativum, das zusätzlich die Negativbewertung des eingeführten Hundes ausdrückt. Insofern ist die Anapher *Dieser Köter* mit Bezug auf das schon vorhandene Wissen, dass es sich um einen Hund handelt, wissenserweiternd.

5. *Hans fand endlich eine Toilette. Aber er meinte, dass dieses WC doch zu schmutzig war.* Der Rückverweis auf die Toilette erfolgt hier durch die Anapher *Dieses WC*. Es ist davon auszugehen, dass *Toilette* und *WC* synonym sind, also lediglich ein vielleicht gewünschter „Wechsel im Ausdruck“ vorliegt. Deshalb kann von einer Wissenserweiterung durch die Anapher keine Rede sein.

6. *Hans hatte einen Unfall. Über dieses Geschehen wurde in der Zeitung berichtet.* Bei diesem Typ der Anapher handelt es sich um einen auf einer Abstraktionsebene liegenden Rückverweis auf einen Sachverhalt, der zuvor in einer komplexeren Passage desselben Textes beschrieben wurde (cf. Güllich/Raible 1977: 44). Auch hier bringt die Anapher wohl keine Wissenserweiterung.

Weiter führt nun die Frage, ob in den anaphorischen Nominalphrasen aus den Beispielen 1. bis 6. für *Dieser* (zu nehmen als Stellvertreter auch für die *Dieser-Diese-Dieses-Reihe*) auch *Der* (zu nehmen als Stellvertreter für die *Der-Die-Das-Reihe*) stehen könnte. Unbezweifelbar ist, dass man in den Beispielen 1. bis 6. *Dieser* durch *Der* ersetzen könnte, ohne dass die Wohlgeformtheit verloren ginge. Nicht so einfach ist es aber zu beurteilen, ob in diesen Beispielen mit der Ersetzung des *Dieser*-Kopfes durch den *Der*-Kopf eine Bedeutungsveränderung einhergehen würde. Der Verfasser meint, dass die Annahme einer damit einhergehenden Bedeutungsveränderung, z.B. der Neutralisierung einer distanzierten Haltung zum Bezugsobjekt, letztlich nicht haltbar ist. Um die Ablehnung einer diesbezüglichen Bedeutungsdifferenz geht es wohl auch im „Lexikon der Sprachwissenschaft“ von Bußmann, wo es heißt: „Auch der bestimmte Artikel wird als D. (Demonstrativum) gebraucht und ist bei der Anaphorik ... oft mit *dieser/jener* austauschbar“ (Bußmann 1990: 166).

Man kann sich nun noch weiter fragen, ob in allen Fällen, wo in der anaphorischen Nominalphrase ein *Der*-Kopf am Platz ist, auch ein *Dieser*-Kopf möglich wäre. Das ist ebenfalls zu verneinen. Z. B. darf in der Satzfolge *Adenauer und Erhard fahren nach Italien. Der Bocciaspieler hatte ein glückliches Gesicht* die Nominalphrase *Der Bocciaspieler* nicht durch *Dieser Bocciaspieler* ersetzt werden. Hier bietet der Textproduzent dem Rezipienten mit *Der Bocciaspieler* eine Personencharakteristik, die es dem Rezipienten gestatten soll, auf der Grundlage seines sprachunabhängigen Wissens, (dass zwar Adenauer, aber nicht Erhard ein Bocciaspieler ist/war) unter den zwei von der Sprache her in Betracht kommenden Bezugsobjekten das intendierte Bezugsobjekt richtig auszuwählen, nämlich Adenauer. Auch wenn im Text Erhard an erster Stelle und Adenauer an zweiter Stelle genannt wären, würde man wohl eher *Der Bocciaspieler* und nicht *Dieser Bocciaspieler* sagen.

1.2.2.2. Die satz- und satzfolgenübergreifende Kraft der Anapher

Wenn von der satz- und satzfolgenübergreifenden Kraft der Anapher die Rede ist, dann soll damit nicht ausgeschlossen werden, dass es Anaphern auch innerhalb von Sätzen gibt (intraphrastische Anaphern). Beispiel: *Hans fühlte nun deutlich, dass er eigentlich gar nicht gemeint sein konnte*. Das anaphorische Personalpronomen er weist hier auf Hans zurück. Insbesondere auch Relativpronomina, die ja auch zu den Anaphern gezählt werden (die in dieser Arbeit allerdings nicht genauer behandelt werden), sind in diesem Zusammenhang zu nennen. Wenn von der satz- und satzfolgenübergreifenden Kraft der Anapher die Rede ist, so ist damit nur gemeint, dass der anaphorische Rückbezug auch auf solche Objekte erfolgen kann, deren Etablierung einen Satz oder mehrere Sätze zurückliegt. Was für einfache Objekte gilt, gilt auch für komplexe Sachverhalte, welche von Textteilen bezeichnet werden, die einen oder mehrere Sätze umfassen (cf. zu transphrastischen Anaphern wiederum Gülich/Raible 1977: 44). Beachtet werden muss aber weiterhin, dass die Etablierung des Bezugsobjektes und die Wiederaufnahme gemäß der traditionellen und hier ja nicht in Frage gestellten Bestimmung doch immerhin innerhalb ein und desselben Textes zu liegen haben. Auch Vater insistiert darauf:

Referenzidentität mit dem Antezedens spielt dabei die Hauptrolle, wobei das Antezedens, das das Auftreten von Pronomina und anderen Proformen auslöst, weder im gleichen (komplexen) Satz noch im unmittelbar vorangehenden Satz lokalisiert sein muss..., wohl aber im gleichen Text oder in der betreffenden Äußerungssituation. (Vater 2005: 99)

Wenn man die an einem einigermaßen komplexen Text beteiligten anaphorischen Konstruktionen, jeweils aus einem antezedentiellen Teil und einem anaphorischen Teil bestehend, insgesamt betrachtet, lässt sich von „Bögen“ sprechen, die verschieden große Textteile überspannen und die sich dabei unter Beförderung der „Textprogression“ (hier ist besonders an die antezedentielle Etablierung weiterer Bezugsobjekte im fortlaufenden Text zu denken) und unter Wahrung der „Textkontinuität“ (hier ist besonders an die Anaphern zu denken) gegenseitig überwölben und überlappen können. Schwarz erklärt diese Termini so: „Kontinuität gewährleistet durch Wiederaufnahmeformen den inhaltlichen Zusammenhang in einem Text, Progression dagegen ermöglicht durch die Ankopplung neuer Informationen die (nicht redundante) Ausweitung der Textbasis“ (Schwarz 2000: 111).

In der Tat muss sich die Anapher nicht schon in demselben Satz wie ihr Antezedens befinden und auch nicht schon in dem Satz, der unmittelbar dem Satz folgt, der das Antezedens enthält, sondern die Anapher findet sich bisweilen erst in einem Satz, der noch viel später dem Satz folgt, der das Antezedens enthält.

Die Distanzstrecke zwischen Antezedens und Anapher kann also kleiner und größer sein. Gerade wenn die Distanzstrecke groß ist und auf ihr, durch ihre Größe bedingt, inzwischen eine Reihe von Objekten in die Textwelt eingeführt wurden, erleichtert der Textproduzent dem Textrezipienten das Verstehen, wenn er die Anapher so ausformt, dass bei der für den Textrezipienten anstehenden rückwärts gerichteten Suche nach dem intendierten Antezedens und dessen Denotat falsche Anschlüsse möglichst zweifelsfrei als falsch erkennbar sind, während das, was gesucht wird, gut zu identifizieren ist. Der Textproduzent hilft dem Textrezipienten bei dieser Suche und Identifizierung am besten, wenn er die Anapher so ausformt, dass sie besonders deutliche inhaltliche Übereinstimmungen mit dem gesuchten Antezedens aufweist.

1.2.2.3. Das Antezedensdenotat als Bezugsobjekt der Anapher

In der vorliegenden Untersuchung wurde schon mehrfach darauf insistiert, dass das, was durch die Anapher wieder aufgenommen, worauf zurückverwiesen oder auf was Bezug genommen wird, letztlich nicht ein bezeichnendes Sprachzeichen (das Antezedens) ist, sondern dass es sich dabei um ein auf der denotativen Ebene liegendes von dem betreffenden Sprachzeichen Bezeichnetes (das Antezedensdenotat) handelt. Metasprachliche Kontexte stellen insofern einen Sonderfall dar, als dabei das Bezeichnete zugleich ein Sprachzeichen ist. Beispiel: *Salerno klingt gut. Dieses Wort reimt sich auf Palermo.*

Demgegenüber wird anderenorts in manchen Kommentaren zum Thema „anaphorische Konstruktion“, und zwar besonders dort, wo mit den Termini „Substituens“ (das ein „Pro-Nomen“ sein kann) und „Substituendum“ operiert wird, ausdrücklich behauptet, dass es Sprachzeichen sind, auf die durch die Anapher zurückverwiesen wird oder die durch die Anapher wieder aufgenommen werden (cf. auch Bußmann 1990: 86). Noch einmal sollen in diesem Sinn beispielsweise Gülich/Raible gehört werden: „Es können Teile von Sätzen wieder aufgenommen werden, jedoch auch ganze Sätze (bzw. deren Verben), Teiltexthe oder ganze Texte“ (Gülich/Raible 1977: 44; es gibt bei den Autoren dann aber auch wieder Passagen, nach denen durch die Anapher auf Denotate zurückverwiesen wird).

Die These, wie sie z. B. Gülich/Raible zumindest an dieser Stelle formulieren, wird am besten unter dem Gesichtspunkt der Textrezeption verständlich. In der Tat führt ja der Weg des Rückbezuges bei der Rezeption, u.a. bedingt durch grammatische Anpassungen der Anapher an das Antezedens, zunächst zum Antezedens, begriffen als bilaterales Sprachzeichen mit Ausdrucks- und Bedeutungsseite. So weit, so richtig. Aber wenn man die anaphorische Konstruktion insgesamt erklären will, ist es falsch, den Weg hier enden zu lassen. Denn der Weg führt durch die Zwischenstation „Antezedens“ hindurch zur Endstation „Antezedensdenotat“.

Auf dieses Denotat, das zweifellos erst mit Hilfe der Zwischenstation „Antezedens“ (d.h. vermittelt der Bedeutung des Antezedens) greifbar wird, zielt letztlich die Anapher. Und eben das ist auch die Ansicht, die überwiegend vertreten und die hier verteidigt wird. Nur auf der Grundlage dieser Konzeption ist auch das Reden von „Koreferenz“ bzw. „Referenzidentität“ des Antezedens und der Anapher sinnvoll.

1.2.2.4. Referenzidentität von Antezedens und Anapher

Zu Beginn (Kap. 1.2.) wurde schon gesagt, dass in einer anaphorischen Konstruktion das antezedentielle sprachliche Zeichen und das anaphorische sprachliche Zeichen referenzidentisch sind. Damit wird nicht behauptet, dass die gemeinten Sprachzeichen an sich identisch sind. Es wird auch nicht behauptet, dass sie hinsichtlich ihrer Bedeutungen identisch sind. Die Referenzidentität, um die es im Fall der anaphorischen Konstruktion geht, ist einfach dadurch gegeben dass – es sei wiederholt – eines der beteiligten Sprachzeichen, nämlich das Antezedens, ein Objekt aus der Welt der „Gegenstände und Sachverhalte“ etabliert, und dass das andere Sprachzeichen, nämlich die Anapher, auf genau dieses Objekt zurückverweist.

Und bei Bußmann wird zu Recht betont, dass die Referenz der Anapher nur durch den Bezug auf ein Antezedens bestimmbar ist (Bußmann 1990: 82). In der Tat gilt, dass die Referenzidentität erst in der jeweiligen anaphorischen Konstruktion hergestellt wird. So beziehen sich die Sprachzeichen *Ein Dackel* und *Dieser Hund* außerhalb der bestimmten anaphorischen Konstruktion, in der sie verbunden sind (man erinnere sich an das Beispiel *Ein Dackel lief durch den dichten Verkehr. Dieser Hund hatte fast keine Überlebenschance*) nicht notwendigerweise auf dasselbe Objekt. *Dieser Hund* könnte auf ein ganz anderes Tier als den Dackel verweisen, der durch *Ein Dackel* eingeführt wird. Eben weil in der bestimmten anaphorischen Konstruktion die Referenzidentität durch Elemente wie *Dieser* oder *Der* erst hergestellt wird, müssen die eventuell an der Anapher beteiligten Nomen für sich selbst genommen auch nicht dasselbe in der Welt bezeichnen. So bezeichnet *Dackel* nicht dasselbe wie *Hund*.

Indem in der anaphorischen Konstruktion eine so beschriebene Referenzidentität vorliegt, liegt eine völlig andere Konstellation vor als die, welche in der Sprachwissenschaft in Anlehnung an die Logik unter dem Terminus „extensionale Identität“ behandelt wird. Hier steht das Verhältnis zwischen einem mittels der anaphorischen Konstruktion verbundenen nicht-zurückweisenden Zeichen (dem Antezedens) und einem zurückweisenden Zeichen (der Anapher) überhaupt nicht zur Debatte, sondern allein der Umstand, dass unabhängig von jeder anaphorischen Inbezugsetzung zwei (oder mehr) Zeichen manchmal dasselbe aus der Welt der „Gegenstände und Sachverhalte“ bezeichnen können. So wird

z.B. für die Wörter *Geige* und *Violine* extensionale Identität angenommen (cf. dazu Kubczak 1975).

1.2.2.5. Die metaphorisch-anaphorische Konstruktion

Zur Demonstration kann folgende Satzfolge dienen: *Lars Riedel stand plötzlich im Zimmer. Dieser Kleiderschrank flüsterte ihr ganz leise etwas zu.* Hier liegt als Anapher eine mit *Dieser* eingeleitete Nominalphrase vor. Deshalb ließe sich das Beispiel auch in die Beispielreihe von Kap. 1.2.2.1. einreihen. Aber es sei doch extra behandelt, weil in diesem Falle die anaphorische Konstruktion mit der Metapher verquickt ist. Man darf hier von einer „metaphorisch-anaphorischen Konstruktion“ sprechen. Wie ist diese Verquickung zu analysieren?

Die Nominalphrase *Dieser Kleiderschrank* ist zurückverweisend. Da im Beispiel kein anderer Rückverweis als der auf *Lars Riedel* in Betracht kommt, wird eben dieser Rückverweis realisiert. Was aber geschieht im Detail, wenn der Text vermittelt der Anapher *Dieser Kleiderschrank* eine Qualifizierung des Objektes, um das es geht, enthält, die inkompatibel ist mit dem hier einmal unterstellten Vorwissen, dass das Objekt mit Namen *Lars Riedel* ja in Wirklichkeit eine Person ist? Unter der weiteren Annahme, dass das Vorliegen von absichtlich produziertem „Unsinn“ nicht in Betracht zu ziehen ist und deshalb dem Ganzen der Status einer auf einen „rationalen Sinn“ abzielenden Sprachhandlung zugebilligt werden darf, kommt die in der „Object-comparison-theory“ (dieser Terminus hat seit Beardsley 1972 Verbreitung gefunden) beschriebene kooperative metaphernspezifische Umdeutung zum Tragen. Im Licht dieser Theorie oder besser im Licht einer modernen Version dieser Theorie (cf. dazu Kubczak 1978, Kubczak 1985 b, Kubczak 2001, Kubczak 2003) vollzieht der Textrezipient die auch vom Textproduzenten intendierte Umdeutung in die Vergleichs(„Wie“)-Struktur: „Lars Riedel, das Bezugsobjekt von *Dieser*, ist wie ein Kleiderschrank“. Diese Umdeutung bringt aber den Übergang von einem einzigen Objekt (bei dem es sich zugleich um eine bestimmte Person und um einen Kleiderschrank handeln soll) zu zwei Objekten mit sich, nämlich den Übergang zu dem eigentlich in Rede stehenden personalen „Komparatobjekt“ A (Lars Riedel) und dem zum Vergleich herangezogenen „Komparantobjekt“ B (hier zu denken als der für typisch erachtete Repräsentant der Klasse der Kleiderschränke). Indem beim Vergleich nun zwei verschiedene Objekte im Spiel sind, ist die Inkompatibilität beseitigt: A kann ja allemal wie B sein. Und der Vergleich ist in einem solchen Falle als „gerichtet“ aufzufassen, d.h. er dient hier dem Zweck, A mit Hilfe von B zu charakterisieren. Es geht nicht darum, B mit Hilfe von A zu charakterisieren. Genauer geht es darum, herauszustellen, dass eine besondere Eigenschaft C, die das Objekt B in der Vorstellung besitzt, gerade auch eine Eigenschaft von Objekt A ist (tertium comparationis). Es kann sich natürlich auch um eine besondere

Eigenschaftsmenge handeln. Im Beispiel passen wohl die Eigenschaften „groß“ und „breit“ (C), die ohnehin mit einem Kleiderschrank als Komparantobjekt für Personen usuell assoziiert werden. Das Gesamtverständnis lautet versprachlicht dann so: *Lars Riedel stand plötzlich im Zimmer. Dieser, so groß und breit wie ein Kleiderschrank, flüsterte ihr ganz leise etwas zu.*

Wieder anders als das zuvor behandelte metaphorische Beispiel ist der Fall *So wurde Hans Mitglied des Orchesters. Ja, die Geige bekam sogar sehr schnell einen Anstellungsvertrag.* zu analysieren. In diesem Falle ist die anaphorische Konstruktion mit der Metonymie verquickt. Es sei hier aber auf eine detaillierte Analyse verzichtet, die unter Einbeziehung des metonymiespezifischen Umdeutungsmusters zu dem Gesamtergebnis führen muss, das in versprachlichter Form etwa so zu lauten hat: *So wurde Hans Mitglied des Orchesters. Ja, Hans, der Geiger, bekam sogar sehr schnell einen Anstellungsvertrag.* (cf. zur Struktur der Metonymie Kubczak 2003).

1.2.2.6. Einfache und erweiterte anaphorische Konstruktion

Hinsichtlich der Art der textuellen Verkettung durch anaphorische Konstruktionen ist über Beispiele wie *Ein König – Dieser König*, in denen das Bezugsobjekt durch eine einzige Anapher wieder aufgegriffen wird und die es in Texten selbstverständlich auch gibt, hinauszugehen. Man betrachte dazu eine Textpassage, in der auf ein und dasselbe Bezugsobjekt durch mehr als eine Anapher zurückgegriffen wird:

„Es lebte einmal ein König. Dieser König hatte einen Sohn. Und als der König schon sehr betagt war, rief er den Sohn zu sich, um mit ihm über die Zukunft des Königreiches zu sprechen. Der edle Mann begann mit den Worten: „Ich werde nun nicht mehr lange leben...“.

Unter Absehen von anderen beteiligten Bezugsobjekten und den dazu gehörenden Anaphern wird in dieser Textpassage ein bestimmtes Bezugsobjekt durch *ein König* einmal etabliert und dann im Textverlauf nacheinander durch *Dieser König* und *der König* wieder aufgegriffen. Außerdem kommen die Anaphern *Der edle Mann* und *er* hinzu. Hier liegen die Glieder der Anaphernkette nicht alle direkt hintereinander. Dies ist der Normalfall.

Aber in folgendem Beispiel liegen – abweichend vom Normalfall und rhetorisch eindrucksvoll – alle einem einzigen Bezugsobjekt zugeordneten Anaphern direkt hintereinander, was die verschiedenen Perspektiven, unter denen das Bezugsobjekt gesehen werden soll, besonders hervortreten lässt:

Geehrt werden soll heute Arthur Weidenhammer. Der Begründer des Unternehmens, der Ideenspenden in schwierigen Situationen, der bei seinen Mitarbeitern beliebte Chef, der Vater von sechs Kindern und Großvater mehrerer Enkel wird heute 77 Jahre alt.

Die Möglichkeit, dass zu einem antezedentiell etablierten Bezugsobjekt mehrere Anaphern gehören, führt zu einer neuen stärker textbezogenen Begriffsbildung, nämlich der, dass „anaphorische Konstruktion“ als Oberbegriff für die Unterbegriffe „einfache anaphorische Konstruktion“ (eine Anapher) und „erweiterte anaphorische Konstruktion“ (mehr als eine Anapher) zu gelten hat. Man hat es also bei beiden zuletzt vorgeführten Textpassagen jeweils mit einer erweiterten anaphorischen Konstruktion zu tun.

Zur Frage der Referenzidentität bleibt in diesem Zusammenhang zu ergänzen, dass alle Anaphern, die auf dem Umweg über das Antezedens auf ein und dasselbe Objekt zurückverweisen, auch untereinander referenzidentisch sind. Hier greift wieder die altbekannte Wahrheit „Sind zwei Größen einer dritten gleich, so sind sie untereinander gleich“.

1.2.2.7. Sprecherwechsel im Rahmen der anaphorischen Konstruktion

Bislang ist dadurch, dass von einem Sprecherwechsel im Rahmen der anaphorischen Konstruktion gar nicht die Rede war, vielleicht der Eindruck entstanden, dass die anaphorische Konstruktion immer das Produkt eines einzigen Sprechers ist. Ein solcher Eindruck entspricht nicht den Tatsachen.

Schon im Fall der einfachen anaphorischen Konstruktion kann nämlich das Antezedens von einem Kommunikationsteilnehmer und die Anapher von einem anderen produziert werden. Und im Falle der erweiterten anaphorischen Konstruktion können sowohl das Antezedens wie aber auch die einzelnen Anaphern aus dem Anaphernteil auf verschiedene Sprecher verteilt sein.

So ist es, wenn in einem Text, der eine Gesprächssituation beschreibt, der Gesprächsteilnehmer A sagt *Hier gab es früher einmal einen Bauernhof*, der Gesprächsteilnehmer B hinzufügt *Das Gehöft wurde im 30-jährigen Krieg dem Erdboden gleichgemacht* und der Gesprächsteilnehmer C ergänzt *Das Anwesen wurde allerdings im achtzehnten Jahrhundert noch einmal aufgebaut. Es fiel später den Flammen zum Opfer. Die Ruinen wurden vor kurzem abgetragen.*

2. Antezedenslose Rückverweise

2.1. Allgemeines

In der bisherigen Abhandlung wird darauf insistiert, dass sich Antezedens und Anapher als in ein und demselben Text auftretende koreferente (komplexe) Sprachzeichen gegenseitig bedingen. Das eine gibt es nicht ohne das andere. Zusammen bilden sie das, was hier die „anaphorische Konstruktion“ genannt wird. Es finden sich nun aber in Texten auch solche sprachlichen Rückverweise, die bei dieser Sicht keine Anaphern sind, weil kein das Bezugsobjekt vorab etablierendes koreferentes Zeichen innertextuell oder, wie man auch sagen kann, intratextuell auffindbar ist. Rückverweise dieser Art müssen mit Rücksicht auf die Definition als „antezedenslose Rückverweise“ bezeichnet werden. Aber diese antezedenslosen Rückverweise funktionieren nichtsdestoweniger im tatsächlichen Kommunikationsprozess zumeist, weil der Textrezipient zumeist in der Lage ist, eine auch vom Textproduzenten antizipierte Rekonstruktion des Bezugsobjektes vorzunehmen. Man kann bei den antezedenslosen Rückverweisen zwischen antezedenslosen Rückverweisen mit „Anker“ und antezedenslosen Rückverweisen ohne „Anker“ unterscheiden. Im Folgenden werden beide Typen näher erläutert. Besonders der Typ „antezedenslose Rückverweise mit „Anker“ macht neuere Tendenzen auf dem Gebiet „Anaphorik“ sichtbar.

2.2. Antezedenslose Rückverweise mit „Anker“

Seit einigen Jahren schon schlagen einige Textlinguisten eine Erweiterung des Begriffs „Anapher“ vor. Die Erweiterung beruht auf der Aufgabe der engen Bestimmung, dass, um einen Rückverweis als „Anapher“ einstufen zu dürfen, auch das demselben Text angehörende koreferente Gegenstück „Antezedens“ vorhanden sein muss. Vielmehr würde es – so der Erweiterungsvorschlag – für die Einstufung eines Rückverweises als „Anapher“ auch ausreichen, wenn nur ein sogenannter „Anker-Ausdruck“, kurz „Anker“, d.h. ein nicht-koreferenter Ausdruck, vorhanden wäre, über den oder mit Hilfe dessen – so kann man es wohl sagen – ein Bezugsobjekt gedanklich-intuitiv erst zu rekonstruieren ist. Schwarz fasst andere Autoren zusammen und schreibt:

Es gibt sprachliche Sequenzen, die anaphorische Ausdrücke aufweisen, obgleich kein direkter, also explizit genannter Antezedent im Text benutzt wird. Anaphern dieser Art sind in der Forschungsliteratur als „assoziative Anaphern“, als „Kontiguitätsanaphern“ oder „interferierte Anaphern“ bezeichnet worden... Ich verwende den allgemeineren Terminus „indirekte Anaphern“, da es verschiedene Typen solcher Anaphern gibt, die sich, hinsichtlich der kognitiven Operationen und der Wissensrepräsentationen, die

zu ihrer Interpretation benötigt werden, klassifizieren lassen... Indirekte Anaphern zeichnen sich typischerweise durch folgende Eigenschaften aus: 1. Es gibt im vorherigen Text keinen expliziten Antezedens-Ausdruck, sondern einen Bezugsausdruck („Trigger“ oder „Anker“), der entscheidend für die Interpretation der indirekten Anapher ist... 2. Die Referenten des Bezugsausdrucks und der indirekten Anapher stehen nicht in der Relation der Koreferenz. 3. Die Anapherninterpretation verlangt einen konstruktiven Prozess der Wissensaktivierung vom Rezipienten. 4. Indirekte Anaphern können normalerweise nicht durch Demonstrativa oder Pronomina ausgedrückt werden...“ (Schwarz 1997: 449).

Wie zu erwarten, unterscheidet Schwarz von den „indirekten Anaphern“ die „direkten Anaphern“, zu denen es nach Schwarz eben gerade einen direkten, also explizit genannten Antezedenten im Text gibt.

An folgendem Beispiel kann erläutert werden, was Schwarz bestimmt eine „indirekte Anapher“ nennen würde, was aber der Verfasser mit der Absicht, eine Umdeutung des Begriffs der „Anapher“ zu vermeiden, nur einen besonderen Typ des „antezedenslosen Rückverweises“ nennt. Das Beispiel lautet: *Paul erwarb bei einer Versteigerung ein Ölgemälde. Der schöne Rahmen hat ihn wohl mehr zum Kauf bewogen als das Gemälde selber.* Worauf bezieht sich die Nominalphrase *Der schöne Rahmen*? Offensichtlich gibt es in dem Vorgängersatz *Paul erwarb bei einer Versteigerung ein Ölgemälde* keinen antezedentiellen Ausdruck, der als solcher mit dem Ausdruck *Der schöne Rahmen* koreferent ist. Weder *Paul* noch *eine Versteigerung* noch *ein Ölgemälde* kommen als koreferente Ausdrücke in Betracht. Die Nominalphrase *Der schöne Rahmen* fordert aber gewissermaßen den Rezipienten dazu auf, für sie ein geeignetes Bezugsobjekt wenigstens gedanklich zu rekonstruieren. Schwarz spricht hier von einem „konstruktiven Prozess der Wissensaktivierung vom Rezipienten“. Und in der Tat entspricht der Textrezipient der „Aufforderung“, indem er einen zu dem Ölgemälde gehörenden Rahmen hinzuassoziiert. Ölgemälde befinden sich ja nach seiner Weltkenntnis häufig in attraktiven Bilderrahmen. Auch dieses Gemälde wird sicherlich einen Rahmen haben. Und gerade der erst zu dem Ölgemälde (dem Ankerdenotat, nicht dem Anker – aus der Sicht des Verfassers) über das allseits vorhandene Kontiguitätswissen der Zugehörigkeit hinzuassoziierte Gemälderahmen fungiert nun als das Bezugsobjekt der zurückverweisenden Nominalphrase *Der schöne Rahmen*. „Anker“ wird der Ausdruck *ein Ölgemälde* offenbar deshalb genannt, weil von diesem Ausdruck die Assoziation ausgeht, weil sie in ihm ihre Wurzel hat, weil sie hier „verankert“ ist. Man kann in diesem Zusammenhang auch mit dem Begriff der „Existenzpräsupposition“ operieren: Der antezedenslose Rückverweis (*Der schöne Rahmen*) präsupponiert die Existenz eines Bezugsobjektes („Es existiert ein schöner Rahmen“), und indem dieses Objekt zugleich das Objekt ist, das zu dem Gemälde in der besagten Kontiguitätsrelation steht, wird die Präsupposition textsemantisch eingebunden.

Wichtig ist es festzuhalten, dass Schwarz in Übereinstimmung mit anderen den Ausdruck *Der schöne Rahmen* als Anapher bezeichnen würde, obwohl in dem Text selbst ja ein Antezedens im Sinne der klassischen Konzeption fehlt. Schwarz erweitert den Begriff der Anapher also einfach und definiert ihn um:

Antezedens-Anapher-Relationen, die nach diesem Muster (gemeint ist die klassische Konzeption) funktionieren und auf Koreferenz basieren, stellen das Phänomen der Anaphorik par excellence dar... Die klassische Koreferenz (im Sinne extensionaler Identität) ist aber nur eine mögliche Relation, die als Basis für die Verwendung anaphorischer Ausdrücke fungiert...“ (Schwarz 1997: 445).

Es ist hier noch erwähnenswert, dass die damit beschriebenen Tendenzen zur Erweiterung des Begriffs der Anapher durchaus auch in den linguistischen Wörterbüchern Fuß gefasst haben. So ist in der zweiten Auflage des Lexikons der Sprachwissenschaft, das Bußmann 1990 herausgegeben hat, von „indirekten Anaphern“ zumindest noch nicht explizit die Rede. Es heißt dort zur Bestimmung einer Anapher noch: „Sprachliche Einheit, die zu einer anderen sprachlichen Einheit (>Antezedens) im vorangehenden Kontext in einer anaphorischen Beziehung steht, d.h. deren > Referenz nur durch Bezug auf ein Antezedens bestimmbar ist...“ (Bußmann, Lexikon der Sprachwissenschaft. 2. Aufl., 1990: 82). Demgegenüber heißt es in der vierten Auflage des Lexikons der Sprachwissenschaft von 2008 schon ganz deutlich:

(1) Als direkte Anapher bezeichnet der Terminus eine sprachliche Einheit, die zu einer sprachlichen Einheit im vorangehenden Kontext (> Antezedens) in einer anaphorischen Beziehung steht, d.h. mit ihr koreferent ist... Zur A. im weiteren Sinn rechnet man auch die ohne Antezedens vorkommende „indirekte A... In solchen Fällen ist ein „Anker“ im Text oder im Wissen der Sprachproduzenten und -rezipienten vorhanden, der über die Referenz der indirekten A. Aufschluss gibt.“ (Bußmann. 2008: 40).

Der Verfasser dieses Beitrags glaubt aber nicht, dass mit dieser inhaltlichen Erweiterung des Terminus „Anapher“ tatsächlich irgendein Erkenntniszuwachs verbunden ist, eher kann die Erweiterung zu einer terminologischen Verwirrung führen. Bei dieser Erweiterung geht auch die besagte Komplementarität von Antezedens und Anapher im Rahmen der anaphorischen Konstruktion verloren, die ja darin besteht, dass die auf einen Text bezogene Anwesenheit des Antezedens die der Anapher voraussetzt und umgekehrt. Die Komplementarität gilt ja dann nur noch für die sogenannte „direkte Anapher“. Wegen des Festhaltens an der traditionellen engen Auffassung von „Anapher“ heißt es in der Überschrift dieses Beitrags auch einfach „Anaphorische Konstruktion und antezedensloser Rückverweis“. In Bezug auf das Festhalten an der Koreferentialität bei der terminologischen Festlegung von „Anapher“. befindet sich der Verfasser übrigens

in Übereinstimmung mit der offenbar gerade für die kontrastive Analyse geeigneten Konzeption von Wiemer (Wiemer 1997: 138; zu weiteren terminologischen Unterteilungen bei anderen Autoren cf. ebenfalls Wiemer 1997: 144). Unbestritten ist jedoch, dass solche Ansätze wie die, für die Schwarz mit ihrer „indirekten Anapher“ hier exemplarisch steht, auch für die Subspezifizierung des Begriffs „antezedensloser Rückverweis“ fruchtbar sind.

2.3. Antezedenslose Rückverweise ohne „Anker“

Der nun zu behandelnde Typ ist von völlig anderer Art als der soeben behandelte. Zu diesem Typ gehören Rückverweise, für die als Gegenstück kein Antezedens und mithin kein Antezedensdenotat, aber auch kein zu einem Ankerdenotat hinzuassoziiertes Bezugsobjekt im Text vorhanden ist. Trotzdem laufen solche Rückverweise im Kommunikationsprozess eher selten ins Leere. Denn solche Rückverweise nehmen in der Regel Bezug auf Objekte, die dem Textrezipienten, wie vom Textproduzenten auch antizipiert, zumindest aus irgendeinem Vorgängertext längst bekannt sind. Man darf hier auch von einer Rekonstruktion des Bezugsobjektes aus dem vorgängertextvermittelten Hintergrundwissen reden. Gegenüber dem Normalfall, dass der Vorgängertext oder die Vorgängertexte für den Textrezipienten nicht mehr verfügbar ist/sind, liegt der Sonderfall dann vor, wenn er/sie sogar noch verfügbar ist/sind und zur Absicherung der Rekonstruktion mit dem Resultat der wirklichen Kopräsenz des Textes, in dem sich der Rückverweis befindet, und des Textes oder der Texte, in dem/denen das Bezugsobjekt schon etabliert wurde, herangezogen werden kann/können.

Gerade der Fall der herstellbaren Kopräsenz von verschiedenen Texten, auf welche die sprachliche Etablierung des Bezugsobjektes und der Rückverweis verteilt sind, könnte dazu (ver)führen, die traditionelle Bestimmung, wonach Antezedens und Anapher ja in ein und demselben Text liegen müssen, ganz allgemein aufzugeben und statt dessen prinzipiell zuzulassen, dass das Antezedens in einem Text und die Anapher auch erst in einem Folgetext liegen dürfen. Bei einer solchen erweiterten Sicht ist allerdings zu befürchten, dass übersehen wird, dass die Reservierung der Bezeichnungen „Antezedens“ und „Anapher“ für eine bestimmte Konstruktion innerhalb eines einzigen Textes eben diese Konstruktion auszeichnet. Die gegenüber der Erweiterung gängige enge Festlegung auf einen einzigen Text als Träger der Konstruktion stellt zwar eine Konvention dar, aber diese ist wohl nicht willkürlich, nicht unbegründbar. Und zwar ist es gerade diese Konstruktion, die dazu beiträgt, dass jeder Text durch sie an Selbständigkeit, an innerer Abgeschlossenheit, an Abrundung gewinnt. Das jeweilige Bezugsobjekt muss ja nicht erst durch die Erinnerung an einen zumeist nicht mehr vorliegenden Text oder an mehrere Texte gewonnen werden. Man darf sogar annehmen, dass, indem die anaphorische Konstruktion zur Selbständigkeit eines Textes beiträgt,

sie auch zum langlebigen Verständnis eines Textes beiträgt. Auch diejenigen späteren Menschen können ihn hinsichtlich des Verweises und seines Bezugsobjektes aus sich heraus ja noch verstehen, denen Vorgängertexte überhaupt nicht mehr bekannt sind. Der Verfasser befürchtet außerdem auch, dass die vorher angesprochene Erweiterung nicht zu einem Ersatz der traditionellen Bestimmung, sondern zu einem konkurrierenden und zu Missverständnissen beitragenden Nebeneinander von altem und neuem Verständnis der Terminologie führen würde. Insgesamt hält der Verfasser auch diese Erweiterung für nicht angeraten.

Hier nun noch Beispiele für die Rekonstruktion des Bezugsobjektes eines Rückverweises unter Rückgriff auf Informationen, die den Etablierungen dieses Objektes in einem Vorgängertext oder mehreren Vorgängertexten entstammen. Man betrachte zunächst folgendes Beispiel: *Der Bau der Gaspipeline hat begonnen. Sie wird 1200 Kilometer lang sein. Die lange Röhre besteht aus einem erprobten Spezialmaterial und wird insgesamt teurer als früher angenommen. Bundeskanzlerin Angela Merkel und EU-Energiekommissar Günther Öttinger begrüßten das Projekt als Beitrag zur Energiesicherheit in Europa.* Das Beispiel hat man sich als eine mit *Teure Röhre* betitelte Kurzinformation aus einer Tageszeitung im April 2010 vorzustellen. Vier einander folgende Textstücke sind hier von Interesse, und zwar die Stücke *der Gaspipeline*, *Sie*, *Die lange Röhre* und *das Projekt*. Bereits durch das zurückverweisende Textstück *der Gaspipeline* stellt der Textproduzent die gemeinte Gaspipeline als vorgängig schon eingeführt und bekannt hin. Was bringt ihn aber dazu, wenn doch in dem vorliegenden Text eine solche Einführung fehlt, also ein Antezedens in dem besagten strikten Sinn nicht vorhanden ist? Ganz einfach: Der Textproduzent geht davon aus, dass auch der Textrezipient, der noch nicht vor Ort war, über ein Hintergrundwissen, das aus der Einführung des Bezugsobjektes in einem bereits rezipierten anderen Text oder anderen Texten resultiert, verfügt. Das Bauwerk gehört ja zu den Dingen, über die in den Medien in letzter Zeit bereits viel berichtet wurde. Und der Textproduzent geht weiterhin davon aus, dass der Rezipient des vorliegenden Textes zwecks Gewinnung eines vollständigen Sinns das Bezugsobjekt des zurückverweisenden Textstückes *der Gaspipeline* unter Rückgriff auf sein gespeichertes Hintergrundwissen selbständig gedanklich rekonstruieren wird, so dass er, der Textproduzent, auf den innertextuellen Einbau eines Antezedens verzichten kann. Ist diese Aufgabe bewältigt, ist also das Bezugsobjekt (eine seit längerer Zeit geplante Gasleitung durch die Ostsee von Russland nach Deutschland, Baubeginn im April des Jahres 2010) für die Phrase *der Gaspipeline* vom Textrezipienten aus dem Hintergrundwissen heraus gedanklich ergänzt, steht in ihm zugleich auch das Bezugsobjekt für die anderen verweisenden Sprachzeichen *Sie*, *Die lange Röhre* und *das Projekt* zur Verfügung.

Ein zweites Beispiel: *Der Vulkan spuckt weiter Asche. Der Ausbruch des Vulkans wird den Flugverkehr in Europa auch in den nächsten Tagen behindern. Am Samstag saßen Hunderttausende Flugreisende schon am dritten Tag fest.*

Hier könnte es sich um den Anfang eines Zeitungsartikels handeln, dessen Überschrift lautet: *Flugbehinderung*. Die Nominalphrase *Der Vulkan* weist offensichtlich auf etwas zurück, zu dem es im Text selbst kein Antezedens gibt. Wie ist das möglich? Der Schreiber des Artikels glaubt eben, darauf verzichten zu können, da er davon ausgeht, dass der Leser im April 2010 aufgrund der Rezeption eines anderen Textes oder anderer Texte weiß, welchen Vulkan er als Bezugsobjekt gedanklich zu rekonstruieren hat, dass er sicherlich aus vielen Berichten längst weiß, welcher Vulkan in diesem Zusammenhang gemeint sein wird. Nur der Vulkan am Eyjafjalla-Gletscher in Island ist ja in aller Munde.

Nach J. A. Hawkins kann man prinzipiell auf Objekte Bezug nehmen, die durch die Situation, durch Vorerwähnung im Text oder durch Vorwissen vermittelt sind (Hawkins 1978). Auf die durch Vorwissen vermittelten Objekte lässt sich – will man nicht die Grenzen der Normalität verletzen – zwar mit von *Der*, aber nicht mit von *Dieser* eingeleiteten Nominalphrasen Bezug nehmen (cf. Bußmann 1990: 172 und Schwarz 1997: 449). Es liegt nahe, jene durch Vorwissen vermittelten Objekte mit den Objekten gleichzusetzen, welche in der vorliegenden Arbeit als solche charakterisiert werden, die im Zuge der Wiederaufnahmen erst zu rekonstruieren sind. So wäre es nicht akzeptabel, wenn man in dem Pipeline-Beispiel *dieser Pipeline* anstelle von *der Pipeline* sagen würde. Und in dem Beispiel *Paul erwarb bei einer Versteigerung ein Ölgemälde. Der schöne Rahmen hat ihn wohl mehr zum Kauf bewogen als das Gemälde selber.* wäre ein Austausch der Phrase *Der schöne Rahmen* gegen die Phrase *Dieser schöne Rahmen* nicht akzeptabel.

3. Zusammenfassung

Zunächst wurde der Terminus „anaphorische Konstruktion“ eingeführt. Die anaphorische Konstruktion spielt eine herausragende Rolle bei der Textkonstitution. Sie – so die Definition – umfasst zwei in ein und demselben Text vorhandene Teile, nämlich das Antezedens und die Anapher (pluralische Verhältnisse seien hier ausgeblendet). Auf dem Weg über das Antezedens verweist die Anapher auf das Denotat des Antezedens zurück. Nicht das Antezedens selbst, sondern sein Denotat ist also das eigentliche Bezugsobjekt der Anapher. In der vorliegenden Arbeit nun wurde die anaphorische Konstruktion in ihrer Ausprägung im gegenwärtigen Deutsch thematisiert (wenn auch nicht in ihrer ganzen Breite). Es wurden verschiedene Erscheinungsformen des Antezedens, das als solches per definitionem nicht selbst zurückverweist, behandelt. Im folgenden Großkapitel wurden sodann anaphorische Rückverweise unter besonderer Berücksichtigung von Nominalgruppen mit demonstrativem Kopf bis hin zu solchen metaphorischer Art behandelt. Weiterhin wurde die „einfache anaphorische Konstruktion“ von der „erweiterten anaphorischen Konstruktion“ unterschieden. Sodann wurde auf

einen möglichen Sprecherwechsel im Rahmen solcher Konstruktionen hingewiesen. Im zweiten Kapitel dieses Beitrages wurden der anaphorischen Konstruktion Fälle gegenübergestellt, wo eine Nominalphrase auf ein Objekt rückverweist, das der Textproduzent im Kopf hat, auf dessen antezedentielle Etablierung er aber verzichtet, weil er meint, dass der Textrezipient es auch so gedanklich zu ergänzen in der Lage ist. In diesem Zusammenhang wurden neuere Versuche, den Begriff der Anapher auf alle möglichen Arten von Rückverweisen auszudehnen, abgelehnt. Auch im Sinne einer eindeutigen Terminologie wurde dafür plädiert, an der bewusst auf eine spezielle Form von Rückverweis abzielenden älteren Konzeption festzuhalten, deren Merkmal die Koreferenz von (textinternem) Antezedens und Anapher ist.

4. Literatur

4.1. Im Artikel genannte Literatur

- Beardsley, Monroe C. (1972): *The Metaphorical Twist*. In: *Essays on Metaphor*. Hg. von W. A. Shibles, Wisconsin: The Language Press, ss.73-91.
- Bühler, Karl (1934, orig: 1934): *Sprachtheorie*. Frankfurt, Berlin, Wien: Ullstein.
- Bußmann, Hadumod (1990): *Lexikon der Sprachwissenschaft*. 2. Aufl., Stuttgart: Alfred Kröner.
- Bußmann, Hadumod (2008): *Lexikon der Sprachwissenschaft*, 4. Aufl., Stuttgart: Alfred Kröner.
- Duden – Universalwörterbuch(2001), 4. Aufl., Mannheim, Leipzig, Wien, Zürich: Duden Bibl. Institut.
- Glück, Helmut (Hg.) (1993): *Metzler Lexikon Sprache*. Stuttgart, Weimar: Metzler.
- Gülich, Elisabeth/ Raible, Wolfgang (1977): *Linguistische Textmodelle*. UTB 130, München: Fink.
- Harweg, Roland (1968): *Pronomina und Textkonstitution*. München: Fink.
- Hawkins, John A. (1978): *Definiteness and indefiniteness*. London: Croom Helm.
- Heger, Klaus (1976): *Monem, Wort, Satz und Text*. 2. erw. Aufl, Tübingen: Niemeyer.
- Kubczak, Hartmut (1975): *Das Verhältnis von Intension und Extension als sprachwissenschaftliches Problem*. Tübingen: Niemeyer.
- Kubczak, Hartmut (1978): *Die Metapher*. Heidelberg: Winter.
- Kubczak, Hartmut (1985 a): *Eigennamen als bilaterale Sprachzeichen*. In: *Beiträge zur Namenforschung* 20, ss. 284-304.
- Kubczak, Hartmut (1985 b): *Metaphern und Metonymien als sprachwissenschaftliche Untersuchungsgegenstände*. In: *Zeitschrift für deutsche Philologie* 105, ss. 284-304.
- Kubczak, Hartmut (2001): *Idiolekt und Kommunikation*. Hürtgenwald: Guido Pressler.
- Kubczak, Hartmut (2003): *Metapher und Metonymie unter besonderer Berücksichtigung der metonymischen Sinnerzeugung*. In: *Zeitschrift für romanische Philologie* 119, Heft 2, ss. 203-221.

- Schwarz, Monika (1997): Anaphern und ihre diversen Antezedenten: Koreferenz und Konsorten. In: Sprache im Fokus. Hg. von C. Dürrscheid et. al., Tübingen: Niemeyer, ss. 445-455.
- Schwarz, Monika (2000): Textuelle Progression durch Anaphern – Aspekte einer prozeduralen Thema-Rhema-Analyse. In: Linguistische Arbeiten 74, ss.111-126.
- Vater, Heinz (2005): Referenz-Linguistik. München: Fink.
- Wiemer, Björn (1997): Diskursreferenz im Polnischen und im Deutschen. München: Otto Sagner.

4.2. Weitere Literatur

- Bosch, Peter (1983): Agreement and Anaphora. London: Academic Press.
- Conte, Maria-Elisabeth (1986): Textreferenten und Typen anaphorischer Wiederaufnahme. In: Aspekte der Konnexität und Kohärenz von Texten. Hg. von W. Heydrich / J.S. Petöfi, Hamburg: Buske, ss. 1-15.
- Cornish, Francis (1999): Anaphora, discourse and understanding. Oxford: Clarendon Press.
- Ehlich, Konrad (1983): Deixis and Anapher. In: Essays an Deixis. Hg. von G. Rau, Tübingen: Narr, ss. 79-97.
- Ehlich, Konrad (1989): Deictic Expressions and the Connexity of Texts. In: Text and Discourse Connectedness. Hg. von M. E. Conte/ J. S. Petöfi, / E. Sözer, Amsterdam: Benjamins, ss.33-52.
- Gelhaus, Hermann (1984): Die Wortarten. In: Duden-Grammatik. Hg. von G. Drosdowski, Mannheim: Duden Bibl. Institut, ss. 88-385.
- Glück, Helmut (Hg.) (2008): Metzler Lexikon Sprache. 4. Aufl., Stuttgart, Weimar: Metzler.
- Graeme, Hirst (1981): Anaphora in natural language understanding – A survey. Berlin, New York: Springer.
- Hintikka, Jaakko/ Kulas, Jack (1987): Anaphora and definite description. Dordrecht: Reidel Publishing Company.
- Hoffmann, Ludger (1997): Anapher, Katapher und Possessivum. In: Grammatik der deutschen Sprache. Hg. von: H.-W. Eroms / G. Zifonun, Berlin, New York: Walter de Gruyter, ss.544-552.
- Kleiber, Georges/ Tyvaert, Jan-Emmanuel (1990): L'anaphore et ses domaines. Paris: Klincksieck.
- Reinhart, Tanya (1983): Anaphora and semantic interpretation. London: Croom Helm.
- Schwarz, Monika (2000): Indirekte Anaphern in Texten. Prinzipien der domänengebundenen Referenz im Deutschen. Linguistische Arbeiten 413, Tübingen: Niemeyer.
- Schwarz-Friesel, Monika/ Consten, Manfred/ Knees, Mareile (Hg.) (2007): Anaphors in text. Cognitive, formal and applied approaches to anaphoric reference. Amsterdam: Benjamins.
- Sternefeld, Wolfgang (1993): Anaphoric reference. In: Syntax. Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft. Hg. von H. Steger./ J. E. Wiegand H. E., Berlin.

Bernadett Modrián-Horváth (Budapest)

Topik im Nebensatz? Zur informationsstrukturellen Gliederung von Verbletztsätzen?

1. Einleitung

Im vorliegenden Aufsatz werden Aspekte der Informationsstrukturierung in Verbletztnebensätzen angesprochen. Vor allem konzentriert sich dieser Beitrag auf die Frage, wie oft und unter welchen Bedingungen in Verbletztsätzen keine Voranstellung des Subjekts erfolgt. Dafür werden zuerst die notwendigen theoretischen Voraussetzungen (Analyse von komplexen Sätzen, Mittelfeldproblematik in Verbletztsätzen, Informationsstruktur im Verbletztsatz, Mittel und Funktionen der Topikalisierung) geklärt, danach anhand einer Korpusanalyse die Häufigkeit und Umstände der Subjektspätstellung untersucht, und anschließend funktional erklärbare Unterschiede in Bezug auf die untersuchten Einleitungselemente festgestellt.

Meine Arbeitshypothese ist, dass sich die Einleitungselemente wegen ihrer unterschiedlichen kontextuellen Gebundenheit auch bei den Topikalisierungsmöglichkeiten in den nachfolgenden Nebensätzen unterscheiden. Ein anderer Schwerpunkt der Arbeit ist die Frage, welche Topikfunktionen nichtsubjektivische Topikelemente auch in Nebensätzen erfüllen können. Die Antwort auf diese Fragen wurde mit Hilfe einer Korpusanalyse in den elektronischen Korpora des IDS gesucht.

2. Topikalisierung und Subjekterstellung in Haupt- und Nebensätzen

In eingeleiteten Nebensätzen (die eine enge Korrelation mit der Verbletztsatzstruktur aufweisen)¹ spricht man im Allgemeinen von einer „Subjekt – Satzrest – finites Verb“-Wortfolge. Der Grammatikalisierungsgrad der Subjekterstellung in Nebensätzen ist allerdings einigermaßen zu relativieren: Nach eigenen Auszählungen (Modrián-Horváth 2010: 494) tritt in etwa einem Viertel der Verb-

* Angefertigt mit der Unterstützung des Ungarischen Förderungsfonds Wissenschaftlicher Forschung (OTKA K 100717). Mein besonderer Dank gilt außerdem Herrn Prof. Dr. Hans-Werner Eroms sowie meinen anonymen Gutachtern für ihre wertvollen Korrekturen und Ratschläge.

¹ Vgl. Duden-Grammatik (2006: 877).

letztsätze (Relativsätze, von denen etwa jeder zweite mit einem subjektivischen Relativpronomen beginnt, mitgerechnet) nicht das Subjekt am Satzanfang auf. Demgegenüber beträgt dieses Verhältnis in Verbzweitsätzen etwa 40%, zwischen ihnen ist also ein erheblicher Frequenzunterschied zu beobachten. Was aber trägt ein Subjekt oder ein anderes Element am Anfang des (Teil)Satzes zur inneren Informationsstrukturierung eines Nebensatzes bei, und woraus resultiert die oben genannte Frequenzverschiebung? Gibt es semantisch bzw. informationsstrukturell begründete Unterschiede zwischen den unterschiedlich eingeleiteten Nebensätzen? Dazu müssen zunächst zwei Fragen geklärt werden: die Strukturiertheit bzw. syntaktisch-semantische Einbettung eines Nebensatzes einerseits, und die Bedeutung der Subjektivierung² und Topikalisierung schlechthin, aber auch speziell in Nebensätzen.

2.1. Topologische und informationsstrukturelle Modellierbarkeit von Nebensätzen

Die informationsstrukturelle Beschreibung der Nebensätze führt im ersten Schritt zu ihrer topologischen Eingliederung in den Hauptsatz (Probleme der selbstständigen Nebensätze werden hier nicht behandelt). Zur Modellierung der topologischen Struktur der Sätze wurde das sog. Feldermodell³ entwickelt, dem in seiner ursprünglichen Form (Boost 1957) die Thema-Rhema-Gliederung zugrunde lag, auch wenn seither klar ist, dass es zwischen der Informationsstruktur und dem topologischen Aufbau des Satzes keine Eins-zu-eins-Entsprechung gibt. Zur informationsstrukturellen Beschreibung genutzt wird das Feldermodell z.B. in Weinrich (2003) und Welke (1992), aber auch in den unten zu behandelnden Texten von Molnár (1991) oder Frey (2000).

Den meisten Analyseverfahren des Feldermodells gemeinsam ist, dass sie hierarchisch vorgehen⁴, und – zumindest in der ersten Annäherung – den

² ‚Subjektivierung‘ wird in diesem Beitrag im Sinne einer morphosyntaktische Operation verstanden.

³ Das Feldermodell mag, wie darauf mein anonymer Gutachter hinweist, in verschiedenen Ansätzen der Generativen Grammatik als „epiphänomenal“ gelten (Näheres zur Kritik am Feldermodell in Bittner 2010), doch in anderen maßgeblichen Richtungen der Germanistik wird es als „weitgehend kanonisches Modell für die Erfassung der linearen Satzstruktur im deklarativen V2-Satz“ angesehen (Zitat aus dem Vortrag von Eva Breindl „Der Satzanfang bei komplexen Sätzen“, Paris, am 28. 1. 2011; für die Zusendung der Vortragsfolien sei Frau Prof. Dr. Breindl auch hier herzlich gedankt).

⁴ Eine lineare Alternative wäre komplexe Sätze als Kombination von V1, V2 und VL anzusehen, z.B. den Satz *Was er sich dabei gedacht hat, weiß man nicht* als VL + V1 zu analysieren.

komplexen Satz als Ganzes analysieren; dadurch wird der eventuelle Nebensatz in eines der drei Felder eingeordnet (z.B. Duden 2006, Zifonun et al. 1997, Altmann/Hoffmann 2008). Zur Lösung dieses Problems hat Breindl (2012: bes. 52.) ein eigenes Analyseverfahren entwickelt, in dem sie den topologischen Aufbau des Satzes in einem mehrschichtigen Modell erfasst.

2.1.2. Die Informationsstruktur der Verbletztsätze

Hierarchisch ist auch die informationsstrukturelle Analyse von Eroms (1986), der auch Nebensätze in die mehrschichtige Thema-Rhema-Analyse einbezieht. Da hier das Thema tendenziell am Anfang der syntaktischen Einheit zu erwarten ist, wird in Nebensätzen das erste Element (d.h. in Relativsätzen praktisch im Vorfeld, in eingeleiteten Nebensätzen nach der Subjunktion) i.d.R. als Thema ersten, zweiten usw. Grades analysiert. Andere Ansätze, die die Informationsstruktur mit bestimmten syntaktischen Positionen in Verbindung zu setzen versuchen, kommen – auf anderen Wegen – zu einem ähnlichen Ergebnis, denn das positionell definierte Topik (s.u.) erfüllt bekanntlich wichtige informationsstrukturelle Aufgaben, was die hohe Korrelation zwischen Topik und Thema erklärt. Trotzdem möchte ich wegen des Auseinanderklaffens der topologischen Struktur und der Thema-Rhema-Gliederung (d.h. wegen der Fälle, in denen das Thema nicht am Anfang von syntaktischen Einheiten steht) im Folgenden zwischen dem formal definierten Topik (mit einer globalen Funktion in der Perspektivierung) und dem inhaltlich bestimmten Thema unterscheiden.

Wenn der Nebensatz als syntaktisch und informationsstrukturell relativ autonome Einheit analysiert wird, ist es angebracht, im Mittelfeld (bzw. im Vorfeld von Relativsätzen und eventuell von indirekten Fragesätzen) ein (oder mehrere) Topik(s) anzunehmen. Das ist vor allem die gängige Praxis in der generativen Grammatik, wo häufig vom Primat der Verbletzstruktur ausgegangen wird (vgl. Molnár 1991: 86) und laut der das Vorfeld-Topik erst durch eine Bewegung ins Vorfeld gerückt wird. Im Folgenden möchte ich zwei dieser Ansätze ansprechen: den von Molnár (1991) und den von Frey (2000).

Molnár postuliert auf Grund von Müller/Sternefeld (1990, vgl. Molnár 1991: 94 ff.) ein Topik im Mittelfeld bei Verbletztsätzen, wobei dieses Topik die erste Phrase gleich nach der Konjunktion (Subjunktion) ist. Diese Auffassung beruht auf der Annahme, dass es nur ein Topik im (Teil)satz geben kann, denn es diene als „die pragmatische Kategorie des Worüber bzw. des ‚aboutness‘ im „homiletischen Sinne“ (Molnár 1991: 42 und passim). Auf der anderen Seite gibt es mit dem Ansatz zwei Probleme, die sich jedoch durch einige kleine Modifizierungen aus der Welt schaffen ließen: Einerseits fasst Molnár die Vorfeldposition bzw. die erste Position im Mittelfeld als „notwendiges formales Korrelat“ (Molnár 1991: 42) der Topikalität auf, obwohl die Anzahl der Aboutness-Topiks am

(Neben)Satzanfang Beobachtungen zufolge eher begrenzt ist. Die Lösung dafür wäre einfach die Zulassung von anderen Topikarten, die ebenfalls am Satzanfang stehen, aber keine Aboutness-, sondern z.B. Rahmensetzungstopiks sind. Andererseits sind für mich die semantischen Restriktionen,⁵ die die Autorin für die in der Topikposition auftretenden Elemente einführt, kaum akzeptabel: Konsequenz wäre es, das Topik entweder auf Grund der Funktion zu definieren (aber nicht nur Satzanfangelemente zu berücksichtigen), oder alle Vorfeld- oder Nebensatzeinleitenden Elemente zuzulassen. Bei der Analyse entschied ich mich für letztere Topikdefinition, bei der das Topik am (Neben)Satzanfang steht und verschiedene perspektivierende Funktionen übernehmen kann. Wenn das Topik also trotz, oder besser: wegen seiner funktionalen Vielfalt positionell definiert wird, so darf man auch keine semantischen Restriktionen gelten lassen. Aus diesem Grund gehören z.B. auch Vorfeldfüller in die Kategorie der Umperspektivierungstopiks.

Freys Auffassung nach (Frey 2000, 2004) können im Mittelfeld, und zwar nicht nur in Nebensätzen, sogar mehrere Topiks auftreten, die Grenze zwischen Topik und Kommentar sei die (besetzbare) Position der Satzadverbiale. Das Auftreten eines Topiks im Vorfeld sei hingegen fakultativ.⁶ Ein erhebliches Problem mit der Umsetzbarkeit dieser Auffassung ist, dass die Topiks in der sprachlichen Realität meistens nicht einfach nachzuweisen sind, denn es gibt bei weitem nicht in jedem Satz ein Satzadverbial im Mittelfeld, und somit wird die Entscheidung über die Topikalität einer Phrase auf das subjektive Urteil des Beobachters übertragen. Trotzdem halte ich den Ansatz von Frey als intuitiv sehr passend, vor allem für die Kategorie des (inhaltlich definierten) Themas.

2.2.2. Topik „oder“ Subjekt?

Wie die Beziehung zwischen den Größen ‚Topik‘ und ‚Subjekt‘ betrachtet wird, spielt bei der Interpretation und Beschreibung der Frequenzverschiebungen eine entscheidende Rolle. Manche Linguisten – das bekannteste Beispiel dafür ist Li/Thompson (1976) – erachten Topik und Subjekt als disjunkte Mengen. Topik ist für sie also eine Kategorie, die im default-Fall nicht mit dem aktuellen Subjekt zusammenfällt, und deshalb offensichtlich auch nicht kompatibel mit der allgemeinen informationsstrukturellen Beschreibung der „SAE“-Sprachen⁷ ist,

⁵ Topik kann nur ein referierendes Element sein, also z.B. kein Vorfeldfüller, Satzadverbial usw.

⁶ Diese Grenzziehung zwischen Topik und Kommentar erinnert stark an Zembs Thema-Phema-Rhema-Gliederung, wo die Funktion des Phemas unter anderem auch Satzadverbialien (modale Ausdrücke) erfüllen können.

⁷ Standard Average European, Begriff von B. L. Whorf.

da diese zu tief mit der morphosyntaktischen Realisierung der Aktanten und Zirkumstantien verflochten ist. Hierher gehören aber auch Auffassungen, die für das Topik eine Position außerhalb der Satzstruktur vorsehen, mittels Topikalisierung⁸, Cleft- und Pseudocleft-Strukturen, Linksversetzung usw.

Auf der anderen Seite stehen inhaltsorientierte Auffassungen, die die Subjektivierung als vorrangiges Mittel der Topikalisierung (Thematisierung) verstehen, so z.B. Eroms (1986: 11), Welke (1992), Langacker (1999: 38), oder Tolcsvai Nagy (2008: 471). Givón (1983: 6) nennt das Subjekt *expressis verbis* ‚grammatikalisierter Topik‘. Sie sehen keine Widersprüchlichkeit darin, dass ein Subjekt zugleich die Funktion eines Topiks/Themas hat, sondern verweisen teilweise auf die ursprüngliche Bedeutung des Begriffs ‚Subjekt‘ (‚das Zugrunde liegende‘), auf die gemeinsame Wurzel von Topik und Subjekt. Diese Ansätze vermögen die hohe Korrelation zwischen Subjekt und positionellem Topik zu erklären, können aber den vorhandenen Frequenzunterschieden zwischen Subjekterststellung in Verbzweitsätzen und in Verbletztsätzen nicht ohne Weiteres Rechnung tragen.

Die grammatisch (durch den Nebensatzcharakter) bedingte Einengung der informationsstrukturellen Variabilität deutet auf eine Funktionseinengung des Nebensatztopiks hin, deshalb müssten die Topikfunktionen im Nebensatz – möglichst empirisch – genauer untersucht werden. Dazu müssen Topiks zuerst hinsichtlich ihrer Funktion differenziert, oder sogar die Kategorie Topik je nach Funktionen aufgespalten werden. In den neueren Arbeiten über das Topik findet man mindestens folgende verschiedene Topikfunktionen bzw. -arten (vgl. Musan 2010;⁹ Féry 2010): Aboutness-Topik (‚Worüber‘) bzw. Thema-Figur (Lutz 1981), Rahmensetzungstopik (Rahmenelemente, auch Chafes ‚frame‘ / ‚topic Chinese style‘, vgl. Chafe 1976: 50), kontrastives Topik, und Familiaritätstopik (‚Bekanntheit‘). Als zusätzliche Funktion des positionell definierten Topiks könnte man die thetisch-kategorische Umperspektivierung – etwa durch Vorfeldfüller oder nichtspezifische Adverbiale – hinzufügen¹⁰, wobei Perspektivierung schlechthin als umfassende Grundfunktion der verschiedenen Topikfunktionen gedeutet werden kann.

Die generelle bzw. häufige Subjekterststellung in Nebensätzen (wenn das Subjekt keine besondere Betonung bekommt) legt die Vorrangigkeit der Funktion des Aboutness-Topiks nahe. Inwieweit auch andere Topikfunktionen in Nebensätzen zur Geltung kommen, wird in 4.2 untersucht.

⁸ Damit ist hier, aber nur hier die Topikalisierung in englischen Sätzen, etwa *„Cigarettes, you couldn't pay me to smoke them“*, gemeint (Quelle: <http://www.thefreedictionary.com/topicalization>).

⁹ Laut Musan (2010) gehören diese Funktionen verschiedenen informationsstrukturellen Dimensionen an.

¹⁰ Zur Rolle der Topikposition bei der thetischen Perspektive (Eventive) vgl. Modrián-Horváth (2012).

3. Wichtige Faktoren in der Informationsstruktur von Nebensätzen

Wenn man die Frage nach der Beschaffenheit der Informationsstruktur bzw. des Topiks im Nebensatz ganz vereinfacht beantworten möchte (d.h. abgesehen von spezifischen Problemen wie der Frage der selbstständigen Nebensätze usw.), muss man zwei Komponenten erwähnen: die kontextuelle Einbindung und die Topikfunktionen.

3.1. Die Rolle der kontextuellen Einbettung

Bei der kontextuellen Gebundenheit von Nebensätzen kann von einer zweifachen Einbettung gesprochen werden: einerseits von der im Hauptsatz, andererseits von der durch das Einleitungselement. Nach meiner Intuition muss eine ziemlich enge Korrelation zwischen den beiden Bindungen vorhanden sein, wenngleich zu diesem Thema und zu dieser Vermutung noch weitere Untersuchungen nötig sind: Der Hauptsatz bestimmt, wie eng die informationsstrukturelle und syntaktische Integriertheit des Nebensatzes ist, aber zugleich auch die Wahl des Einleitungselements. Mit Hilfe dieser Vermutung kann auch die eingangs genannte Hypothese dahingehend präzisiert werden, dass eine unterschiedlich ausgeprägte Gebundenheit der Nebensätze postuliert wird, die sich auch in der Verwendung der Einleitungselemente zeigt. Bei kontextuell enger eingebundenen Sätzen ist wahrscheinlich eine kleinere Variation bzw. ein kleinerer Spielraum in der Wahl der „topikalisierten“ Elemente und deren Funktionen zu erkennen, und das könnte die Erklärung dafür sein, warum die Subjekterstellung in subordinierten Sätzen hochgradig grammatikalisiert ist.

Aber darüber hinausgehend wird eine graduelle Häufigkeitsverschiebung je nach Kontext und Einleitungselement angenommen, die anhand einer Korpusanalyse nachzuweisen ist: Das eine Extrem bilden stark gebundene Einleitungselemente wie *warum*.¹¹ Hier dürfte die Funktionsvariation der ersten Phrase ziemlich eingeschränkt sein, und nur in kommunikativ sehr begründeten Fällen eine andere Konstituente als das Subjekt zuerst auftreten; den anderen Pol bedeuteten demnach mit Präpositionaladverbien oder Relativadverbien (etwa *wobei*, *worüber*) eingeleitete, locker hinzugefügte sog. weiterführende Nebensätze. Weiterführende Nebensätze werden in den Grammatiken seit Brandt (1990) als Übergangsfälle zwischen Neben- und Unterordnung betrachtet; formal gesehen

¹¹ *Warum* und *wobei* werden hier in ihrer Funktion als Einleitungselemente von Nebensätzen betrachtet, und mit Subjunktionen verglichen. Da beide untersuchte Elemente adverbial (nichtsubjektivisch) sind, kann ihre potentielle Satzgliedfunktion die Analyseergebnisse m.E. nicht beeinflussen.

sind sie als „Sonderfall der Attributsätze“ (s. Hentschel/Weydt 2003: 425), also als Nebensätze zu betrachten, aber semantisch stellen sie eine Weiterführung des im Hauptsatz ausgedrückten Inhalts dar. Anzumerken ist allerdings, dass das hier untersuchte Einleitungselement *wobei* sich sehr subjunktionsähnlich verhält, d.h. nur in Ausnahmefällen eine Satzgliedrolle übernimmt.

Eine Zwischenposition hinsichtlich der informationsstrukturellen Gebundenheit nehmen hochfrequente Subjunktionen wie *dass* und *weil* ein, bei denen der kontextuelle Einfluss durch den Hauptsatz allerdings höher ist als bei den erwähnten Extremen. Nebensätze mit der Subjunktion *dass* können sehr vielfältige Funktionen übernehmen (sie können u.a. häufig die Hauptaussage nach diskurssteuernden Einleitungsformeln wie *ich denke* usw. tragen), deshalb ist hier von einer größeren informationsstrukturellen Varianz auszugehen, die eine statistische Zwischenstellung ergeben kann. Andererseits werden Sätze mit der Subjunktion *weil* tendenziell häufiger mit Hauptsatzwortfolge (Verbzweitstellung) gebraucht (vgl. Keller 1993), weshalb hier angenommen wird, dass sie auf Grund der semantischen Veränderungen auch in Nebensatzverwendungen informationsstrukturell unabhängig sind.

Eine weitere Frage ist, wie ausgeprägt die informationsstrukturellen Unterschiede zwischen den kontextuell festgelegten Nebensatztypen sind, und ob auf Grund der Korpusanalyse ein signifikanter Unterschied zwischen den Extremen und den als Übergang angesehenen Typen zu beobachten ist.

3.2. Die Rolle der Topikfunktionen

Die bisher geschilderte kontextuelle Einbindung gibt sozusagen den – ziemlich eingeschränkten – Freiraum für die verschiedenen Topikfunktionen: Fakt ist zum Beispiel, dass die Funktion der Umperspektivierung durch einen Vorfeldfüller in Nebensätzen gänzlich ausgeschlossen ist, da er im Mittelfeld nicht auftreten kann (wohl aber andere semantisch schematische Einheiten wie Korrelate, Expletiva oder gar formale Objekte). Auf der anderen Seite werden Subjektspronomen und formale Subjekte obligatorisch an den Anfang von (subjunktionalen) Nebensätzen gerückt. Im Folgenden werden durch die Topikfunktion bedingte Grenzen und Hindernisse der Subjekterstellung dargestellt.

Außer im Fall der Subjektlosigkeit des Nebensatzes (insbesondere in subjektlosen Passivsätzen und Infinitivsätzen), die eine statistisch nicht zu vernachlässigende Menge darstellt, z.B.:

- *Jens Deller möchte wissen, warum in China mit Stäbchen gegessen wird,*
gibt es klare Hindernisse für die Subjekterstellung durch folgende Topikfunktionen:

- a) Rahmensetzung: das vorangestellte Element bildet einen Interpretationsrahmen für die nachfolgende Aussage¹²; „*warum gestern eine Boeing über den Philippinen abgestürzt ist*“;
- b) nichtsubjektivische Themafigur, die entweder vom Valenzträger gefordert wird: „*warum ihm die Robinsons so sehr ans Herz gewachsen sind*“, oder eine belebte (meistens menschliche), eher¹³ freie Angabe ist: „*warum für sie schon Pudding ein Stück Freiheit bedeutet*“;
- c) oft mit einem der vorigen beiden Faktoren kombiniert: rhematisches Subjekt: „*auch wenn gestern keine Zeugen geladen waren*“, bzw. ein mit einem Relativsatz erweitertes Subjekt. All diese Faktoren und Funktionen sind imstande, auch bei kontextuell stark eingebundenen Nebensätzen (wie in subordinierten Sätzen mit *warum*) die stark grammatikalisierte subjektivische Realisierung des Topiks zu überschreiben, bzw. in kontextuell weniger gebundenen Sätzen den vorhandenen Spielraum für nichtsubjektivische Elemente zu nutzen.
- d) Nicht an Topikfunktion gebunden ist hingegen die häufige Voranstellung des (überwiegend akkusativischen) Reflexivpronomens *sich*, die wahrscheinlich Teil eines anderen Grammatikalisierungsphänomens ist: Wenn man Reflexivpronomen (präzise formuliert hier: Medialmarker) mit Ágel (2000: 150 ff.) als Teil des Valenzträgers ansieht, könnte hier von einer gewissen Klammerstruktur gesprochen werden (die Frage, wie dann das Einleitungselement zu interpretieren ist, bleibt dabei allerdings offen); Näheres dazu s. unter 4.2.5.

Zur Stellung von (nominalen) Satzgliedern im Nebensatz/Mittelfeld sind in einem anderen theoretischen Rahmen mehrere anspruchsvolle Arbeiten entstanden (z.B. Müller 1999, Jacobs 1993, Lernerz 1977). Da diese aber mit Hilfe introspektiver Grammatikalitätsurteile die sprachliche Kompetenz¹⁴ untersuchen, weicht sowohl ihr Ziel als auch die angewandte Methode von denen dieses Beitrags ab: Hier geht es nicht darum, mögliche Wortfolgepermutationen in Nebensätzen aufzuzeigen und auf ihre Grammatikalität hin zu überprüfen, sondern vor allem darum, in der authentischen Sprachverwendung (durch die Korpusanalyse statistisch auswertbarer Daten) Unterschiede und Frequenzunterschiede in der Verwendung der kontextuell unterschiedlich gebundenen Nebensätzen aufzudecken und zu erklären.

¹² Z.B. *Gesundheitlich geht es ihm gut*.

¹³ Dieses Element befindet sich im Übergangsbereich zwischen Angaben und Objekten.

¹⁴ Als komplementär zur Performanz in Chomskys Sinne verstanden.

4. Die eingeleiteten Nebensätze im Korpus

Wegen des geringeren Umfangs dieser Studie wurden hier nur einige Einleitungselemente im elektronischen Korpus des IDS analysiert. Dafür wurde das W-Archiv der geschriebenen Sprache verwendet (mit Zugang im März/Juni 2012). Aus dem Korpus wurden Proben von je dreimal 500 durch Zufallsauswahl entnommen und manuell weiter sortiert (einige falsche Treffer kamen immer vor, größtenteils bei der Suchanfrage „[Komma] warum“ bzw. beim parenthetischen *wenn*, unterhalb der Satzebene). Der eigentliche Gegenstand der vorgestellten Untersuchung war die Satzgliedfunktion der dem Einleitungselement folgenden Wörter/Phrasen, deren Verhältnis zur Zahl der richtigen Treffer (?500) festgestellt wurde. Anschließend wurden die Ergebnisse (Subjekte und andere Anfangselemente) einer Signifikanzanalyse (Khi-Quadrat) unterzogen.

Außer den statistischen Daten wurden auch gezielt Belege gesammelt, in denen nicht das Subjekt topikalisiert war; diese wurden nach Topikfunktion gruppiert dargestellt (4.2).

4.1. Untersuchung der Satzgliedfunktion: Häufigkeit der Subjekterstellung in Nebensätzen

Die erste Frage bezog sich darauf, ob hinsichtlich der Subjekterstellung zwischen den einzelnen untersuchten Einleitungselementen unterschiedliche Frequenzen zu beobachten sind, und wenn ja, wie ausgeprägt diese Unterschiede sind. Die Hypothese beinhaltete auch die Annahme, dass die Frequenzunterschiede hinsichtlich der Subjekterstellung je nach kontextueller Gebundenheit graduell sind. Die untersuchten Einleitungselemente waren: *warum*, *weil*, *dass/daß*, *wenn* und *wobei*. Bei der Untersuchung der Satzgliedfunktion wurde unter formal-semantischen Gesichtspunkten zwischen 10 Kategorien unterschieden (außer den gewöhnlichen Satzgliedfunktionen wurden das Reflexivpronomen als Teil des Valenzträgers, Satzadverbale, das formale Subjekt und das subjektivische Korrelat gesondert gezählt, doch die beiden letzteren sind in Tabelle 1. zu den Subjekten gerechnet), und die Feststellung der Satzgliedfunktion erfolgte auf Grund eines dependentiellen Schemas, so änderte eine Erweiterung der Satzglieder durch Attribute o.ä. an der Einordnung nichts.¹⁵

Die folgende Tabelle enthält die Angaben der topikalisierten Elemente in den untersuchten Nebensätzen:

¹⁵ So zählten z.B. die komplexen Ausdrücke (*wobei*) [*besonders verdächtige Personen*], oder (*wobei*) [*nur die besten fünf Laufergebnisse*] zu den Subjekten.

	<i>Weil</i>		<i>warum</i>		<i>wenn</i>		<i>dass/daß</i>		<i>wobei</i>	
	Subjekt	anderes Element	Subjekt	anderes Element	Subjekt	anderes Element	Subjekt	anderes Element	Subjekt	anderes Element
Probe 1	438	51	381	44	428	57	405	95	378	116
Probe 2	419	77	366	60	408	72	403	96	376	121
Probe 3	411	82	348	84	407	78	403	97	369	128
Total	1268	210	1095	188	1243	207	1211	288	1123	365
Durchschn.	422,67	70	365	62,67	414,33	69	403,67	96	374,3333	121,67
durchschn. Prozentsatz	86%	14%	85%	15%	85%	15%	81%	19%	75%	25%

Tabelle 1: Verteilung der topikalisierten Elemente in eingeleiteten Nebensätzen

Auf Grund der Ergebnisse ist eine ausgeprägte Gradualität zu erkennen, von dem kontextuell am wenigsten gebundenen Element *wobei* bis hin zu den Einleitungselementen *warum*, *wenn* und *weil*. Festzustellen ist entgegen der letzten Hypothese, dass die Subjunktion *weil* in Verbletztsätzen informationsstrukturell stark gebunden ist; das könnte ein Hinweis darauf sein, dass zwischen den hauptsatzähnlichen Verwendungen und den subordinativen Verwendungen des Einleitungselements eine Funktionsverteilung vorliegt.

Die Signifikanzanalyse wurde in Bezug auf die Dichotomie subjektivische/nicht subjektivische Erstelemente im Nebensatz mit Hilfe des Chi-Quadrat-Unabhängigkeitstests durchgeführt, sowohl in den Durchschnittswerten der drei Proben, als auch zwischen den einzelnen Ergebnissen der Proben. Dabei konnte nie ein signifikanter Unterschied festgestellt werden zwischen den drei Einleitungselementen *warum*, *wenn* und *weil*, aber überall zwischen diesen drei Elementen und *wobei*. Die Werte der Subjunktion *dass* ergaben – wahrscheinlich wegen ihrer oben ausgeführten Zwischenstellung – abwechselnd signifikante und nichtsignifikante Ergebnisse: in Bezug auf die Durchschnittswerte waren sie überall signifikant, bei den einzelnen Proben uneinheitlich.

Auf diesen Ergebnissen basierend kann festgestellt werden, dass die drei Einleitungselemente *warum*, *wenn* und *weil* sich informationsstrukturell weitgehend ähnlich verhalten, und außerdem kann dem Einleitungselement *wobei* in dieser Hinsicht ein erheblich abweichendes Muster zugeordnet werden. Die Zwischenstellung der Subjunktion *dass* scheint auch weitgehend bestätigt geworden zu sein.

4.2. Welche Topikfunktionen überschreiben die Subjekterstellung?

Im zweiten Teil der Korpusanalyse suche ich die Antwort auf die Frage, in welchen Funktionen typischerweise nichtsubjektivische Elemente am Anfang der

Nebensätze auftreten. Unter 3.2. wurde bereits beschrieben, welche kontextuell und grammatisch bedingten formalen Einschränkungen hier gelten, und dabei denke ich in erster Linie an die (annähernd) obligatorische Voranstellung der formalen Subjekte und Subjektspronomen. Doch, wie dort ebenfalls ausgeführt, gibt es Faktoren, die die Topikalisierung einer anderen Konstituente begünstigen bzw. erzwingen.

4.2.1. Nichtsubjektivische Themafigur („Aboutness-Topik“)

In den Untersuchungen kommen ziemlich oft Themafiguren (Aboutness-Topiks) vor, die nicht in Subjektfunktion auftreten. Diese sind meistens valenzgebunden (Dativ-, Akkusativ- oder Präpositionalobjekte), aber auch freie Angaben (z.B. Präpositionalangaben mit *für*) können vorangestellt werden.

- *Vielleicht auch weil ihm diese Information gar nicht erst gegeben wurde*
- *jetzt weiß ich endlich, warum mich die ungarischen Fotokünstler immer nach Halász gefragt haben, mir dazu aber leider nichts eingefallen ist.*
- *dass dem Fahrer schlecht wird oder dass er sogar ohnmächtig wird* (hier kombiniert mit Subjektlosigkeit)
- *wobei mir viel daran liegt*
- *wenn Dir Sardellenpasta schmeckt*

4.2.2. Rahmensetzungstopik

Adverbial- oder Präpositionalangaben am Nebensatzanfang werden fast ausschließlich als Rahmensetzungstopiks interpretiert, d.h. sie geben einen Interpretationsbereich für die nachfolgende Aussage an. Die stilistisch-perspektivisch motivierte Voranstellung von freien Angaben am Satzanfang (wie etwa in Verbzweitsätzen) kommt selten bis gar nicht vor.

- *wobei auch diesbezüglich der Anteil des Menschen gering ist*
- *Wenn im Zuge der Liberalisierung des Strommarktes eine Preiserhöhung für die Konsumenten anstehe*
- *dass von 50 zahlenden Mitgliedern nur vier aktiv mitgeholfen haben*
- *weil in beiden Armeen Serben und Albaner Seite an Seite kämpften.*

weil wegen des Zeitplans die Pausen zwischen den einzelnen Konzerten im Burggraben eindeutig zu lang sind: Dieser Beleg ist kein eindeutiger Fall von Rahmensetzung, es geht ja nicht um einen Interpretationsbereich, innerhalb dessen diese Behauptung gälte, aber ähnliche Fälle wurden wegen der formalen Gemeinsamkeiten zu den Rahmenelementen gerechnet.

4.2.3. Rhematisches Subjekt

Typischerweise kamen quantifizierte Subjekte (*niemand*,¹⁶ *jeder*, *keiner*, *alle*; *vielen*) in Spätstellung vor. Zu vermerken ist allerdings, dass die Voranstellung von rhematischen (fokussierten) Subjekten als primäres Mittel zur thetischen Umperspektivierung dient (da die Möglichkeit der Setzung eines Vorfeldfüllers entfällt), und ebenfalls häufig verwendet wird.

- *wobei krankheitsbedingt leider nicht alle anwesend sein konnten*
- *weil in den Beschluss ein Zusatz eingearbeitet wurde* (kombiniert mit einer nichtsubjektiven Thematik)
- *Auch wenn spielerisch nicht alles rund lief.* (gleichzeitig Rahmensetzungstopik)
- *warum bei seinem erschreckend schwachen Team nahezu nichts zusammenlief*

4.2.4. Im Prädikat inkorporiertes Subjekt

Es geht um Verwendungen, wo das Subjekt mit dem finiten Verb oder Verbalcomplex eine semantische Einheit bildet (meistens handelt es sich dabei um Subjekt-Funktionsverb-Verbindungen). Diese Fälle könnten unter dem Punkt „rhematisches Subjekt“ eingeordnet werden, doch hier sind die Verben semantisch hochgradig schematisch, und wegen der Inkorporiertheit kann das Subjekt mit großer Wahrscheinlichkeit überhaupt nicht am Satzanfang auftreten.

- *wenn den Streitkräften das US-Potential für Aufklärung oder elektronisches Know-how fehlt*
- *weil gegen sie ein Haftbefehl vorlag.*
- *warum dem Angeklagten trotz Observierung die Flucht in die USA gelungen ist?* (äquivalent mit ‚flüchten konnte‘)
- *konnte es vorkommen, dass plötzlich ein Anruf kam*

4.2.5. Sonstiges: Formale Prädikatsteile

Formale Subjekte wurden unter 4.1. der Einfachheit halber und aus Raumgründen zu den Subjekten gerechnet, obwohl diese Entscheidung auch anders hätte

¹⁶ Laut Lernerz (1977: 117) resultiert die Spätstellung von *niemand* aus einem Grund, der auf Wahrheitsbedingungen zurückzuführen ist: Wegen der Nicht-Existenz des Denotats könne es kein Mitteilungszentrum (in heutiger Terminologie etwa ‚Aboutness-Topik‘) sein. Doch parallele Fälle im Korpus z.B. mit *alle/jeder* als Subjekt legen eher die Geltung einer informationsstrukturellen Argumentation (Rhematizität) nahe, die Lernerz (1977) sonst auch durchgehend verwendet.

ausfallen können: Formale Subjekte – genauso wie die Reflexivpronomen bei echten Reflexiva – können als Teil des Valenzträgers betrachtet und so als zum Prädikat gehörig betrachtet werden. Ihre Setzung am Anfang des Nebensatzes kann deshalb etwa gleichermaßen als Teil einer Klammerstruktur (z.B. Einleitungselement – *es* – ... – *gibt*) wie als Ergebnis eines Grammatikalisierungsprozesses (Subjekterstellung in eingeleiteten Nebensätzen) aufgefasst werden, aber nicht zuletzt auch als Zusammenspiel der beiden Prozesse. Für die Herausbildung einer doppelten Klammerstruktur (Einleitungselement + ein Teil des Valenzträgers) spricht das Auftreten formaler Objekte und die häufige Setzung der Reflexivpronomina am Anfang von Nebensätzen:

a) Formales Objekt:

- *warum es Deutschland schneller als andere Länder aus der Krise geschafft habe*
- *Im Talboden gibt es, wenn es Frau Holle gut meint, eine Loipe.*
- *Wenn es der Wetterhase gut meint*
- *Wenn es die Geschichte gut meint mit Luis Figó*
- *wenn es der Wettergott gut meint und nicht zu viel Wind geht.*
- *Wenn es aber eine Rehfamilie schafft, sich ein Stück Natur eigen zu machen*
- *Wenn es allerdings jemand schafft, dann er*

b) Sich-Konstruktionen

Wie oben erläutert, halte ich mit Ágel (2000: 153) Reflexivpronomen (aber nicht unbedingt nur bei/in medialen Verben) für einen Teil des Valenzträgers, deshalb betrachte ich *sich*-s am Anfang von Nebensätzen zusammen mit dem Rest des Valenzträgers für eine Klammerstruktur *sui generis*. Hier sollen nur einige Beispiele stellvertretend für etwa 8-15 Belege pro Zufallsprobe von 250 stehen:

- *Was ist daran lächerlich, wenn sich Menschen an einem Tag gefreut haben?*
- *wenn sich Peter Nick hinters Steuer setzt*
- *warum sich Autofahrer das antun (Dativ, kein echtes Reflexivum)*
- *warum sich die Niederlage in Grenzen hielt*

c) Zusammenspiel des Reflexivpronomens und des formalen Objekts: „sichs“

Das enklitische 's steht in *sichs* meistens für das formale Subjekt, aber auch objektivische Verwendungen lassen sich beobachten:¹⁷

- *weil sichs die interessierten Vereine (Panathinaikos Athen, 1860 München) leisten können*

¹⁷ Wobei allerdings die Zusammenschreibung ohne Apostroph als orthographische Anomalie zu bewerten ist und grundsätzlich nicht für eine Suchanfrage geeignet ist.

- *Weil sichs die ÖBB auch ohne lange Amtswege und Berufungen „richten können“*

5. Fazit

Auf Grund der Analyseergebnisse konnte bestätigt werden, dass die positionell definierten Topikelemente in Nebensätzen tatsächlich als Topiks betrachtet werden können, denn sie erfüllen im Grunde genommen dieselben Funktionen wie die Vorfeldtopiks (d.h. Aboutness-Topik/Themafigur, Rahmensetzung/Relevanz, Umperspektivierung). Wegen der kontextuellen Einschränkungen, die aus der Beschaffenheit des Nebensatzes resultieren, und der hochgradigen Grammatikalisiertheit der Subjekterstellung in Verbletztsätzen kommen diese aber mit begrenzter Häufigkeit und Funktionsfähigkeit zur Geltung: In eingeleiteten Nebensätzen (mit *weil*, *wenn* und *warum*) liegt das Verhältnis nichtsubjektiver Erstglieder mit ca. 15% deutlich niedriger als in Verbzweitsätzen (ca. 40%). Eine Ausnahme bildet das kontextuell locker gebundene Einleitungselement *wobei*, bei dem dieser Prozentsatz etwa 25% beträgt; die Subjunktion *dass* nimmt in dieser Hinsicht mit 20% eine Zwischenstellung ein. Der Frequenzunterschied der Subjekterstellung war zwischen den kontextuell gebundenen Einleitungselementen *wenn*, *warum* und *weil* nicht signifikant; zwischen diesen und dem Präpositionaladverb *wobei* als Einleitungselement von weiterführenden Nebensätzen hingegen signifikant. Darüber hinaus konnte der kontextuellen Bindung entsprechend eine ausgeprägte Gradualität bei der Topikalisierung nichtsubjektiver Elemente, und damit in der Freiheit der informationsstrukturellen Gestaltung der Nebensätze beobachtet werden. Wie die Frequenzunterschiede mit der Wahl des Valenzträgers (Umperspektivierung durch die Wahl eines anderen Verbes, z.B. *kaufen* statt *verkaufen*) oder der Aktiv-Passiv-Diathese zusammenhängen, bleibt in diesem Bezug noch zu erforschen.

Quelle:

Korpus: Institut für Deutsche Sprache, Mannheim, W-Archiv der geschriebenen Korpora unter www.ids-mannheim.de/cosmas2-web/ (Zugang: März/Juni 2012)

Literaturverzeichnis

- Ágel, Vilmos 2000. Valenztheorie. Tübingen: Narr.
- Altmann, Hans/Hoffmann, Ute 2008. Topologie fürs Examen. 2. Aufl. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht (= Linguistik fürs Examen 4).
- Bittner, Dagmar 2010. Die deutsche Klammerstruktur. Epiphänomen der syntaktischen Realisierung von Assertion und Thema-Rhema-Gliederung. In: Bittner, Dagmar/Gaeta,

- Livio (Hgg.): Kodierungstechniken im Wandel. Das Zusammenspiel von Analytik und Synthese im Gegenwartsdeutschen. Berlin/New York: de Gruyter.
- Boost, Karl 1957: Neue Untersuchungen zum Wesen und zur Struktur des deutschen Satzes. Der Satz als Spannungsfeld. Berlin: Akademie-Verlag.
- Brandt, Margareta. 1990. *Weiterführende Nebensätze*. Stockholm: Almqvist & Wiksell.
- Breindl, Eva 2012. Der Satzanfang in komplexen Sätzen. In: Colette Cortès (Hg.): *Satzeröffnung. Formen, Funktionen, Strategien*. Tübingen: Stauffenburg (= Eurogermanistik Nr. 31), 45-57.
- Chafe, Wallace 1976. Givenness, Contrastiveness, Definiteness, Subjects, Topics and Point of View. In: Li, Charles N. (Hg.): *Subject and Topic*. New York, 25-55.
- Duden-Grammatik 2006. Wermke, Matthias et al. (Hgg.): *Die Grammatik. Unentbehrlich für richtiges Deutsch: Band 4*. Mannheim/Wien/Zürich: Dudenverlag.
- Eroms, Hans-Werner 1986. Funktionale Satzperspektive. Tübingen: Niemeyer (= Germanistische Arbeitshefte 31).
- Féry, Caroline 2010. Informationsstruktur: Begriffe und grammatische Korrelate. http://web.uni-frankfurt.de/fb10/fery/publications/Japan_Aufsatz1.pdf.
- Frey, Werner 2000. Über die syntaktische Position des Satztopiks im Deutschen. In: *ZAS Papers in Linguistics* 20, 137-172.
- Frey, Werner 2004. The Grammar-Pragmatics Interface and the German Prefield. In: *Sprache & Pragmatik* 52, 1-39.
- Givón, Talmy 1983. Topic Continuity in Discourse: An Introduction. In: Givón, Talmy (Hg.): *Topic Continuity in Discourse: A quantitative cross-language Study*. John Benjamins, 1-43.
- Hentschel, Elke/Weydt, Harald 2003. *Handbuch der deutschen Grammatik*. Berlin/New York: de Gruyter. 3. neubearb. Aufl.
- Jacobs, Joachim 1993. Integration. In: Reis, Marga (Hg.): *Wortstellung und Informationsstruktur*. Tübingen: Niemeyer (= Linguistische Arbeiten 306), 63-116.
- Keller, Rudi 1993: Der Wandel des weil. Verfall oder Fortschritt? In: *Sprache und Literatur in Wissenschaft und Unterricht* 24, 2-12.
- Langacker, Ronald W. 1999. Assessing the cognitive linguistic enterprise. In: Janssen, Theo/Redeker, Gisela (Hgg.): *Cognitive Linguistics: Foundation, Scope, and Methodology*. Berlin/New York: Mouton de Gruyter (= Cognitive Linguistic Research 15), 13-60.
- Lenerz, Jürgen. 1977. *Zur Abfolge nominaler Satzglieder im Deutschen*. Tübingen: Narr.
- Li, Charles N./Thompson, Sandra A. 1976. Subject and Topic: A new typology of language. In: Li, Charles N. (Hg.): *Subject and Topic*. New York, 457-489.
- Lutz, Luise 1981. Zum Thema „Thema“. Hamburg (= *Hamburger Arbeiten zur Linguistik und Texttheorie* 1).
- Modrián-Horváth, Bernadett 2010: Subjektprominenz und Topikprominenz im Deutschen und im Ungarischen. In: Hess-Lüttich, Ernest W.B. et al.: *Deutsch im interkulturellen Begegnungsraum Ostmitteleuropa*. Frankfurt a. M.: Peter Lang (= *Publikationen der Gesellschaft für interkulturelle Germanistik GiG*), 479-498.

- Modrián-Horváth, Bernadett 2012. Topik, Thema und Perspektivierung. In: Szatmári, Petra/Pólay, Veronika/Lang, Elisabeth/Takács, Dóra (Hgg.): Sprachen und Literaturen im Kontakt. Hamburg: Dr. Kovač, 103-114.
- Molnár, Valéria 1991. Das TOPIK im Deutschen und im Ungarischen. Stockholm: Almqvist & Wiksell International (= Lunder germanistische Forschungen 58).
- Müller, Gereon/Sternefeld, Wolfgang 1990. Improper Movement. Konstanz (Fachgruppe Sprachwissenschaft der Universität Konstanz, Arbeitspapier Nr. 26).
- Musan, Renate 2010. Informationsstruktur. Heidelberg: Universitätsverlag Winter.
- Tolcsvai Nagy, Gábor 2008. Topik, információfolyam, szórend. In: ÁNyT XXII, 455-500.
- Weinrich, Harald 2003. Textgrammatik der deutschen Sprache. Unter Mitarbeit von Maria Thurmair, Eva Breindl und Eva-Maria Willkop. Mannheim: Georg Olms Verlag. 2. Aufl.
- Welke, Klaus 1992. Funktionale Satzperspektive. Ansätze und Probleme der funktionalen Grammatik. Münster: Nodus Publikationen.
- Zifonun, Gisela et al. 1997. Grammatik der deutschen Sprache. Berlin/New York: de Gruyter.

Dóra Pantó-Naszályi (Budapest)

'Alte (?) Besen kehren gut'.

**Gedanken über die Rolle, die Möglichkeiten,
die Schulung sowie die Grenzen der Sprachmittlung
im kommunikativen DaF-Unterricht in Ungarn**

Im Jahr 2005 wurde das Abitursystem in Ungarn tief greifend umgestaltet. Die Änderungen trafen alle Abiturfächer. Die Prüfungsreform hat eine lange Epoche, eine mehrere jahrzehntelange Tradition abgeschlossen, und beabsichtigte die ungarische Reifeprüfung auf allen Ebenen zu erneuern: In puncto Anforderungen, Form der Leistungsmessung, Verstärkung der Bedeutung der Schlüsselkompetenzen, rechtliche und organisatorische Regelung – um nur die wichtigsten Punkte zu nennen. Darüber hinaus erlaubte die Reform (je Abiturfach) die Wahl zwischen einem Mittelstufenniveau bzw. einem Oberstufenniveau. Bei den Fremdsprachen¹ rückten bei der Messung die kommunikativen Kompetenzen der Lerner in den Vordergrund: rezeptive und produktive Fertigkeiten wurden sowohl auf mündlicher, als auch auf schriftlicher Ebene geprüft (Hörverstehen, Sprechen, Leseverstehen, Schreiben). Die Reform – selber als Folge von Veränderungen in der Linguistik und in der Didaktik – zielte natürlich auf die Harmonisierung mit den Empfehlungen des Gemeinsamen Europäischen Referenzrahmens hin. Der größte Unterschied zu der „alten Prüfung“ war, dass ihre Übersetzungsaufgabe (was das Abiturfach Deutsch als Fremdsprache betrifft, immer aus dem Deutschen ins Ungarische), also die Herübersetzungsaufgabe in die Muttersprache eliminiert worden ist.

Diese Änderungen hatten logischerweise beachtliche Folgen und betrafen das ganze Umfeld der Praxis des DaF-Unterrichts in Ungarn.² Nach dem Verankern

¹ In unserer Erörterung behandeln wir nur Deutsch als Fremdsprache.

² Vgl. VÍGH TIBOR: Az idegen nyelvi érettségi működése és hatása a tanulói teljesítmények és a tanári nézetek tükrében. - Szeged, 2010. (*'Die Leistung und die Auswirkung der fremdsprachlichen Abiturprüfung im Spiegel von den Ergebnissen der Schüler sowie im Spiegel der Meinung der Lehrkräfte'*) Alle ungarischen Titel und die weiteren Zitate sind von der Autorin des Artikels ins Deutsche übersetzt worden. Der Originaltext der angeführten ungarischen Textstellen ist der Authentizität willen angegeben worden, weil ihre Formulierung für die ungarischen Leser(innen) wohl interessant sein könnte.

des kommunikativen Ansatzes in der Fremdsprachendidaktik herrscht(e) generell ein Misstrauen gegenüber Übersetzungsaufgaben, obschon sie sich für heute längst fortentwickelt haben, im heutigen DaF-Unterricht ist das „Übersetzen“ *eine mögliche Form* schulischer Sprachmittlungsaufgaben³. Trotzdem spielt die „Übersetzung“ immer noch eine ähnliche Rolle in der didaktischen Literatur, wie der Erzfeind in den Hollywood-Filmen⁴. Auch deshalb ist es aktuell, über die Übersetzung und über die Sprachmittlung zu sprechen.

Was ist der Unterschied zwischen Sprachmittlung und Übersetzung? Welche Aspekte der multidimensionalen Tätigkeit ‚Übersetzung‘ können im Fremdsprachenerwerb eine relevante Rolle spielen? Wenn man ihre Leistungen im Unterricht anerkennt, kann man die Bedeutung, die Aufgaben und die Möglichkeiten der Grundkompetenz Sprachmittlung auch besser skizzieren. Gerade wegen der Multidimensionalität des Übersetzens möchte ich noch einmal hervorheben, dass in meinem Beitrag bei allen definitorischen Annäherungen dem fremdsprachendidaktischen Fokus Vorrang gewährt wird.

„Sprachmittlung ist die adressaten-, sinn- und situationsgerechte Übermittlung von Inhalten geschriebener und gesprochener Sprache von einer Sprache in die andere.“⁵ Dem Gemeinsamen Europäischen Referenzrahmen (GER) zufolge ist die Sprachmittlung eine der vier Arten kommunikativer Aktivitäten neben Rezeption, Produktion und Interaktion. Die Sprachmittlung wird als eine Tätigkeit angesehen, bei der „der Sprachverwender nicht seine eigenen Gedanken zum Ausdruck bringen will, sondern einfach als Mediator zwischen Gesprächspartnern agiert, die einander nicht unmittelbar verstehen können.“⁶ (Die Sprachmittlung wird auch als ‚Mediation‘ genannt, obwohl die Verwendung dieses Begriffes irreführend sein kann.⁷)

Die Begriffsbestimmung der Sprachmittlung ist neben der Fremdsprachendidaktik auch für die Übersetzungswissenschaft höchst relevant, aber nicht eben gleich:

³ Vgl. SELZ, ULRIKE: Sprachmittlung In: http://lehrerfortbildung-bw.de/.../03_sprachmittlung.ppt S. 4

⁴ Vgl. BUTZKAMM, WOLFGANG: „Die Muttersprache als Sprach-Mutter: ein Gegenentwurf zur herrschenden Theorie“: In: (http://www.jochenenglish.de/misc/butzkamm_muttersprache.pdf, S. 2)

⁵ RÖSSLER (2008) S. 56

⁶ Vgl. Anm. 5 ebda.

⁷ „...mancherorts wird der Begriff *Mediation* für Sprachmittlung verwendet; dabei ist der Terminus bereits anderwärtig besetzt und bezeichnet die Konfliktbearbeitung. Vor diesem Hintergrund scheint es dringend geraten, den Terminus *Mediation* nicht im Kontext der Sprachmittlung zu benutzen.“ S. KÖNIGS, FG.: *Übersetzen und Sprachmitteln im Deutsch als Fremdsprache-Unterricht* In: *Deutsch als Fremd- und Zweitsprache HSK 2010*, 35.1, S. 1041

(...) insbesondere in den letzten Jahren hat sich im Kontext der Fremdsprachendidaktik eine andere begriffliche Füllung für Sprachmittlung durchzusetzen begonnen: Damit wird nämlich die Übertragung von Inhalten von der Ausgangs- in die Zielsprache bezeichnet, wobei die Form keine konstitutive Rolle mehr innehat. Die Formbezogenheit, die in der Übersetzungswissenschaft mit guten Gründen ein wesentliches Kriterium für die Angemessenheit einer Übersetzung darstellt, entfällt im Sprachmitteln zugunsten der Inhaltskonstanz weitgehend. Man kann mit Fug und Recht bedauern, dass damit ein in der Übersetzungswissenschaft durchaus akzeptierter Begriff mit einer bestimmten allseits konnotierten Bedeutung mit neuem Inhalt gefüllt wird. Wo immer man also im fremdsprachendidaktischen Kontext auf den Begriff der Sprachmittlung stößt, ist grundsätzlich die Frage zu klären, was denn genau damit gemeint ist.“⁸

In den folgenden versuchen wir zunächst auf die Frage zu antworten, welche sprachmittlerische Aufgabenformen in der DaF-Unterrichtspraxis eine Relevanz haben könnten oder ausgespart werden sollten.

1) Die Übersetzung literarischer Texte: eine Aufgabe mit ästhetischer Dimension

Im Alltag des Fremdsprachenunterrichts können zwar literarische Texte *gelesen* und *verarbeitet* werden, aber die Übersetzung, die *Interpretation*⁹ des fremdsprachlichen literarischen Textes mit seiner Bedeutungsvielfalt und der verwickelten Sprache würde den Lernern eine Herausforderung, den hermeneutischen Aspekt der Übersetzungstätigkeit aufbürden, der nicht zum Bereich des schulischen Fremdspracherwerbs gehört. Literarische Texte können als interkulturelle Botschafter, als „Medien der Fremderfahrung“¹⁰ den Fremdsprachenunterricht bereichern, außerdem verlangt ihre Verarbeitung immer eine sorgfältige Unterrichtsplanung. Mit geeigneten Texten können die Lehrer schon bei Schülern mit Grundkenntnissen sinnvolle, nützliche und erlebnisbringende Projekte durchführen. Ansonsten können sich überwiegend Fortgeschrittene mit literarischen Text(stell)en auseinandersetzen, aber im Fremdsprachenunterricht tritt die literarische Übersetzung dieser Texte nie als Lernziel auf. Als ein gutes Beispiel dafür, wie literarische Texte im Deutschunterricht (mit Fortgeschrittenen) verarbeitet werden können, möchten wir ein spezielles ungarisches Lehrmaterial erwähnen. Das Buch „*Entdeckungen*“ (für Deutschlernende mit literarischen

⁸ KÖNIGS (2010) S. 1041

⁹ BRUNNER, M.E.: Verstehen – Interpretieren – Übersetzen. Ingeborg Bachmann und Paul Celan als Übersetzer von Giuseppe Ungaretti In: Jahrbuch der ungarischen Germanistik 2009, S. 40

¹⁰ BRUNNER (2009) zitiert H. TURK, S. 41

und Sachtexten) von dem Autorenteam Feld-Knapp – Mester – Szabó (Nemzeti Tankönyvkiadó, 2002) ist bis auf die Äquivalenzangaben schwererer Wörter unter den Texten absolut einsprachig und in den Kapiteln der literarischen Texte gibt es keine Übersetzungsaufgaben im Laufe derer Verarbeitung.

2) Übersetzung als eine Aufgabe mit pragmatischer Dimension. Was bedeutet professionelle Sprachmittlung (Translation)?

Der Fremdsprachenunterricht im Sekundarbereich erfolgt noch ohne Sprachgebrauchsspezifikation. Als allgemeines Ziel ist eine erfolgreiche Kommunikation in der Zielsprache angestrebt¹¹, vgl.:

Die primäre Zielsetzung des Fremdsprachenunterrichts ist der gemeinsame Code, die Sicherstellung der Möglichkeit, an dem gemeinsamen Code teilzuhaben (code sharing). In dem vom Europarat erarbeiteten Portfolio kommen ausschließlich jene Fertigkeiten vor, die die gemeinsame Nutzung des Codes betreffen (Verstehen, Sprechen, Lesen, Schreiben), der Codewechsel (code switching) wird nicht einmal genannt.¹²

Daraus folgt, dass sich der gegenwärtige Fremdsprachen- bzw. Deutschunterricht – der DaF-Unterricht ebenso wie der DaZ-Unterricht – auf die einsprachige Kommunikation konzentriert, deren 4 Hauptfaktoren die Situation, der Sender, der Empfänger sowie die in dem gemeinsamen Code verfasste Mitteilung bilden.¹³ Aber kann eine im Alltag nutzbare Fremdsprachenkompetenz ohne eine gewisse Sprachmittlungskompetenz vorgestellt werden? Schriftliche und mündliche Übersetzungen sind unverzichtbar für die Kommunikationsprozesse in der Europäischen Union¹⁴, dies bedarf – besonders, aber nicht nur im Falle der „kleineren Sprachen“ – keiner ausführlicheren Beweisführung. Dagegen könnte man gleich einwenden, dass es auch zahlreiche professionelle Institutionen für die Übersetzer Ausbildung gibt, wo man sich dem bereits herausgebildeten Wissenschaftszweig, der Translation widmen kann.

Mir scheint aber, als ob es hinsichtlich dieser Frage keinen Durchgang zwischen dem Erdgeschoss und dem Obergeschoss im Haus des Fremdsprachen-

¹¹ SZABARI 2001, S. 8

¹² „Az idegennyelvtanulás elsődleges célja a közös kód, az egy nyelvi kódon való osztózás lehetőségének (code sharing) biztosítása. Az Európa Tanács által kidolgozott nyelvi portfólióban kizárólag azok a készségek szerepelnek, amelyek a kód közös használatát érintik (értés, beszéd, olvasás, írás) a kódváltás (code switching) még csak említésre sem kerül.“

¹³ SZABARI 2001, S. 8 zitiert WILSS (1992)

¹⁴ LEHR, Caroline: Die Stellung und Weiterentwicklung der Übersetzungsdidaktik im multilingualen Europa, S.1 www.kms1.isn.ethz.ch/.../Files/ISN/.../Cpah3_DE.pdf

unterrichts gäbe, vielleicht weil fälschlicherweise die Ansicht herrscht, dass fremdsprachliches Können auch das Können von Sprachmittlung miteinbezieht, dementsprechend „wäre die Übersetzung, also das Anliegen des Codewechsels nur eine Frage der (guten) Fremdsprachenkenntnisse“¹⁵.

Die Überführung eines Inhaltes von einer Ausgangssprache in eine Zielsprache – abgesehen jetzt von der Frage der sprachlichen Formulierung – umfasst sowohl mündliche Formen (Dolmetschen), als auch schriftliche Formen (Übersetzung). Von der Terminologie der Leipziger übersetzungswissenschaftlichen Schule wird der Oberbegriff ‚Translation‘ für das professionelle Übersetzen und Dolmetschen verwendet. Nicht die professionelle Sprachmittlungskompetenz, sondern eine nichtprofessionelle Sprachmittlung kann und müsste im Fremdsprachenunterricht als zu schulende **Fertigkeit** einen festen Bestand erlangen.

Wie sieht der aktuelle Stellenwert der Sprachmittlung im ungarischen DaF-Unterricht aus? Zur Beantwortung dieser Frage ist unabdingbar, die „neue Generation“ der (nach der Abiturreform) auf den Markt getretenen Lernmaterialien zu untersuchen. Die Schwerpunktverschiebung in der Leistungsmessung erschien nicht nur im didaktischen Vorgehen der Deutschstunden, oder in der schulischen Lehrplanentwicklung, sondern prägte auch die verschiedensten Lernmaterialien. Neben den Übungsmaterialien für das neue Abitur¹⁶ konzentrierten sich auch die verschiedenen frisch verlegten Lehrbücher¹⁷ auf die Kompetenzentwicklung.

Auf den ersten Blick versteht es sich von selbst, dass sich die neuen Lernmaterialien an die neuen Herausforderungen angepasst haben. In der Fragestellung nämlich,

- **ob** die Entwicklung der sprachmittlerischen Kompetenzen im alltäglichen Deutschunterricht in Ungarn noch immer erscheint, oder erscheinen soll, bzw.
- **was für Aufgabentypen** in diesem Zusammenhang vorkommen könnten,
- **wie** durch diesen Aspekt der Fremdsprachenlernprozess schlechthin optimalisiert werden könnte, liegt die Frage an der Hand:

Was für ein Aufgabenangebot repräsentiert heute in den in Ungarn meist benutzten Lehrwerken die Sprachmittlung?

Lehrwerke bestimmen (zu einem gewissen Anteil) nicht nur die inhaltlichen Elemente des Unterrichts, sondern stehen in einer ständigen Wechselwirkung mit didaktisch-methodischen Vorgehensweisen. Wenn man auf wichtige Merk-

¹⁵ SZABARI 2001, S. 9

¹⁶ Z. B. LÁZÁR GYÖRGYNÉ – DR. PANTÓNÉ DR. NASZÁLYI DÓRA: Készüljünk az új érettségire! - Feladatsorok - ('Aufgabensammlung für das neue Abitur') - Budapest, Nemzeti Tankönyvkiadó 2004

¹⁷ Z. B. SZABLYÁR–EINHORN–MAGYAR–SCHMITT: Deutsch mit Grips, Klett Verlag 2001

male der Unterrichtsmethodik einer Epoche schließen möchte, muss man in der ersten Annäherung sowohl ihre „Inputstelle“ (Lehrmaterialien) als auch seine „Outputstelle“ (Prüfungsanforderungen) recherchieren. Man ist auf diese objektiv vorhandenen Bezugsquellen wie auf „versteinerte Dinosaurierfußabdrücke“ angewiesen, denn die menschlichen Bestimmungsfaktoren (Lehrerseite und Schülerseite) sind als „Spuren“ schwieriger rekonstruierbar, außerdem stehen einem zurzeit leider keine Befragungen zur Verfügung, die sich mit der Erforschung der ungarischen DaF-Praxis nach der Einführung des neuen Abiturs, bzw. mit dessen methodisch-didaktischen Konsequenzen beschäftigt hätten:

Dazu, wie die heimischen [ungarischen] Prüfungen, die zur Messung der kommunikativen Sprachkompetenz dienen, auf den Unterrichts-, sowie auf den Fremdsprachlernprozess auswirken, gibt es derzeit keine Daten von irgendeiner empirischen Untersuchung [...] In dem Dreieck von „Test – Lehrplan – Unterricht“ spielt der Test immer mehr eine zentrale Rolle. [...] Nicht so sehr der „offiziell festgelegte Lehrplan“, sondern das Testen selbst beeinflusst zunehmend die Arbeit in den Klassenräumen. [...] Wir haben die Auswirkung des fremdsprachlichen Abiturs hinsichtlich des Schulalltags nicht erforscht, unsere Untersuchung sagt nichts darüber, in welchem Zusammenhang der Lernprozess der Schüler mit dem Abitur steht, auf diese Weise ist es nicht eindeutig, wie die Prüfung auf die Lehr- und Lernmechanismus auswirkt. In diesem Zusammenhang können wir mittelbar zwei Behauptungen aufstellen. Einerseits haben die Lehrer das Gefühl, die durch das neue Abitur ins Leben gerufenen Lehrmaterialien bzw. Aufgabensammlungen in dem Unterrichts- und Lernprozess gebrauchen zu müssen, also das beeinflusst, wie sie ihre (Sprach)stunden planen, und was gelehrt wird.“¹⁸

Bis zur Einführung des neuen Abiturs waren einsprachige Lehrbücher für den ungarischen DaF-Unterricht nicht typisch. In diesem Kontext kann sogar noch

¹⁸ Vgl. VÍGH (2010), S. 33., 35., 155.: „A hazai kommunikatív szemléletű nyelvtudást mérő vizsgák tanítási-tanulási folyamatra gyakorolt hatásáról jelenleg semmilyen empirikus vizsgálat eredménye nem áll rendelkezésre [...]. A teszt, a tanterv és a tanítás kapcsolatában a teszt szerepe gyakran központi jelentőségűvé válik. [...] a tesztelés és nem a „hivatalosan” meghatározott tanterv az, amely egyre inkább befolyásolja az osztálytermi folyamatokat. [...] A nyelvi érettségi hatásait azonban tanórai szinten nem elemeztük, a kutatásunk semmit nem mond a tanulók tanulási folyamatainak az érettségi vizsgával való kapcsolatáról, így nem egyértelmű, hogy a vizsga hogyan fejti ki hatását a tanítási-tanulási folyamatra. Ezzel kapcsolatban azonban közvetve két megállapítást tehetünk. Egyrészt a vizsga hatására létrejövő új tananyagokat, érettségi feladatgyűjteményeket a tanárok szükségesnek érzik alkalmazni a tanítási-tanulási folyamatban, vagyis ez meghatározza a tanórai tervezésüket, az oktatás tartalmát.”

eine interessante Angabe¹⁹ erwähnt werden. Was die Herkunft der in Ungarn *nach der Abiturreform* verwendeten Sprachbücher betrifft, dominieren im Englischunterricht die „ausländischen“ Lehrwerke bzw. die Lizenzausgaben. Dagegen herrschen im DaF-Unterricht die in Ungarn entwickelten Lehrmaterialien vor. Dabei beziehe ich mich auf die Daten von PETNEKI (2009), über die Zahl der benutzten ungarischen und ausländischen Lehrbücher bzw. Lizenzausgaben bei den zwei meistgelehrten Fremdsprachen (Englisch und Deutsch) in Ungarn:

	<i>Ungarische Lehrwerke</i>	<i>Ausländische oder Lizenzausgaben</i>
<i>Englisch</i>	123	325
<i>Deutsch</i>	157	69

Auf dem Lehrbuchmarkt ist es erforderlich, – und auch von Kontrollinstanzen überwacht – dass die Lehrwerke den Richtlinien des kommunikativ orientierten Fremdsprachenunterrichts entsprechen, unabhängig davon, ob sie von ungarischen Autoren und Verlagen veröffentlicht wurden, oder ausländische Produkte sind. Selbst von ungarischen Autoren erschienene Bücher können einsprachig sein. Ein rein einsprachiges Lehrbuch bot am Anfang die Lehrwerkfamilie: „*Deutsch mit Grips*“ (Klett Verlag 2001) an, mit einem Fokus auf die Entwicklung der kommunikativen Kompetenz, Lernstrategien und Lerntechniken, und die Kontrastivität erscheint im Arbeitsbuch, das zweisprachig (deutsch-ungarisch) ist.

Die Kontrastivität der Lernmaterialien bedeutet noch kein eindeutiges Spezifikum: Der Grad des Vorhandenseins der Muttersprache oder des (vermutlich schon gelernten) Englischen in den kontrastiven Arbeitsbüchern kann sehr verschieden sein, und es erfasst das Spektrum zwischen zweisprachigen Wortlisten, muttersprachlichen Aufgabeninstruktionen, grammatischen Tabellen sowie einem sorgfältig geplanten Aufbau, wo auch die Aufbereitung des Lernstoffes (bereits im Kursbuch) und spezielle (darunter auch übersetzerische) Aufgaben die Hilfe der Muttersprache und des Englischen (L3) beim Fremdspracherwerb mit einbeziehen.²⁰

Die sogenannten „regional-kontrastiv“ adaptierten Lizenzausgaben arbeiten in den meisten Fällen also mit einem einsprachigen Kursbuch und einem zweisprachigen Arbeitsbuch. Zur Andeutung der Größenverhältnisse der regional adaptierten Lehrwerke erwähnen wir das Angebot des Hueber-Verlags, dessen Lehrwerke auf dem ungarischen Lehrbuchmarkt seit Langem bekannt sind und

¹⁹ PETNEKI KATALIN: Az idegen nyelv tanításának helyzete és fejlesztési feladatai, (*Der Entwicklungsstand und die Aufgaben des Fremdsprachenunterrichts*) 2009, S.6

²⁰ vgl. die heimischen Lehrwerkfamilien „Kekse“ (Nemzeti Tankönyvkiadó *‘Ungarischer Lehrbuchverlag’* 2007), und „KON-TAKT“ (Nemzeti Tankönyvkiadó 2009)

benutzt werden. Auf der offiziellen Lehrwerkliste für das Schuljahr 2012/2013, die das ungarische Bildungsamt (*Oktatási Hivatal*) zusammengestellt hat und andauernd kontrolliert, wird der Gebrauch genau von 30 Kursbüchern von 9 Hueber-Lehrwerkfamilien für die Schulen genehmigt²¹. Von diesen 30 Titeln verfügen bisher 6 Kursbücher über ein für Deutschlerner mit ungarischer Muttersprache adaptiertes Arbeitsbuch.

Das Prinzip der Einsprachigkeit, das in überaus vielen Bereichen des kommunikativen Fremdsprachenunterrichts absolut gerechtfertigt und in der didaktischen Praxis bereits verankert ist, wurde durch die Einführung des neuen Abiturs noch dominanter. Es gilt hundertprozentig für die Leistungsmessung, und es hatte auch das Lehrwerkangebot und -empfehlungen grundsätzlich durchdrungen. Als stets praktizierende Deutschlehrerin möchte ich vor allem die lexische Frische und die äußerst anspruchsvolle Gestaltung der Hörmaterialien der deutschen Lehrmaterialien hervorheben und loben, **aber die Einsprachigkeit des Lehrwerks allein gewährt noch keinen Nutzwert für den ungarischen Deutschunterricht.**

Auf deutschem Sprachgebiet haben die Lehrwerke nämlich nicht nur den Ansprüchen des Deutschen als **Fremdsprache** zu genügen, sondern auch den Unterricht des Deutschen als **Zweitsprache** zu unterstützen. Solange Deutsch als Fremdsprache im Ausland unterrichtet und gelernt wird, wird Deutsch als Zweitsprache in Deutschland, auf der Basis sehr verschiedener Muttersprachen unterrichtet, und auch außerhalb der Schule, ungesteuert erworben. Im Falle der DaZ-Lerner fehlt nicht nur eine gemeinsame Referenzsprache, sondern es handelt sich auch um sozial und kulturell heterogene Lerngruppen. Deshalb vertrete ich auch die Meinung von SZABARI²²: „Der rein kommunikative Fremdsprachenunterricht, der den Sprachenwechsel (code-switching) bewusst meidet, ist lediglich eine „Notlösung“ für den Fall, wenn der Lehrer die Muttersprache(n) der Deutschlernenden nicht beherrscht.“²³

Wie hat also der „kommunikative Lehrwerk-Boom“ die Methodenpalette, und die Schwerpunkte der didaktischen Arbeit der Lehrer beeinflusst oder verändert?

²¹ Siehe: http://tankonyv.kir.hu/kir_tkv_jegyzek/keres.asp und http://www.hueber.hu/sixcms/media.php/36/Tankonyvjegyzek_2012_2013.pdf

²² SZABARI, KRISZTINA: Anyanyelvtudás, idegennyelvtudás, nyelvi közvetítés ('*Muttersprachenkenntnisse, Fremdsprachenkenntnisse, Sprachmittlung*') In: NYELVI MÉRCE – Nyelvvizsgáztatók és nyelvtanárok lapja, ('*Organ für Sprachprüfer und Sprachlehrer*') 2001, I. évf. 1-2. S. 7-13.

²³ „A tisztán kommunikatív, a kódváltást tudatosan kerülő nyelvtanítás csupán „szükségmegoldás“ abban az esetben, ha a nyelvtanár nem ismeri a tanulók anyanyelvét.“

Mit der Einsprachigkeit verknüpfte sich in der neueren Lehrwerkgeneration oft eine aktuelle outputmäßige Annäherung bei der Darbietung des Lernstoffes. Ich möchte das Lehrwerk *Delfin* (Hueber Verlag) als ein ganz eklatantes Beispiel für die „Entblößung der Kompetenzen“ nennen. Darunter verstehe ich eine in stärkerem Maße vereinfachte, eher dem Testen untergeordnete Lernstoffverarbeitung. *Delfin* wurde inzwischen mit dem Namen ‚Lagune‘ 2011 schon überarbeitet und aktualisiert, aber sowohl in diesem – in vieler Hinsicht gut gelungenen und anerkanntswerten – Lehrbuch, als auch in seinem Nachfolger spiegelt sich diese Idee wider: „Klarer Aufbau mit fünf Doppelseiten in jeder Lektion: Eintauchen – Lesen – Hören – Sprechen – Schreiben.“²⁴

Als Resultante des Trends der einsprachigen Kompetenzschulung sind einerseits die Einengung der sprachimmanenten Multidimensionalität, andererseits der Rücktritt von kontrastiven Aspekten des Fremdsprachenunterrichts sowie die Einschränkung einer wichtigen, sehr komplexen Kompetenz, nämlich die der Sprachmittlung zu befürchten, die vom Curriculum so gut wie ausgeklammert worden ist.

Auf diese äußerst wichtige Problematik reagiert PETNEKI (2009, S. 5) in ihrem bereits erwähnten Artikel mit einer kritischen Bemerkung. Sie zitiert dabei einerseits SZABLYÁR (1998) und meint, die neueren Lernmaterialien sollten das didaktische und methodische Vorgehen der Fremdsprachenlehrer nicht durchgehend genug „modernisiert“ haben: „Obwohl heutzutage eine Vielzahl von kommunikativ ausgerichteten Lehrwerken erscheint, unterrichten die Lehrer aus diesen nach wie vor auf die traditionelle Weise, (...)“²⁵.

Andererseits formuliert sie eine Meinung, die den Fremdsprachenlehrern auch nicht allzu sehr schmeichelt²⁶: „...Die Methodenfreiheit im Fremdsprachenunterricht ist nicht unbedingt als etwas Positives zu verstehen: viele interpretieren sie als eine Möglichkeit zur Aufrechterhaltung der traditionellen Unterrichtsformen mit Grammatik und Übersetzungen“.²⁷

Zumal zur Frage der „Lehrergewohnheiten“ keine objektive Repräsentativumfrage zur Verfügung²⁸ steht, möchte ich hier vor allem die Formulierung dieses Gedankens hervorheben, der einerseits ahnen lässt, dass unter „traditioneller Weise“ Grammatikarbeit und Übersetzungen verstanden werden sollen, anderer-

²⁴ S. die Rezension von Susanne VITZ-MANETTI, *Info DaF, April/Juni 2003, Hg. DAAD*

²⁵ „Bár ma már nagy számban jelennek meg kommunikatív nyelvkönyvek, a tanárok többsége ezeket is hagyományos módon tanítja,(...)”

²⁶ PETNEKI 2009, S.7:

²⁷ „...a módszertani szabadság a nyelvtanításban nem jelent feltétlenül pozitívumot: sokan úgy értelmezik, hogy ez lehetőséget ad a tradicionális, grammatizáló-fordító oktatás fenntartására”

²⁸ Vgl. VÍGH (2010)

seits wird auch nicht eindeutig ausgesprochen, was dieser Usus – wenn es ihn wirklich gibt – ganz genau bedeutet. Zweifelsohne darf hier nicht an eine etwaige „ungarische Renaissance der tradierten Grammatik-Übersetzungs-Methode“ gedacht werden, das schließen – neben zahlreichen anderen unterrichtsbestimmenden und -kontrollierenden Faktoren – schon die Konzepte der heimischen Fremdsprachenlehrerausbildung eindeutig aus. Ich wage eher, die Behauptung aufzustellen, dass sich diese Kritik darauf bezieht, dass im Unterrichtsalltag der Schnellzug der kommunikativen Aufgabentypen durch die die kontrastiven Aspekte berücksichtigende Lehrerhaltung gebremst wird. Die Leitworte „Grammatik“ und „Übersetzung“ scheinen den Schatten einer längst veralteten Fremdsprachenunterrichts-Methode heraufzubeschwören, ohne dass von der Kritik im Voraus definiert worden wäre, um was für eine Grammatikarbeit es dabei geht, wann und wie sie eingesetzt wird, oder wie der dehnbare Begriff ‚Übersetzung‘ aufgefasst werden sollte.

Die adäquate, vernünftige und zweckmäßige Vermittlung grammatischer Kenntnisse – meistens durch entdeckendes Lernen und kommunikativ eingebettet – hat sich im kommunikativen Fremdsprachenunterricht schon ganz und gar etabliert. Dass die „Übersetzung“ trotz ihrer mehr oder weniger latenten Anwesenheit keiner ähnlichen und endgültigen „didaktischen Modernisierung“ unterzogen wurde²⁹, kann teilweise auch damit erklärt werden, dass der bilinguale Fremdsprachenunterricht im Kontext der DaZ per definitionem nicht möglich ist, oder im DaF-Unterricht je nach „Unterrichtspublikum“ verschiedene Forderungen stellt.

In Ungarn auf jeden Fall, denn das Ungarische, als keine indoeuropäische Sprache unterscheidet sich stark von allen der in West-, Mittel- und Osteuropa gesprochenen Sprachen, sie ist, wie gesagt, weder mit germanischen, noch mit slawischen oder mit lateinischen Sprachen verwandt. Wenn man nur auf die wichtigsten Charakterzüge des Ungarischen im Vergleich mit den germanischen Sprachen deutet³⁰, wird klar, dass das Ausschließen der Kontrastivität aus dem ungarischen DaF-Unterricht mehr Nachteile als Nutzen bringen würde, denn:

- das Ungarische gehört zu den agglutinierenden Sprachen, die Kodierung der syntaktischen Relationen erfolgt meistens durch spezielle Suffixe³¹;

²⁹ „Nachdem die Übersetzung viele Jahre vor allem unter dem Einfluss der audio-lingualen, aber auch der kommunikativen Methode keinen Platz im Fremdsprachenunterricht hatte, gibt es seit einigen Jahren Bestrebungen, die Übersetzungsfähigkeit neben Hörverstehen, Lesen, Sprechen, als fünfte Fertigkeit auszuweisen.“ – GNUTZMANN, Claus In: Fremdsprache Deutsch Heft 23, 2000: Übersetzen im Deutschunterricht, S. 33.

³⁰ Vgl. BRDAR-SZABÓ, Rita: Kontrastive Analyse Ungarisch-Deutsch In: Deutsch als Fremd- und Zweitsprache HSK 35.1, 2010, S. 732-738

- es werden keine Kasus im indoeuropäischen Sinne des Wortes unterschieden;
- es gibt keine Präpositionen, dafür aber Postpositionen;
- es gibt kein Passiv, es wird durch Reflexivkonstruktionen bzw. durch Verbformen in der 3. Person Plural ersetzt;
- den deutschen Modalverben entsprechen unpersönliche Modalkonstruktionen;
- statt der Wortstellungsverbindlichkeit des Deutschen gilt in der ungarischen Wortfolge die aktuelle Wichtigkeit der Satzglieder in der Kommunikation.

Die Rolle des Sprachvergleichs bei der Grammatikvermittlung im DaF-Unterricht wurde mit HESSKY (1994)³² aufs Neue in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit gerückt, auch wenn die kommunikative Orientierung seit den 1980er Jahren auch in der ungarischen DaF-Didaktik immer mehr Anhänger gewann und sich weitgehend durchgesetzt hat. **Indessen sagt das kontrastive Umgehen bei der Grammatikvermittlung noch nichts über die Position und die Beschaffenheit der Sprachmittlung im Fremdsprachenunterricht aus.** Es scheint vielmehr, dass die Sprachmittlung nur zähe zu einer respektierten und zu einer der zu schulenden Fertigkeiten avanciert, denn es wird noch immer öfter darüber diskutiert, **ob** die „Übersetzung“ im Fremdsprachenunterricht gerechtfertigt ist, und nicht darüber, **wie** es getan werden sollte³³.

Es ist eine ganz andere Frage, wie übersetzerische bzw. Sprachmittlungsaufgaben **als methodische Mittel** den Prozess der Aneignung der Fremdsprache intensivieren können. Der didaktische Einsatz der Sprachmittlung und ihre kontrastiven Methoden sind nicht nur aus dem Grund nutzbringend, dass sie den Fremdsprachenunterricht mit einer zusätzlichen, unentbehrlichen Kompetenz bereichern. Hier sei noch einmal hervorgehoben, dass mit Hilfe von Übersetzungen die Übersetzungskompetenz getestet werden soll, dass Übersetzungen nicht als Mittel zur Überprüfung der fremdsprachlichen Kompetenz dienen³⁴ und lehnen sich in diesem Sinne keinesfalls an die Grammatik-Übersetzungsmethode an.

³¹ Aufgrund dieses typologischen Charakteristikums lassen sich bei Übersetzungen aus dem Ungarischen ins Deutsche im Zielsprachlichen Text ca. 20-30% mehr Wörter als im Ausgangstext belegen. (BRDAR-SZABÓ, 2010, S. 733)

³² HESSKY, REGINA: Der Sprachvergleich als Hilfe beim Grammatiklernen. *Deutsch als Fremdsprache* 1994, 31(1): S. 20-25.

³³ SOMLÓ, KATALIN: A fordítás rehabilitációja a Deutsch als Fremdsprache hasábjain ('Die Rehabilitierung der Übersetzung auf den Seiten des Deutsch als Fremdsprache') In: NYELVI MÉRCE – Nyelvvizsgázatok és nyelvtanárok lapja, ('Organ für Sprachprüfer und Sprachlehrer') I. évf. 1-2. 2001. S. 108-110.

³⁴ KÖNIGS, 2000 In: *Fremdsprache Deutsch* Heft 23, 2000: Übersetzen im Deutschunterricht, S. 5

Bei der Erwähnung der pragmatischen Aspekte der Sprachmittlung und der Aufgaben des Fremdsprachenunterrichts im Sekundarbereich, taucht noch eine nicht unwichtige Frage auf. Es gibt eine bedeutende Zahl von Arbeitnehmern, die ihre Ausbildung mit dem Abitur abschließen, aber die gelernte(n) Fremdsprache(n) in ihrer Arbeit regelmäßig benutzen müssen werden. Dass sie dabei ohne Sprachmittlungskompetenz nicht zurechtkommen können, belegt auch eine ungarische Befragung bei 508 Firmen.³⁵ Darunter gab es eine beträchtliche Anzahl von Firmen, bei denen für *jede* Stellung, die die Arbeitnehmer mit Mittelschulabschluss besetzen können, Fremdsprachenkenntnisse erforderlich sind. Mithilfe der Ergebnisse der Befragung wurde eine Rangliste aufgestellt, was für Aufgaben wie oft im Fremdsprachegebrauch im Berufsleben vorkommen. (Die Fragen bezogen sich auf das Englische.) Demnach sollte man am häufigsten:

1. Englische Informationen verstehen;
2. Ausländern fachliche Informationen ausrichten;
3. Ausländern in alltäglichen Angelegenheiten mündlich Bescheid sagen;
4. die gehörten oder gelesenen englischen Informationen auf Ungarisch weitergeben;
5. mit Ausländern telefonieren, Nachrichten weiterleiten;
6. englische Texte ins Ungarische Übersetzen;
7. Informationsblätter und Fachorgane lesen;
8. Formulare ausfüllen;
9. englische Briefe oder Dokumente nach Diktat oder Vorlagen schreiben;
10. englische Briefe oder Dokumente selbständig erstellen;
11. Sonstiges.

Dieser Befragung nach braucht man also bei etwa 6 von den 10 konkret genannten kommunikativen Situationen Sprachmittlungskompetenz. Also wenn die Schulabgänger, deren Fremdsprachenlerngang mit dem Abitur so gut wie abgeschlossen ist, mit Sprachmittlung nicht einigermaßen vertraut werden, werden sie auf dem Arbeitsmarkt gravierende Nachteile erleiden.

3) Übersetzung und Sprachmittlung als Formen der authentischen Kommunikation im DaF-Unterricht aufgefasst – die kommunikative Dimension

Im mehrsprachigen Europa ist Übersetzen und Sprachmittlung ein gewichtiges Anliegen. Im GER wird Sprachmitteln als kommunikative Sprachaktivität betrachtet, wobei:

³⁵ MAJOR, ÉVA: Milyen fajta angol nyelvtudásra van szükség nyelvigényes munkakörökben? ('Was für ein englisches Sprachkönnen braucht man bei Jobs, bei denen Fremdsprachenkenntnisse unabdingbar sind?') Modern Nyelvoktatás ('Moderner Fremdsprachenunterricht') VI. évf. 1. sz. 2000, S. 33 – 49.

Es den Sprachverwendenden nicht darum geht, ihre eigenen Absichten zum Ausdruck zu bringen, sondern darum, Mittler zwischen Gesprächspartnern zu sein, weil sie Sprecher verschiedener Sprachen sind (was der häufigste, aber nicht der einzige Fall ist. Zu den sprachmittelnden Aktivitäten gehören Dolmetschen und Übersetzen sowie das Zusammenfassen und Paraphrasieren in derselben Sprache, wenn derjenige, für den Text gedacht ist, den Originaltext nicht versteht. (GER 2001:89)³⁶

Sprachmittelnde Aktivitäten sind eine gesellschaftliche Erwartung im multilingualen Europa, und diese auch auf einem nicht-professionellen Niveau kennen zu lernen ist daher eine *Notwendigkeit* für die Deutschlernenden. In der didaktischen Fachliteratur findet man bereits viele Beispiele und Empfehlungen für die *kommunikative Einbettung* dieser Aufgaben, wobei Übertragung von Bedeutung häufig Vorrang vor der Form genießt³⁷ und betont wird, dass „Übersetzungen nicht als didaktische Mittel für andere Zwecke, sondern genuin als Übersetzungen, d. h. aber als kommunikative Handlungen, verwendet werden sollten, welche eine reale kommunikative Funktion erfüllen.“³⁸

In diesem Sinne treten *integrative Übersetzungsübungen* (KÖNIGS 2000:11) im Fremdsprachenunterricht auf. Übersetzen und einfaches Dolmetschen (in Form des Paraphrasierens, des Zusammenfassens und des Berichterstattens³⁹) werden nicht von anderen Fertigkeiten isoliert vermittelt, geübt und praktiziert, sondern in möglichst realitätsnahen, wirklichkeitsnachahmenden Kontexten, die es erforderlich machen, auch andere Fertigkeiten zu schulen und die unterschiedlichen Fertigkeiten einschließlich des Sprachmittels funktional aufeinander zu beziehen. Es werden Situationen vorgegeben, in denen Sprachmitteln selbstverständlicher Bestandteil der Kommunikation ist: z.B. die Sprachmittlung zwischen einem Austauschschüler und den Gasteltern, die schriftliche und mündliche Kommunikation mit einer Partnerschule im Land der Zielsprache, oder im DaZ, wenn Kinder mit Migrationshintergrund für ihre Eltern bei Behörden o. ä. sprachmitteln müssen.⁴⁰

³⁶ S. VRETTA-PANIDOU, E.: E-learning zum Dienste der Aus- und Fortbildung von DaF-Lehrern Überlegungen zur Didaktisierung eines internetbasierten Austauschprojekts zum Thema „Erstellung und Erprobung von Sprachmittlungsübungen für den DaF Unterricht Sprache und Philologie S. 5

³⁷ HOUSE, Juliane: Übersetzen und Sprachmitteln In: Deutsch als Fremd- und Zweitsprache HSK 2010 35.1, S. 323-381

³⁸ HOUSE (2010) S. 328.

³⁹ Vgl.: Europäisches Sprachenportfolio (ESP) In: <http://www.esp-pel.it/311d586.html>

⁴⁰ KÖNIGS, FG.: Übersetzen und Sprachmitteln im Deutsch als Fremdsprache-Unterricht In: Deutsch als Fremd- und Zweitsprache HSK 2010, 35.1, S. 1044

Die Sprachmittlung gilt nicht nur im mündlichen Bereich als authentische Kommunikation, auch bei schriftlichen Aufgaben können die Lerner echten kommunikativen Situationen begegnen. Bei Übersetzungsaufgaben bietet sich Deutschlernenden zusätzlich die Möglichkeit, die *Kommunikation mit dem Wörterbuch und mit Wörterbuchtypen* durch deren usuelle Benutzung kennenzulernen. Wörterbucharbeit, das Nachschlagen selbst, kann als authentische Kommunikation während der Lösung einer konkreten Aufgabe interpretiert werden. Die Lehrer(innen) haben hier die Gelegenheit und gleichzeitig die Obliegenheit, die Wörterbuchbenutzungskennnisse der Lernenden zu erweitern⁴¹. Sowohl während der usuellen Wörterbuchbenutzung, als auch im Laufe wörterbuchpropädeutischer (von der Lehrkraft vorbereiteter und gesteuerter) Übungen kommt es oft zu *sprachreflexiven Fragestellungen*, zur bewussten (und kontrollierten) Sprachreflexion, die den Fremdsprachenunterricht mit nicht so geläufigen, aber sehr interessanten, motivierenden und nützlichen Überlegungen bereichern. Im Einklang mit diesem Gedanken steht der Artikel von RÖSLER (2000:19ff), der in seinem Aufsatz den **kooperativen Übersetzungsunterricht**⁴² durch verschiedene interessante Unterrichtsbeispiele darstellt. Eine sehr gute und nützliche der von ihm aufgeführten Aufgaben möchten wir hier zusammenfassend vorstellen, um für die oben dargestellte methodische Vorgehensweise ein Beispiel aus der Praxis darzustellen.

Die Fremdsprachenlernenden werden in Kleingruppen eingeteilt und bekommen einen Übersetzungstext (eine Übersetzung in die Zielsprache). RÖSLER empfiehlt eine kurze Passage, die thematisch auf das gerade behandelte Lernthema abgestimmt ist, und von Struktur, kulturspezifischen Bedeutungsproblemen bzw. Registerwahl her größere Schwierigkeiten erwarten lässt. Die Aufgabenstellung für die einzelnen Gruppen ist, dass sie die Übersetzungsaufgabe jeweils *mit, ohne* oder nur mit einer eingeschränkten Anzahl von Hilfsmitteln ausführen. Die Schüler müssen verschiedene Arten dieser Übersetzung machen: eine „ästhetisch ansprechende und angemessene Übersetzung“ versus eine „hauptsächlich auf Fehlervermeidung achtende Übersetzung“. (Der Verfasser nennt sie „Risikovariante“ und „Sicherheitsvariante“.) In der Auswertung werden die Fehler gemeinsam korrigiert, über die Unterschiede in den Übersetzungen diskutiert, und eventuell eine „beste Übersetzung“ gemacht. Darüber hinaus kann

⁴¹ S. DR. PANTÓNÉ DR. NASZÁLYI, DÓRA: (R)észkérdés? – Nyelvtanároknak a szótárdidaktikáról (*‘Das Wörterbuch: Kultobjekt des Lernens oder Element der Lernkultur? – Grundfragen der Wörterbuchdidaktik im Fremdsprachenunterricht.’*) Grimm Kiadó Szeged, 2006

⁴² RÖSLER, D.: Kooperativ statt lehrerzentriert! Ein Beispiel für kooperativen Übersetzungsunterricht – In: In: Fremdsprache Deutsch Heft 23, 2000: Übersetzen im Deutschunterricht

und soll in der Reflexionsphase auch über die Arbeitsweisen, die Hilfsmittel und die Übersetzungsvarianten gesprochen werden.

In dem Unterrichtsbeispiel von RÖSLER möchte ich vor allem die folgenden didaktischen Aspekte hervorheben:

- a. die Übersetzungsaufgabe hat auch einen wörterbuchdidaktischen Aspekt, und erfüllt mehrschichtige kommunikative Zwecke;
- b. im Laufe der Auswertung zielt die Sprachreflexion sowohl auf die Zielsprache, die eigene Sprachproduktion der Lerngruppen (Aufgabenlösung) als auch auf Unterrichts- und Fremdsprachenerwerb unterstützende Lerntechniken (Wörterbuchbenutzung und Nachschlagefragen);
- c. die Aufgabenstellung selbst sensibilisiert die Deutschlernenden dafür, dass es mehrere Lösungsstufen von Übersetzungen gibt, dass eine ähnliche Aufgabe verschiedenartig gelöst werden kann. Auch andere Autoren (vgl. KÖNIGS 2000:12) empfehlen die Differenzierung zwischen „Rohübersetzung“ und „einer richtigen Übersetzung“. Diese Unterscheidung kann auch bei der Herübersetzung vorgenommen werden, und rührt damit schon die Schulung sprachmittlerischer Fertigkeiten.

Wenn man die „Übersetzung“ im Fremdsprachenunterricht auch aufs Neue definiert, bleibt sie selbst noch eine anstrengende Aufgabe. Gerade deshalb, weil sie so komplex ist, und auch andere Kenntnisse der Schüler in Anspruch nimmt und von ihnen die Verwendung vom prozeduralen Wissen verlangt, wäre es „Verschwendung“, sie vom Angebot der *didaktischen Möglichkeiten* im Fremdsprachenunterricht auszuschließen.

4) Die didaktische Dimension sprachmittlerischer Aufgaben: Kompetenzschulung und Mittel zum effektiven Spracherwerb

Die bewusste Verwendung sprachmittlerischer oder übersetzerischer Aufgaben in den Deutschstunden würde im sich noch auf eine „moderne“ Einsprachigkeit konzentrierenden DaF-Unterricht einen qualitativen Sprung bedeuten, wo die fördernde Rolle der Kontrastivität auch außer der „cleveren“ Grammatikvermittlung mitwirken könnte. Also die Muttersprache wäre im Fremdsprachenunterricht nicht mehr nur „in gewissem Grade toleriert“, sondern würde – zusammen mit den bereits gelernten Fremdsprachen⁴³ – fortwährend in den Dienst eines effektiveren Fremdsprachenunterrichts gestellt (BOÓCZ-BARNA 2007).

BUTZKAMM betont die Bedeutung und die Rolle der Muttersprache im Fremdsprachenerwerb aufgrund psycholinguistischer Erwägungen, und wünscht

⁴³ BOÓCZ-BARNA, Katalin: Formen des Sprachwechsels im Unterricht des Deutschen als L2 und L3. Psycholinguistische und fremdsprachendidaktische Aspekte der Mehrsprachigkeit – Budapester Beiträge der Germanistik 53, Budapest 2007

eine radikale **Neubewertung** und damit auch die Mitverwendung ausgefeilter **bilingualer Techniken** im Rahmen eines fremdsprachlich durchgeführten Unterrichts⁴⁴. Es lohnt sich nicht die Muttersprache aus den Unterrichtsklassen zu verbannen, weil sie aus den Köpfen der Deutschlernenden sowieso nicht verbannt werden kann:

In der Muttersprache und durch sie haben wir (1) denken gelernt, (2) kommunizieren gelernt und (3) eine grammatische Grundordnung intuitiv zu erfassen gelernt. (...) Die Muttersprache ist darum das Instrument zur Erschließung fremder Sprachen, ihrer Bedeutungen, ihrer grammatischen Formen und Funktionen, der Dechiffrierschlüssel, der den schnellsten, den sichersten, den genauesten und vollständigsten Zugang zur Fremdsprache bildet – solange bis diese sich selbst weiterbauen kann. (...) Dagegen steht das vom didaktischen Mainstream betonte negative Bild: Der Fremdsprachenlehrer baut Inseln, die ständig in Gefahr sind, vom Meer der Muttersprache überspült zu werden. (...) Am Prinzip der Einsprachigkeit ist das richtig, was selbstverständlich ist: Die fremde Sprache lernt man nur, indem man sie auch benutzt. Nur der Unterricht kann erfolgreich sein, der sich zum allergrößten Teil in der Fremdsprache selbst abspielt. Gleichwohl gibt es effektive bilinguale Arbeitstechniken sowohl bei der Wortschatz- als auch bei der Grammatik- und Textarbeit, auf die man nicht verzichten sollte. Sie sind auf klar definierte Übungsziele hin zu entwerfen und müssen stets in rein fremdsprachige Kommunikation einmünden. Richtig angewendet, fördern sie die funktionale Fremdsprachigkeit des Unterrichts statt sie zu behindern.

Die Benutzung, besser gesagt das *Dabeisein* der Muttersprache ist durch ihre Rolle als kognitive Basis für den Fremdspracherwerb bedingt. Eine andere – aber auch einen didaktischen Wert tragende – Funktion der Muttersprache ist auch, wenn *der Lehrer die Unterrichtssprache bewusst wechselt*⁴⁵, oder seiner Erklärung Beispiele aus einer bereits gelernten Fremdsprache hinzufügt⁴⁶, denn „einige Codewechsel-Erscheinungen können sehr wohl zur Steuerung des Fremdsprachenunterrichtes beitragen und die Organisation des Unterrichtes in manchen Fällen erleichtern.“⁴⁷

⁴⁴ BUTZKAMM, Wolfgang: „Die Muttersprache als Sprach-Mutter: ein Gegenentwurf zur herrschenden Theorie“ In: französisch heute, 34, 2/2003, 174 – 192, s. auch http://www.jochenenglish.de/misc/butzkamm_muttersprache.pdf

⁴⁵ HÁRS, László: Funktionen des Codewechsels im Fremdsprachenunterricht – Soziolinguistische Untersuchung der Zweisprachigkeit im DaF-Unterricht – Diplomarbeit 2011, Budapest. Auch hier danke ich dem Autor für die persönliche Konsultation über das Thema und für die zur Verfügung gestellten Informationen.

⁴⁶ Vgl. Die „aufgeklärte Mehrsprachigkeit“ bei BOÓCZ-BARNA (2007:169)

⁴⁷ HÁRS 2011:7

Der nicht ad hoc eingesetzte oder auftretende *code switching in der Lehrersprache* kann bei den Schülern die Leistung und nicht zuletzt den Rang der Muttersprache beim Fremdsprachenlernen bewusst machen, ohne dabei ihre fremdsprachliche Entwicklung zu hemmen, wenn sie dadurch auch ihre eigenen fremd- und muttersprachlichen Äußerungen besser unter Kontrolle halten.

In einem Fremdsprachenunterricht, wo der *bewusste, adäquate*, und in diesem Sinne mäßige Einsatz der Muttersprache und die Kontrastivität selbstverständlich ist, entwickelt sich im Laufe gezielter Übungen ein Fingerspitzengefühl für die Sprachmittlung, die durch ihre Komplexität auch auf die fremdsprachliche Produktion positiv aus- und zurückwirkt, wie auch der Vergleich der Argumente **gegen** und **für** die Übersetzungsaufgaben im Fremdsprachenunterricht⁴⁸ zum Vorschein bringt:

Contra-Argumente:

- ⊗ Zu viel Muttersprache be- oder verhindert die fremdsprachliche Sprachproduktion und fördert überdies negativen Transfer;
- ⊗ die Schulung anderer Fertigkeiten wird durch das Übersetzen behindert;
- ⊗ die Herübersetzung überlagert den Verstehensvorgang;
- ⊗ Übersetzen zur Semantisierung ist nicht hinreichend präzise;
- ⊗ Übersetzen verhindert die Automatisierung der fremdsprachlichen Sprachproduktion.

Pro-Argumente:

- ⊙ Übersetzen vermittelt einen notwendigen Einblick in die Strukturdivergenzen zwischen Mutter- und Fremdsprache und stärkt das diesbezügliche lernerseitige Bewusstsein;
- ⊙ negativer Transfer wird durch Übersetzen vermieden;
- ⊙ Übersetzen fördert Sprachenbewusstsein, und zwar muttersprachliches und fremdsprachliches;
- ⊙ Übersetzen wirkt der realitätsfernen Isolierung einzelner sprachlicher Fertigkeiten durch seine Komplexität entgegen, ist außerhalb des Unterrichts selbstverständlicher Bestandteil kommunikativen Handelns in der Fremdsprache (gilt insbesondere für Deutsch als Zweitsprache) und ist ein unerlässliches Mittel zur Semantisierung;
- ⊙ Übersetzen fördert das Textverstehen und eignet sich zu seiner Kontrolle;
- ⊙ Übersetzen fördert den nuancierten Ausdruck in der Mutter- und in der Fremdsprache;
- ⊙ Übersetzen erleichtert das Speichern lexikalischer Informationen;
- ⊙ Übersetzen ist im Spracherwerb angelegt;

⁴⁸ KÖNIGS 2000:8 und KÖNIGS 2010:1042

© Übersetzen hilft bei der Schulung des angemessenen Umgangs mit ein- und zweisprachigen Wörterbüchern.

Zu dieser Gegenüberstellung fügt KÖNIGS (2010:1043) noch Folgendes hinzu:

Die Lehrmaterialien für die in Deutschland gelehrt Schulsprachen haben entsprechend der methodischen Diskussion übersetzungsbezogene Übungen und Aufgaben lange Zeit eher stiefmütterlich behandelt. Neuere Lehrwerke folgen der methodisch-didaktischen Entwicklung und integrieren diesbezügliche Übungsangebote wieder stärker. Dabei reicht die Palette von einzelsatzbezogenen Übersetzungen zur Verdeutlichung von syntaktischen oder lexikalischen Strukturen über die Systematisierung einer zweisprachigen Wortschatzarbeit bis hin zur Übersetzung von (zumeist kürzeren) Texten in einem spezifischen situationellen Rahmen. Für die in Deutschland entwickelten Lehrmaterialien für Deutsch als Fremdsprache gilt diese Feststellung nur mit großen Einschränkungen, da sich diese Lehrwerke zumeist an einen Adressatenkreis mit unterschiedlichen Muttersprachen wenden, so dass sich spezifische übersetzungsbezogene Aufgaben und Übungen zu verbieten scheinen.

Mit der folgenden (natürlich nicht vollständigen) Auswahl möchte ich Anregungen geben, mit was für Sprachmittlungsaufgaben man das Angebot der einsprachigen Lehrwerke bereichern könnte.

Wenn es um **kommunikativ eingebettete Sprachmittlungsaufgaben** geht (Kompetenzentwicklung), empfiehlt sich „echtes“ Dolmetschen- und Übersetzen erst auf sehr fortgeschrittenem Niveau. Für Lernende auf der Grundstufe kommt das **Zusammenfassen und Paraphrasieren von Texten** in Frage.

Zahlreiche Situationen sind vorstellbar⁴⁹, in denen Deutsche (auf Reisen) Unterstützung brauchen, weil ihr Englisch (oder eine andere Fremdsprache) nicht ausreicht.

Einige Beispiele für mögliche mündliche Aufgaben⁵⁰:

- Hilfe für touristische oder geschäftliche Besucher (z. B. bei Einkaufsgesprächen, Wegbeschreibung, Erklärung eines Stadtplans, Benutzung öffentlicher Verkehrsmittel);
- Begleitung von Gästen beim Besuch öffentlicher Einrichtungen (z. B. Erläuterungen beim Museumsbesuch, Erklärung der Badeordnung im Schwimmbad);
- Vermittlung bei einer Stadtführung für einige ausländische Teilnehmer: simultane oder konsekutive Zusammenfassung der Informationen;
- Besuch eines Restaurants (z.B. Speisekarte, Bestellung, Reklamation);

⁴⁹ JOPP-LACHNER (2010) zitiert LUSAR 2006

⁵⁰ S. Anm. 37 ebd.

- Erklärung von Hinweisschildern, Werbeplakaten sowie Gebrauchsanweisungen, Koch- und Backrezepten.

Einige Aufgaben und Situationen zur schriftlichen Sprachmittlung:

- Zusammenfassungen von E-Mails, Fax-Botschaften und Briefen von der einen in die andere Sprache;
- Entwurf von Besuchsprogrammen;
- Durchführung von Buchungen, Reservierungen.

Die Liste der Aufgaben lässt sich natürlich beliebig erweitern, wichtig ist dabei aber immer, dass den Anlass für die Sprachmittlung immer eine authentische Kommunikationssituation bildet und die benutzten Textvorlagen – wenn sie auch dem Wissenstand der Lerngruppe entsprechend didaktisiert worden sind – ihren authentischen Charakter bewahren:

Lernaufgaben wirken motivierend und sie legitimieren sich dann, wenn ein überzeugender situativer Rahmen im Sinne eines Mediationsanlasses geschaffen und dieser durch die Arbeitsanweisung deutlich gemacht werden kann. (...) Die Plausibilität der Lernaufgabe ergibt sich also aus dem Zusammenspiel von dem situativen Rahmen, von der authentischen Textvorlage und von der überzeugenden Aufgabenstellung.⁵¹

Neben den kommunikativen Sprachmittlungsaufgaben sollten auch einige **NICHT-kommunikative zweisprachige Aufgabentypen**⁵² genannt werden, die zur Vertiefung und Entfaltung der Sprachproduktion beitragen können:

- richtige zweisprachige Vokabelpaare finden;
- Zuordnung von fremdsprachlichen Sätzen oder kleinen Satzgruppen, muttersprachlich formulierten Redeabsichten (auch in umgekehrter Richtung);
- den Lernern wird ein Text in einer bestimmten Varietät der Fremdsprache vorgegeben. Die Aufgabe der Lernenden besteht in der Umwandlung dieses Textes in eine andere fremdsprachliche Varietät (also z. B. von einem österreichischen Text in einen Text in deutscher Hochsprache; *Quark-Topfen*, usw.);
- Zuordnung von fremdsprachlichen Redewendungen zu angemessenen äquivalenten muttersprachlichen Redewendungen;
- es werden Texte präsentiert, die von den Lernenden daraufhin untersucht werden sollen, wo sich bei einer Übersetzung z. B. durch ‚falsche Freunde‘ besondere Schwierigkeiten ergeben könnten.

Die Liste der aufgeführten Möglichkeiten ist natürlich noch zu ergänzen. Praktizierende Fremdsprachenlehrer(innen) können damit wahrscheinlich einver-

⁵¹ JOPP-LACHNER (2010:12)

⁵² S. Anm. 39 ebd.

standen sein, dass alle Aufgaben, die die Lernenden zum aktiven, produktiven und präzisen Fremdsprachengebrauch „zwingen“, ihr Fremdsprachenkönnen enorm fördern. Durch den Einsatz auch von sprachmittlerischen Aufgaben können Deutschlernende der formalen Struktur und dem „Geist“ der Fremdsprache näher kommen, und ihre bereits erworbenen Fertigkeiten synthetisieren. Ohne eine Beckmesserei im Fremdsprachenunterricht propagieren zu wollen und die Bedeutung der kommunikativen Kompetenz im Spracherwerb zu verkennen, empfehle ich die folgenden Gedanken von HERBST (1985:246):

Dadurch, daß man kommunikativen Erfolg über grammatische Richtigkeit stellt, dadurch, daß man Schüler zum Sprechen ermuntert, ohne sie bei Fehlern zu unterbrechen, entsteht vielleicht auch – bei aller Berechtigung dieser Prinzipien in manchen Bereichen – ein sehr trügerisches Gefühl, eine Sprache zu „können“. (...) Eine realistische Einschätzung der Grenzen der eigenen Kompetenz durch den Schüler muß ja nicht in einem unüberbrückbaren Gegensatz zu einem gesunden sprachlichen Selbstvertrauen stehen.

Zusammenfassend sollte das Folgende wiederholt betont werden: Es ist eine unverkennbare Tatsache, dass in der DaF-Praxis (wie im DaZ-Unterricht) heute einsprachige Lehrwerke und einsprachige Leistungsmessungsprüfungen dominieren. Dadurch sind sprachmittlerische Aufgabenformen und die Schulung der Sprachmittlungskompetenz im Fremdsprachenunterricht stark in den Hintergrund gedrängt worden, obwohl weder psycholinguistische noch methodisch-didaktische Überlegungen das für angebracht halten.

Einfache sprachmittlerische Aufgaben, die nichts mit literarischer oder professioneller Übersetzung oder mit dem Dolmetschen zu tun haben, sondern die Ausbildung einer europaweit erwünschten einfachen Sprachmittlungskompetenz fördern, müssten wieder auf die Methodenpalette der Fremdsprachenlehrer(innen) aufgenommen werden, auch deshalb, weil Sprachmittlung, vom Grad ihrer Kognitivität und der verlangten aktiven fremdsprachlichen Präzision her für den produktiven Sprachgebrauch sehr fördernd ist.

Alle Fremdsprachenlernenden, die das Abitur ablegen wollen, sollten Sprachmittlung auf einem Basisniveau kennen, um später auf dem Arbeitsmarkt erfolgreich tätig zu sein. Die größere Hälfte der momentan – in Ungarn – benutzten Lehrwerke unterstützt diese Zielsetzung kaum, und kann die eigene Ergänzung, die kontrastive Erweiterung des Lehrwerkhorizonts von den Unterrichtenden nicht entbehren. Diese Frage kann nicht unbedeutend die Konzepte der Lehrwerkentwicklung der Verlage berühren und benötigt auf jeden Fall noch weiteres Überdenken, nicht nur von methodisch-didaktischer Seite, sondern auch seitens der curricularen Planung und der Leistungsmessung. Sprachmittlung scheint gerade wegen ihrer Komplexität als Messziel problematisch zu sein, trotzdem halte ich das zukünftige Testen dieser wichtigen Fertigkeit für

wünschenswert, damit sie in der Unterrichtspraxis „endlich mündig“ wird, deshalb möchte ich für Ungarn – natürlich nicht im Rahmen dieses Beitrags – auch vonseiten der Testwissenschaft akzeptierbare Vorschläge für ihre Bewertung erarbeiten.

Der Terminus ‚Methode‘ geht zurück auf das griechische Wort *méthodos*, das so viel wie ‚Weg zu etwas hin‘ bedeutet. Sprachmittlungsaufgaben gelten nicht als Rückschritt in die didaktische Vergangenheit, sondern unterstützen die Fremdsprachen-/DaF-Lerner(innen) *zusammen* mit anderen methodischen Vorgehensweisen und Aufgabentypen beim Fremdspracherwerb. Aus diesem Grund ist Sprachmittlung zweifellos von Belang auf der didaktisch-methodischen Palette der Fremdsprachenlehrer(innen), unabhängig davon, aus was für Unterrichtsmaterialien die Lehrer(innen) auch arbeiten. Ich schließe meine Erörterung mit den Worten von Franz Kafka: „Wege entstehen dadurch, dass man sie geht.“

Literaturverzeichnis

- Boócz-Barna, Katalin: Formen des Sprachwechsels im Unterricht des Deutschen als L2 und L3. Psycholinguistische und fremdsprachendidaktische Aspekte der Mehrsprachigkeit – Budapester Beiträge der Germanistik 53, Budapest 2007
- Brdar-Szabó, Rita: Kontrastive Analyse Ungarisch-Deutsch In: Deutsch als Fremd- und Zweitsprache HSK 35.1, S. 732-738
- Brunner, Maria E.: Verstehen – Interpretieren – Übersetzen. Ingeborg Bachmann und Paul Celan als Übersetzer von Giuseppe Ungaretti In: Jahrbuch der ungarischen Germanistik 2009, S. 40-60.
- Butzkamm, Wolfgang: „Die Muttersprache als Sprach-Mutter: ein Gegenentwurf zur herrschenden Theorie“ In: Französisch heute, 34, 2/2003, 174 – 192, s. auch http://www.jochenenglish.de/misc/butzkamm_muttersprache.pdf
- Butzkamm, Wolfgang: Aufgeklärte Einsprachigkeit: Zur Entdogmatisierung der Methode im Fremdsprachenunterricht. Heidelberg: Quelle & Meyer. 1973 (2. Auflage 1978)
- Butzkamm, Wolfgang: Psycholinguistik des Fremdsprachenunterrichts, Tübingen, Francke 1989
- Caspari, D. Sprachmittlung (Didaktisches Lexikon). In: PRAXIS Fremdsprachenunterricht 6 (5), 60. (2008).
- Europäisches Sprachenportfolio (ESP) In: <http://www.esp-pel.it/311d586.html>
- Fremdsprache Deutsch Heft 23, 2000: Übersetzen im Deutschunterricht
- Hárs, László: Funktionen des Codewechsels im Fremdsprachenunterricht – Soziolinguistische Untersuchung der Zweisprachigkeit im DaF-Unterricht – Diplomarbeit 2011 ELTE Universität Budapest
- Herbst, Thomas: Von Fehlern, die vermeidbar wären In: Bielefelder Beiträge zur Sprachlehrforschung 14. Jahrgang Heft 1+2/85, S. 236-249.
- Hessky, Regina: Der Sprachvergleich als Hilfe beim Grammatiklernen. Deutsch als Fremdsprache 31(1): 20_25. 1994

- House, Juliane: Übersetzen und Sprachmitteln: In: Deutsch als Fremd- und Zweitsprache HSK 35.1, S. 323-381
<http://www.hueber.de/wiki-99-stichwoerter/index.php/%C3%9Cbersetzung>
<http://www.isb-gym8-lehrplan.de/contentserv/3.1.neu/g9.de/index.php?StoryID=26935>
<http://www.klett.hu/tankonyvcsalad/135/reszletes>
- James, C.: „Zur Rechtfertigung der kontrastiven Linguistik.“ In: G. Nickel (ed.) Reader zur kontrastiven Linguistik. Frankfurt 1972.
- Jopp-Lachner, Karlheinz: Sprachmittlung Seite 1 Der Sprachenlerner als „intermédiaire linguistique et culturelle“ Sprachmittlung (2): Sprachmittlungsaufgaben erstellen und bewerten http://www.phil.uni-passau.de/fileadmin/group_upload/20/jopp-lachner/Kontaktnetz_FU/RLFB_SchILF/Sprachmittlung_-_Skript_-_V3_-_Handout_RLFB_2010_-_26_S..pdf
- Kniffka, Gabriele / Siebert-Ott, Gesa: Deutsch als Zweitsprache, Lehren und Lernen - Ferdinand Schöningh Verlag Paderborn München Wien Zürich, 2009
- Königs, F. G.: Übungen zur Sprachmittlung. In: Bausch, K.-R. et al. (2003) (Hrsg.). Handbuch Fremdsprachenunterricht. (4. Aufl.) Tübingen: Francke, 315–317.
- Königs, F. G.: Übersetzen im Deutschunterricht? Ja, aber anders! In: Fremdsprache Deutsch Heft 23, 2000: Übersetzen im Deutschunterricht
- Königs, F. G.: Übersetzen und Sprachmitteln im Deutsch als Fremdsprache-Unterricht - In: Deutsch als Fremd- und Zweitsprache HSK 35.1, S. 1040-1047
- Kußmaul, P.: Die Rolle der Übersetzung im FSU, in: Triangle Heft 10, Paris 1991
- Lehr, Caroline: Die Stellung und Weiterentwicklung der Übersetzungsdidaktik im multilingualen Europa www.kms1.isn.ethz.ch/.../Files/ISN/.../Chap3_DE.pdf
- Leupold, Eynar (2008): Veni, medi, vivi ... Mit Lernaufgaben die Mediationskompetenz fördern. In: FUF 96 (Dez. 2008). S.16-19.
- Literarische Texte im Deutsch als Fremd- und Zweitsprache-Unterricht: Gegenstände und Ansätze: in: Deutsch als Fremd- und Zweitsprache HSK 35.2 S. 1530-1544.
- Lusar, Ricarda (2006): Kompetenzerwerb im Französischunterricht. In: Nieweler, Andreas (2006) (Hrsg.): Fachdidaktik Französisch. Tradition – Innovation – Praxis. Stuttgart: Klett. S.55-62.
- Major, Éva: Milyen fajta angol nyelvtudásra van szükség nyelvigenyes munkakörökben? Modern Nyelvoktatás VI. évf. 1. sz. 2000. április, 33 – 49.
- Petneki, Katalin – Szablyár Anna, 1997: És a német? A hároméves némettanárképzés eredményei és kérdőjelei In: Modern nyelvoktatás III. Évf. /3. 1997 szept. S. 15-25.
- Petneki, Katalin: Az idegen nyelv tanításának helyzete és fejlesztési feladatai, 2009 <ftp://ftp.oki.hu/ptk/tantargyak-Petneki-Idegen.pdf>
- Portmann-Tselikas Paul R.: Deutsch als Fremdsprache – Was tun wir, wenn wir Didaktik machen? In: Germanistische Linguistik 137-138. 1997, S. 211-229.
- Quetz, Jürgen (2002). Die 5. Fertigkeit: Sprachmitteln. http://www.cornelsen.de/sixcms/media.php/8/bd1_3_sprachmitteln_vorlage.87781.pdf

- Rössler, Andrea: Die sechste Fertigkeit? Zum didaktischen Potenzial von Sprachmittlungsaufgaben im Französischunterricht. In: Zeitschrift für Romanische Sprachen und ihre Didaktik 2,1 (2008), 53 – 77.
- Selz, Ulrike: Sprachmittlung In: http://www.lehrerfortbildungbw.de/.../03_sprachmittlung.ppt
- Somló, Katalin: A fordítás rehabilitációja a Deutsch als Fremdsprache hasábjain In: NYELVI MÉRCE – Nyelvvizsgáztatók és nyelvtanárok lapja, I. évf. 1-2. 2001. május-november S. 108-110.
- Sprachmittlung http://www.oldenbourg.de/osv/zeitschriften/fsu/pdf/oktober_08/pfu_05_12_didaktisch.pdf
- PRAXIS Fremdsprachenunterricht | 5-2008 Kompetenzmodelle und Bildungsstandards für Deutsch als Fremd- und Deutsch als Zweitsprache in: Deutsch als Fremd- und Zweitsprache HSK 35.2
- Szabari, Krisztina: Anyanyelvtudás, idegennyelvtudás, nyelvi közvetítés In: NYELVI MÉRCE – Nyelvvizsgáztatók és nyelvtanárok lapja, I. évf. 1-2. S. 7-13. 2001
- Szablyár, Anna: A hazai némettanítás áttekintése. In Einhorn Ágnes (szerk.): Mérés-Értékelés-Vizsga 5. Vizsgatárgyak, vizsgamodellek I. Német Nyelv. 1998
- Szebedy, Tas: Az új érettségi hatása a tanulási környezetre - In: <http://www.ofi.hu/tudas-tar/5-vitaforum-erettsegi/uj-erettsegi-hatasa>
- Vígh, Tibor: Az idegen nyelvi érettségi működése és hatása a tanulói teljesítmények és a tanári nézetek tükrében. PhD-értekezés, Pedagógiai értékelés doktori program Szeged, 2010 http://www.edu.u-szeged.hu/phd/downloads/vigh_ertekezes.pdf
- Vretta-Panidou: E-learning zum Dienste der Aus- und Fortbildung von DaF-Lehrern Überlegungen zur Didaktisierung eines internetbasierten Austauschprojekts zum Thema „Erstellung und Erprobung von Sprachmittlungsübungen für den DaF Unterricht – Aristoteles Universität Thessaloniki Abteilung für Deutsche Sprache und Philologie http://www.vbs-content.net/CONTENT/Unterlagen/HAKMOE/LehrerHM/uwieders/eLClusterNOE_hakmoe/e_tage_melk/E-learning_%20Aus_Fortbildung_vretta.pdf
- Wilss, W.: Übersetzungsfertigkeit. Annäherungen an einen komplexen übersetzungspraktischen Begriff. Gunter Narr Verlag Tübingen (1992)

Anna Reder (Pécs)

Zur Auffindbarkeit von Kollokationen in Lernerwörterbüchern

1. Die Rolle der Wörterbücher im Fremdsprachenlernprozess

Wörterbücher sind unumstritten notwendige Hilfsmittel im Lernprozess. Die Frage, welche Wörterbuchtypen DaF-Lerner häufig konsultieren, wurde bereits in einigen empirischen Forschungen untersucht (siehe z. B. Kispál 2004, Köster /Neubauer 1994, Muráth 2002). Ein relevantes Ergebnis der Wörterbuchbenutzungsforschung ist, dass fortgeschrittene Lerner bei der Produktion sprachlicher Äußerungen nicht nur zweisprachige sondern zunehmend auch einsprachige Lernerwörterbücher verwenden (Engelberg /Lemnitzer 2009: 87). In Bezug auf die Lernerwörterbücher ist z. B. Katsikas (2009) in einer empirischen Untersuchung der Frage nachgegangen, inwiefern einsprachige DaF-Lernerwörterbücher in ihrer heutigen Form geeignete Hilfsmittel sind. Auf der Basis dieser Untersuchung wird hiermit eine Folgeuntersuchung konzipiert und deren Ergebnisse zur Diskussion gestellt.

2. Eingrenzung der Untersuchung

Die Benutzungssituation ist in der vorliegenden Untersuchung auf die Produktion von Kollokationen eingeschränkt (zum Terminus „Kollokation“ siehe Reder 2011). Bei der Eingrenzung des Themas ist die Wahl auf „Kollokationen“ gefallen, da sie bekanntlich besonders fehleranfällig sind. Die Fehleranfälligkeit rührt vor allem daher, dass es unvorhersagbar ist, ob die Bestandteile einer Kollokation in der Ausgangs- und Zielsprache äquivalent sind (vgl. z. B. Lütge 2002, Reder 2006, Scherfer 2001). Beschreibt z. B. ein ungarischer Lerner seine Nachschlage-tätigkeit, dann sagt er ausgehend von seiner Muttersprache, dass er etwas *im Wörterbuch sucht* oder etwas **aus dem Wörterbuch heraussucht*. Auch auf Deutsch ist es üblich, etwas *im Wörterbuch zu suchen*, jedoch eher nicht *herauszusuchen*. Es gibt im Deutschen für dieses Verb einen typischen Kollokator, nämlich *nach-schlagen*. Außer *etwas im Wörterbuch suchen* kann man also im Deutschen diesen Begriff auch durch *etwas im Wörterbuch nachschlagen* ausdrücken. Die Kollokatoren sind also im Ungarischen und Deutschen unterschiedlich motiviert. Der Unterschied lässt sich in etwa wie folgt beschreiben: Im Ungarischen ist bei der Arbeit mit dem Wörterbuch die Suchtätigkeit, die Informationssuche

verbalisiert, indem man *ein Wort *heraussucht* (*kikeres egy szót*). Das deutsche Äquivalent, *ein Wort nachschlagen*, versprachlicht dagegen nicht direkt den Suchvorgang, sondern die Tätigkeit, dass man sich informiert und dabei das Wörterbuch aufschlägt und darin blättert. Ausgehend aus der Idiosynkrasie der Sprachen hinsichtlich Kollokationen ergeben sich folgende Fragen: Wie wirken solche sprachlichen Unterschiede auf Fremdsprachenlerner in Wörterbuchbenutzungssituationen? Wie erfolgreich können DaF-Lerner Kollokationsprobleme mit Hilfe von Lernerwörterbüchern lösen? Im folgenden Abschnitt werden diese Fragen weiter differenziert und ein Forschungsdesign dargestellt.

3. Empirische Forschung

3.1. Forschungsfrage

Wir gehen von der Benutzungssituation aus, dass Lerner nach dem passenden Kollokator zu einer Basis im Wörterbuch suchen. In Bezug auf die Angaben in der Mikrostruktur ist es daher relevant zu fragen, ob DaF-Lernerwörterbücher bei der Basis ausreichend Kollokationen anführen. Diese eine Frage reicht jedoch nicht aus, denn bei einer Nachschlagehandlung spielt nicht nur die Beschaffenheit der Wörterbücher eine Rolle, sondern auch die Handlungen der Benutzer beeinflussen den Erfolg. So ist Folgendes zu fragen: Erweisen sich DaF-Lernerwörterbücher im Praxistest als effiziente Hilfsmittel bei der Suche nach Kollokationen?

3.2. Forschungsdesign

Der obigen Fragestellung entsprechend wird erstens überprüft, welche Kollokationen die untersuchten Lernerwörterbücher anführen. Zweitens werden empirische Daten mit Hilfe mehrerer Erhebungsinstrumente gesammelt. Die Probanden füllen ein Aufgabenblatt aus, das Lückentexte und Anleitungen zur Reflexion über die Nachschlagehandlungen enthält. Anschließend werden Interviews mit ihnen zu ihrer Suchtätigkeit geführt.

3.2.1. Angaben in Lernerwörterbüchern

In der Untersuchung nehmen bekannte einsprachige DaF-Lernerwörterbücher teil: Langenscheidts Großwörterbuch Deutsch als Fremdsprache (LDaF), PONS Großwörterbuch Deutsch als Fremdsprache (PDaF) und Wahrig Großwörterbuch Deutsch als Fremdsprache (WDaF). Die Wahl ist auf einsprachige Lernerwörter-

bücher gefallen, da diese anstreben, „gewinnbringend bei der Textproduktion eingesetzt [zu] werden“ (Kühn 2010: 310). Zudem gehören die Probanden zur anvisierten Zielgruppe von Lernerwörterbüchern. Sie sind nämlich BA-Germanistikstudierende im ersten und zweiten Studienjahr. Damit die Möglichkeit besteht, dass Lerner erfolgreich in Wörterbüchern Kollokationen finden, müssen diese vom jeweiligen Wörterbuch erfasst sein. Geht es um die Produktion von Kollokationen, sollten diese bei der Basis angeführt sein (Hausmann 1985, Hollós 2004). Will sich jedoch der Lerner vergewissern, ob seine Vermutung zutrifft, kann man damit rechnen, dass er beim Kollokator nachschlägt. Deshalb wird in der Wörterbuchanalyse die jeweilige Kollokation sowohl bei der Basis als auch beim Kollokator nachgeschlagen. Vorangehende Wörterbuchanalysen kommen zur folgenden kritischen Bewertung: „Die Kollokationsangaben werden in den bisherigen Lernerwörterbüchern als verbesserungswürdig kritisiert, da sie teilweise in Beispielsätzen oder Bedeutungserläuterungen ‚versteckt‘ sind“ (Kühn 2010: 311). Sehen wir uns das Potenzial der Lernerwörterbücher in Bezug auf einige Kollokationen an. Die untersuchten Kollokationen stehen in Tabelle 1 und wurden nach der Reihenfolge der Items im Praxistest erfasst. Wie kam es zu ihrer Auswahl? Da mir keine Kollokationsliste im Grundwortschatz für DaF-Lerner bekannt ist, habe ich Substantive nach dem Zufallsprinzip aus Tschirners „Grund- und Aufbauwortschatz“ (2008) entnommen. Die so ausgesuchten Basiswörter wurden jeweils als Lemma auf dem Wortschatzportal der Universität Leipzig eingegeben (<http://wortschatz.uni-leipzig.de>) und unter den signifikanten Kookkurrenzen ein passender Kollokator ausgesucht. Die so entstandene, aus 15 Kollokationen bestehende Liste wurde in den einzelnen Lernerwörterbüchern überprüft. Es lässt sich feststellen, dass alle Basiswörter und Kollokatoren in den Lernerwörterbüchern lemmatisiert sind. Die Frage ist also, ob auch die jeweiligen Kollokationen angeführt sind?

3.2.1.1. Langenscheidt Großwörterbuch Deutsch als Fremdsprache

Die Analyse über die Auffindbarkeit der Kollokationen im LDaF führt zum folgenden Ergebnis: Es erfasst von den untersuchten 15 Kollokationen 12 (siehe Abbildung 1). Sie sind drucktechnisch hervorgehoben, da sie alle in spitzen Klammern zu finden sind. Von den 12 angeführten Kollokationen sind drei nur bei der Basis und neun doppelt kodifiziert, also sowohl bei der Basis als auch beim Kollokator. Es gibt in der Untersuchungsliste keine Kollokation, die ausschließlich beim Kollokator vermerkt wäre. Diese Werte lassen darauf schließen, dass die Wahrscheinlichkeit, die Kollokation im Wörterbuch zu finden, sehr hoch ist (12/15). Der hohe Wert der doppelt angeführten Kollokationen (n=9) zeigt, dass das Wörterbuch nicht nur zur Produktion des Kollokatoren, sondern auch zu seiner Bestätigung Informationen liefert. Das Prinzip, die Kollokation zur Textproduktion

unter der Basis bereitzustellen, wurde in LDaF bei den untersuchten Kollokationen konsequent befolgt. Sehen wir uns nun das WDaF etwas näher an.

3.2.1.2. Wahrig Großwörterbuch Deutsch als Fremdsprache

Welche Kodifizierungspraxis belegen die untersuchten Kollokationen im WDaF? Auch im WDaF sind die meisten der überprüften Kollokationen vorzufinden. Derselbe Wert wie bei LDaF ist zu ermitteln (siehe Abbildung 1). Insgesamt sind also 12 von 15 Kollokationen vorhanden. Die Zugriffsschnelligkeit wird jedoch dadurch beeinträchtigt, dass Kollokationen nicht von den übrigen Verwendungsbeispielen abgehoben sind, so hat man also keinen direkten Zugriff auf sie. Bezüglich der Kodifizierungsstelle lässt sich feststellen, dass bis auf ein Beispiel die Kollokationen entweder ausschließlich bei der Basis oder doppelt angeführt sind. Die Kodifizierung von *Maßnahmen treffen* widerspricht der Erwartung, die Kollokation bei der Basis zu finden. Vergeblich sucht man im WDaF nach *das Problem beheben*, *Interesse wecken*, *sich eine Meinung einholen*. Die Kollokationen Nummer (5) und (15) sind also weder im LDaF noch im WDaF zu finden. So hoffen wir, dass PONS beim Lösen des Prüfungstests für die fehlenden Kollokationen Abhilfe schafft.

3.2.1.3. PONS Großwörterbuch Deutsch als Fremdsprache

Die Kollokationen *das Problem beheben* und *sich eine Meinung einholen* sind auch im PONS nicht zu finden. Es führt sogar die wenigsten Kollokationen an, da hier fünf aus den 15 fehlen (siehe Abbildung 1). Im Gegensatz zu LDaF und analog zu WDaF gibt es hier keine typographische Hervorhebung der Kollokationen. Die Tabelle 1 gibt an, dass vier Kollokationen ausschließlich bei der Basis und drei sowohl bei der Basis als auch beim Kollokator anzutreffen sind. Für etwa die Hälfte der Items auf dem Testblatt bietet das PONS-Wörterbuch also nur Lösungen an. Drei Kollokationen sind ausschließlich beim Kollokator vermerkt, bei der Basis aber nicht. So sind diese Angaben weniger für die Produktion geeignet. In diesen drei Fällen lässt sich das Wörterbuch nur dann gut verwenden, wenn der Lerner die Kollokation bereits gelernt hat, sich auch daran erinnern kann, aber noch unsicher bei der Verwendung ist. Er hat eine Annahme und möchte bestätigt werden. So hat dieses Wörterbuch ein nicht so hohes Zugriffspotenzial (10/15). Zweidrittel der Kollokationen sind im Wörterbuch zwar erfasst, aber nicht konsequent bei der Basis.

LDaF	WDaF	PDaF
bei der Basis: 12 beim Kollokator: 9 lexikographische Lücke: 3	bei der Basis: 11 beim Kollokator: 9 lexikographische Lücke: 3	bei der Basis: 7 beim Kollokator: 6 lexikographische Lücke: 5

Abbildung 1: Die Erfassung der Kollokationen (n=15) in DaF-Lernerwörterbüchern

Kollokation		LDaF	WDaF	PDaF
(1) Maßnahmen treffen	Basis	+	∅	+
	Kollokator	∅	+	∅
(2) Maßnahmen ergreifen	Basis	+	+	∅
	Kollokator	+	+	∅
(3) in Panik geraten	Basis	+	+	+
	Kollokator	+	∅	∅
(4) ein (...) Leben führen	Basis	+	+	+
	Kollokator	+	+	+
(5) das Problem beheben	Basis	∅	∅	∅
	Kollokator	∅	∅	∅
(6) Interesse wecken	Basis	+	∅	∅
	Kollokator	∅	∅	∅
(7) sich eine Verletzung zuziehen	Basis	∅	+	∅
	Kollokator	∅	∅	∅
(8) das Urteil vollstrecken	Basis	+	+	+
	Kollokator	+	+	+
(9) sich etwas zum Ziel setzen	Basis	+	+	+
	Kollokator	+	+	∅
(10) einen Garten anlegen	Basis	+	+	∅
	Kollokator	∅	+	+
(11) den Rekord brechen	Basis	+	+	∅
	Kollokator	+	+	+
(12) eine Entscheidung treffen	Basis	+	+	∅
	Kollokator	+	∅	+
(13) die Schmerzen lindern	Basis	+	+	+
	Kollokator	+	+	∅
(14) Einfluss ausüben (auf jemanden)	Basis	+	+	+
	Kollokator	+	+	+
(15) sich jemandes Meinung einholen	Basis	∅	∅	∅
	Kollokator	∅	∅	∅

Tabelle 1: Die Erfassung der Kollokationen bei der Basis oder beim Kollokator
(+ = erfasst, ∅ = nicht erfasst)

3.2.2. Datenerhebung

Die im vorangehenden Abschnitt beschriebene Wörterbuchanalyse ergibt, dass es möglich ist, mindestens 13 Items des Testblatts mit Hilfe der Lernerwörterbücher zu lösen. Die Lernerwörterbücher schneiden sehr gut ab, wenn man diesen Wert mit der Zahl der angeführten Kollokationen im deutschen Kollokationswörterbuch (Quasthoff 2010) vergleicht. Die allgemeinen Lernerwörterbücher führen nämlich mindestens so viel (PDaF) oder sogar mehr Kollokationen explizit an (LDaF, WDaF) als das informationsspezifische Wörterbuch für Kollokationen, das 10 von den untersuchten Kollokationen ansetzt.¹ Die Voraussetzungen sind also in den Lernerwörterbüchern für erfolgreiche Nachschlagehandlungen bis auf zwei Kollokationen gegeben. Was zeigt die Praxis? Wie erfolgreich schlagen die Probanden die Kollokationen nach?

3.2.2.1. Lernerwörterbücher im Praxistest

Wir wissen bereits, welche Kollokationen die Lernerwörterbücher zur Konsultation bereitstellen (siehe Tabelle 1). Die Frage ist an dieser Stelle, ob DaF-Lerner die expliziten Kollokationsangaben der Wörterbücher finden und nutzen können. Darüber hinaus ist es spannend und wichtig zu erfahren, auf welche Art und Weise die Versuchspersonen die zwei Items zu lösen versuchen, deren Kollokationen jeweils eine lexikographische Lücke bilden (*jemandes Meinung einholen, das Problem beheben*). Um diese Fragen zu beantworten, wurden die oben angesprochenen drei Wörterbücher einem Praxistest unterworfen. Die Benutzer waren BA-Germanistikstudierende der Universität Pécs, die im Sommersemester 2010/2011 Veranstaltungen in Lexikographie besuchten (n=36). Die empirischen Daten wurden zu Beginn des Semesters gesammelt, als die Studierenden noch keine geschulten Wörterbuchbenutzer waren. Die Teilnehmer haben die Aufgabe bekommen, in einsprachigen Lernerwörterbüchern den passenden Kollokator zur Basis zu finden. Die Datenbeschaffung wurde in den folgenden fünf Schritten durchgeführt:

- (1) Probanden füllen ein Aufgabenblatt zur Produktion von Kollokationen ohne Wörterbuch aus.
- (2) Der Datensammler korrigiert die Aufgaben, indem er die richtigen Lösungen abhakt.

¹ Im Kollokationswörterbuch (Quasthoff 2010) sind die folgenden Kollokationen nicht angeführt: *Maßnahmen treffen, sich eine Verletzung zuziehen, sich etwas zum Ziel setzen, einen Garten anlegen, eine Entscheidung treffen*.

- (3) Probanden korrigieren falsche Lösungen mit Hilfe von Lernerwörterbüchern
- (4) Probanden schildern ihre Nachschlagefähigkeit exemplarisch an zwei Items schriftlich.
- (5) Der Datensammler führt mit den Probanden über ihre Nachschlagehandlungen ein gelenktes Interview.

Wie die einzelnen Schritte im Detail durchgeführt wurden und welche Funktionen sie haben, behandelt der folgende Abschnitt.

3.2.2.2. Fünf Schritte der Datenerhebung

Zunächst wurde ein Testblatt mit den ausgewählten 15 Substantiv-Verb-Kollokationen (siehe Tabelle 1) erstellt, mit dessen Hilfe die Nachschlagehandlungen der Versuchspersonen in einsprachigen Wörterbüchern untersucht wurden. Die Aufgabentypen wurden aus dem Erhebungsinstrument der vorangehenden Untersuchung (Katsikas 2009) übernommen. Die Kollokationen wurden in drei Aufgabentypen abgefragt. Die Aufgabe a) ist eine Multiple-Choice-Aufgabe mit 5 Items, b) ist eine Einsetzaufgabe mit ebenfalls 5 Items und c) ist eine Richtig-Falsch-Aufgabe mit Verbesserungsvorschlag. Auch diese Aufgabe umfasst 5 Items. Die Beispiele in den Abbildungen 2, 3 und 4 veranschaulichen die einzelnen Aufgabentypen.

a) DAS PASSENDE WORT AUSWÄHLEN
Bitte wählen Sie das passende Wort, indem Sie es ankreuzen, unterstreichen oder einkreisen!
Bitte beachten Sie dabei die fett gedruckten Wörter! Sie können auch mehrere Lösungen auswählen, wenn Sie meinen, dass diese möglich sind.
(5) *Der Computer stürzt ständig ab. Der EDV-Techniker konnte das **Problem** bisher nicht _____.*

abheben.
aufheben.
beheben.
entheben.

Abbildung 2: Ein exemplarisches Beispiel für die Multiple-Choice-Aufgaben

b) LÜCKEN FÜLLEN
Bitte ergänzen Sie die Lücken durch das passende Wort! **Bitte beachten Sie dabei die fett gedruckten Wörter!**
4. *Die Operation ist ziemlich riskant. Bevor man sich dazu entschließt, sollte man unbedingt die **Meinung** eines Spezialisten _____.*

Abbildung 3: Ein exemplarisches Beispiel für die Einsetzaufgaben

c) SICH ENTSCHIEDEN: ÜBLICH ODER NICHT PASSEND?
 Welche Ausdrücke sind „passend“ und welche „nicht üblich“? **Bitte beachten Sie** in den folgenden Sätzen **vor allem die fett gedruckten Wörter und Ausdrücke!** Wenn Sie einen lexikalischen Fehler entdeckt haben, unterstreichen Sie das nicht passende Wort. Schreiben Sie den korrekten Satz ab.

	Satz	üblich	nicht passend
1.	Makarenko legte einen größeren Schulgarten an , den die Schüler selbst pflegten.		

Wenn Sie den Satz für „nicht passend“ halten, geben Sie den korrekten Satz an:

Abbildung 4: Ein exemplarisches Beispiel für die Richtig-Falsch-Aufgaben

Das Testblatt diente zum einen zur Datengewinnung für die Forschung und zum anderen sollten auch die Teilnehmer einen Nutzen davon haben. So hatte es auch die sekundäre Funktion, die Nachschlagekompetenz der Probanden zu schulen. Die Lösungen und Nachschlagehandlungen wurden aus diesem Grunde nach der Datenerhebung besprochen. Über optimale Nachschlagehandlungen bezüglich Kollokationen wurde in der Gruppe diskutiert, um die Schnelligkeit und Zugriffssicherheit zu erhöhen.

Die einzelnen Aufgaben haben die Funktion, jeweils eine produktive Wörterbuchbehandlungssituation nachzustellen. Die Multiple-Choice-Aufgabe simuliert die Situation, dass der Lerner mehrere Kollokatorokandidaten in seinem mentalen Lexikon aktiviert hat. Das Wörterbuch hilft ihm dann bei der Bestätigung des passenden Kollokators und beim Verwerfen der nichtüblichen Kollokatoren. Beim nächsten Aufgabentyp, bei der Einsetzaufgabe, handelt es sich um das Finden des richtigen Kollokators. In der letzten Übung, in der Richtig-Falsch-Übung, wird eine mögliche Situation, die Textoptimierung vorgegeben. Der Lerner überlegt mit Hilfe des Wörterbuchs, ob der vorhandene Kollokator auszutauschen ist. Entscheidet sich der Proband für den Wechsel des Kollokators, dann ist er noch vor die Aufgabe gestellt, den Satz zu verbessern.

Im ersten Schritt bekommen die Probanden das Testblatt (A) ohne Wörterbuch. Sie lösen die Aufgaben also ohne Hilfsmittel, so gut sie es können. Anschließend sieht der Datensammler die Lösungen durch, hakt die richtigen ab und unterstreicht die nicht korrekten. Der Proband bekommt erneut dasselbe Testblatt (B), auf dem die zu korrigierenden Items markiert sind. Er befasst sich im Folgenden nur noch mit den zu verbessernden Items. Die ersten zwei Schritte erzielen, dass der Proband nicht angehalten wird, durchgehend Wörterbücher zu konsultieren, sondern diese nur zu den falschen und fehlenden Lösungen heranzieht. So

entstehen echte und natürlich individuell unterschiedliche Nachschlagebedürfnisse. Dem zweiten Arbeitsblatt (B) folgt ein drittes (C), auf dem die Probanden ihre Nachschlagehandlung exemplarisch an zwei selbst gewählten Items schriftlich schildern. Da wegen der Ungewöhnlichkeit der Textsorte davon auszugehen war, dass die schriftlichen Kommentare nicht ausreichend ergiebig sind, wurden die Nachschlagehandlungen in zusätzlichen mündlichen Interviews erfragt. Der Großteil der Gruppe (n=30) war damit einverstanden, dass das Gespräch aufgenommen und für weitere Personen zugänglich gemacht wird.² Jugendliche sprechen unter einander bekanntlich deutlich offener und verhalten sich ungezwungener, weshalb als Interviewerin eine studentische Hilfskraft beauftragt³ wurde. Das Interview hat sie mit den Probanden direkt nach dem Ausfüllen des C-Blattes durchgeführt. Der unmittelbare Zeitpunkt für ein Gespräch nach dem schriftlichen Teil ist besonders wichtig, da die Wahrscheinlichkeit, dass sich der Proband noch an seine Nachschlageaktivität erinnert, mit der Zeit sinkt (Wiegand 1998). Durch die Methodenpluralität sollte erreicht werden, dass verlässliche empirische Daten entstehen, um die Effektivität der Wörterbücher bezüglich Kollokationen in einer Lernergruppe zu messen.

4. Auswertung der empirischen Daten

4.1. Lernerwörterbücher als Hilfsmittel

Das Aufgabenblatt wurde von den Probanden ohne Wörterbuch in 34% der Fälle richtig gelöst. Im Durchschnitt wurde also jedes dritte Item ohne Hilfsmittel ausgefüllt⁴ (siehe Abbildung 5).

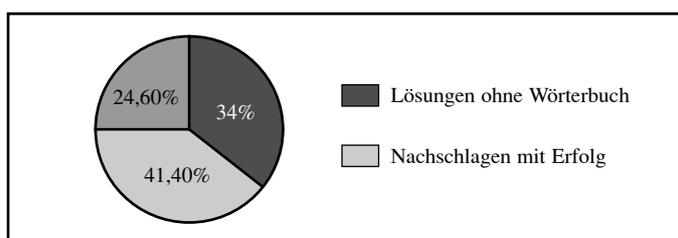


Abbildung 5: Anteil der Lösungen mit und ohne Wörterbuch

² Die Interviews sind erreichbar unter <http://bit.ly/ev5XZr>

³ Hiermit bedanke ich mich bei Dorottya Silló für ihre Tätigkeit als Interviewerin. Ihre freundliche Art und ihr netter Fragestil haben dazu geführt, dass gut verwertbare empirische Daten entstanden sind.

⁴ Es gab natürlich beim Lösen des Testblattes eine sehr große Streuung.

Bei etwa zwei Drittel der Kollokationen entstand also in der Probandengruppe ein Bedürfnis, Wörterbücher zu konsultieren. Es war zu hoffen, dass die Versuchspersonen den Großteil der fehlenden Kollokationen mit Hilfe der Lernerwörterbücher produzieren können. Alle drei Lernerwörterbücher wurden ihnen zur Verfügung gestellt, damit sie bei einer lexikographischen Lücke des konsultierten Wörterbuchs die Möglichkeit haben, in einem weiteren Wörterbuch nachzuschlagen. Die Daten zeigen, dass die Studenten durch Wörterbuchkonsultationen noch weitere 41% der Items lösen konnten (siehe Abbildung 5). So blieben etwa ein Viertel der Kollokationen auf dem Testblatt nicht passend oder ungelöst, obwohl die Wörterbuchanalyse sehr positiv ausgefallen ist (siehe Abschnitt 3.2.). Die Wörterbücher führen bis auf zwei Kollokationen (*das Problem beheben*, *jemandes Meinung einholen*) alle im Testblatt abgefragten in den Artikeln zur Basis oder zum Kollokator explizit an. Die Kollokation *das Problem beheben* ist zwar in den Wörterbüchern nicht angesetzt, trotzdem haben die meisten Probanden das entsprechende Item, a5), (siehe Abbildung 2) gelöst. Woher rührt der hohe Wert der richtigen Lösungen bei diesem Item? Ausschlaggebend ist wohl hier das Aufgabenformat. Es geht um eine Multiple-Choice-Übung, in der die richtige Lösung auszuwählen ist. So wurde vorwiegend nicht bei der Basis, sondern bei den Distraktoren und beim passenden Kollokator nachgeschlagen. Die Bedeutungserklärung beim Lemma *beheben* und andere angeführte Kollokationen ermöglichten die richtige Wahl, auch wenn die gesuchte Kollokation nicht zu finden war (siehe z. B. Kommentar 1⁵).

Item	<i>das Problem beheben</i>
Wörterbucheintrag (Langenscheidt)	beheben [...] etwas Unangenehmes oder Störendes beseitigen <einen Schaden, einen Fehler, eine Bildstörung beheben>
Proband	Ich habe dieses Verb gewählt, weil die Bedeutungsumschreibungen für die anderen Verben nicht gepasst haben und hier <i>einen Fehler</i> steht. Dann muss ich bestimmt <i>beheben</i> nehmen.

Kommentar (1) zur erfolgreichen Nachschlagehandlung

Es lässt sich also feststellen, dass die Probanden die Angaben zum Lemma *beheben* gut verwenden konnten und diese auch zur richtigen Lösung ausreichten. Das ist in einer Multiple-Choice-Aufgabe und in einer bestimmten produktiven Benutzungssituation vorwiegend der Fall, z.B. wenn der Benutzer bereits eine vage Vorstellung davon hat, dass die Kollokation *das Problem beheben* üblich sein könnte und er sich nur noch vergewissern möchte. In einer suchenden

⁵ Die Kommentare der Probanden werden hier nicht in der Originalform, sondern sprachlich verbessert angeführt.

Produktionssituation, in der der Benutzer das Verb *beheben* zur Basis *Problem* noch finden muss, kommt er mit Hilfe der Lernerwörterbücher wohl kaum zur Lösung. So ein Beispiel stellt das Item b(4) dar (siehe Abbildung 3). Die Kollokation *jemandes Meinung einholen* konnte kein Proband durch Wörterbuchbenutzung lösen, da die Kollokation in den Lernerwörterbüchern nicht angeführt ist. Die Bedeutungsumschreibung und analoge Kollokationen beim Lemma *einholen* nützen den Probanden nicht, da sie erst von sich aus auf den passenden Kollokator kommen müssten, um ihn dann nachzuschlagen: „sich von jemandem etwas geben lassen <eine Auskunft, eine Erlaubnis, einen Rat einholen>“ (LDaF). Ein Proband schrieb in seinem Protokoll, dass er zwar im LDaF bei *einholen* nachgeschlagen hat, aber auch bei *erbitten* und sich dann für *erbitten* entschied ohne jedoch seine Entscheidung zu begründen. Der Eintrag beim Lemma *erbitten* ist der folgende: **er·bit·ten**; *erbat, hat erbeten*; [Vt] (*sich* (Dat) *etwas* (von *jemandem*) *erbitten* *geschr*; jemanden um etwas bitten <jemandes Hilfe, Rat, Verzeihung, Gottes Segen erbitten> (LDaF).

Wir sehen, dass die beiden Bedeutungsumschreibungen und angeführten Kollokationen den Benutzer weiterhin nur raten lassen, ob der Gebrauch des Verbs *einholen* oder *erbitten* mit dem Substantiv *Meinung* üblich ist. Eine gesicherte Antwort bekommt der Benutzer also nicht, da die Kollokation explizit nicht angeführt ist. Es ist jedoch auffällig häufig, dass Probanden *erbitten* als Kollokator Kandidat angesehen und sich durch den Wörterbucheintrag auch bestätigt gefühlt haben, obwohl kein reflexives Verb in den Kontext passt (siehe Abbildung 3). Woher rührt die hohe Frequenz der nicht passenden Lösung **sich eine Meinung erbitten*? Eine mögliche Erklärung dafür ist, dass die Probanden auf ihre Muttersprache zurückgreifen und den ungarischen Kollokator wörtlich ins Deutsche übersetzen⁶ (*véleményt kikér* = wörtlich: **die Meinung erbitten*) und daher dieses übersetzte Verb als Kollokator Kandidat betrachten. Wir sehen bei diesem Item, dass die Strategie ‚Rückgriff auf die Muttersprache‘ nicht zum Erfolg führt, da die Kollokatoren in L1 und L2 nicht äquivalent sind. Besonders in diesem Fall wäre eine explizite Kollokatorangabe bei der Basis für Fremdsprachenlerner hilfreich. Die Angaben zum Lemma *erbitten* deuteten die Studenten nämlich als Bestätigung des Kollokatorstatus und produzierten eine nicht übliche Wortverbindung. Diese lexikographische Kollokationslücke in den Lernerwörterbüchern, die sowohl bei der Basis als auch beim Kollokator auszumachen ist, *jemandes Meinung einholen*, beeinträchtigt also ihre korrekte Produktion, auch wenn der Benutzer eine vage Vermutung zum passenden Kollokator hat. Die Bedeutungsumschreibung von *erbitten* hat die Versuchsperson nicht dazu verholfen, den Kollokator Kandidat zu verwerfen.

⁶ Weitere Beispiele für diese Strategie ist dem Item *sich eine Verletzung zuziehen* zu entnehmen (siehe Abschnitt 4.1.2.3.).

Die anderen 13 Kollokationen, die im Praxistest vorkommen, sind als explizite Kollokationsangaben in mindestens einem der Lernerwörterbücher vorhanden. Wie gehen die Probanden mit expliziten Kollokationsangaben der Lernerwörterbücher beim Lösen des jeweiligen Items um? Sehen wir nun, welche weiteren Nachschlagehandlungen die schriftlichen Kommentare und die Interviews darlegen. Lösen die Probanden die Aufgaben mit den Lernerwörterbüchern, dann bieten ihnen selbstverständlich nicht nur die Kollokationsangaben Hilfestellungen. Es ist anzunehmen, dass die Probanden auch mit Hilfe weiterer Angaben versuchen, Kollokationen zu ermitteln. Welche Strategien lassen sich ausmachen?

4.1.1. Erfolgreiche Nachschlagehandlungen

Die Werte in der Abbildung 5 zeigen, dass die Probanden deutlich mehr erfolgreiche Nachschlagehandlungen (41,4%) durchgeführt haben als erfolglose (24,6%). In diesem Zusammenhang stellt sich die Frage, wie Lerner zum richtigen Kollokator kommen, welche Nachschlagehandlungen sie dabei ausführen. Aus den schriftlichen Kommentaren und Interviews geht hervor, dass die Probanden bis auf die Multiple-Choice-Aufgabe (siehe Abbildung 2) in der Regel die Basis nachgeschlagen haben. Auf der Suche nach dem Kollokator haben sie das passende Verb meistens wiedererkannt. Bei der Wahl des korrekten Kollokators haben sie sich darauf berufen, dass sie das jeweilige Verb kennen und dass es bestimmt passt. So eine erfolgreiche Strategie stellt der Auszug aus einem schriftlichen Kommentar dar (siehe Kommentar 2).

Item	<i>den Weltrekord brechen</i>
Wörterbucheintrag (LDaF)	Rekord [...] <ein europäischer, olympischer, persönlicher Rekord; einen Rekord aufstellen, halten, verbessern, brechen; einen Rekord werfen, springen, laufen>: <i>Er verbesserte seinen Rekord im Hochsprung um zwei Zentimeter</i>
Proband	Ich habe Verben gesucht, die zum <i>Rekord</i> passend sein könnten. Das Verb <i>brechen</i> passt.

Kommentar (2) zur erfolgreichen Nachschlagehandlung

Nur einige wenige Probanden gaben an, dass das richtig ausgesuchte Verb ihnen nicht ganz vertraut war. Um sich zu vergewissern, haben sie beim Kollokator als Lemma nur selten in einem weiteren Lernerwörterbuch nachgeschlagen, sondern eher die Unsicherheit in Kauf genommen. Die meisten Versuchspersonen haben versucht, durch einmaliges Nachschlagen die Aufgabe zu lösen. Sie haben nur ungern bei einem Item mehrere Nachschlagehandlungen durchgeführt. Aus den Kommentaren geht hervor, dass einige Probanden ein zweites Nachschlagen

ohne weiteres durchführen würden, aber in einem weiteren Wörterbuchtyp, in einem zweisprachigen möglichst digitalen Wörterbuch (siehe Kommentar 3).

Item	<i>sich eine Verletzung zuziehen</i>
Wörterbucheintrag (WDaF)	Verletzung <die; -, -en> 1 das Verletzen 2 Vernachlässigung; Zus <i>Pflichtverletzung</i> 3 verletzte <i>Stelle, Wunde, körperliche Beschädigung</i> ▶ er ist seinen ~en erlegen <i>daran gestorben</i> ; jmdm. oder sich eine ~ zufügen; sich bei einem Unfall <i>leichte, schwere, tödliche</i> ~en zuziehen
Proband	Ich habe Verben gesucht bei <i>Verletzung</i> , die reflexiv sind. Es gibt zwei. Welches soll ich nehmen? Ich habe auf der Internetseite „dict.cc“ nachgeschlagen. Ich habe nach „ <i>sich eine Verletzung</i> “ gesucht und es gab nur eine eindeutige Lösung: <i>sich eine Verletzung zuziehen</i> .

Kommentar (3) zur erfolgreichen Nachschlagehandlung

4.1.2. Erfolgreiche Nachschlagehandlungen

Da die Lernerwörterbücher bis auf zwei Ausnahmen alle untersuchten Kollokationen anführen, fragt man sich u.a. Folgendes: Woran scheitern die Nachschlagehandlungen, die erfolgreich sein könnten, da die Kollokationen explizit angeführt sind? Mit welchen Schwierigkeiten sind die Lerner beim Nachschlagen konfrontiert? Welche mentalen Operationen legen die empirischen Daten dar?

Die Analyse der mündlichen und schriftlichen Kommentare der Probanden zu ihrer Wörterbuchbenutzung lassen auf die folgenden überindividuell häufig eingesetzten Strategietypen schließen: (1) Sich für ein bekanntes Verb entscheiden, (2) sich für das erste Verb entscheiden, (3) sich für ein „sympathisches“ Verb entscheiden und (4) aus Bedeutungsangaben auf Kollokationen schließen. Im Folgenden werden diese Strategien exemplarisch an einigen Beispielen beschrieben.

4.1.2.1. Sich für ein bekanntes Verb entscheiden

Versuchen wir die Probleme der Probanden nachzuvollziehen, indem wir ein Item exemplarisch ansehen, das zwei Drittel der Probanden nicht lösen konnte, obwohl der passende Kollokator in jedem Lernerwörterbuch angeführt ist (siehe Tabelle 2).

Teilnehmer	Lösung ohne Wörterbuch	Lösung mit Wörterbuch	falsche oder fehlende Lösung mit Wörterbuch
n= 36	n = 1 (2%)	n = 11 (31%)	n = 24 (67%)

Tabelle 2: Statistische Auswertung der Lösungen zum Item *das Urteil vollstrecken*

Urteil das <-s, -e> **1.** eine Aussage, die eine bestimmte Ansicht über jmdn. oder etwas enthält Mein Urteil über ihn steht fest., sich kein Urteil erlauben können, sein Urteil zu etwas abgeben/über jemanden fällen, Er hat sich noch kein Urteil darüber gebildet. **2.** RECHTSW. die Entscheidung, die ein Richter am Ende eines Prozesses trifft das Urteil anfechten/annehmen/verkünden/vollstrecken

Abbildung 6: Das Lemma *Urteil* im PDaF

Unter den Angaben zu *Urteil* sind in den Lernerwörterbüchern mehrere Kollokatoren aufgelistet (siehe Abbildung 6). Mehrere Probanden wählen *annehmen*. Damit haben sie sich zwar für die zweite, passende Bedeutungsvariante entschieden, aber einen falschen Kollokator ausgesucht. Einige Versuchspersonen begründen ihre Wahl damit, dass sie dieses Verb kennen. Lerner wählen also ein für sie bekanntes Verb, auch wenn sie nicht sicher sind, ob es in den Kontext passt. Sie bedienen sich einer sog. „playing-it-safe“-Strategie (zum Begriff siehe Barron 2003: 41).

4.1.2.2. Sich für das erste Verb entscheiden

Die Kommentare der Probanden deuten auf eine weitere Fehlstrategie hin, die sich aus der Position des angeführten Kollokators ergibt. Es ist zu beobachten, dass z. B. in LDaF in der Kollokatorreihe zu *Urteil* das Verb *fällen* als erstes steht. Deshalb wird dieses Verb von mehreren Probanden gewählt. In PONS steht *anfechten* als erstes. Auch dieses Verb wird als Kollokator Kandidat ausgewählt, ohne dass der Benutzer ihn mit dem Kontext des Items abstimmt. Wahrig beginnt die Kollokatorreihe mit *abgeben*. Die Wahl dieser Kollokatoren zeigt, dass sich einige Lerner suchend bis zum ersten Verb durchlesen und es auch wählen. Der Benutzer erreicht eine wichtige Position, die erste Stelle der Verbkollokatoren, und berücksichtigt keine weiteren Angaben.

4.1.2.3. Sich für ein „sympathisches“ Verb entscheiden

Fragt man die Probanden nach der Begründung der Kollokatorwahl, bekommt man nicht immer eine nachvollziehbare Erklärung. Lerner behaupten z. B.

immer wieder, dass sie intuitiv ein „sympathisches“ Verb wählen. Wir sehen jedoch, dass in einigen Fällen die Auswahl dieses „sympathischen“ Verbs durch die Muttersprache geprägt ist. Ein gutes Beispiel für den negativen Einfluss der Muttersprache liefert das Item *sich eine schwere Verletzung zuziehen*.

Auffällig viele Lerner haben im Item „Im letzten Meisterschaftsspiel hat sich der Mittelstürmer eine schwere Knieverletzung _____“ statt des Kollokators *sich zuziehen* das Verb *erleiden* ausgesucht und dieses Verb als „sympathisch“ bewertet. Warum finden viele Probanden das Verb *erleiden* passend? Ein Grund dafür ist wohl, dass das Ungarische zwischen *Verletzungen erleiden* und *sich eine Verletzung zuziehen* nicht differenziert. Die wortwörtliche Übersetzung des ungarischen Kollokators *szenved* in der Kollokation *sérülést szenved* heißt eben *erleiden*. Der Rückgriff auf die Muttersprache beeinträchtigt in diesem Fall die Auswahl des Kollokators. Darüber hinaus begünstigt die Position des Verbs *erleiden* seine Auswahl z. B. im LDaF. Auch PONS bringt nur *erleiden*, und zwar im folgenden Beispielsatz: „Das Unfallopfer erlitt schwere / leichte Verletzungen“ (PDaF). Die Mehrheit der Probanden übersieht bei der Wahl des Kollokators *erleiden* den Kontext, dass die Aufgabe eindeutig vorgibt, ein reflexives Verb zu suchen.

Jene Probanden, die bewusst ein reflexives Verb suchen und z. B. im WDaF nachschlagen, (siehe Wörterbuchartikel im Kommentar 3), sind immer noch mit der Schwierigkeit konfrontiert, dass sie zwei reflexive Verben im Artikel vorfinden. Den Unterschied zwischen *sich eine Verletzung zufügen* oder *sich eine Verletzung zuziehen* konnten die meisten Probanden mit Hilfe der vorhandenen Lernerwörterbücher nicht erarbeiten. Explizite Angaben zum Bedeutungsunterschied, dass man sich eine Verletzung mit Absicht zufügt und sich eine Verletzung zufällig zuzieht, sind weder bei der Basis noch im Artikel der Verben zu finden. Einige wenige Versuchspersonen haben die implizite Bedeutungsbeschreibung durch den Kontext *bei einem Unfall* mit der Sportsituation des Items verglichen und *sich zuziehen* ausgesucht. Die Mehrheit hat sich aber für *sich zufügen* entschieden, wohl auch deshalb, weil Langenscheid nur dieses reflexive Verb anführt:

„<leichte, schwere, tödliche Verletzungen davontragen, erleiden; jemandem/sich eine Verletzung zufügen; seinen Verletzungen erliegen>“ (LDaF).

Aus der impliziten Bedeutungsbeschreibung durch den Kontext *Unfall* im Wahrig, „sich bei einem Unfall leichte, schwere, tödliche Verletzungen zuziehen“, konnten nur wenige Probanden darauf schließen, dass das Verb *sich zuziehen* im angegebenen Kontext üblich wäre und nicht *sich zufügen*. Es ist anzunehmen, dass ein semantischer Kommentar bei der Auswahl des passenden Kollokators Hilfe leisten könnte. Es ist jedoch an dieser Stelle zu erwähnen, dass Wörterbuchbenutzer die Angaben zur Bedeutung, wie z. B. Synonyme ab und zu missverstehen und dadurch fälschlicherweise auf nichtübliche Wortverbindungen schließen. Diese Strategie bespricht der folgende Abschnitt.

4.1.2.4. Aus Bedeutungsangaben auf Kollokationen schließen

Eine weitere Strategie, die die Probanden beim Lösen der Testaufgabe verwendet haben, ist die Deutung der Synonymieangaben. Die ist jedoch häufig nicht erfolgreich. Synonyme haben in Lernerwörterbüchern bekanntlich primär die lexikographische Funktion, den Benutzer dabei zu unterstützen, dass er die Bedeutung des Lemmas erschließt. Bei der Suche nach einer syntagmatischen Angabe, nach einem Kollokator, kann die Deutung der paradigmatischen Angabe, also das Anführen bedeutungsähnlicher Wörter für nicht geübte Benutzer irreführend sein. So kam es z. B. im Item *ein unbeschwertes Leben führen* zur Auswahl nicht passender Kollokatoren. Einige Probanden haben sowohl *führen* als auch *leiten* als mögliche Kollokatoren unterstrichen und ihre Lösungen mit Angaben aus dem Wörterbuch untermauert. Bei diesem Item muss jedoch noch erwähnt werden, dass sich eine zusätzliche Schwierigkeit für den Probanden mit ungarischer Muttersprache ergibt. Das Ungarische differenziert zwischen *führen* und *leiten* nicht. Darüber hinaus sorgt eine weitere Beschaffenheit des Kollokatoren für Verwirrung: Das Verb *führen* ist vielfach polysem, so gibt es im LDaF 25 Bedeutungsvarianten. Sehen wir uns exemplarisch an, wie eine Testperson damit umgeht. Aus ihren Beschreibungen über die Nachschlagehandlungen geht hervor, dass sie beim Lemma *führen* nachgeschlagen und auf die achte Lesart zugegriffen hat. In der Bedeutungsangabe „die Leitung eines Geschäfts oder einer Organisation haben ≈ leiten“ (LDaF) hat sie die Synonymangabe *leiten* als Kollokator zur Basis *Leben* gedeutet. Diese falsche Wahl lässt sich dadurch erklären, dass die Testperson den Kontext des Items nicht beachtet und dadurch Angaben zu einer nicht passenden Lesart des Lemmas berücksichtigt und diese missdeutet hat.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass die Testpersonen verschiedene individuelle aber auch überindividuelle Strategien verwenden, um auf Informationen im Wörterbuch zuzugreifen. Diese wurden auf der Grundlage der empirischen Daten in fünf Klassen erfasst. Die Probanden setzen die einzelnen Strategien natürlich nicht isoliert voneinander ein, sondern häufig parallel zueinander.

Aus den schriftlichen Kommentaren und Interviews geht hervor, dass das einsprachige Lernerwörterbuch bei der Produktion von Kollokationen vorwiegend dann ein effizientes Hilfsmittel ist, wenn der Lerner den Kollokator zwar aus seinem mentalen Lexikon aktuell nicht hervorrufen kann, aber er für ihn nicht ganz unbekannt ist. Der Lerner ist in der Lage den gesuchten Kollokator unter den Angaben wiederzuerkennen. Ist der einzusetzende Kollokator völlig unbekannt, dann ist es nicht sehr wahrscheinlich, dass der Lerner ihn im Wörterbuchartikel findet, was uns die zahlreichen falschen Lösungen im Test zeigen. Die Erfolglosigkeit rührt zum einen von der nicht sehr informativen lexikographischen Erfassung der Kollokationen her, da sie einfach hinter einander aufgelistet sind.

Zum anderen hängt der Erfolg der Nachschlagehandlung auch von der Geübtheit und Nachschlagefreudigkeit der Wörterbuchbenutzer ab. Aus den empirischen Daten wird deutlich, dass sich die Versuchspersonen in der Regel mit einem Wörterbuch begnügen und lediglich vereinzelt nach einem zweiten oder dritten Lernerwörterbuch greifen, falls die erste Suche vergeblich war. Auch wenn sie ein Wörterbuch benutzen, versuchen die meisten Benutzer das Nachschlagen für ein Item auf möglichst eine Handlung zu reduzieren.

In einigen Items ist zu beobachten, dass die Auswahl der Kollokatoren durch die Muttersprache geprägt ist. Der negative Transfer aus L1 ist also auch bei der Wörterbuchbenutzung zu beobachten. Die unterschiedliche Motivation der Kollokatoren in L1 und L2 verleitet die Lerner dazu, wortwörtliche Übersetzungen als Äquivalente unter den Kollokatoren zu suchen.

5. Lexikographische und didaktische Konsequenzen

5.1. Kollokationen als Sublemma

Es lässt sich feststellen, dass die Wörterbuchanalyse zum positiven Ergebnis geführt hat, da Lernerwörterbücher den Großteil der untersuchten Kollokationen erfassen (siehe Tabelle 1). Weniger benutzerfreundlich ist jedoch die Tatsache, dass bis auf LDaF die Lernerwörterbücher Kollokationen typographisch nicht hervorheben. Die untersuchten Kollokationen werden zwar angeführt aber nur selten als Sublemmata in der Regel als Verwendungsbeispiele. Das Auflisten der Kollokatoren ohne Explikation ermöglicht nur jenem Benutzer einen sicheren Zugriff, der den gesuchten Kollokator bereits kennt und ihn so in der Kollokatorliste wiedererkennt. Ist der gesuchte Kollokator dem Benutzer nicht vertraut, müssten weitere Nachschlagehandlungen folgen. Aus den empirischen Daten geht jedoch hervor, dass die meisten Probanden den Kollokator als Lemma nicht aufsuchen, um das unbekannte Verb zu klären. Die heutige lexikographische Praxis der Lernerwörterbücher im Hinblick auf Kollokationen steht also nicht im Einklang mit den Erwartungen der Versuchspersonen, die möglichst mit einer Nachschlagehandlung zum Kollokator gelangen möchten. Benutzerfreundlich ist ein Lernerwörterbuch also dann, wenn es Kollokationen als Phraseme deutet und diese als Sublemmata ansetzt. Benutzer können sie schnell finden, wenn sie drucktechnisch hervorgehoben sind. Die Explikation der Kollokationen ist eine Hilfe bei der Auswahl des passenden Kollokatoren, vermutlich auch für jenen Benutzer, für den die gesuchte Kollokation noch unbekannt ist. Im kollokationsfreundlichen Wörterbuchartikel zählt man zur Basis also nicht nur die jeweiligen Kollokationen, wie das heute in der Regel üblich ist, wie z. B.

<ein Urteil fällen, sprechen, vollstrecken, aufheben, [...]...>

sondern die jeweilige Kollokation steht linksbündig als Sublemma wie folgt:

[...]

<ein Urteil vollstrecken>: ‚Das Urteil eines Gerichts wird in die Tat umgesetzt‘

[...]

Der Benutzer hat so einen schnellen Zugriff auf die gesuchte Kollokation und auf deren Bedeutung.

Es ist zu beobachten, dass WDaF mit einigen wenigen Kollokationen bereits so umgeht. Die untersuchten Kollokationen erfahren in den Lernerwörterbüchern keine Sublemmatisierung, so dass ein neues Beispiel zu suchen ist, um die Sublemmatisierungspraxis in WDaF zu veranschaulichen. Das folgende Zitat ist ein gutes Beispiel für die Explikation der angeführten Kollokation:

„er ist seinen Verletzungen erlegen *daran gestorben*;“ (WDaF siehe Wörterbuchartikel im Kommentar 3)

Die Bedeutungsumschreibung ist ein guter Hinweis bei der Wahl des Kollokators. Es ist also davon auszugehen, dass die Sublemmatisierung möglichst vieler Kollokationen bei der Basis den Nachschlageerfolg doch erhöht. Da jedoch die Kollokationen im WDaF in der Mikrostruktur nicht als solche kenntlich gemacht sind, ist die Möglichkeit für einen gezielten Zugriff nicht vorhanden. Die Sublemmatisierung der Kollokationen hat unumstritten Vorteile, aber auch ein Manko. Es gibt also auch nachvollziehbare Argumente gegen die Explikation der Kollokationen. Zum einen ist die Anzahl der Kollokationen sehr hoch und dadurch müssen mehrere Explikationen im Artikel zur Basis aufgenommen werden. Zum anderen wird durch die Sublemmatisierung der Kollokationen die Mikrostruktur wesentlich komplexer und vermutlich auch weniger übersichtlich. Die Auslagerung der Kollokationen beeinträchtigt die Übersichtlichkeit vermutlich weniger. Positiv wäre jedoch, dass mehr Informationen bei den Kollokationen, also mindestens eine Bedeutungsangabe, den Benutzer beim einmaligen Nachschlagen sicherer zur gesuchten Information führt.

5.2. Schulung der phraseographischen Nachschlagekompetenz

Da zurzeit die Kollokationen in Wörterbuchartikeln in der Regel angeführt, aber nicht erklärt werden, müssen die Probanden mit dieser Beschaffenheit der Wörterbücher zurechtkommen. Die qualitative Auswertung der empirischen Daten (siehe Abbildung 2) und die Ergebnisse einzelner Items, wie z. B. die von *das Urteil vollstrecken* (siehe Tabelle 2) lassen darauf schließen, dass es notwendig ist, die Nachschlagekompetenz der Lerner zu schulen (vgl. Hessky 2005, Wingate 1999). Übungen sollen ermöglichen, dass sich die Lerner eine Zugriffssicherheit auf Kollokatoren verschaffen. Dies kann nicht nur mit Hilfe gezielter Übungen bewerkstelligt, sondern Nachschlagehandlungen können auch in den Unterricht integriert werden. Entstehen in der Unterrichtssituation Nachschlagebedürfnisse, wie z. B. bei einer Textoptimierung, sollten die Lerner die Möglichkeit und die

Anleitung zum Nachschlagen haben (vgl. z. B. Honnef-Becker 1998, López Barrios 1997). Ferner ist es nützlich, die individuellen Nachschlagehandlungen und Strategien der Lerner im Unterricht zu thematisieren. Wichtig ist in Bezug auf Kollokationen, dass sich Lerner deren lexikalischer Festigkeit bewusst sind. In diesem Zusammenhang ist auch auf die Funktion der Synonyme in Lernerwörterbüchern einzugehen. Darüber hinaus sind Lerner anzuhalten, dass sie das im Artikel gefundene bekannte Verb mit dem Kontext abstimmen. Sie haben immer wieder auch in Kauf zu nehmen, dass ein Nachschlagen nicht unbedingt zielführend ist, sondern zum nächsten Nachschlagen anleitet. Bei Unsicherheit sollten sich Lerner angewöhnen, das Nachschlagen potenzieller Kollokatoren vorzunehmen. Eine wichtige zu vermittelnde Kenntnis ist zudem, dass die Kollokatorliste im Artikel alphabetisch angelegt und so die erste Position keine hervorgehobene ist. Auch ein Verb, das sie „sympathisch“ finden, sollten sie als Lemma nachschlagen, um zu sehen, ob es tatsächlich der gesuchte Kollokator ist. Im Rahmen der Schulung der Wörterbuchbenutzungskompetenz entwickeln Lerner die Einstellung, dass sie nicht erwarten können, alle Kollokationen in den Wörterbüchern zu finden. Wörterbücher sind nämlich nicht in der Lage, alle Kollokationen anzuführen. Es lohnt sich die Lerner zu ermutigen, dass sie im Falle von lexikographischen Lücken auf elektronische Korpora zurückgreifen. Eine schnelle Lösung bietet nämlich z. B. die Suchmaschine „google“. Wenn wir einen Teil der Suchanfrage mit dem Platzhalter „*“ eingeben, wie etwa in „Meinung eines Spezialisten *“, finden wir in den Texten sehr schnell den fehlenden Kollokator *einholen* (weitere Beispiele siehe in Reder 2011). Eine gezielte Schulung der Nachschlagekompetenz und regelmäßige Übungen zur Verwendung digitaler Korpora tragen vermutlich dazu bei, dass sich Lerner zu kundigen und erfolgreichen Textschreibern entwickeln. Sie nehmen also autonom bei der Produktion und Optimierung von Kollokationen das Potenzial der Lernerwörterbücher und Textkorpora wahr.

Literatur

- Barron, Anne (2003): *Acquisition in Interlanguage Pragmatics*. Amsterdam/Philadelphia: John Benjamins.
- Engelberg, Stefan; Lemnitzer, Lothar (2009): *Lexikographie und Wörterbuchbenutzung*. Tübingen: Stauffenburg.
- Hausmann, Franz Josef (1985): Kollokationen im deutschen Wörterbuch. Ein Beitrag zur Theorie des lexikographischen Beispiels. In: Bergenholtz, H. (Hg.): *Lexikographie und Grammatik*. Tübingen, S. 118-129.
- Hessky Regina (2005): Wörterbücher im Aufwind. In: *Deutsch revival*. Pädagogische Zeitschrift für das ungarische Bildungswesen. 2/2. Budapest, S. 8-16.

- Hollós, Zita (2004): *Lernerlexikographie: syntagmatisch. Konzeption für ein deutsch-ungarisches Lernerwörterbuch*. Tübingen: Niemeyer. (= *Lexicographica Series Maior* 116).
- Honnef-Becker, Irmgard (1998): Der Duden als Malkasten? Zum Wörterbuchgebrauch beim kreativen Schreiben in Deutsch als Fremdsprache. In: *Lexicographica* 14, S. 14-33.
- Katsikas, Sergios (2009): Sind einsprachige Lernerwörterbücher geeignete Hilfsmittel bei der Textproduktion? Vortrag an der IDT in Jena.
URL: http://www.conventus.de/nmtemp/media/6273/idt_2009-programmheft.pdf (gesehen am 13.01.2012)
- López Barrios, Mario (1997): Wörterbuch und Textproduktion. In: *Info DaF* 1(24), S. 3-19.
- Kühn, Peter (2010): Wörterbücher/Lernerwörterbücher. In: Krumm, Hans-Jürgen; Fandrych, Christian; Hufeisen, Britta; Riemer, Claudia (Hg.): *Deutsch als Fremd- und Zweitsprache. Ein internationales Handbuch*. Berlin: De Gruyter / Mouton, S. 304-315 (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 35.1).
- Kispál, Tamás (2004): Benutzung von ein- und zweisprachigen Wörterbüchern des Deutschen und des Ungarischen bei Germanistikstudenten in Ungarn. In: Czicza, D.; Hegedűs, I.; Kappel, P.; Németh, A. (Hg.): *Wertigkeiten, Geschichten und Kontraste. Festschrift für Péter Bassola zum 60. Geburtstag*. Szeged: Grimm, S. 265-281.
- Köster, Lutz; Neubauer, Fritz (1994): Langenscheidts Großwörterbuch Deutsch als Fremdsprache und seine Benutzer. In: *Fremdsprachen Lehren und Lernen* 23, S. 221-234.
- Lütge, Christiane (2002): *Syntagmen und Fremdsprachenerwerb*. Frankfurt: Lang.
- Muráth, Judit (2002): *Zweisprachige Fachlexikographie*. Budapest: Nemzeti Tankönyvkiadó.
- Reder, Anna (2006): *Kollokationen in der Wortschatzarbeit*. Wien: Praesens.
- Reder, Anna (2011): Kommen Kollokationen in Mode? Kollokationskonzepte und ihre Umsetzung in der Didaktik. In: *linguistik-online* 2011, 47/3.
URL: http://www.linguistik-online.de/47_11/reder.html (gesehen am 07.02. 2012)
- Scherfer, Peter (2001): Zu einigen wesentlichen Merkmalen lexikalischer Kollokationen. In: Lüger, Heinz-Helmut; Lorenz-Bourjot, Martin (Hg.): *Phraseologie und Phraseo-didaktik*. Wien: Edition Praesens, S. 3-21.
- Wiegand, Herbert Ernst (1998): *Wörterbuchforschung. Untersuchungen zur Wörterbuchbenutzung, zur Theorie, Geschichte, Kritik und Automatisierung der Lexikographie*. 1. Teilband. Berlin / New York: De Gruyter.
- Wingate, Ursula (1999): Schwierigkeiten beim Gebrauch eines einsprachigen Wörterbuchs. In: *Informationen Deutsch als Fremdsprache*. 26/5, S. 441-457.

Wörterbücher

Kollokationswörterbuch:

Quasthoff, Uwe (2010): *Wörterbuch der Kollokationen im Deutschen*. Berlin: De Gruyter.

LDaF:

Götz, Dieter; Haensch, Günther; Wellmann, Hans (Hg.) (2007): Langenscheidt Großwörterbuch Deutsch als Fremdsprache. Neubearbeitung. Berlin: Langenscheidt.

PDaF:

Balhar, Susanne (2006): PONS Großwörterbuch Deutsch als Fremdsprache. Stuttgart: Pons.

Tschirner, Erwin (2008): Grund- und Aufbauwortschatz Deutsch als Fremdsprache nach Themen. Berlin: Cornelsen.

WDaF :

Hermann, Ursula (2008): Wahrig Großwörterbuch Deutsch als Fremdsprache. Berlin: Bertelsmann / Cornelsen.

Wortschatzportal der Universität Leipzig: <http://wortschatz.uni-leipzig.de>

Rezensionen

— |

| —

— |

| —

Balogh, András F.: Herta Müller útja a Nobel-díjig. Kismonográfia. [Der Weg Herta Müllers bis zum Nobelpreis] Budapest: Littera Nova, 2011. 138 S.

Über Herta Müller heutzutage zu schreiben, kann ein schwieriges Unterfangen sein. Erstens weil der Nobelpreis sie auf die höchsten Gipfel der Anerkennung geschleudert hat, was eine fast rasante Auseinandersetzung mit ihr und vor allem mit ihrem Werke zur Folge hatte,¹ sodass sich nun jeder Forscher, der sich diesem Thema widmen möchte, tatsächlich fragen muss, ob er etwas Neues sagen kann. Und zweitens liegt die Schwierigkeit in ihrem Werk selbst. Ihr „fremder Blick“, ihre „erfundene Weltanschauung“ – so wurde ihre schriftstellerische Leistung gestempelt – und nicht letztthin die neue Ausdrucksweise, mit der H. Müller die deutsche Literatur bereichert, machen ihr Werk nur schwer deutbar. Umso riskanter mutet demzufolge eine neue Veröffentlichung über die Nobelpreisträgerin an. Und dennoch...

Als sich der Germanist András F. Balogh entschied, ein Buch über Herta Müller herauszubringen, so nicht aus dem Wunsch heraus mit den anderen Müller-Forschern zu konkurrieren, sondern ganz offensichtlich um eine

Lücke auf dem ungarischen Buchmarkt zu füllen. Denn die 2011 erschienene Kleinmonographie² mit dem suggestiven Titel *Der Weg Herta Müllers bis zum Nobelpreis* erweist sich keineswegs als das, was man im üblichen Sinne des Wortes unter Monographie versteht.³ Wenn sich der Leser darunter einen detaillierten Lebenslauf der Schriftstellerin erhofft, so mag sich bei ihm womöglich ein gewisses Gefühl der Enttäuschung einstellen. Denn davon ist nicht die Rede. Einzig die am Ende beigefügten Fotos aus den verschiedenen Lebensperioden der Autorin kommen diesem Erhoffen nahe. Balogh geht einen umgekehrten Weg: er geht von den Werken Müllers aus und erläutert Biografisches nur insofern dies für die Deutung des Werks von Belang ist. Was man zu lesen bekommt, könnte eine literarische Biografie genannt werden. Denn Herta Müllers Weg bis zum Nobelpreis bedeutet nicht ihre Lebensstationen: von der Geburt (mit all dem dazu gehörigen Zubehör: Stammbaum, schulische Leistungen usw.) bis zu dem denkwürdigen

¹ Wenn man sich nur auf das Internet bezieht, so erscheinen beim Eintippen der Wörter „Herta Müller Kritik“ 11 Seiten, in denen man Rezensionen, Auseinandersetzungen mit ihrem Werk oder Stellungnahmen zum Nobelpreis lesen kann.

² Balogh F. András (2011), *Herta Müller útja a Nobel-díjig. Kismonográfia*, Littera Nova Kiadó: Budapest.

³ „In sich geschlossene, systematisch [...] möglichst erschöpfende Darstellung (...) einer Einzelpersönlichkeit.“ In: Gero von Wilpert, *Sachwörterbuch der Literatur*. Stuttgart: Kröner 1989.

November 2009, sondern ihrem schriftstellerischer Weg, denn – wie Balogh treffend bemerkt – sie hat ihr Leben der Literatur verschrieben (vgl. S. 52). Folglich erweist sich die vom ungarischen Germanisten gewählte Vorgehensweise als die, die am besten dem Wesen der Schriftstellerin entspricht.

Das Büchlein (A5 Format, 138 Seiten) entspricht dem Vorhaben, das sich Balogh gesetzt hat. Es ist nur eine Kleinmonographie, wobei hier „nur“ nichts Pejoratives bedeutet, sondern auf die Intention des Autors verweist, keine Exhaustivität angestrebt zu haben. Noch nicht, könnte man hinzufügen, denn die Forschertätigkeit setzt ja weiter fort, wie der letzte Satz lautet. (Vgl. S. 107)

Mit Herta Müller und ihrem Werk haben sich viele beschäftigt, ihren Lebenslauf kann man im Internet herunterladen, aber der Germanist möchte dem ungarischen Publikum ihre literarische Entwicklung veranschaulichen, ihre Wurzeln, ihre Beziehungen zu den Nachbarliteraturen (lies: ungarische Literatur).

Die sieben Kapitel, in die die Monographie unterteilt ist, führt den Leser durch das, was Balogh den Mythos H. Müller nennt, Mythos, zu dessen Entstehung schon die Anfänge in Rumänien geführt haben. Was darunter zu verstehen ist, erfährt man schon im 1. Kapitel: *Mítosz születik: A tehénpásztorokodástól a Nobel-díjig* (Ein Mythos ist entstanden: Vom

Kühehüten bis zum Nobelpreis). Hier nennt der Autor die drei Elemente, die zur Mythos-Entstehung beigetragen haben: 1. Durch ihre Biografie macht Herta Müller deutlich, dass man egal unter welchen Umständen man geboren ist, die höchsten Stufen des Parnassus erreichen kann. 2. Der Nobelpreis stellt den Sieg des Widerstandes, der Wahrheit und der Freiheit und nicht letztendlich 3. den Sieg der Frau in einer Männerwelt dar.⁴ Von diesem Blickwinkel aus begibt sich Balogh auf eine Fahrt zu den Anfängen hin. Im 2. Kapitel: *Írás és felelősség* (Schreiben und Verantwortung) verweist der Autor auf die zwei in Rumänien erschienenen Prosaabände, durch die der Westen auf sie aufmerksam wurde. Und schon hier sind die Wurzeln des H. Müller-Mythos' zu suchen. Mythos, der durch die Zerstörung zweier anderer Mythen entstand: desjenigen von der moralischen Welt der Banater-Schwaben und desjenigen von dem besten aller Welten, wofür sich der Kommunismus verantwortlich sah.

Wenn Balogh den Grund des Mythos-Entstehens aufspüren möchte, so darf er sicher nicht hier stehen bleiben. Im 3. Kapitel *A romániai német irodalom léttapasztalata* (Die Erfahrung der rumäniendeutschen Literatur) begibt er sich noch tiefer in die Geschichte und gelangt bis ins 18. Jahrhundert, als die deutschen Teile des heutigen Rumänien zu Ungarn und Russland gehörten. Und so bekommt der Laie ebenso wie der Sachkundige

⁴ Ebenda, S. 7.

einen Unterricht in der Geschichte einer Volksgruppe, die trotz ihrer Zugehörigkeit zur deutschen Kultur, in breiten Kreisen unbekannt geblieben ist. Auf mehr als 20 Seiten führt uns der Autor über 200 Jahre Geschichte vor Augen, Jahre die sich – sicher indirekt und sehr oft aus einer kritischen Perspektive – in Herta Müllers Werken wiederfinden. Wenn die Geschichte eine Wurzel in ihrer Formung als Schriftstellerin darstellt, so stellt sich als noch prägnanter für ihre literarische Entwicklung der Kreis um Richard Wagner dar, dem das 4. Kapitel gewidmet ist: Richard Wagner, a barát, a férj és a társ (Richard Wagner, der Freund, der Ehemann und der Genosse). Vielleicht ein bisschen zu eingehend für ein Buch, das Herta Müller als Protagonistin hat, analysiert der Germanist das Werk Richard Wagners, wobei er sich nicht nur auf seine Anfänge (Gedichte) einlässt, sondern auch die Prosawerke, die schon in Deutschland veröffentlicht wurden (Miss Bukarest, Der leere Himmel. Reise in das Innere des Balkan oder Der deutsche Horizont. Vom Schicksal eines guten Landes) deutet. Sieht der Rezensent in der Ausführlichkeit einen Mangel, so kann sich dies aber auf den Leser positiv auswirken, denn dadurch gewinnt das Werk Herta Müllers ein noch Mehr an Glaubwürdigkeit und Authentizität.

Die nächsten drei Kapitel beziehen sich auf drei Aspekte, die ihr Schriftstellerdasein bestimmten. Ihre Zugehörigkeit zur Minderheitengruppe der Banater Schwaben, wie auch ihr Leben unter der Diktatur werden der Nährboden für all ihre Schriften sein.

Daher betitelt Balogh den 5. Teil Herta Müller történeti olvasatban (Herta Müller – die historische Leseweise). Die Geschichte, sei es deutsche südosteuropäische, südosteuropäische oder innerdeutsche Geschichte, ist die wahre Protagonistin all ihrer Werke.

Durch die Auswanderung (6. Kapitel: Migráció/kivándorlás/áttelepedés/emigráció – Migration, Auswanderung, Niederlassung, Emigration) reiht sich Müller in die Reihe von Paul Celan, Rose Ausländer u. v. a., die infolge des Zweiten Weltkrieges gezwungen wurden, ihr Heimatland zu verlassen. Sie kann jedoch nicht ganz kategorisch zur Migranteliteratur der modernen Zeiten gezählt werden, da Deutsch ihre Muttersprache ist. Jedenfalls nimmt mit der Niederlassung in Berlin die Anfangsphase ihres Schaffens ein Ende. In ein anderes Umfeld gelangend, aus der Peripherie ins Zentrum geschleudert, wird es ihr gelingen, sich innerhalb der binnendeutschen Literatur zu etablieren, sodass sie heute ohne Weiteres als Berliner Schriftstellerin gelten kann – so Balogh. Aber eben diese Verzweigung, die Zugehörigkeit zur deutschen Minderheit und gleichzeitig zu den Binnendeutschen, machen ihr Werk nur schwer auslegbar.

Mit den Németszági évek (Jahren in Deutschland, 7. Kapitel) endet der Kreis, den Balogh mit dem Ziel begonnen hat, dem Entstehen eines Mythos' auf die Spur zu kommen. Ihr Themenkreis, ihre neue Ausdrucksweise werden von den deutschen Medien bejubelt, die darin einen neuen Wind in der deutschen Literatur aber auch in der Bewältigung der deutschen

Vergangenheit sahen. Im Nobelpreis sieht er nur eine zur Schau Stellung des Mythos, der schon längst entstand, aber zu dessen Verwirklichung – wie so oft im Leben – die Geschichte beigetragen hat.

Mit dem Buch über Herta Müller hat Balogh nicht nur eine Lücke auf dem ungarischen Buchmarkt gefüllt, sondern er kommt der sachkundigen Leserschaft entgegen und hilft ihr, ohne viel Wissen in Sachen Germanistik, das Werk Herta Müllers zu verstehen. Und trotzdem gehört die Monographie nicht unbedingt zu den populären Schriften, denn der rigoros aufgestellte Quellennachweis am Ende des Buches zeugt ohne Weiteres vom Germanisten Balogh. Dafür sprechen auch die vielen Verweise und Parallelen zur ungarischen und deutschen Literatur. Letztendlich bekommen wir eine kurze Geschichte der südostdeutschen Literatur (wenn man das so nennen kann) zu lesen, sodass der Rezipient nicht nur der Literaturunkundige

sondern auch der Germanist sein kann. Diesen Mittelweg gefunden zu haben, ist sicher ein Verdienst von Balogh. Dass einige Kapitel zu lang ausgefallen sind (wie schon oben erwähnt) oder dass vielleicht einige geschichtliche Aspekte nuancierter zu behandeln wären, wie auch das Fehlen eines tabellarischen Lebenslaufes der Schriftstellerin können den Wert des Buches nicht mindern. Balogh F András beweist damit nicht nur eine gute Kenntnis des autochthonen Literaturmarktes, sondern des südostdeutschen Literaturphänomens überhaupt. Und es ist ein Kompliment für Balogh wenn man den Kommentar eines Lesers zum Artikel über Herta Müller in der „Zeit online“⁵ liest: „Herta Müller stammt aus dem Banat. Warum berichten deutsche Medien nicht stärker über die Geschichte und Kultur der deutschen Vertreibungsgebiete?“ Was die Deutschen versäumten, versucht Balogh für die Ungarn nachzuholen.

Monika Wikete (Budapest)

⁵ Michael Naumann: Pro Herta Müller: Kitsch oder Weltliteratur? In: DIE ZEIT. 20.08.2009. Nr. 35. <http://www.zeit.de/2009/35/L-B-Mueller-Pro>

Bausch, Karl-Richard; Burwitz-Melzer, Eva; Königs, Frank G.; Krumm, Hans-Jürgen (Hg.): Fremdsprachen lehren und lernen: Rück- und Ausblick. Arbeitspapiere der 30. Frühjahrskonferenz zur Erforschung des Fremdsprachenunterrichts. Tübingen: Narr, 2011 (= Giessener Beiträge zur Fremdsprachendidaktik). 250 S.

Dreißig Jahre sind in der Geschichte des Sprachenlernens nur ein Augenblick – mit diesen Worten ist das Arbeitspapier von Friderike Klippel zur 30. Frühjahrskonferenz zur Erforschung des Fremdsprachenunterrichts übertitelt. Dass dreißig Jahre im Leben einer jungen Wissenschaft doch sehr viele neue Erkenntnisse und Fragen – oder aber auch komplette Kehrtwenden – mit sich bringen können, beweist der Sammelband mit den Beiträgen der Konferenzteilnehmer, die seit 1980 jährlich zusammenkommen, um neue Forschungsfragen zu formulieren und zu der aktuellen Entwicklung in Wissenschaft und Bildungspolitik Stellung zu nehmen. Seit 1982 ist die Justus-Liebig-Universität Gießen Gastgeber dieser Tagungen. Der aktuelle Konferenzband gliedert sich in drei Teile: Einer Diskussion von Forschungsansätzen folgen Einblicke in einzelne Forschungsschwerpunkte, Wege der empirischen Forschung runden das Bild ab.

Vor 30 Jahren hielt noch die Frage nach dem Wie die meisten Wissenschaftler in Atem – sprich: Wie wir den Fremdsprachenunterricht erforschen. Heute gehen wir der Frage nach, wozu wir Fremdsprachen lernen, wie Herbert Christ in seinem Arbeitspapier (S. 11ff) darauf hinweist. Nicht nur diese Verschiebung ist bemerkenswert,

sondern die Vielfalt der aktuellen Forschungsschwerpunkte. Gnutzmann (S. 17ff) nimmt diese Vielseitigkeit in den Blick: Bilingualer Sachfachunterricht, Früherwerb, Mehrsprachigkeit und nicht zuletzt lern- und lehrbezogene Szenarien als Antwort auf die Dominanz des Englischen sind nur einige Beispiele dafür. Statt einer Bilanz der vergangenen 30 Jahre richtet Hufeisen (S. 26ff.) den Blick nach vorne und steckt drei Interessensfelder für ihre künftige Forschung ab: multiples Lernen aus der Perspektive der DaZ, Textkompetenz und Schreiben aus der Perspektive der L3 sowie blended learning. Den Aspekt der Vernetzung von Wissenschafts-, Berufsfeld- und Subjektorientierung bringt Kurtz (S. 84) ins Spiel und bemängelt gleichzeitig eine konsequente Umsetzung einer Subjektorientierung. Krumm beklagt eine Fehlentwicklung in der Lernerorientierung und sieht angesichts der kognitivistischen Engführung „unserer Wissenschaft“ weiteren Diskussionsbedarf. Anstelle einer lerngeschichtlichen Differenzierung finde eine Verstofflichung und eine Hinwendung zu quantitativen Studien und somit zu Prüfungen statt, „auch wenn diese nicht immer so genannt werden“, so Krumm. (S. 80).

Der Blick in die einzelnen Forschungsbereiche erweist sich als nicht

minder interessant: Die Wichtigkeit der fremdsprachlichen Textkompetenz als komplexer Fähigkeit unterstreicht Aguado (S. 107). Sie betrachtet diese als einen soziokognitiven Prozess und stellt Überlegungen zur Transferierbarkeit der L1-Textkompetenz beim Aufbau einer L2-Textkompetenz an. Den Strukturwandel der Öffentlichkeit spricht der Beitrag von Küster (S. 138) an, der sich mit dem vernetzten und vernetzenden Lernen als neuer Herausforderung auseinandersetzt. Auch Schmelter (S. 148) orientiert sich an den veränderten Bedingungen des Fremdsprachenunterrichts, wenn er sich fragt, welche Rolle Lehrwerke im Unterricht spielen, und ob das klassische Schülerbuch als zentraler Ankerpunkt des Unterrichts auch weiterhin geeignet ist, seine Funktion zu erfüllen.

Die ewige Diskussion, wie viel Empirie der Fremdsprachenunterricht verträgt und wie viel Unbehagen sie ihm bereitet, durchzieht das empirische Kapitel. Quetz (S. 184) beschreibt anhand von etlichen Projekten die Diskrepanzen zwischen Lerner-, Kompetenz- und Standardorientierung, lotet Vor- und Nachteile forschungsmethodischer Konzepte aus und befürwortet zum Schluss eine stärkere Orientierung an quantitativen Verfahren und Studien

mit mixed designs. Roche (S. 204) skizziert die kognitions- und erwerbslinguistischen Schwerpunkte der künftigen Sprachlehr- und Sprachlernforschung. Rösler (S. 216) nimmt sich die Leitkonzepte der Sprachlehrforschung vor und untersucht sie unter dem Aspekt der Empirie, der Interdisziplinarität und des Lernerbezugs, ohne dabei mit Lob und wohlwollender Kritik zu sparen.

Am Ende steht ein Gedankenexperiment, eine satirische Zeitreise mit einem fiktivem Ausblick von Zydatiř (S. 237) mit dem Titel „Die Zukunft war früher auch besser“, der das bunte Gemisch komplettiert, das sich den Lesern des Bandes bietet, der mit Sicherheit nicht den Anspruch erhebt, einen der vielen Forschungsbereiche zu vertiefen. Die 23 Beitragenden, die hier alle zu nennen nicht möglich gewesen wäre, zeichnen jedoch selbst für wissenschaftlich Unbefangene ein klares und facettenreiches Bild über die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft eines Faches. Die Fülle der angesprochenen Themen steht sehr wohl auch für die vielfältigen Forschungsmöglichkeiten und die eigenartige Dynamik des Faches.

Zoltán Csörgő (Budapest)

Bibza, Gábor: Die deutschsprachige Leichenpredigt der frühen Neuzeit in Ungarn (1571-1711). Münster: LIT-Verlag, 2010 (= Arbeiten zur Historischen und Systematischen Theologie 15). 412 S.

Zu Beginn des 3. Jahrtausends melden sich neue Tendenzen zur Interdisziplinarität, die das Interesse der Einzelphilologien vom fast ausschließlichen Untersuchungsobjekt Buch auch auf andere Formen von Medialität lenken. Mediävistik wie Frühneuzeitforschung können einfach nicht umhin, auch spezielle Textsorten in ihre Fragestellungen einzubeziehen. Diese Textsorten sind mit dem modernen Literaturbegriff nur partiell zu decken, bei der Auseinandersetzung mit ihnen muss unter Umständen der mediale Aspekt berücksichtigt werden. Auch in der Leichenpredigt liegt solch eine literarische Gattung vor. Sie gehört zu den Personalschriften, die zu den unterschiedlichsten Stationen im Leben eines Menschen (Geburtstagen, Taufen, Verlobungen, Hochzeiten, Amtseinführungen, Jubiläen und zum Tod) verfasst und nicht selten auch gedruckt wurden. Durch Erwartung wie gesellschaftliches Denken geprägt, vermitteln sie einen geschmacksveredelnden Wert. Die Personenbezogenheit bedeutet demnach keineswegs den Rückzug ins Private. Vielmehr verstehen und äußern sich die Autoren als Gesprächspartner der Gemeinschaft.

Mit der systematischen Behandlung dieser speziellen Gattung der Casualyrik wurde vor etwa vier Jahrzehnten begonnen, als man in der Forschungsstelle für Personalschriften in Marburg die gedruckten Leichenpredigten aus

dem gesamten deutschen Sprachraum sozialhistorischen Fragestellungen unterzog. Seit der Gründung der Forschungsstelle im Jahre 1976 werden in zwei Reihen („Leichenpredigten als Quelle historischer Wissenschaften“ und „Marburger Personalschriften-Forschungen“) Vorträge, Aufsätze, Studien, Bibliographien bishin zu Katalogen von Leichenpredigten-Beständen veröffentlicht. Durch die Nutzung von elektronischen Medien (vgl.: <http://www.personalschriften.de/startseite.html>), die über die moderne Archivierung in unveränderbarer, langzeitiger Aufbewahrung hinaus auch einem breiten Interessentenkreis eine zeitgemäße Form des Zugangs zu den Texten ermöglichen, ist erst überhaupt denkbar geworden, dieses riesige Material (mehrere hunderttausend Datensätze) aus dem deutschsprachigen Raum zu registrieren.

Die ungarländischen Leichenpredigten gelangten in den 80er Jahren in den Mittelpunkt des Forschungsinteresses, als man am Institut für Ältere Ungarische Literatur in Budapest unter der Leitung von Andor Tarnai den Anspruch hegte, über die ungarischsprachigen hinaus auch die lateinischen, die deutschen sowie die slowakischen Texte in die Arbeit miteinzubeziehen. Dieses Vorhaben scheiterte jedoch, bislang kann man bis auf die hier zu erörternde Publikation nur mit der monographischen Bearbeitung der

ungarischsprachigen Leichenpredigten von Gábor Kecskeméti aufwarten.¹ Er ist auch derjenige gewesen, der dazu aufrief, den mittlerweile fallengelassenen Faden wieder aufzunehmen und den Blick auch auf die deutschsprachigen zu richten, zumal die etwa 50-60 Texte immerhin ein Sechstel der in Ungarn erschienenen deutschen Drucke bilden.

Es muss selbstkritisch gesagt werden, dass in dieser Hinsicht auch die ungarische Germanistik mehr Interesse für dieses keineswegs marginale Thema hätte zeigen können. Bisher können nur zwei Arbeiten erwähnt werden, die die deutschsprachigen Leichenpredigttexte behandeln: die der Historikerin Katalin Péter² sowie die kürzlich erschienene des Theologen Gábor Bibza. Auf den ersten Blick scheint dies sogar selbstverständlich, zumal diese Quelle wegen ihrer oft wertvollen biographischen Hinweise auf den Verstorbenen vornehmlich von Historikern benutzt worden sind. Die Schriften der Frühen Neuzeit dienten schon seit eh und je als Korpora für mehrere Disziplinen, allerdings meistens unabhängig voneinander, ohne Bezug auf- und zueinander.

Gábor Bibza behandelt in seiner umfangreichen Arbeit nach einer allgemeinen Darstellung der Gattungsgeschichte die deutschsprachige Leichenpredigt der Frühen Neuzeit in Südosteuropa, hauptsächlich in Ungarn und Siebenbürgen. Der in diesem Zusammenhang als „klassische Periode der Gattung“ in Südosteuropa avisierte Zeitraum dauert von 1571 (erste deutschsprachige Leichenpredigten im Königreich Ungarn) bis 1711 (Niedererschlagung des Rákóczi-Aufstandes). Fünfzig aus dieser Zeitspanne erhalten gebliebene deutschsprachige lutherische Leichenpredigten bilden das Objekt der historischen und theologischen Untersuchung. In der gründlichen Arbeit werden die einzelnen Perioden der Geschichte der ungarländischen deutschen Leichenpredigten dargestellt sowie die Predigttypen unter sozialhistorischen, theologisch-pastoralischen und ansatzweise unter literarisch-ästhetischen Aspekten erörtert. Jedoch was das Letztere betrifft, vertritt der Autor einen keineswegs zeitgemäßen Standpunkt: „Wenn man jedoch eine wertvolle Quellengattung der Kirchengeschichte der Germanistik überlässt,

¹ Kecskeméti, Gábor: *Prédikáció, retorika, irodalomtörténet. A magyar nyelvű halotti beszéd a 17. században.* [Predigt, Rhetorik, Literaturgeschichte. Die ungarischsprachige Leichenpredigt im 17. Jahrhundert.] Budapest, Universitas, 1998 (*Historia Litteraria* 5.)

¹ Péter, Katalin: *Die Leichenpredigt in Ungarn vom 16. bis zum 18. Jahrhundert: Der besondere Quellenwert der deutschen Predigt = Leichenpredigten als Quelle historischer Wissenschaften*, Hrsg. Rudolf LENZ, I, Köln etc., Böhlau, 1975; II, Marburg/Lahn, Schwarz, 1979; III, Marburg/Lahn, Schwarz, 1984, III, 347–360. Vgl. auch: Köblös, Zoltán: *Halotti beszédek az Erdélyi Országos Múzeum és a kolozsvári református kollegium könyvtárában.* [Leichenreden im Siebenbürgischen Landesmuseum und in der Bibliothek des Klausenburger reformierten Kollegs.] Kolozsvár 1905.

fördert dies meiner Meinung nach weder die interdisziplinäre Forschung noch die Leichenpredigtforschung der frühen Neuzeit.“ (S. 35) Bibza erzielt in seiner Arbeit einen nicht unbeachtlichen Erfolg, erschloss er doch ein lange vernachlässigtes Terrain für die (wohlgemerkt: interdisziplinäre) Forschung, auch wenn er in diesem nicht nachvollziehbaren Satz ausgerechnet dagegen spricht. Denn Fragen gibt es noch zahlreiche, die vor allem durch differenzierte kulturhistorische Untersuchungen beantwortet werden können. Was uns, die Vertreter der Germanistik, sehr wohl reizen kann, sind Frage-

stellungen zur sprachlich-rhetorischen Gestaltung, zur sehr wohl anzunehmenden Literarizität und rezeptionsästhetischen Bedeutung der Texte. Rezeption als solche ist keineswegs denkbar ohne eine gegenseitige Einflussnahme, ohne ein Geben und Nehmen, wobei dieses Verhältnis nicht auf der Basis einer Hierarchie steht. Es bedarf wohl keiner Erklärung, dass die deutschsprachige Textproduktion im frühneuzeitlichen Ungarn per se zum Untersuchungsgegenstand der ungarischen Germanistik gehört.

Tünde Katona (Szeged)

Brandl, Sarah Yvonne: Versprachlichte Körper – verkörperte Sprache. Konstruktionen von Identität und Entfremdung in Literatur und Psychologie um 1900. Hamburg: Igel, 2010. 208. S.

Die Auseinandersetzung mit dem Körper erfährt in den letzten Jahrzehnten eine ausgesprochene Konjunktur. Der Text von Sarah Yvonne Brandl schließt an die moderne bzw. postmoderne wissenschaftliche Debatte um den Körper an. Die Identitätskonstruktionen und vor allem die Rolle des Körpers stehen im Mittelpunkt des Interesses der Gender Studies, des Postkolonialismus, der verschiedenen Forschungsansätze zur Performativität etc. An das jeweilige Körperkonzept sind Fragen der Subjektivität und Identität – welche in dem literaturtheoretischen Diskurs ein zentrales und interessantes Forschungsfeld bilden – gebunden sowohl im modernen als auch im postmodernen

Denken. Der Körper kann einerseits eine Art Integrität des Subjektes darstellen, nachdem das Ich in der modernen Identitätskrise 'zerfallen' ist. Auf der anderen Seite erscheint die Körperlichkeit in mehreren literarischen Werken des 20. und 21. Jahrhunderts als metaphorischer Ausdruck der Entfremdung.

Das Buch von Brandl knüpft an den Diskurs um Körper und Identität an, indem es das vielschichtige Phänomen der Wiener Moderne um 1900, als Quellsprung des modernen Denkens erörtert. In der Untersuchung von Sarah Yvonne Brandl werden zum Aspekt 'Körper' und zur Wiener Moderne unter anderem verschiedene Forschungsar-

beiten diskutiert und verschiedene literarische Texte unter die Lupe genommen. Die Literaturwissenschaftlerin möchte einen interdisziplinären Zugang zur Problematik der Moderne anhand von zeitgenössischen Theorien bieten. Die Zielsetzung von Brandl besteht darin, die Metaphern und Analogien der Körperlichkeit im Kontext der Subjektconstitution in der Literatur und in den wissenschaftlichen, vor allem in den psychologischen Theorien zu untersuchen, deren Fachsprache sich zur Zeit der Wiener Moderne herausbildet. Diese Metaphern erscheinen auch in den zeitgenössischen literarischen Texten, sie stammen sogar aus den literarischen Werken. Nach der These der Literaturwissenschaftlerin unterstützt die literarische Metaphorik den Erklärungsbedarf der 'neuen' Theorien (Anfang des 20. Jahrhunderts), andererseits werden literarische Bilder und Analogien aus den theoretischen Texten der Psychologie, Philosophie, Literaturtheorie etc. verwendet.

Die Studie von Brandl organisiert sich um vier größere thematische Bereiche: Körpertheorie; historischer und gesellschaftlicher Hintergrund des Phänomen 'Wien 1900'; 'das Ich und der Körper in der Psychologie' und 'das Ich und der Körper in der Literatur'. Die Abhandlung von Brandl folgt mit diesem thematischen Aufbau einer hergebrachten Herangehensweise zu dem diskutierten Thema. Hier kann man im Voraus die Anmerkung machen, dass das Buch von Brandl sehr stark von einer psychologischen Sichtweise geprägt ist, da sie nicht nur eine promovierte Literaturwissenschaftlerin

sondern auch Dipl.-Psychologin ist. Für einen Literaturtheoretiker sind deshalb die von der Autorin in dem fünften Kapitel analysierten literarischen Beispiele vielleicht am interessantesten. Zu bemerken wäre hier: Während der Titel des rezensierten Werkes einen weiteren Themenbereich andeutet, fokussiert die Abhandlung fast ausschließlich auf die Wiener Moderne. Aber im Zusammenhang mit dem Erscheinungskomplex 'Wien um 1900' können wir in Brandls Buch eine sehr anspruchsvolle, prägnante Abhandlung lesen, die mit gründlicher, relevanter Fachliteratur arbeitet und die für die weiteren Forschungen viele Anregungen im Zusammenhang mit dem diskutierten Themenbereich geben kann.

Der erste thematische Teil stellt also körpertheoretische Ansätze vor, die das Thema der körperlichen Subjektconstitution kulturtheoretisch einleiten. In dem wissenschaftlichen Diskurs werden verschiedene „Blicke“ auf den Körper geworfen, es gibt also unterschiedliche Forschungsansätze im Zusammenhang mit dem Körper, die von der Autorin im ersten Kapitel prägnant, aber ein wenig zu synthetisch zusammengefasst werden. In dem kulturhistorischen, sozialgeschichtlichen Blick erscheint der Körper nach Brandl als „Manifestation von Identität und Subjekt“ (S. 15.), andererseits gilt er als „Instrument der Inszenierung von Lebensstilen“ (S. 15.) oder er fungiert als „Projektionsfläche staatlich-politischer und kirchlicher Herrschaftsansprüche“ (S. 15.). Häufig wird in der historischen Anthropologie der Körper allgemein als ein „Text“ aufgefasst,

den man lesen könne oder der Leib fungiere als „Statthalter des Individuums“ (S. 18.). Im Gegensatz zu den historischen Sozialwissenschaften – in deren Auffassung zu dem „Begreifen“ des Körpers auch die subjektive und biografische Erfahrung des Individuums beiträgt – wird der Leib in der Phänomenologie als ein Grundphänomen verstanden. Der eigene Leib gilt hier als „eine Art absolutes Bezugssystem“. Im Sprechen über ihn wird auch die Problematik der Selbstreferentialität ständig diskutiert. Brandl stützt sich hier unter anderem auf vorhandene Fachliteratur. Nach den phänomenologischen Forschungsansätzen geht es im rezensierten Werk um die zeichentheoretischen Annäherungsweisen an den Körper, die dessen Ausdruckhaftigkeit und „Lesbarkeit“ untersuchen. Die Autorin legt den Prozess dar, wie der Körper durch Kleidung, Gestik usw. eine symbolische Funktion erfüllt und wie er zur „Bühne der Personenidentität“ (S. 26.) wird, was auch heute gültig ist.

Im zweiten größeren thematischen Teil des rezensierten Werkes wird bezüglich der Körper-Problematik das Augenmerk konkret auf das Phänomen „Wien 1900“ gelenkt. Hier werden die wichtigsten Ansätze zur Erklärung der kulturellen Veränderungen um 1900 kurz diskutiert. Die hier relevanten Forschungsansätze befassen sich mit den Veränderungen in der österreichischen Kultur und Gesellschaft um 1900, die als kausale Voraussetzungen für die geistigen Phänomene der Wiener Moderne postuliert werden. In der Wiener Moderne erstehen nach Brandl

die Wurzeln des Modernen Denkens, die der Theorien der Sprachkrise, der Identitätsproblematik, der Relativierung der objektiven Wahrheit, des Zusammenbrechens metaphysischer Gewissheiten usw. – was im relevanten theoretischem Diskurs bereits mehrmals formuliert worden ist.

Im dritten thematischen Schritt wird auf den Problembereich des Ichs und des Körpers vor allem im Bereich der Psychologie eingegangen. Diese Kapitel befassen sich mit den Arbeiten einzelner Personen, wie William James, Ernst Mach und Sigmund Freud. Alle diese Theoretiker formulieren den Zerfall des Ichs, die Parallelen der Seele und des Körpers, und diskutieren die Rolle des Körpers bei der Identitätsbildung. Nach William James sei das Bewusstsein naturwissenschaftlich zu untersuchen. James vertritt die Position des psychophysischen Parallelismus, nachdem alle geistigen Zustände irgendwelche körperlichen Folgen haben und umgekehrt. Das Ich definiere sich – so der Theoretiker – über die zusammenhängenden Gedanken eines Menschen (Vgl. S. 73.). Obwohl um 1900 die Identität keine absolute Gleichheit zwischen den einzelnen Bewusstseinszuständen darstellt, gebe es eine Art Kontinuität zwischen diesen Einzelzuständen. Diese sind nicht als „Stücke“ interpretiert, sondern es gibt eine Art von „Bewusstseinsstrom“ (S. 74.), aber keine klar abgrenzbare Ich-Substanz. Brandl hebt hervor, dass James die Metaphern ‘Fluss’ und ‘Strom’ verwendet, durch die der ‘Mechanismus’ des Bewusstseins „am natürlichsten versinnbildlicht“ (S. 74.)

werden könne. Der Theoretiker stellt fest: Die Wahrnehmung ist eine Konstruktion, die durch Auswahl-Mechanismen des Subjektes entsteht. Hier geht es um eine „funktionelle Identität“ (S. 78.). Die Hauptfunktion des Ich sei die Synthese zwischen den Bewusstseinszuständen. Ähnlich zu James stellt Ernst Mach die Vorstellung über das klar abgrenzbare, konstante Ich in Frage. Er stellt in seinem Werk *Analyse der Empfindungen und das Verhältnis des Physischen zum Psychischen* (1922) fest, dass das Ich unrettbar sei. Das Ich-Bewusstsein erscheint hier als ein bloß „transitorisches, flüchtiges Phänomen, das sich an die umgebende Welt und den zeitlichen Moment verliere“ (S. 85.). Die vermeintlichen Einheiten ‘Ich’ und ‘Körper’ seien nur Notbehelfe zur Orientierung in der Welt und für bestimmte praktische Zwecke. Das Ich bilde keine reale, scharf begrenzte Einheit mehr, sondern eine ideale denkökonomische Einheit. Mit Brandl kann man zusammenfassend sagen, dass die Verunsicherung des Ich, Identitätskrisen, Schizophrenie, Selbstentfremdung, psychogene Körpersymptome und Spaltungserlebnisse im Mittelpunkt der Psychologie um 1900 standen. Zu dieser Zeit arbeitet auch Sigmund Freud – dessen Metapsychologie, die im Zusammenhang mit der wissenschaftlichen, psychologischen Ich- und Körperkonzeption von bahnbrechender Bedeutung ist – stellt die Vorstellung über ein autonomes Ich, die Kontinuität und Beständigkeit der Identität in Frage. Freud vertritt ähnlich zu William James den Stand-

punkt des psychophysischen Parallelismus. In den Studien über Hysterie untersucht Freud eben die Parallele zwischen Seele und Körper. Hier kann man bemerken, dass in der theoretischen Sprache des Psychologen viele Metaphern (‘Apparat’, ‘Spuren’ der Erinnerung, die Bläschenmetapher) zu finden sind. In Freuds Metapsychologie wird angestrebt, den Körper ‘lesbar’ zu machen; die Symptome werden so als körperliche Symbole verschiedener geistiger Assoziationskomplexe gedeutet. Der Körper, ebenso wie die Träume, ist aber nicht eindeutig zu lesen; Brandl diskutiert in diesem Kontext auch die verschiedenen Deutungsprobleme. Die Autorin stellt weiterhin fest: „wie Mach es im Rahmen seiner Wahrnehmungstheorie als unwiederbringlich »unrettbar« bezeichnet hatte, erscheint auch aus psychoanalytischer Sicht die feste Vorstellung einer Ich-Identität nicht haltbar zu sein“ (S. 127.). Die bisher durchschauten theoretischen Ansätze übten einen besonderen Einfluss auf das literarische Schaffen aus, wie wir es in dem folgenden Teil des rezensierten Werkes sehen werden. Hier muss man die Anmerkung machen, dass Brandl während des Rekapitulierens der Forschungsansätze nicht so ausgesprochen die Metaphern der Körperlichkeit und des Ich diskutiert, wie es der Leser nach der Einleitung des Buches erwarten könnte. Die Autorin gibt eher eine prägnante Zusammenfassung der verschiedenen, vor allem psychologischen Forschungsansätze der Wiener Moderne, aber der Leser bekommt keine ausgesprochene Analyse der

Metaphern und Analogien der Körperlichkeit.

Nach den psychologischen und theoretischen Ausführungen bringt Brandl konkrete literarische Beispiele (unter anderem Texte von Hugo von Hofmannsthal, Arthur Schnitzler) zum Thema 'Ich und Körper', also zur Ich-Entfremdung und zur Körper-Konstitution, was aus literaturtheoretischer Perspektive den interessantesten Teil ihres Buches bildet. Brandl hebt hervor, dass in Texten von Arthur Schnitzler das Thema der Ungewissheit und der schon behandelte Zerfall des Ich sehr konsequent zu verfolgen sind. Das Gefühl der Ungewissheit der Protagonisten erscheint charakteristisch in Situationen des Wartens oder in der Form des vermuteten oder erfolgten Betrugens sowie in der Maskenhaftigkeit von Menschen. Die Thematisierung der Vereinzelnung und Verunsicherung „durch die Ungewissheit über das Objekt und die Objektbeziehungen“ (S. 130.) ist auch besonders typisch in den Texten des österreichischen Schriftstellers. Wenn die Protagonisten lange in dem Stimmungszustand der Ungewissheit verharren, verursacht dies einen Bruch in der Wahrnehmung, dies zieht die Erfahrung von Diskontinuität nach sich. In Folge dessen kann man das Gefühl der Entfremdung – das die Wahrnehmung des eigenen Ich, des eigenen Körpers, der Mitmenschen, der Umgebung usw. betrifft – in den Werken von Schnitzler finden. Der Körper hat laut Brandl in einigen Texten von Schnitzler nicht nur eine prophetische Funktion, sondern dieser könne die 'Wahrheit' leiblich aus-

drücken und vermitteln (vgl. S. 136f.). Der Körper fungiert eigentlich als „Lesezeichen für die Ich-Veränderungen“ (S. 136.), als etwas scheinbar Festes. Die Spuren des psychischen Parallelismus sind auch in Schnitzlers Texten präsent: die „Oberfläche des Körpers wird zur Deutungsschicht einer darunter liegenden Motiviertheit“ (S. 138.). Die Bewegung bzw. die Bewegungslosigkeit des Körpers erfüllt eine kommunikative Funktion, aber das 'Lesen' der körperlichen Zeichen (wie Mimik, Gestik, Verhalten oder Somatisierungen) erscheint überwiegend als problematisch.

Die Autorin analysiert auch, welche „Phantasien zur Körpergrenze“ (S. 140) und was für Ich-Konstitution in den früheren Schriften von Hugo von Hofmannsthal präsent sind. Der Schriftsteller problematisiert „den Umgang mit Sprache und dem Verhältnis von Sprache (Bezeichnendem) und Welt (Bezeichnetem)“ (S. 140.) in mehreren seiner Texte. Außerdem ist bei ihm eine ausgeprägte Tendenz zu Polarisierungen vorhanden. Die zentralen Inhalte dieser Polarisierungen sind die Sprache, das Denken, das Schreiben und der Körper, sein Wahrnehmen und Empfinden. Die sprachlich ausgedrückte Körperwahrnehmung bildet eine charakteristische Thematik seiner Werke. Der Körper wird in seinen Texten vor allem an seinen mehr oder weniger stabilen Grenzen wahrgenommen; die Körpergrenzen bilden das Sinnbild der psychischen Struktur. Brandl hebt hervor, dass die Blicke in Hofmannsthals Texten eine besondere Rolle als Auslöser

einer 'Fokussierung' des Körperlichen spielen. Einerseits wird der Blick des Anderen als Bedrohung in Form eines Zwangs zur Selbstreflexion wahrgenommen. Diese Selbstreflexion bedeutet die Erkennung (des Ich) seiner inneren Zerlegbarkeit, seine Entfremdung von sich selbst und auch von den alltäglichen Dingen. Auf der anderen Seite kann der eigene Blick ebenfalls die Fokussierung des Körperlichen auslösen. Dieser Blick wird aber in Hofmannsthal's Texten „zur Möglichkeit, das 'Eigentliche', 'Dahinterliegende' zu erreichen" (S. 143). Die Autorin weist noch darauf hin, dass nicht nur der Blick des Anderen eine „Ich-Abgrenzung und Spaltung in der aufgezwungenen Reflexion" (S. 148) verursachen kann, sondern auch die Sprache selbst. Mit der Sprache trete man nämlich „aus dem Bereich der wortlosen Empfindung in die Bewusstmachung, die ebenfalls als Abgrenzungsstruktur verstanden werden kann (S. 148.), eben wie im *Chandos-Brief*. Das Thema Abgrenzung vs. Verschmelzung „wird sprachlich durch die Auswahl von Bildern und Worten [...] ausgestaltet" (S. 149.). Neben dem Ausdruck des Scheiterns der Sprache, der Angst wegen der Aufspaltung des Ich ist eine ausgeprägte „Sehnsucht nach Verschmelzung und Auflösung der Grenzen zum anderen [...], nach „dem Wunsch, sich »in die Leiber« der anderen hineinzusehen“ (S. 146.) präsent. Nach diesem Wunsch sollten weder die eigene Körpergrenze noch die der Anderen vorhanden sein. Die Autorin diskutiert kurz noch einen interessanten Aspekt in diesem

Kontext, nämlich das Medium Wasser. Durch die Metapher des Wassers und verschiedener Flüssigkeiten werden die Verschmelzung des Ich mit der Natur, mit dem Anderen und eine Art Konsistenz der Identität zum Ausdruck gebracht.

Das letzte (VI.) Kapitel des Werkes bietet eine Zusammenfassung der diskutierten Ansätze des behandelten Themas und bietet auch einen Ausblick an. Die Autorin stellt zusammenfassend fest, dass die zentralen Motive der philosophischen, literaturtheoretischen und psychologischen Diskurse bezüglich des Phänomens 'Wien 1900' die Folgenden sind: Identitätskrise, Wertverlust, Verunsicherung, das In-Frage-Stellen des Absoluten, des Wahren usw. – was in der Forschung bereits bekannt ist. Brandl weist hier darauf hin, dass die allgemeine Verunsicherungsthematik, der Sprachzweifel und die Thematisierung des Körpers zum zentralen Bezugspunkt der Bildlichkeit der literarischen Texte werden – wie es der Leser in den von der Autorin analysierten literarischen Textbeispielen klar nachvollziehen kann. Die Körperwahrnehmung wird sprachlich ausgedrückt und die Körperlichkeit wird für „die sprachliche Vermittlung psychischer Zustände bzw. für Formen der Ich-Konstitution" (S. 173.) instrumentalisiert. Diese Bildlichkeit des Körpers setzt laut der Literaturtheoretikerin eine interaktionistische Metapherntheorie voraus, die als ein heute ganz aktuelles Modell gilt. Nach diesem Modell gibt es für einen metaphorischen Ausdruck keinen 'eigentlichen' Ausdruck, sondern er

hat „im jeweiligen Kontext eine ihm und zwar nur ihm eigene Bedeutung“ (S. 174.) und eine kreative, etwas Neues generierende Funktion. Die Metapher spielt in dieser Auffassung eine wirklichkeitsstrukturierende Rolle und sie wird „nicht nur als poetischer Überschuss, sondern als Handlung und Wahrnehmung organisierend bzw. determinierend verstanden“ (S. 177.). Die Erweiterung des in der Analyse von Brandl diskutierten Metapher-Begriffs (vor allem bezüglich der Körperlichkeit) ermögliche so dem ‚Wesen‘ des Subjektes näher zu kommen. Die Autorin bietet also noch im letzten Kapitel für eine metaphorphologische Analyse wichtige, relevante Gesichtspunkte, die sich vielleicht in ihrem Buch – vor allem in dem theoretischen Teil – nicht so plastisch zeigen, obwohl das eine wichtige Zielsetzung von Brandl war. Wir können behaupten, dass die von der Autorin angesprochene interaktionistische Metaphertheorie die kritischen Herangehensweisen auch in Richtung sowohl der poetischen Sprache, als auch der wissenschaftlichen, theoretischen Sprache motiviert, da sie eine Art sprachliche Selbstreflexion erzeugen kann. Hier gilt aber zu bemerken, dass Theorien eines erweiterten Metapher-Begriffs Hans Blumenberg, Paul de Man schon formuliert haben, deren Gedanken hätte die Literaturwissenschaftlerin verwenden können. Brandl macht noch aber in ihrem Ausblick einige interessante weiterführende Bemerkungen. Laut

der Autorin stellt die Literatur im Allgemeinen häufig „ein Medium zur Bearbeitung oder Verarbeitung von Ich-Rekonstruktionen“ (S. 180.) her. Diese Rekonstruktionen enthalten immer das Bestreben nach Sicherheit, die sich auf eine abstraktere Ebene verschiebt, nämlich auf die Felder von Strukturen und Systemen, durch die vor allem neue Theorien geprägt sind. Die Autorin weist hier darauf hin, dass während die Postmoderne die Absolutheiten leugnet, in den heutigen literaturtheoretischen Abhandlungen eine ständige Steigerung des sprachlichen Abstraktionsgrades zu beobachten sei, was man paradoxerweise als postmoderner Ersatz für Allgemeingültigkeit (für die ‚verlorenen Absolutheiten‘) verstehen könne.

Zusammenfassend kann der Leser die Konsequenz ziehen, dass Sarah Yvonne Brandl in ihrem Buch eine prägnante Zusammenfassung vor allem der psychologischen Forschungsansätze um 1900 zu dem Thema ‚Ich und Körper‘ gibt. Die im fünften Kapitel des Buches diskutierten literarischen Beispiele dienen als Exempeln zu den früher skizzierten Theorien, die konsequent vorgeführt und relevant sind, aber – ähnlich zu dem theoretischen Teil des rezensierten Werkes – können sie vielleicht nicht so viele, handfeste metaphertheoretische Neuheiten bezüglich der Körperlichkeit, des Ich-‚Begreifens‘ aufzeigen.

Katalin Forrai (Pécs)

Hrisztova-Gotthardt, Hrisztalina: Vom gedruckten Sprichwörterbuch zur interaktiven Sprichwortdatenbank. Überlegungen zum linguistischen und lexikographischen Konzept mehrsprachiger Sprichwortdatenbanken. Bern: Peter Lang, 2010 (= Sprichwörterforschung 27). 247 S.

Vorliegende Arbeit beschäftigt sich mit einem sehr aktuellen Thema: wie man den Weg von einem traditionellen Printwörterbuch zu einer modernen interaktiven Datenbank beschreiben kann. Die Monographie ist die Dissertation der Verfasserin, die sich als bulgarisch-ungarische Germanistin diesem Thema anhand von deutschen, ungarischen und bulgarischen Sprichwörtern gewidmet hat.

Der Band lässt sich in zwei Hauptteile gliedern. In den ersten drei Kapiteln, die etwa die Hälfte des Buches ausmachen (S. 13-104), geht die Autorin grundlegenden theoretischen und empirischen Fragen nach. In dem zweiten, aus zwei Kapiteln bestehenden Teil (S. 105-214) werden die Anforderungen an den Aufbau und die Funktionsweise mehrsprachiger Sprichwortdatenbanken systematisiert.

Nach der kurzen Einleitung (Kap. 1: S. 13-19) thematisiert die Autorin „Begriffliche Grundlagen“ (Kap. 2: S. 21-30). Hier geht es um die Definition, Selektion und Klassifikation von Sprichwörtern. Anhand der in der Fachliteratur aufgeführten Sprichwortmerkmale wird eine längere, sinnvolle Arbeitsdefinition gegeben. Im Weiteren wird kurz beschrieben, wie sich Sprichwörter von Sentenz, geflügeltem Wort, Aphorismus und Maxime abgrenzen lassen. Leider findet man in diesem

Abschnitt kein einziges Beispiel, um das Beschriebene zu veranschaulichen. Auch das Thema der Selektion der Sprichwörter und der Klassifizierung der Sprichwörterbücher kommt zu kurz, wobei auch verwunderlich ist, dass bekannte phraseologische Wörterbücher, wie der renommierte Idiomatik-Duden, anscheinend zu den Sprichwörterbüchern gerechnet werden.

In Kap. 3 („Ein- und mehrsprachige Sprichwörterbücher und -sammlungen im Überblick“) (S. 31-104) fasst die Autorin zunächst die Parömiographie des Deutschen, Ungarischen und Bulgarischen zusammen und anschließend analysiert sie ausgewählte Sprichwörterbücher aus neuerer Zeit. Bei der Analyse hebt sie nicht nur die positiven Methoden dieser Sprichwörterbücher hervor, sondern sie geht auch auf ihre Mängel ein. In ihrer Kritik weist sie entsprechend auf die Grenzen der Printwörterbücher hin und nennt in ihrer Vorschau auch zahlreiche Vorteile einer computergestützten Parömiographie (z.B. unbegrenzter Speicherplatz, Verlinkung, Aktualität). Dadurch schafft sie einen guten Übergang zum letzten Abschnitt dieses Kapitels, in dem sie einen guten Überblick über vorhandene elektronische Sprichwortdatenbanken gibt.

Kapitel 4 behandelt „Anforderungen an den Aufbau und die Funktionsweise

mehrsprachiger Sprichwortdatenbanken“ (S. 105-177). Die Autorin nennt zunächst drei grundlegende Anforderungen, denen zuzustimmen ist: die Speicherung der Sprichwörter und der Begleitinformationen in elektronischer Form, die zusätzliche Dokumentation der Sprichwörter der Moderne, zahlreiche Zugriffsmöglichkeiten. Die Erläuterungen der Anforderungen werden nach der metalexikographischen Methode in makro-, mikro- und mediostrukturelle Teilabschnitte gegliedert.

Bei den makrostrukturellen Anforderungen zu den Auswahlkriterien ist es zu begrüßen, dass die Autorin nicht nur das Sprichwort-Minimum, sondern auch das in letzter Zeit häufiger thematisierte Sprichwort-Optimum berücksichtigt. Sie plädiert allerdings für ein „maximalistisches“ Vorgehen, indem in der Datenbank obsolete, aktuelle und auch ganz neue Sprichwörter, mit ihren dialektalen und regionalen Varianten aufgeführt werden. Aufgrund des in vorhandenen Sprichwörterbüchern häufig vorherrschenden terminologischen Wirrwarrs ist es ebenfalls positiv zu bewerten, dass in die von Hrisztova-Gotthardt vorgeschlagene Sprichwortdatenbank „ausschließlich Texte aufgenommen [werden], die im Sinne der Definition als Sprichwörter oder ihre Sonderformen (Wettersprichwörter, Antisprichwörter) zu kennzeichnen sind“ (S. 107).

Auch in Bezug auf die Mikrostruktur lässt sich ein maximalistisches Vorgehen verwirklichen. Am Beispiel von vorhandenen deutschen, ungarischen und bulgarischen Sprichwörterbüchern

nennt die Autorin all die Begleitinformationen, mit denen die Wörterbucheinträge in einer Sprichwortdatenbank versehen werden sollten (Datenquellen, Angaben zu Varianten, Markierungen, Angaben zur Bedeutung und Herkunft). Von den hier zusammengetragenen Angabentypen sind einige besonders erwähnenswert, weil sie in Printwörterbüchern häufig zu kurz kommen, aber die behandelte Sprichwortdatenbank ihre ausführliche Beschreibung erlaubt, z.B. Graffiti als Datenquellen, diatopische Varianten, regionaler Gebrauch, kommunikative Funktionen. Eine elektronische interaktive Sprichwortdatenbank kann die Problematik der selbst unter Forschern oft umstrittenen Markierungen bei den einzelnen Sprichwörtern in der Tat mindern, zumindest die Aktualität der Markierungen behalten.

Die Autorin gibt auch über die in Printwörterbüchern spärlich vorhandenen thematischen Klassifikationssystemen (z.B. Permjakov, Kuusi) einen kurzen Überblick. Sie kritisiert vor allem (zu Recht) die deduktive Methode dieser Klassifikationen, weil Sprichwörter in diesen Systemen nur in bereits etablierte Gruppen eingeordnet werden können. Deshalb schlägt sie eine induktive Methode vor, bei der „von unten nach oben ein Kategorienbaum erstellt“ wird (S. 145), „anhand von konkretem Sprachmaterial aufgebaut“ (S. 147). Eine Abbildung mit Beispielen (S. 146) hilft dieses Vorgehen zu verstehen. Des Weiteren ist es schätzenswert, dass auch eine Option zur Klassifizierung der Sprichwörter nach ihrer syntaktischen Formel

(*Besser X als Y; Je X, desto Y*) in der Sprichwortdatenbank vorgesehen ist. Letzteres könnte nicht zuletzt wegen des aktuellen Interesses der Konstruktionsgrammatik an vorgeformten Spracheinheiten relevant sein.

Die paradigmatischen lexikalisch-semanticen Relationen (z.B. Synonymie, Antonymie, Hyponymie) lassen sich in gedruckten Sprichwörterbüchern nur sehr sporadisch verfolgen. Auch aus diesem Grund kann die Option zur Klassifizierung von Oberflächenbegriffen, wobei die Option sich nach dem Modell der paradigmatischen lexikalisch-semanticen Relationen richtet, in der Sprichwortdatenbank von großem Nutzen sein. Kontextbelege sowie Äquivalente aus anderen Sprachen, die in diesem Abschnitt ebenfalls (etwas zu kurz) behandelt werden, sind unverzichtbare Angaben in der thematisierten Sprichwortdatenbank. Der Behandlung der Antisprichwörter wird etwas mehr Platz eingeräumt, was der häufigen Abwandlung der Sprichwörter, ihren verschiedenartigen Transformationsmöglichkeiten und der Notwendigkeit der Beschreibung ihrer Kodifizierung zu verdanken ist.

Einer der wichtigsten Vorteile der elektronischen Wörterbücher gegenüber Printwörterbüchern ist die Möglichkeit des Einsatzes von zahlreichen Zugriffsmöglichkeiten. Die von der Autorin vorgestellte Sprichwortdatenbank könnte eine sehr komplexe Zugriffsstruktur haben. Dabei könnte man nicht nur nach den Komponenten der Sprichwörter suchen, was auch in vielen Printwörterbüchern gegeben ist.

Die von der Autorin dargelegte Forderung der Suche nach den Flexionsformen der Komponenten, synonymen und antonymen Sprichwörtern, sprichwörtlichen Strukturmodellen, äquivalenten Sprichwörtern in anderen Sprachen und thematischen Kategorien, ist aus der Sicht sowohl der Parömiographie als auch der Nutzer sinnvoll und auch eine berechtigte Erwartung gegenüber einer modernen Sprichwortdatenbank.

Kapitel 5 thematisiert „Möglichkeiten der technischen Realisierung“ (S. 179-214). Für die technische Realisierung der vorgestellten Sprichwortdatenbank schlägt die Autorin die objektorientierte Programmierung (OOP) vor. In diesem Abschnitt wird auf die nötige linguistische Annotierung der Sprachdaten, mit Bezug auf Wordnet, ISO und SQL eingegangen.

Das große Verdienst der vorliegenden Arbeit von Hrisztova-Gotthardt ist, dass sie – ausgehend von Vor- und Nachteilen einiger vorhandener prominenter deutscher, ungarischer und bulgarischer sowie zwei- und mehrsprachiger gedruckter Sprichwörterbücher und der einschlägigen parömiographischen Fachliteratur – ein ausgezeichnetes Konzept multilingualer Sprichwortdatenbanken entwickelt hat. Durch die systematische Präsentation der Anforderungen an den Aufbau und die Funktionsweise mehrsprachiger Sprichwortdatenbanken hat sie den Parömiologen, Lexikographen und Softwareentwicklern eine Vorlage zur Diskussion gestellt.

Es sei an dieser Stelle angemerkt, dass die fünfsprachige Sprichwortplatt-

form (www. sprichwort-plattform.org), die als Ergebnis eines zweijährigen Projekts (2008-2010) entstanden ist und im Internet zur freien Verfügung steht, vielen auch von der Autorin des

vorliegenden Buches erwähnten Anforderungen an eine moderne interaktive Sprichwortdatenbank gerecht wird.

Tamás Kispál (Szeged)

Ilse, Viktoria: Wirtschaftsdeutsch in Ungarn – Position, Bedarf und Perspektiven. Die Vermittlung von Wirtschaftsdeutsch im DaF-Unterricht in Ungarn. München: Iudicium, 2011. 174 S.

Dass zum Thema Wirtschaftsdeutsch in Ungarn bisher lediglich drei kürzere Fachartikel¹ erschienen sind, ist in Anbetracht der hohen praktischen Relevanz des Themas eindeutig als Versäumnis der ungarischen DaF-Forschung zu bewerten. Aus dieser Sicht füllt die nun in Buchform vorliegende Dissertation von Viktoria Ilse eine Forschungslücke, indem sie eine umfassende Darstellung der Position von Wirtschaftsdeutsch in Ungarn dar- bietet.

Vor diesem Hintergrund erscheint die Zielstellung der Arbeit – nämlich die „Feststellung des Stands“ und die „Überprüfung des Bedarfs von Wirtschaftsdeutsch im DaF-Unterricht

in Ungarn“ sowie der „Rückschluss auf eventuelle Veränderungen“ (S. 15) – als große Herausforderung, der die Autorin durch eine breite Perspektive gerecht zu werden versucht. Allein schon die Themen der einzelnen Kapitel hätten je eine eigene Monografie verdient: 1. Bedarf und Position von Deutsch in Ungarn, Sprachenpolitik, Arbeitgeberbedarf; 2. Position von Wirtschaftsdeutsch in Ungarn, der Bildungsmarkt; 3. Wirtschaftsdeutsch an der TU Budapest, Arbeitnehmerbedarf; 4. Perspektiven für den Wirtschaftsdeutsch-Unterricht in Ungarn, didaktisch-methodische Empfehlungen.

Das erste Kapitel gibt einen Überblick über relevante sprachpolitische

¹ Dannerer, Monika: Wirtschaftsdeutsch in Ungarn. Eine empirische Studie über Bedarf und Probleme. In: InfoDaF 3/1992, S. 335-349.

Gyáfrás, Edit 2004: Die Stellung des Wirtschaftsdeutschen als Fremdsprache. In: Czicza, Dániel; Hegedűs, Ildikó; Kappel, Péter; Németh, Attila: Wertigkeiten. Geschichten und Kontraste. Festschrift für Peter Bassola zum 60. Geburtstag. Szeged: Grimm 2004, S. 255-265.

Komáromy, András: Wirtschaftsdeutsch in Ungarn. In: Kostrzewa, Frank; V. Rada, Roberta (Hg.): Deutsch als Fremdsprache und Minderheitensprache in Ungarn. Historische Entwicklung, aktuelle Tendenzen und Zukunftsperspektiven. Baltmannsweiler: Schneider Verlag Hohengehren 2010, S. 180-196.

Tendenzen, ungarische bildungspolitische Maßnahmen und die deutsche Sprache in Ungarn. Im Anschluss daran wird die Rolle Deutschlands als Ungarns wichtigstem Wirtschaftspartner erörtert und die Ergebnisse einer eigenen Befragung deutscher Direktinvestoren über Bedarf an Deutsch sprechendem Personal und ihre konkreten Anforderungen an die fremdsprachlichen Kompetenzen ihrer Mitarbeiter präsentiert, ergänzt mit einem Interview mit der Leiterin Personalberatung einer deutschen Beratungsgesellschaft. Was die Position von Wirtschaftsdeutsch in Ungarn betrifft, konzentriert sich die Verfasserin aus Platzgründen auf die Rolle deutscher Institutionen und Unternehmen. Bei der Darstellung der historischen Entwicklung deutsch-ungarischer Beziehungen kann bemängelt werden, dass hierbei wichtige Aspekte unberücksichtigt bleiben und das Augenmerk hauptsächlich auf die ungarndeutsche Minderheit gerichtet wird. Eine alle Aspekte umfassende Beschreibung der deutsch-ungarischen Sprachkontakte aus wirtschaftlicher Sicht bleibt also eine (wichtige) Aufgabe für die künftige Forschung.

Trotz der oben festgestellten Beschränkung auf die deutsche Perspektive und deutsche Direktinvestoren gelingt es der Autorin aber, die Wichtigkeit von Wirtschaftsdeutsch in Ungarn mit überzeugenden Daten zu beweisen und Defizite auf der Seite der Arbeitgeber zu ermitteln, die sich auf die produktiven Fertigkeiten der Arbeitnehmer beziehen. Außerdem wird der schwerwiegende Fakt festgestellt,

dass die in Ungarn sehr verbreitete Orientierung auf Sprachprüfungen aus der Sicht des Arbeitsmarktes nicht begründet ist.

Besonders gut gelungen sind die Ausführungen im zweiten Kapitel zum Untersuchungsgegenstand Wirtschaftsdeutsch, die auf Erkenntnissen der Fachsprachenforschung und der Fachsprachendidaktik basieren. Das Problem der schweren Definierbarkeit des Begriffes Wirtschaftsdeutsch wird dadurch behoben, dass im Zeichen eines handlungsorientierten Ansatzes die wichtigen Zielkompetenzen beschrieben werden.

In der zweiten Hälfte des zweiten Kapitels bekommt der Leser äußerst wertvolle Informationen über die Vermittlung von Wirtschaftsdeutsch in Ungarn, wobei neben den Kursangeboten die (in Ungarn so wichtigen) Sprachprüfungen und die verwendeten Lehrwerke analysiert werden, es wird sogar ein Interview mit einer Lehrbuchautorin präsentiert, woraus sich die wichtige Konsequenz hinsichtlich der Umsetzung der Zielkompetenzen ableiten lässt: „Es besteht [...] eine Diskrepanz zwischen der Forderung nach der Handlungsfähigkeit in der berufsbezogenen Kommunikation und den regional zur Verfügung stehenden Mitteln.“ (S. 144)

Das dritte Kapitel bietet einen Einblick in den Wirtschaftsdeutsch-Unterricht an der TU Budapest, es wird also auf eine wichtige Gruppe von künftigen Arbeitnehmern und ein wichtiges Exempel im Hochschulbereich konzentriert. Dadurch gewinnt man Einsichten in die Umsetzung der

formulierten Zielkompetenzen im Unterrichtsalltag (auch von der Lehrerseite) und die Erwartungen der Studierenden. Interessant ist, dass das Ergebnis der Befragungen und der Interviews mit dem der Arbeitgeberbefragung im Einklang steht, nämlich dass „das Ziel des Wirtschaftsdeutsch-Unterrichts das der Handlungsfähigkeit in der berufsbezogenen Kommunikation sein muss.“ (S 145). Wahrscheinlich hätte die Untersuchung im Kreis der Kursteilnehmer und Veranstalter von firmeneigenen Wirtschaftsdeutsch-Kursen (die in Ungarn einen nicht zu vernachlässigenden Bereich darstellen), zu einem ähnlichen Ergebnis geführt.

Die gewonnenen Erkenntnisse aus den empirischen Analysen des Arbeitgeberbedarfs, des Bildungsmarktes und des Arbeitnehmer-Angebots werden in Kapitel 4 zusammengeführt, die Defizite skizziert und auf dieser Grundlage Empfehlungen für die Behebung der existenten Probleme unterbreitet. Die von der Autorin konkludierte Lösung wäre die Verbesserung der Handlungsfähigkeit der Lerner und somit eine stärkere Handlungsorientierung im Wirtschaftsdeutsch-Unterricht, wofür sie im Rahmen der Simulation Globale eine gute Möglichkeit sieht. Die Methode wird zuerst allgemein und dann anhand von zwei Fallbeispielen vorgestellt. Wie am Ende der Arbeit festgestellt wird, kann diese Methode nicht als Allheilmittel betrachtet werden (an dieser Stelle hätte die Autorin eine kritische Reflexion einfügen können), doch kann ihre Beachtung im

Unterricht zu einem Umdenken anregen, das in Anbetracht der Situation von Wirtschaftsdeutsch in Ungarn und der in dieser Arbeit erhobenen Probleme dringend nötig ist.

Auch wenn die Autorin mit kritischen Reflexionen sehr vorsichtig umgeht, werden in der vorliegenden Monografie sehr wichtige und dringende Probleme aufgezeigt, die von allen betreffenden Akteuren Handlungen erfordern. Das größte Verdienst der Arbeit ist, dass dank der thematischen Breite die Zusammenhänge zwischen den einzelnen Bereichen des Themenkomplexes sehr eindrucksvoll dargestellt und dadurch alle Betroffenen angesprochen werden. Dies gilt auch für die DaF-Forschung in Ungarn, an der es jetzt liegen wird, die einzelnen Aspekte in der Tiefe zu untersuchen. Wichtig wäre dabei die gleichzeitige Berücksichtigung anderer deutschsprachiger Länder (v.a. Österreichs) und die umfassende Darstellung anderer möglicher Anwendungsbereiche von Wirtschaftsdeutsch, wie z.B. der zahlreichen Support Center internationaler Provenienz, die ihre Dienstleistungen u.a. für den deutschen Sprachraum anbieten sowie ungarischer Firmen, die rege Handelskontakte mit Firmen im deutschen Sprachraum halten bzw. ungarischer Firmen, die eine deutschsprachige Kundschaft haben. Den ersten (und wie immer wichtigsten Schritt) hat Viktoria Ilse mit ihrer Dissertation getan, hoffentlich folgen die weiteren bald.

András Komáromy (Budapest)

Kerekes, Gábor: *Domus Austriae. Österreichische und ungarische Literatur im habsburgischen Kontext*. Budapest: Szent István Társulat, 2010. 135 S.

Domus Austriae. Österreichische und ungarische Literatur im habsburgischen Kontext lautet der Titel des vierten selbständigen Buches von Gábor Kerekes, das von der Szent István Társulat, dem Verlag des Heiligen Stuhls, der ältesten Verlagsgesellschaft Ungarns, mit der Unterstützung der Internationalen Robert-Musil-Gesellschaft herausgegeben wurde, deren Vorstandsmitglied der Verfasser seit 1996 ist. Das Buch ist im Augenblick im Sortiment des Verlages das einzige deutschsprachige Buch – oder um es ganz exakt zu formulieren: Es ist das einzige Buch, in dem das Deutsche überwiegt, denn der insgesamt sieben Studien beinhaltende Band wartet auch mit einem ungarischsprachigen Beitrag auf. Das Buch ist aber auch in der Hinsicht österreichisch-ungarisch verankert, als dass diese erste, in ungarischer Sprache verfasste Studie *Bécs ábrázolása Mikszáth Kálmán „Akli Miklós” című regényében* sich mit der Darstellung Wiens bei Mikszáth beschäftigt.

Die Studien sind in der Vergangenheit allesamt – in ihrer Mehrzahl im Ausland – in Studienbänden, Anthologien und wissenschaftlichen Periodika veröffentlicht worden, sind aber leider nicht mehr so leicht zugänglich. Zusammengehalten werden sie von dem Umstand, dass die in ihnen behandelten Autoren und Werke mit der Habsburger Monarchie in Verbindung stehen, sei es, indem sie diese thematisieren, sich mit ihr beschäftigen oder indem sie Zeitgenossen bzw. Untertanen dieser waren.

Angesichts der bisherigen Forschungstätigkeit von Kerekes kann es nicht weiter überraschen, dass auch in diesem Band der Aspekt der Urteils- und Vorurteilsbildung, der nationalen Images im Zentrum einiger Studien steht. In diesem Sinne skizzieren zwei Studien das Verhältnis zweier österreichischer Autoren zu Ungarn. Das Ungarnbild der beiden – auch hinsichtlich der Zeit ihres Schaffens und der Umstände ihrer Herkunft – so unterschiedlichen Dichter Franz Grillparzer und Arthur Schnitzler fällt bei einer Vielzahl von Unterschieden gar nicht so abweichend aus. Während der österreichische Nationaldramatiker Grillparzer bereits 1848 sowie danach um das Habsburgerreich bange und deshalb auch immer ein ängstliches Auge auf Ungarn warf, war Schnitzler wegen der Herkunft seines Vaters aus Nagykanizsa und dessen Tätigkeit in Budapest oft in Ungarn zu Gast. Die dementsprechend relativ häufigen ungarischen Anklänge in ihren Werken, Briefen und Tagebüchern sind aber trotz aller Abweichungen einander in der Hinsicht äußerst ähnlich, als dass sie eine mehr oder weniger neutrale Haltung zu Ungarn verraten, die in vieler Hinsicht schon einem Desinteresse gleichkommt. So spricht es für sich selbst, wenn in Schnitzlers Tagebüchern die Einträge über mehrtägige

Aufenthalte in Ungarn nur wenige Zeilen umfassen, während die Beschreibungen der hierauf folgenden ersten geselligen Abende im Kaffeehaus in Wien ganze Seiten füllen.

Auch eine genauere Betrachtung jener Werke und Figuren Grillparzers, in denen Ungarn oder als ungarisch ausgewiesenen Personen eine wesentliche Rolle zukommt, zeigt, dass es dem Dichter nicht um eine Darstellung Ungarns ging. Selbst das sonst in Ungarn gerne in diesem Kontext als Untersuchungsobjekt herangezogene Stück *Ein treuer Diener seines Herrn* hat über den Umstand hinaus, dass Grillparzer eine für seine Zwecke geeignete Geschichte in der ungarischen Vergangenheit gefunden und bearbeitet hat, keine Relevanz hinsichtlich Ungarns. Es ging ihm in seinem Stück um das Thema der unbedingten Treue, nicht aber um die Gestaltung eines vermuteten oder angeblichen Nationalcharakters.

Aus ungarischer Perspektive geht der Beitrag *Gyula Krúdy und Kaiser Franz Joseph I.* der Frage nach, wie sich die Darstellung des österreichischen Kaisers und ungarischen Königs im Laufe der Jahrzehnte in den Werken des ungarischen Autors veränderte, wie der ungarische Schriftsteller mit voranschreitendem eigenem Lebensalter immer mehr Verständnis für den Monarchen zeigte, ihn immer weniger als den fremden, bedrohlichen Herrscher und immer mehr als den von vielen Schicksalsschlägen getroffenen Mann zeichnete, der nur seinen Frieden finden wollte. Jedoch wird der Monarch selber in dieser Spätphase

der Darstellung kein einziges Mal selber eine zentrale Figur in irgendeinem der Werke Krúdys, sondern verbleibt bestenfalls in der Rolle einer Nebengestalt oder erscheint nur indirekt in den Erzählungen anderer Figuren.

Ganz im österreichisch-deutschen Kontext bewegen sich schließlich die beiden letzten Studien: In der einen wird das Goethebild der österreichischen Literatur angefangen mit den Zeitgenossen des Weimarerers bis in die Gegenwart untersucht. Dabei zeigt sich, mit welchem Respekt die Österreicher – als erster Franz Grillparzer, der ihn 1826 in Weimar besuchte – mit dem Dichterpriester umgingen. Ähnliche Attacken wie jene, denen sich Goethe seitens einzelner deutscher Vormärzdichter ausgesetzt sah, gab es aus Österreich nicht. Die Studie konzentriert sich auf die Darstellung und die Kommentierung von Goethes Person und Werk, also auf expressis verbis gekennzeichnete Bezugnahmen, für die es in Österreich kontinuierlich und in Überfülle Beispiele gab und gibt. Auffallend ist im Vergleich zu dem Goethebild der deutschen Literatur, dass die Anerkennung Goethes selbst jene Werke der österreichischen Literatur aus dem 20. Jahrhundert nicht vermissen lassen, in denen Goethe ironisch dargestellt worden ist, so wie bei Fritz von Herzmanowsky-Orlando, Hans Carl Artmann, Ernst Jandl oder Wolfgang Bauer.

Den Band schließt ein Text, der sich unmittelbar mit der Sprache, mit einem sprachlichen Problem befasst. Es handelt sich hierbei um die Untersuchung der Frage, inwieweit der

österreichische Schriftsteller Joseph Roth in seinem geradezu als Liebesbekenntnis zu Österreich geltenden Roman *Die Kapuzinergruft* Austriazismen, also typisch österreichische Sprachformen benutzt. Roth hatte sich im Laufe der 1920er Jahre zu einem energischen Anhänger des Hauses Habsburg gewandelt und seinen Patriotismus immer wieder betont. Insofern mag der Schluss, zu dem die Untersuchung des sprachlichen Materials von Roths Roman kommt, etwas überraschen, denn im Werk kommen Austriazismen in nur sehr geringem Maße vor.

Wie schon die Aufzählung der Ergebnisse der einzelnen Studien angedeutet hat, besteht zwischen ihnen in erster Linie die Verknüpfung des

habsburgischen Kontextes. Eine weitergehende Verknüpfung der einzelnen Beiträge miteinander war nicht Absicht des Verfassers, von dessen Vorliebe für die Behandlung konkreter Erscheinungen der deutsch-österreichisch-ungarischen literarischen und kulturellen Kontakte der Band zeugt.

Die Vorzüge des Buches bestehen in der ungeheuren Fülle des bearbeiteten Materials, das in dieser Form noch nie oder zumindest schon seit Jahrzehnten nicht mehr überblickt und bearbeitet worden ist. Die sorgfältige Redaktion macht das Buch zu einer angenehmen Lektüre, das man mit seinem geschmackvollen Umschlagbild, das das historische Wappen der Monarchie ziert, gerne in die Hand nimmt.

Károly B. Szabó (Budapest)

Knipf-Komlósi, Elisabeth: Wandel im Wortschatz der Minderheitensprache. Am Beispiel des Deutschen in Ungarn. Stuttgart: Franz Steiner, 2011 (= Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik. Beihefte 145). 293 S. mit 6 Abb.

Sprachwandelprozesse sind in sich entwickelnden Gesellschaften eine offensichtliche Tatsache, die „Dynamik“ dieser Prozesse ist allerdings unterschiedlich stark ausgeprägt: Konservative, sozial relativ stabile Gesellschaften – bei denen es sich nicht unbedingt um rückständige Gesellschaften zu handeln braucht, wie das Beispiel Schweiz belegt – zeigen in linguistischer Hinsicht eine oftmals beeindruckende Stabilität in den grammatischen Strukturmustern und

im Sprachgebrauch. In Gesellschaften, die tief greifende Umbruchprozesse ökonomischer und damit auch sozialer und demographischer Strukturen aufzuweisen haben – etwa von einer Agrargesellschaft zum Industrieland – sind auffällig häufig sprachliche Neuausrichtungen zu beobachten. Zu Veränderungen, die am besten mit dem Terminus „Umbruch“ zu bezeichnen sind, kommt es überall dort, wo soziale und ethnisch-sprachliche Strukturen miteinander verschränkt bestehen

(oder bestanden) und dieses Verhältnis nicht nur vom kontinuierlichen Wandel der Verhältnisse betroffen, sondern zugleich in politische Konfliktlagen eingebunden ist. Dies ist häufig in Gebieten mit ethnisch-sprachlichen oder nationalen Minderheiten der Fall.

Elisabeth Knipf-Komlósis verdienstvolle Arbeit wirft einen im sprachsoziologisch-historischen wie im strukturgrammatisch-linguistischen Sinne scharfen analytischen Blick auf die besonderen gegenwärtigen Verhältnisse des Deutschen und seiner Träger in Ungarn, in einem Land, in dem es seit der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts zu zahlreichen revolutionären Umbrüchen auf allen angedeuteten Ebenen kam, und das schon im 19. Jahrhundert sprachpolitisch gesehen ein großes Experimentierfeld war. Die Ausführungen in den einzelnen Kapiteln der Arbeit sind Beleg für die umfassende Kompetenz der Verfasserin auf allen angerissenen Forschungsfeldern, die nicht zuletzt aus der persönlichen Eingebundenheit in die analysierten Umstände resultiert.

Wie konzentriert die Verfasserin ihr Untersuchungsziel verfolgt, den Wandel im Wortschatz in einer Minderheitensprache nicht nur zu beschreiben, sondern vor allem prozessual und im Hinblick auf die gegebenen Rahmenbedingungen zu verstehen, zeigt der Aufbau der Arbeit:

Die Zielsetzung der Arbeit wird offen gelegt und begründet (Kapitel 1). Es folgt eine ausführliche Auseinandersetzung mit der gegenwärtigen Forschungslage zum Ungarndeutschen, in der die soziolinguistische Aus-

gangslage und die terminologischen Setzungen (und Auseinandersetzungen) im forschungsgeschichtlichen Zusammenhang dargelegt und bewertet werden (Kapitel 2). Daran schließen sich – nunmehr den Blick schon konkret auf die angepeilten lexikalischen Untersuchungen gerichtet – Überlegungen zur Methodik bei der Untersuchung von Minderheitensprachen an, wobei nicht nur varietätenbezogene (Funktion des Dialekts), sondern auch soziodemographische (Sprechergenerationen) und psycholinguistische (Sprachbewusstsein) Kategorien ausführlich beleuchtet werden (Kapitel 3).

Der weit ausholende und gelungene Versuch, „die theoretische[n] Aspekte der empirischen Erforschung der deutschen Sprache und Sprachminderheit der Gegenwart am Beispiels Ungarns“ (S. 73) im Vergleich zu anderen deutschsprachigen Minderheiten in der Welt offen zu legen (Kapitel 4), kann vor allem auch im methodischen Sinne als gelungen gelten: Hier wird nicht nur die erwartete kritische Auseinandersetzung mit der einschlägigen Literatur geboten, es kommen auch die betroffenen Ungarndeutschen durch wörtliche Zitate, in denen die laienlinguistisch kompetenten Ansichten zu den gegebenen Verhältnissen und komplexen Sachverhalte sehr einsichtig und fokussiert dargestellt werden, selber zu Wort.

Unmittelbaren Bezug zum Titel nehmen dann die beiden folgenden Kapitel: Mit großer Akribie werden lexikologische Modelle des Aufbaus und Wandels eines Wortschatzes im Spannungsfeld unterschiedlicher Varie-

täten beschrieben, selbstverständlich mit Konzentration auf die Verhältnisse in sprachlichen Minderheitensituationen, aber unter Nutzung aller relevanten Argumente aus der einzelsprachlichen Lexikologie (Kapitel 5). Im folgenden Abschnitt wird dann eine Analyse der Wortbildung (im morphologischen Sinne) und der Strukturbildung (im strukturesemantischen Sinne) geboten. Hier werden Faktoren der Stabilität im sprachlichen Aufbau bei den weiterhin Deutschsprachigen, aber auch durch den Kontakt mit dem Ungarischen auftretende „erste Risse“ identifiziert (Kapitel 6).

Ein zusammenfassender Überblick der Ergebnisse der Studie und ihre ausgewogene Diskussion im Hinblick auf anstehende (zum Teil erst durch die Untersuchung selbst als notwendig offen gelegte) Zielsetzungen der auf Ungarn, das dort gesprochene Deutsch und seine Träger bezogenen sozio-

kontakt- und strukturlinguistischen Forschung beschließen die textliche Abhandlung (Kapitel 7).

Das Ergebnis der langjährigen Beschäftigung Elisabeth Knipf-Komlósis mit dem Thema „Deutsch in Ungarn“ ist eine Abhandlung, in der zu den angesprochenen Forschungsfeldern nunmehr valide Aussagen vorliegen. Vieles, was der am Stoff Interessierte erahnt oder für wahrscheinlich gehalten hat, ist zuverlässig bestätigt worden, andere Resultate haben durchaus neue Sehweisen eröffnet; sie ist – auch was die Rezeption vergleichbarer Untersuchungen und das Literaturverzeichnis angeht – auf dem aktuellen Stand. Es handelt sich um ein sehr gutes Buch, das konsultativ in die Hand zu nehmen jedem Forscher empfohlen sei, der sich auf dem Gebiet der sprachlichen Minderheiten- und der lexikonbezogenen Sprachdynamikforschung bewegt.

Heinrich J. Dingeldein (Marburg)

**Mattes, Wolfgang: Methoden für den Unterricht.
Kompakte Übersichten für Lehrende und Lernende.
Paderborn: Schöningh, 2011. 264 S.**

Der in Fachkreisen viel zitierte Satz „*Wir unterrichten SchülerInnen und keine Fächer*“ verdeutlicht den wichtigsten Grundsatz des Lehrerdaseins. Wer das in die Praxis umsetzen kann, hat verstanden, wofür es hier geht. Die größte Sorge eines jeden Lehrers ist es, wie man sich bei der Schülerschaft durchsetzen und den Stoff authentisch vermitteln kann. Erst die optimale

Kopplung von Fachkompetenz und Methodenkompetenz, sowie die wirkungsvolle Integration der SchülerInnen in den Unterrichtsalltag ermöglichen den Beteiligten eine wirkungsvolle Zusammenarbeit.

Einzelarbeit, Partnerarbeit, Gruppenarbeit, Frontalunterricht. Wer diese Techniken beherrscht, ist Herr der Lage im Unterricht – vor langer Zeit war

das die Devise. Heutzutage herrschen andere Sitten: Placemat, World Café, Schreibgespräch und Partnerbriefing gewinnen die Oberhand in der Unterrichtsgestaltung.

Wolfgang Mattes Buch zeigt neue Wege der Wissensvermittlung und der zielgerichteten Kompetenzentwicklung bei den Schülern auf. Das zunächst als Überarbeitung der im Jahre 2002 erschienenen Erstausgabe gedachte Werk entwickelte sich zu einer kompletten Neubearbeitung. Den Kern bilden weiterhin die Unterrichtsmethoden, ergänzt mit den in den letzten zehn Jahren neu entwickelten und eingeführten Unterrichtspraktiken, die sowohl im fremdsprachlichen Unterricht, als auch in diversen Fächern effektiv einsetzbar sind.

Der Autor gliedert das Thema in drei Kapitel. Den ersten Teil widmet er der Theorie, indem er 16 Fragen, wie zum Beispiel *Wie viele Methoden sollte man können?* (S. 12) *Wie entfalten Methoden ihr lernwirksames Potenzial?* (S. 30) oder *Welches Verhältnis zwischen Frontalunterricht und Schülerselbsttätigkeit ist vernünftig?* (S. 28) zur Unterrichtsmethodik stellt und selbst beantwortet. Zwar ziemlich kurz, aber trotzdem hilfreich gibt Mattes selbst den LehramtsreferendarInnen als zukünftigen Lehrerinnen und Lehrern, einige Tipps: sie werden ermutigt die vorgestellten Methoden, nach gründlicher Vorbereitung in der Klasse, auch in einer Lehrprobe anzuwenden.

Der zweite Teil trägt den Titel *Methodenkarten für Lehrerinnen und Lehrer* und ist in vier kleinere Abschnitte gegliedert. Die Methoden-

karten sind sehr übersichtlich, sie umfassen stets zwei Seiten und haben denselben Aufbau: Als erstes gibt der Autor die Definition der gerade dargelegten Methode an. Darauf folgt die *Organisation* (der vorgeschlagene Ablauf im Unterricht), *die Lernchancen* (welche Fähigkeiten der SchülerInnen dadurch gestärkt werden können), *die geeigneten Anlässe* (zu welchen Themen sie eingesetzt werden können), *die möglichen Probleme* (eventuell vorausgesetzte Vorkenntnisse, Desinteresse der SchülerInnen der Methode gegenüber, usw.), *worauf Sie noch achten sollten* (welche Fehler sich einschleichen könnten, welche Regeln man unbedingt einhalten sollte). Zu manchen Lehrermethodenkarten gibt es passende Schülermethodenkarten mit dem gleichen Titel und mit auf die SchülerInnen abgestimmtem Inhalt. In diesem Fall gibt es auf der Seite einen Hinweis darauf. So haben die Lehrkräfte die Möglichkeit die Methode aus einer anderen Perspektive zu betrachten und ihren SchülerInnen nützliche Tipps zu geben.

Im Abschnitt *Sozialformen* werden Methoden wie Lerntempoduett, Schreibgespräch, Gruppenpuzzle, Einzelarbeit/Stillarbeit, usw. erörtert. Im Abschnitt *Gesprächsformen* erfahren wir Näheres über die Redekette, Pro-Kontra-Debatte, Sitzkreis, Lehrervortrag, usw. Der Autor gibt Ratschläge, wie man das Feedback zu Schülerpräsentationen oder zur Unterrichtsqualität sinnvoll gestalten kann. Der Abschnitt *Methoden zur Erschließung von Sachtexten, Filmen und Internetinformationen* liefert einen Überblick

über Techniken wie das Mindmapping, Pick-up-Methode, Abtreppmethode, WebQuest, usw. Die *Makromethoden* Rollenspiel, Wochenplanarbeit, Stationenlernen, Lernzirkel, usw. werden genauso vorgestellt. Der einzige Punkt, den man als Nachteil empfinden könnte ist, dass die meisten Titel der Methodenkarten auf Englisch formuliert sind.

Der dritte Teil, *Methodenkarten für Schülerinnen und Schüler*, ist sowohl sprachlich als auch optisch auf die Bedürfnisse der Schülerinnen und Schüler abgestimmt. Mattes gliedert die Themen in zwei große Abschnitte mit den Titeln (1) *Was alle können sollten* und (2) *Was bei besonderen Unterrichtsmethoden zu beachten ist*. Der Leser trifft auf nützliche Ratschläge, wie man eine PowerPoint-Präsentation gestaltet, Sachtexte beurteilt, überzeugend argumentiert, die Schlüsselbegriffe in einem Text findet oder ein Gedicht auswendig lernt. Themen wie *Erfolgreich lernen, aber wie?*, *Konzentrationsfähigkeit steigern* oder *Hausaufgaben nach Plan anfertigen* haben auch ihren Platz im Buch gefunden. Der Aufbau folgt dem gleichen Schema: erst werden die Begriffe erklärt, dann

wird die Vorgehensweise mit den nötigen Schritten und Tipps dargestellt.

Im letzten Teil wird erörtert worauf man bei bestimmten Unterrichtsmethoden, wie Partnerbriefing, Brainstorming, Fishbowl-Diskussion, usw. achten soll, damit das ursprünglich angestrebte Ergebnis gewährleistet ist.

Um die Arbeit der Lehrerinnen und Lehrer mit den Karten zu erleichtern, werden die *Methodenkarten für Schüler* zugleich in einem gesonderten Heft¹ angeboten. Der Autor schließt das Buch mit themenbezogenen Literaturempfehlungen.

„Der jeweilige Bildungsertrag ist das entscheidende Kriterium zum Ermessen der Unterrichtsqualität. Dieser Ertrag hängt von mehreren Faktoren ab, einer davon – und zwar ein ganz wichtiger – ist die Unterrichtsmethodik.“ (Mattes 2011:7).

In diesem Sinne empfehle ich das Buch praktizierenden Lehrerinnen, Lehrern, LehramtsreferendarInnen und nicht zuletzt SchülerInnen und Eltern, die daran interessiert sind, die schulische Leistung und damit die Zukunftschancen ihrer Kinder zu verbessern.

Valéria Vékony (Budapest)

¹ Wolfgang Mattes: *Methoden für den Unterricht. Das Schülerheft*. Paderborn: Schöningh, 2011.

Peschken, Martin: Erich Arendts Ägäis. Poiesis des bildnerischen Schreibens. Berlin: Agora, 2009. 455 S.

Erich Arendt gehört zu den wenigen Dichtern des 20. Jahrhunderts, dessen Werk bis heute sehr kontrovers bewertet wird und seiner wahren Qualität gemäß vielleicht immer noch nicht richtig entdeckt wurde. Dies mag der Grund sein, weshalb die international gewordene Arendt-Forschung in den letzten zehn Jahren einen überraschenden Aufschwung zeigte. Forscher aus unterschiedlichen Ländern versuchten, Arendts Werk neu zu erschließen und es in die Geschichte der Lyrik der Nachkriegszeit einzuordnen. Um nur einige wichtige Forschungsergebnisse zu nennen: Stefan Wiczorek: *Erich Arendt und Peter Huchel. Kleine Duographie sowie vergleichende Lektüren der lyrischen Werke*, Marburg 2001, Nadja Lapchine: *Poésie et Histoire dans l'Oeuvre tardive d'Erich Arendt*, Paris 2003 oder vor kurzem: Nadja Lapchine, Françoise Lartillot, Martin Peschken, Stefan Wiczorek (Hrsg.): *Gedächtnis- und Textprozesse im poetischen Werk Erich Arendts, Peter Lang 2012*. An diese Reihe schließt sich nun Martin Peschkens Arbeit auch an, die als philologische Leistung mit der Veröffentlichung der Gesamtausgabe der Gedichte in enger Verbindung steht, welche ebenfalls dem Agora Verlag zu verdanken ist.¹

Peschkens Interpretationsband

zeichnet sich durch die eingehende Untersuchung des handschriftlichen Nachlasses des Dichters aus. Der Zyklus wird prozessual aus den Vorfassungen der einzelnen Gedichte, die im Archiv der Akademie der Künste zu Berlin aufbewahrt sind, erschlossen. Mit der Zusammenstellung, Sortierung und Auslegung des handschriftlichen Befunds, die zur Arbeit an der kritischen Werkausgabe gehörte, will uns der Verfasser davon überzeugen, dass eine textgenetische Lektüre zum besseren Verständnis der hermetischen Lyrik beitragen kann. Hermetisch lässt sich ja Arendts Lyrik schon wegen seiner extrem elliptischen Sprache nennen. Sie verwischt außerdem die Spuren zu jenem Hintergrundwissen, das unabdingbar ist, um die Verse richtig zu erschließen.

So hat sich bereits vor Peschkens Werk die Untersuchung der Textprozesse in der Arendt-Forschung etabliert, etwa durch die französische Germanistin Nadja Lapchine.² Neu ist aber in Peschkens Arbeitsweise die Fokussierung auf einen einzigen Gedichtzyklus Arendts, auf den Ägäis-Zyklus, dessen besondere Bedeutung innerhalb des lyrischen Werkes darin besteht, dass er die markante Wende zum Spätstil signalisiert. Gerhard Wolf, Gregor Laschen, Ton Naijkens haben unter

¹ Arendt, Erich: Werke I. Bd. 2: Gedichte 1960–1982. Kritische Werkausgabe. Hrsg. v. Manfred Schlösser. Berlin: Agora, 2003.

² Lapchine, Nadja: *Poésie et Histoire dans l'Oeuvre tardive d'Erich Arendt*, Paris 2003.

anderem darauf hingewiesen,³ dass die neue poetische Sprache bei Arendt durch die Begegnung mit der als zeitlos empfundenen Natur- und Kulturwelt Griechenlands entsteht. Arendt habe die Urenergien des elementar Geschauten mit der Kraft des Totalwortes, mit kühnen Metaphern, die Natur und Geschichte zusammenzwingen, vermittelt. An diese Forschungslinie schließt sich Peschken an. Er übernimmt auch methodologisch eklektisch vieles, stellt das lyrische Werk in den Kontext der außerlyrischen Äußerungen – Interviews, Essays und Photobände – und so kann er nicht umhin, immer noch allzu vieles aus der Biographie zu verstehen. Seine Analysen bleiben im Banne einer ‘Erlebnisdichtung’, obwohl dieser Begriff seiner These widerspricht, da er durch die textgenetische Untersuchung eben die Pluralität in der Arbeitsweise des Dichters betont. Gemeinsam wäre in dieser Vielfalt, dass die poetischen Bilder überall als „Agenten“ des Schaffensprozesses gelten (S. 337), manchmal sogar zum Nachteil des Werkes (S. 238f.). Unterschiedlich seien dagegen die poetischen Intentionen und die poetologischen

Konsequenzen: Peschken stellt neben Gedichte wie *Delos*, *Stunde Homer*, die in einem thematisch auch fassbaren Konzept wurzeln, solche Texte wie *Kykladennacht* oder *Die Ferne*, die ihren Anfang aus locker zusammengeführten Sprachbildern gewinnen. Der textgenetische Vorgang wird im Band mit den Photographien der Manuskripte und deren Transkription gut dokumentiert, vielleicht liegt es eher am manchmal umständlichen Stil des Verfassers, dass die Interpretation nicht leserfreundlich wirkt. Man muss sich besondere Mühe geben, einigen Analysen zu folgen, und diese Arbeit wird auch nicht genügend honoriert, denn die mit Akribie durchgeführten Analysen führen nicht immer zu neuen Ergebnissen. Sie bestätigen oft nur noch die geläufige Lektüre mit Arendts vermuteter „humanistischer Geschichtsauffassung“ oder „utopischer Kunstidee“. All diese Züge würden aber den Ägäis-Zyklus heute kaum mehr noch attraktiv machen, obwohl dieser uns als elementare Poesie mit seiner bewahrten Rätselhaftigkeit anzusprechen vermag.

Eva Kocziszky (Budapest)

³ Gregor Laschen im Gespräch mit Erich Arendt, *Die Horen*, Bd. 211, 2003, S. 5-12. Ton Naaijken: *Die Inseln Arendts*, in: Röder, Hendrik (Hrsg.): *Vagant, der ich bin. Erich Arendt zum 90. Geburtstag*, Berlin 1993. S. 147-161.

Szilágyi-Kósa, Anikó: Ungarndeutsche Personennamen im Plattenseeoberland. Eine anthroponomastische Langzeitstudie in Deutschbarnag/Barnag und Werstuhl/Vöröstó. Budapest: Eötvös-Loránd-Universität, Germanistisches Institut, 2011 (= Ungarndeutsches Archiv 11). 250 S.

In der von Karl Manherz gegründeten Reihe *Ungarndeutsches Archiv* werden seit 1997 Beiträge zur Sprache, Literatur, Kultur, Folklore und Geschichte der Deutschen in Ungarn herausgegeben, deren Ziel es ist, einerseits über die Ergebnisse einschlägiger Forschungen zu berichten, andererseits diese sowohl intra- als auch interdisziplinär bekannt zu machen.

Der elfte Band der Reihe des *Ungarndeutschen Archivs* richtet sich aufgrund seines onomastisch-soziolinguistischen Charakters primär an Namenforscher, Soziolinguisten und an Kontaktologen, wobei die Arbeit weder volkskundliche noch siedlungsgeschichtliche Perspektiven ausklammert und insofern auch für Ethnographen und Soziologen von Belang ist. Im Mittelpunkt der Monographie steht die Namensgebung zweier sozial kaum gegliederter Ortschaften im Plattenseeoberland, sie wird daraufhin untersucht, „wie sich (...) die Sprachinsellage auf das Namensgebungsverhalten sowie auf den Namengebrauch (...) auswirkte“ (S. 10), wie das Zusammenleben verschiedener Ethnien die Gewohnheiten hinsichtlich der Namensgebung beeinflusste, und ob die sich im Korpus abzeichnenden Veränderungen Vorläufer oder Nachhut der vor Ort entstandenen ungarisch-deutschen Zweisprachigkeit waren.

Der Beitrag gliedert sich – samt Einleitung – in acht Kapitel, denen ein Anhang mit der tabellarischen Darstellung des soliden Namenskorpus’ von über 18 Seiten angeschlossen ist.

In Kapitel 2 (*Zu onomastischen Grundfragen*) werden, nach Ausführungen zur Arbeitsterminologie, die wesentlichen Merkmale der deutschen Vor-, Familien- und Übernamen (Spitz-, Kose-, Neck- und Spottnamen), das Phänomen der Namenlandschaften sowie die durch Sprachenkontakt induzierten Veränderungstendenzen in der Namenverwendung ausreichend kurz dargestellt. Kapitel 3 ist den Ungarndeutschen gewidmet: In ihm finden sich Angaben zur Geschichte der Deutschen in Ungarn sowie zu ihren Mundarten und ihrer Identität. Hinter der Einfügung dieses Kapitels in die Arbeit kann man zwar die Intention der Verfasserin, von der deutschen Minderheit in Ungarn ein umfassendes, aber doch bündiges Bild bieten zu wollen, wännen, doch gerade deswegen beinhaltet dieses Kapitel auch Informationen über die Sprachinsellage bzw. über die aus dieser hervorgehenden Merkmale des Sprachzustandes, ferner Informationen über die Kolonisation, Identität und die Bezeichnungsproblematik der Ungarndeutschen (Kap. 3.1-3.5), die unter versierten Lesern sowohl im In- als auch im Ausland weit

geläufig sind. Dafür erfährt man aus Kapitel 3.6, dass anthroponomastische Fragestellungen in der Vergangenheit selten thematisiert wurden – diesen Umstand ändert aber gerade die hier besprochene Monographie nun beachtlich, darf sie als Muster für weitere longitudinale Untersuchungen genommen werden.

Sehr interessant und für die Analyse des Korpus von grundlegender Bedeutung ist die in Kapitel 4 und 5 erfolgende Darstellung einerseits der Geschichte, der demographischen Entfaltung, der Mundart, des Namenskorpus – welches Daten von 1726 bis 1996 umfasst – sowie andererseits der Sitten und Bräuche bei der Taufe und Namengebung in den zwei untersuchten Ortschaften. Man kann vor allem aus den Ersteren unmittelbare Bezüge zu den Namensgebungsgewohnheiten herstellen, da gerade Namen viel sagende Indikatoren der ethnischen, sozialen und kulturellen Umwälzungen sind.

Kapitel 6 und 7 bieten schließlich Einsicht in die mit philologischer Kleinstarbeit, redlich durchgeführte Analyse des Namenmaterials. Das in 25jährige Perioden gegliederte, nach Geschlechtern und Untersuchungsorten geordnete Korpus der Vornamen (Kap. 6) wird darauf hin quantitativ und qualitativ ausgewertet, welche historisch-kulturellen Motive (z. B. der Ausgleich, die Zeit der Monarchie, hagiologische Gesichtspunkte der katholischen Gemeinde, Tilgung der Patennamen) in der Namensgebung der beiden Gemeinden Relevanz besaßen. Die eruierten Tendenzen der Namensgebung – vgl. dazu die Fälle der

Mehrfachbenennungen sowohl der Jungen als auch der Mädchen bzw. den Übergang zur Nutzung ungarischsprachiger Vornamen – widerspiegeln den langsamen, aber stetig voranschreitenden und heute bereits beinahe ganz abgeschlossenen Prozess der Akkulturation, Integration und Assimilation der deutschen Volksgruppe der zwei Ortschaften. Das Kapitel birgt desgleichen spannende Informationen über außergewöhnliche Umstände der Namengebung: etwa über die Gewohnheiten bei Zwillingsgeburten oder bei unehelichen Kindern.

Kapitel 7 ist den Familiennamen der zwei Untersuchungsorte gewidmet. Nach der Enumeration der Familiennamen und ihrer Schreibvarianten wird zwischen Vorkommenshäufigkeit und Vitalität bestimmter Siedlerfamilien einerseits bzw. zwischen anderssprachigen Familiennamen und der lang anhaltenden Migration aus dem deutschen Sprachraum sowie der Madjarisierungstendenz Parallelen gezogen. Nach der Zuordnung der erhobenen Familiennamen zu den grundlegenden fünf Familiennamentypen (Rufnamen, Herkunftsnamen, Wohnstätte, Berufsbezeichnungen und Übernamen) erfolgt die Zuordnung einiger ungarndeutscher Familiennamen aufgrund ausgewählter Karten des Deutschen Familiennamenatlas (DFA) dem ober- und mitteldeutschen Sprachraum – ein Ergebnis übrigens, das selbstverständlich sowohl mit der Siedlungsgeschichte als auch mit dem Lebenswandel der Ungarndeutschen im Einklang steht. Aus kontaktlinguistischer Sicht sehr aufschlussreich ist

die sich über sechs Seiten erstreckende Erörterung der Variabilität der Schreibweisen von Familiennamen, aus der erkennbar ist, dass die Veränderlichkeit der Familiennamen nicht nur von der deutschen sowie der ungarischen Schrifttradition und durch die vor Ort charakteristischen Dialektmerkmale beeinflusst wurde, sondern teilweise auch der Volksetymologie zu verdanken ist. Das Kapitel führt den Leser über die Typen der Namenwechselfälle, die Namenverwendung verheirateter Frauen, die Übernamen bis hin zur Wortstellung der Namenglieder. Aufgrund der Belege lässt sich beim letzteren feststellen, dass je nach Sprachmedium (mündlich vs. schriftlich) die Wortstellung der Namenglieder unterschiedlich realisiert wird: Bei mündlicher Verwendung lassen sich immer noch Belege für die archaische Voranstellung des Familiennamens finden, wobei schon in den früheren schriftlichen Quellen die auch heute noch normgerechte Folge von Vornamen und Nachnamen zu finden ist.

Onomastik ist eine ziemlich gut abgegrenzte Teildisziplin der Sprachwissenschaft mit ausgereifter Methodik. Sie bringt für gewöhnlich nicht allzu wunderliche Erträge oder überraschende Konklusionen hervor, zumal sie im Spannungsfeld der Hilfsdisziplinen Geschichte, Kulturwissenschaft und Soziologie agiert, mehr noch, diese zur Deutung der Ergebnisse als unentbehrlicher Bezugsrahmen anwendet, so dass Analogien a priori zu erwarten sind. Umso bemerkenswert ist der Band *Ungarndeutsche Personennamen im Plattenseeoberland*, der über die Analyse des Namenmaterials hinaus auch kontaktlinguistische Phänomene aufzeigt. Die Monographie zeugt von einer anständig vorbereiteten, mit viel Mühe und Zeitaufwand durchgeführten und bedacht ausgewerteten empirischen Untersuchung, deren Wert auch durch die zahlreichen informativen Illustrationen, Statistiken, Tabellen und Diagramme gesteigert wird.

Márta Müller (Budapest)

**Ujvári, Hedvig: Zwischen Bazar und Weltpolitik.
Die Wiener Weltausstellung 1873 in Feuilletons von
Max Nordau im Pester Lloyd. Berlin: Frank & Timme, 2011
(= Geschichtswissenschaft, Bd. 17). 740 S.**

Die Thematik des vorgelegten Werkes wird bereits aus dem Untertitel ersichtlich. Zu allen Stichpunkten (Wiener Weltausstellung 1873, Max Nordau, *Pester Lloyd*) hat sich die Autorin schon mehrmals in wissenschaftlichen

Publikationen geäußert. Als Basiswerk dazu kann ihre PhD-Arbeit, verteidigt 2004 an der ELTE, veröffentlicht unter dem Titel *Dekadenzkritik aus der „Provinzstadt“: Max Nordaus Pester Publizistik* (Budapest: Argumentum

Verlag, 2007), angesehen werden. Die vorgelegte über 700 Seiten starke Textedition findet nun ihren Ausgangspunkt in diesem Werk, denn aus Max Nordaus (1849-1923) aktiver publizistischer Periode in Pest (1863-1880) wird ein kleines, aber umso umfangreiches Segment erneut aufgegriffen und als bisher unveröffentlichtes Textkorpus dem wissenschaftlichen Publikum zugänglich gemacht.

Der Arzt, Journalist, kulturkritische Essayist und spätere Zionist Nordau war zwischen 1867 und 1876 für den *Pester Lloyd*, danach bis 1880 für das vom deutschsprachigen Kleinbürgertum bevorzugte *Neue Pester Journal* tätig. Beide Organe bereicherte er mit zahlreichen Feuilletons; einer Gattung, die sich an der Schnittstelle von Literatur und Journalismus bewegt. Eine Fülle bilden dabei seine Reisefeuilletons, die während seiner Wanderjahre durch Europa entstanden sind. Nordau, der später all seine Artikel für Bucheditionen wieder sammelte, legte unverständlicherweise keinen Wert darauf, auch seine Feuilletons über die Wiener Weltausstellung zu veröffentlichen. Diese Arbeit hat nun die ausgewiesene Nordau-Forscherin Ujvári auf sich genommen.

Zeitlich lassen sich die Beiträge leicht einordnen: Die Ausstellung wurde am 1. Mai 1873 eröffnet und dauerte ein halbes Jahr lang. Nordau reiste bereits einige Wochen vor Ausstellungsbeginn in Wien an, um schon über die Vorbereitungsarbeiten ausführlich zu berichten. Sein Engagement währte bis November 1873, in diesen Monaten schrieb er um die 100 Feuille-

tons nieder. Seine Beiträge erschienen im *Pester Lloyd*, im wohl meistgelesenen deutschsprachigen Organ der Epoche, der bereits seit 1867 unter der Chefredaktion von Max Falk stand.

Das Thema war und ist kurios, denn die Wiener Weltausstellung im Jahre 1873 war die fünfte insgesamt und die erste im deutschsprachigen Raum. Diesem „größten Schaufenster der Österreichisch-Ungarischen Monarchie“ gingen Expositionen in London und Paris vor, und das Ereignis hatte die Aufgabe, Wien und die Monarchie auf dem Höhepunkt der liberalen Ära der Gründerzeit zu präsentieren. Über das Phänomen „Weltausstellung“ kann grundsätzlich festgehalten werden, dass im 19. Jahrhundert die Weltexpositionen als die einzigen Großereignisse fungierten, die einen Anspruch auf Weltöffentlichkeit erhoffen konnten. Aus kommunikationstechnischer Hinsicht und als mediales Ereignis kann festgehalten werden, dass zur Entfaltung ihrer Wirkung neben den Erlebnissen und Schilderungen der Ausstellungsbesucher auch die regelmäßigen Berichterstattungen beitrugen.

Nordaus Beiträge werden allen Anforderungen eines Feuilletons gerecht: Sie wenden sich allen Bereichen des Lebens zu, die für den Leser von Interesse sein könnten und haben auch eine Vorliebe für scheinbar unbedeutende Alltagserscheinungen. Den Gattungsmerkmalen entsprechend wurde Nordau nicht nur der Aufgabe gerecht, die Leser zu unterhalten, sondern auch zu belehren, zu kritisieren, aufzuklären und für seine Ansichten und Überzeugungen zu gewinnen. In

diesem Sinne werden flüchtige Eindrücke, Impressionen und Beobachtungen in spielerisch-geistreichem, witzigem, humoristisch-satirischem Ton, oft unter Verwendung expressiver Idiome, geschildert.

Den Texten wird eine umfangreiche Einleitung mit der Absicht vorangestellt, neben dem Ereignis „Weltausstellung“ den Lesern die deutschsprachige Medienlandschaft Ungarns der Epoche näher zu bringen. Jener Teil umfasst eine skizzenhafte Darstellung der deutsch(sprachig)-ungarischen Kultur- und Pressebeziehungen von den Anfängen im 18. Jahrhundert bis zur zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts und geht somit dem Genuss voraus, den die Lektüren der Nordau-Feuilletons hervorrufen.

Obwohl im Untertitel der Textausgabe nur die Wiedergabe der im *Pester Lloyd* veröffentlichten Texte angegeben wird, wurde zumindest für die Einleitung das Thema erweitert und ein wesentlich umfangreicherer Blick in die deutschsprachige Presselandschaft Ungarns geboten. Dieser Zielsetzung zufolge fanden in der Ausführung auch die Konkurrenzblätter (*Ungarischer Lloyd*, *Neues Pester Journal*) Aufnahme. Die Textedition befasst sich aber allein mit den Feuilletons im *Pester Lloyd*, weil nur dessen Chefredakteur, Max Falk, Wert darauf legte, einen permanenten Berichterstatte nach Wien zu entsenden und dort zu stationieren. Nordaus Texte ergeben so eine homogene Einheit, was neben der bereits erwähnten Nordau-Forschung auch für die der Monarchie-Forscher von Bedeutung sein kann. Ujváris Ziel

war, alle Feuilletons Nordaus zu erfassen und wiederzugeben; damit ist auch begründet, dass trotz des seitenstarken Umfangs keine Auswahl getroffen wurde.

Die Feuilletons fanden nicht nach ihrem chronologischen Erscheinen, sondern nach thematischen Gruppen geordnet (Anfänge, Länderdarstellungen, Staatsoberhäupter in Wien etc.) Aufnahme in die Textedition. Wo es vonnöten war, wurden die Texte mit Anmerkungen versehen. Berichtet wurde über alles: der Blumenausstellung, dem Pavillon des Kindes, der Mode; den Pferden wurde genauso viel Platz eingeräumt wie seriösen Themen wie Ungarns Industrie und Landwirtschaft, der europäischen Mächtepolitik und Deutschlands führender Position oder eben einem Theaterbesuch und den unerträglichen Lastern des persischen Schachs.

Das stattliche Buch wird seinen vorgelegten Zielsetzungen gerecht und bietet ein umfangreiches Bild über die Wiener Weltausstellung als Zeitungslektüre. Allerdings kann das Thema noch nicht als gänzlich ausgeschöpft betrachtet werden, denn bei einer solchen Darstellung bleibt immer auch die Möglichkeit der komparatistischen Betrachtung: Wie wurde über die vorangegangenen Weltausstellungen in Paris und London berichtet? Inwiefern unterscheidet sich Nordaus Betrachtungsweise von denen vorangegangener Chronisten? Eine komparatistische Betrachtung könnte die Feinheiten der Nordauschen Feuilletons sicherlich noch mehr hervortreten lassen.

Rita Nagy (Budapest)

Berichte der Institute 2011

— |

| —

— |

| —

**Eötvös-Loránd-Universität (ELTE) Budapest
Germanistisches Institut**

Lehrstuhl für deutschsprachige Literaturen

WISSENSCHAFTLICHE VERANSTALTUNGEN

17.-19. März 2011: Habsburg bewegt. Topografien der Monarchie. Abschlusskonferenz des Forschungsprojekts „Räume der Identität. Topografien der deutschsprachigen Kultur der Österreichisch-Ungarischen Monarchie“. Gefördert vom OTKA-Projekt Nr. 76871. TeilnehmerInnen: Miklós Fenyves, Erika Garics, Rita Iványi-Szabó, Amália Kerekes, Edit Király, Bálint Kovács, Siegfried Mattl, Magdolna Orosz, Gabrielle Rácz, Béla Rásky, Drehli Robnik, Judit Szabó, Jörg Schönert, Katalin Teller, Ildikó Tóth, Vera Adrienn Tóth, Boldizsár Vörös, Sabine Zelger

6. Mai 2011: Seitenweise. Die Kulturtechnik Buch (Workshop). Gefördert vom Österreichischen Kulturforum. TeilnehmerInnen: Thomas Eder, Ágnes Fekete, Endre Hárs, Márton Holczer, Pál Kelemen, Amália Kerekes, Bálint Kovács, Tamás Lénárt, Werner Michler, Magdolna Orosz, Peter Plener, Béla Rásky, Judit Szabó, Ábel Tamás, Katalin Teller

FORSCHUNGSPROJEKTE

Az identitás terei. Kulturális topográfiák az Osztrák-Magyar Monarchia német nyelvű kultúrájában [Räume der Identität. Topografien der deutschsprachigen Kultur der Österreichisch-Ungarischen Monarchie] (OTKA: K 76871). Laufzeit: 2009-2012. Projektleiter: Magdolna Orosz. Teilnehmer: Miklós Fenyves, Amália Kerekes, Edit Király, Tünde Radek.

„Johannes de Utino latin és német nyelvű világhronikájának kritikai kiadása (nyomdakész kézirat)” [Die kritische Ausgabe der lateinischen und der deutschsprachigen

Weltchronik von Johannes de Utino (druckfertiges Manuskript)]. Országos Tudományos Kutatási Alapprogram (OTKA: K 68394) [Ungarischer Förderungsfonds der wissenschaftlichen Forschung], Laufzeit: 2007-2011. Projektleiter: Dr. László Veszprémy (Hadtörténeti Intézet és Múzeum [Institut und Museum für Kriegsgeschichte], Budapest, Teilnehmer: Tünde Radek.

Zwei- und Mehrsprachigkeit in Zentraleuropa, Das Projekt wurde vom Literatur- und Kulturwissenschaftlichen Komitee der Österreichischen und der Ungarischen Akademie der Wissenschaften veranstaltet. Fördernde Institutionen: Österreichische Akademie der Wissenschaften, Ungarische Akademie der Wissenschaften und Aktion Österreich-Ungarn. Laufzeit: 2010-2012. Projektleitung: András F Balogh, Moritz Csáky, Christoph Leitgeb, András Vizkelety; Teilnehmer: Ágoston Zénó Bernád, István Bitskey, Zsuzsa Bognár, Hermann Blume, Rumen István Csörsz, Károly Csúri, Alfred Doppler, István Fried, Emil Hargittay, Karl Katschthaler, Teofil Kovács, Péter Lőkös, Péter Ötvös, Stefan Simonek, Susanne Spiegel, Jozef Tancer, László Tarnói, Barbara Tiefenbacher, Gábor Tüskés, Pál S. Varga, Péter Varga, Anita Czeglédy, Szilvia Ritz, Mihály Szívós, Rita Nagy, Barbara Mariacher, Csaba Gábor Dávid, Zoltán Szalai, Dezső Szabó, Szabolcs János-Szatmári

GASTVORTRÄGE

12. Oktober 2011: Prof. Dr. Barbara Beßlich: Napoleonisches Kaleidoskop. Romantik-Kritik in Wilhelm Hauffs Erzählung „Das Bild des Kaisers“

SONSTIGES

10.-22. Oktober 2011; Prof. Dr. August Stahl Rilke-Seminar am Eötvös Collegium

Lesung Thomas Stangl: Der einzige Ort (Roman) Budapest Írók boltja 19. Oktober 2011. Moderation: Edit Király

Studenten der ELTE nahmen am Symposium für Nachwuchsgermanisten „Literarische

Provinz und Metropolen. Deutsche Regionalliteraturen im östlichen Europa“ vom 13. bis 17. November 2011 in Bad Kissingen teil. Leitung: András F Balogh

Auszeichnung:
Prof. Magdolna Orosz: Ehrenmedaille in Gold der Eötvös Loránd Universität

Lehrstuhl für germanistische Sprachwissenschaft

WISSENSCHAFTLICHE VERANSTALTUNGEN

20.-21. Januar 2011: Dialektlexikographischer Workshop – 1. Arbeitstagung zum Wörterbuch der ungarndeutschen Mundarten (WUM): Stand, offene Fragen, Perspektiven. ELTE/Budapest. Teilnehmer: Dr. Ingeborg Geyer, Dr. habil. Manfred Glauning, Prof. Dr. Heinrich Dingeldein, Dr. Sigrid Haldenwang, Prof. Dr. Regina Hessky, Prof. Dr. Katharina Wild, Prof. Dr. Karl Manherz, Prof. Dr. Elisabeth Knipf-Komlósi, Dr. Mária Erb, Dr. Éva Márkus, Dr. Márta Müller.

FORSCHUNGSPROJEKTE

Wörterbuch der ungarndeutschen Mundarten. OTKA-Projektnummer 81342. Laufzeit: 2010-2014. Projektleitung: Elisabeth Knipf-Komlósi. Teilnehmer: Erb Maria, Hessky Regina, Manherz Károly, Márkus Éva, Müller Márta, Wild Katharina.

MÖB-DAAD „Projektbezogener Personenaustausch“; Laufzeit: 2010/2011 (P-MÖB 810), Partner: Heinrich J. Dingeldein, Philipps-Universität Marburg, Abteilung Sprachen in Hessen; Projekt: Ungarndeutscher Sprachatlas, Südungarn, zweiter Halbband. Teilnehmer: Maria Erb; Heinrich J. Dingeldein (Projektleiter), Koloman Brenner, Bernadett Unger

Satzmodus als komplexes Sprachzeichen. OTKA NN 79763, 2010-2011, Projektleiter: Attila Péteri; Teilnehmer: Emese Zakariás, Bernadett Modrián-Horváth

PERSONALIA

Verteidigte Dissertationen: Ágnes Fekete, András Komáromy, Ágnes Huber, Michael Hutterer

FORSCHUNGSaufenthalt

Anna Vargyas: Ernst Mach-Stipendium der Aktion Österreich-Ungarn an der Universität Wien, Bereich Sprachwissenschaft (Betreuerin: Prof. Alexandra Lenz), Oktober 2011–Januar 2012.

GASTVORTRÄGE

28. September 2011: Prof. Dr. Peter Öhl (Freiburg): Partikelverben im Deutschen und ihre ungarischen Verwandten.

4. Oktober 2011: Prof. Dr. Nina Berend (Mannheim): Migration und Migranten-gruppen in Deutschland (Am Beispiel der Russlanddeutschen).

7. November 2011: Prof. Dr. Stefan Sienerth (München): Polyphonie der Betrachtungsweisen.

8. November 2011: Prof. Dr. Helen Christen (Fribourg): Deutsch in der mehrsprachigen Schweiz.

9. November 2011: Prof. Dr. Helen Christen (Fribourg): „Hochdeutsch in aller Munde“.

22. November 2011: Prof. Dr. Peter Ernst (Wien): Hitlers „österreichisches Deutsch“. Eine sprachpragmatische Analyse historischer Film- und Tondokumente.

Lehrstuhl für Sprachpraxis und Fachdidaktik, Methodik

WISSENSCHAFTLICHE VERANSTALTUNGEN

9. April 2011: UDV-Generalversammlung und Fachtagung 2011. „Neue Medien im Fremdsprachenunterricht“.

5. November 2011: UDV-Fachtagung 2011. „Deutsch als erste und / oder zweite Fremdsprache unterrichten“.

SONSTIGES

6.-8. Februar 2011: CATHEDRA MAGISTRORUM. Lehrerforschung. Lehrer-Denken und Lehrer-Wissen. Werkstatt zur Lehrer-

forschung im Eötvös Collegium der ELTE, (Leiterin: Feld-Knapp, Ilona)

HERAUSGEBERSCHAFT: Zeitschrift „Deutschunterricht für Ungarn“ 1-2/2011. Jg. 24. – Chefredakteurin: Boócz-Barna Katalin

DAAD-Studienfahrt für MA-LehramtsstudInnen nach Berlin (FU, HU), Potsdam (Universität Potsdam), Leipzig (Herder-Institut) (Projektleiterin: Ilona Feld-Knapp)

Pro Scientia Goldmedaille 2011 (Anna Deme, Ilona Feld-Knapp)

Lehrstuhl für Niederlandistik

WISSENSCHAFTLICHE VERANSTALTUNGEN

April 2011: Gastvorträge von Prof. Joop van der Horst (Katholische Universität Leuven) mit den Themen: Geschichte der niederländischen Sprache; Langfristige sprachliche Entwicklungen in den europäischen Sprachen; Die letzten Tage der Standardsprache; Veränderungen in der heutigen holländischen Sprache

4. Mai: Vortrag von Krisztina Törő mit dem Titel „Holland nyelvű migránsirodalom“ [„Holländischsprachige Migrantenliteratur“] im Rahmen der Multatuli-Vortragsreihe (Die Vorträge haben das Ziel, einen wissenschaftlichen Überblick über die holländische

Sprache und Literatur auf Ungarisch zu vermitteln.)

Mai 2011: Gastvorträge von Dr. Katalin Balogh (Lessius Hogeschool Antwerpen) über Probleme des Übersetzens und Dolmetschens.

18. November: 13. Niederlandistische Studientage mit dem Titel „Die Rolle der literarischen Übersetzung im Literatur- und Sprachunterricht“. Gastvortragenden: Prof. Dr. Ton Naaijkenst (Universität Utrecht), Prof. Dr. Henri Bloement (Lessius-Hochschule Antwerpen / Katholische Universität Leuven), Ingrid Degraeve (Taaluniecentrum

Brüssel) und der flämische Schriftsteller Joseph Pearce. TeilnehmerInnen: Studierende und Dozenten der Lehrstühle für Niederlandistik der ELTE Budapest, der KRE Budapest und der Universität Debrecen – Unterstützt von: a Holländische Sprachunion (Nederlandse Taalunie), das Sprachunion-Zentrum, der Algemeen-Nederlands Verbond, die Vretretung der Flämischen Regierung in Ungarn, die Botschaft der Niederlanden und die Arnhemer Abteilung des Orde van den Prince

28.-30. September: Gastvortrag von Dr. Judit Gera am Internationalen und Interdisziplinären "Beatrijs"-Kongress in der Koninklijke Bibliotheek den Haag (Königliche Bibliothek den Haag). Organisation: Dr. Orsolya Réthelyi (ELTE Budapest), Prof. Dr. Remco Sleiderink (Hogeschool-Universiteit Brüssel) und Dr. Ton van Kalmthout (Huygens Instituut voor Nederlandse Geschiedenis KNAW)

Gastvorträge:

September 2011: Dr. Joost van Driel (Universität Leiden): „From verse to strophe.

New directions in Medieval Dutch poetry" (in englischer Sprache); „Meister der Form. Konservativen und Revolutionäre in der mittelholländischen Literatur" (in holländischer Sprache)

November 2011: Dr. Arie Jan Gelderblom (Universität Utrecht): „Alte Reisegeschichten und das Eigenbild der Holländer"

SONSTIGES

7.-10. April: Internationales Übersetzungsworkshop im Ungarischen Kunstübersetzerhaus (Magyar Műfordító-Ház) in Balatonfüred. Die Geschichte von Beatrijs wurde aus dem Mittelholländischen ins Ungarische, Polnische und Rumänische übersetzt. TeilnehmerInnen: MA-Studierende aus Budapest, Wrocław und Bukarest unter der Leitung von Marta Bigus, Anikó Daróczy, Ma gorzata Dow aszewicz, Gheorghe Nicolaescu und Orsolya Réthelyi. Mitgewirkt hat auch die ungarische Dichterin Zsuzsa Rakovszky. – Unterstützt vom Fachzentrum für Kunstübersetzung (Expertisecentrum Literair Vertalen) der Niederländischen Sprachunion (Nederlandse Taalunie)

Institut für skandinavische Sprachen und Literaturen

FORSCHUNGSPROJEKTE

Skandináv-magyar szépirodalmi fordítások adatbázisa [Datenbasis der skandinavisch-ungarischen belletristischen Übersetzungen]

SONSTIGES

16. März: Gastvortrag des Genderforschers Prof. Gro Hagemann (Universität Oslo) mit dem Titel „Kvinne eller medborger? Prinsipper og kjønnskonflikter i 1900-tallets Norge" [Frau oder Mitbürgerin. Prinzipien und Emanzipationskonflikte im Norwegen der 1900er Jahre]

22. März: Gastvortrag von Zsuzsanna Björn Andersen (Københavns Universitet) mit dem Titel „Georg Brandes und Ungarn"

Skandinavisztikai füzetek 9. (erscheint in 2011)

Mádl Péter, Masát András, Ács Péter, Merkl Hilda

7. Mai: Vårfest (Frühlingsfest)

14. Dezember: Luciafest (Luziafest)

Universität Debrecen (DE)
Institut für Germanistik

WISSENSCHAFTLICHE VERANSTALTUNGEN

Fortbildungsreihe für Gymnasiallehrer
14. Oktober 2011: Interkulturelle Kompetenzen im Deutschunterricht

11. November 2011: Surfen und Browsen will geübt sein: eine praxisorientierte Einführung in die Arbeitstechniken mit authentischen Webinhalten

2. Dezember 2011: Konversationsspiele im Deutschunterricht
Veranstalter: Dr. Zsuzsanna Radványi, Dr. Andrea Horváth
Teilnehmer: Gymnasiallehrer aus dem Komitat Hajdú-Bihar

01.-03. Dezember 2011: Gustav Mahler - Arnold Schönberg und die Wiener Moderne. Internationale interdisziplinäre Konferenz aus Anlass des 100. Todestages von Gustav Mahler und des 60. Todestages von Arnold Schönberg.

Veranstalter: Lehrstuhl für deutschsprachige Literaturen am Institut für Germanistik an der Universität Debrecen gemeinsam mit der Universität für Jüdische Studien Budapest.

Ort: Universität Debrecen, Österreich-Bibliothek

Förderer: Fritz Thyssen Stiftung, Österreichisches Kulturforum Budapest.

FORSCHUNGSPROJEKTE

Deutsch-ungarische kontrastive Grammatik (ohne finanzielle Unterstützung). Laufzeit: 2008-2012, Leitung: Dr. Jiří Pilarský.

Das Problem der Evidenz in der theoretischen Linguistik (2007-2011). Forschungsstelle für Theoretische Linguistik der Ungarischen Akademie der Wissenschaften. Leitung: Prof. Dr. András Kertész.

Das Problem der Inkonsistenz in der theoretischen Linguistik (OTKA K 77823, 2009-2013). Leitung: Prof. Dr. András Kertész.

Integrierte sprachliche Datenverarbeitung (TÁMOP 4.2.1./B-09/1/KONV-2010-0007; 2010-2012). Leitung: Prof. Dr. András Kertész.

Datenbank des gesprochenen Ungarisch (TÁMOP 4.2.1./B-09/1/KONV-2010-0007; 2010-2012). Leitung: Dr. habil. Zsuzsanna Iványi.

STEP II. Vergleichende Forschung der Theatersysteme kleiner europäischer Länder (Niederlande, Irland, Dänemark, Schweiz, Slowenien, Ungarn, Estland). Partneruniversitäten: Groningen, Dublin Trinity College, Aarhus, Bern, Ljubljana, Debrecen, Tartu.

Laufzeit: 2010-2014.

Projektleiter: Prof. Dr. Hans van Maanen (Universität Groningen) und Prof. Dr. Andreas Kotte (Universität Bern).

Leiterin der ungarischen Forschungsgruppe Doz. Dr. Magdolna Balkányi.

PERSONALIA

Katschthaler, Karl

Ernennung zum Leiter des Lehrstuhls für deutschsprachige Literaturen.

Universitätsdozent: 01.09.2011.

Habilitation: 04.06.2011.

Kovács, Kálmán

Forschungsaufenthalt an der Freien Universität Berlin (Humboldt-Stipendium, ein Monat).

Lichtmann, Tamás

In den Ruhestand versetzt: 30.12.2011.

SONSTIGES

Vorträge:

Das Glück liegt nicht auf der Straße.
Menschenrechte von Frauen und Kindern
21. April 2011

Vortrag und Diskussion

Prof. Dr. Wolfgang L. Gombócz

Korrespondierendes Mitglied der Akademie der Wissenschaften und Künste zu Laibach/Ljubljana

Ort: Österreich-Bibliothek Debrecen

Gender-Gap und Binnen-I: Gender im DaF-Unterricht

01. Dezember 2011

Interaktiver Vortrag mit Mag. Rosemarie Ortner

Ort: Österreich-Bibliothek Debrecen

Lesungen:

„Leichten Herzens“ - Lesung mit Barbara Aschenwald

19. April 2011

Die junge österreichische Autorin Barbara Aschenwald las aus ihrem preisgekrönten Erzählband Leichten Herzens.

Ort: Österreich-Bibliothek Debrecen

Lesung und Schreibworkshop mit Anna Kim

04. Mai 2011

Die österreichische Schriftstellerin Anna Kim las aus ihrem Roman Die gefrorene Zeit.

Ort: Méliusz Juhász Péter Komitatsbibliothek

Österreich liest. Treffpunkt Bibliothek 2011

„Mit Geschichte will man etwas!“

15. November 2011

Erinnerungs- und Gedenkstättenorte in Debrecen, Buchpräsentation in der Zentrale des Komitees der ungarischen Akademie der Wissenschaften Debrecen

Österreich liest. Treffpunkt Bibliothek 2011

„Theorien des Comics“

29. November 2011

Buchpräsentation von und mit Mag. Barbara Eder und Elisabeth Klar

Ort: Österreich-Bibliothek Debrecen

Workshops:

05.-06. Mai 2011

Die österreichische Schriftstellerin Anna Kim führte im Rahmen ihres Workshops Kreatives Schreiben die Teilnehmer in die Welt der kreativen Textgestaltung ein.

Ausstellungen:

Veranstaltungen der Österreich-Bibliothek:

„Gustav Mahler und Wien“

01.-16. Dezember 2011

Thematische Ausstellung anlässlich des Mahler-Jahres

Ort: Österreich-Bibliothek Debrecen

Theateraufführungen:

Österreich im Spiel entdecken

06-09. Juni 2011

Improvisationstheater nach Peter Turrinis Ratzenjagd

Theaterworkshop unter der Leitung von Mag. Ute Michailowitsch

Wettbewerb:

„Österreich-Rallye“

16. Juni 2011

Eine spielerische und bunte Entdeckungsreise durch Österreich

Sonstige Veranstaltungen:

„Lange Nacht der Forscher“: Tatorte und Bibliotheken

23. September 2011

Krimi-Veranstaltungen

Krimi Wettbewerb für Jugendliche
Wissenschaftliche Vorträge über den Krimi
Veranstalter: Marianna Feketéné Balogh

Doktorandenkurs/Blockseminar
14.-17. November 2011
Prof. Dr. Andrea Geier (Universität Trier)
Titel: Deutsch-Deutsche Begegnungen.
Kolonialismus-Debatten in der Literatur
seit 1989
Veranstalter: Dr. Andrea Horváth

Germanistenwoche
02.-06. Mai 2011
WIR im Mitteleuropa – Woche der Interkulturalität.
Programm:
02. Mai 2011
Gastvortrag von Prof. Dr. Wolfgang Müller-Funk (Die Donau. Zur Konstruktion eines transnationalen Flusses bei Claudio Magris und Péter Esterházy)
03. Mai 2011
Studententagung zum Thema Interkulturelle Literatur
„Dieses war der erste Streich, doch der zweite folgt sogleich“. Theateraufführung (Max und Moritz) der Schüler der János Arany Grundschule
04. Mai 2011
Multikulti im Film. Spielerischer Wettbewerb zum Film Kebab Connection
Lesung der österreichische Autorin Anna Kim (Die gefrorene Zeit)
05. Mai 2011

Zusammenleben in Mitteleuropa. Podiumsdiskussion mit Hans Kaiser, Lydia Böttger, Anna Kim, Petteri Laihonen, Gert Loosen, Clemens Tönser, Richard Reutner.
05.-06. Mai 2011
Schreibwerkstatt mit Anna Kim

Studienreise nach Wien
12.-14. März 2011

Konversationsklub
Jeder zweite Dienstag im Monat
Organisation: DAAD- und ÖAD-Lektorinnen und -Lektoren, Deutsches Kulturforum Debreccen

Periodika:

Sprachtheorie und germanistische Linguistik 21.1 (2011). Münster: Nodus Publikationen, 2011, 1-107.
Sprachtheorie und germanistische Linguistik 21.2 (2011). Münster: Nodus Publikationen, 2011, 108-229.
Sprachtheorie und germanistische Linguistik: Supplement 1. Studies in Semiotic Textology in Honour of János S. Petőfi. Münster: Nodus Publikationen, 2011, 1-191.
Sprachtheorie und germanistische Linguistik: Supplement 2. Die Nationalitäten- und Sprachkonflikte in der Habsburgermonarchie. Münster: Nodus Publikationen, 2011, 1-213.

Károly-Eszterházy-Hochschule (EKF) Eger
Lehrstuhl für deutsche Sprache und Literatur

WISSENSCHAFTLICHE VERANSTALTUNGEN,
 KONFERENZEN

29. September: Gastvortrag von Dr. habil. Peter Öhl (Deutsches Seminar der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg) mit dem Titel „*Markierung von Subordination und Satzmodus in der Satzperipherie: Typologische Kontraste*“

FORSCHUNGSPROJEKTE

Teilnahme am EU-Projekt „IDIAL4P“ (Idial for Professionals: interkulturell – regionalisiert – qualifizierend – professionell), gefördert durch die Europäische Kommission im Rahmen des Programms „Lebenslanges Lernen“. Projektleitung: Universität Göttingen. Projektmanagerin: Márta Murányi-Zagyvai. Teilnehmer: Márta Murányi-Zagyvai, Tamás Fáy

17-20. September: Projekttreffen in Zielona Góra (Polen)

25-30. Oktober: Abschlusskonferenz in Plovdiv, Sofia und Veliko Tarnovo (Bulgarien)

Teilnahme am Projekt „Entwicklung von Lehrmaterialien für den Fachsprachenunterricht“. (TÁMOP - 4.1.2.A/2-10/1)

Teilnehmer: Márta Murányi-Zagyvai, Éva Kalocsai Varga, Mihály Harsányi

SONSTIGES

28. Januar: Lesewettbewerb für Deutschlernende aus der nordungarischen Region mit Unterstützung des Goethe-Instituts und der Deutschen Botschaft Budapest

April – Juli: Studienaufenthalte von Germanistikstudenten an den Universitäten Regensburg und Erfurt (ERASMUS)

30–31. September: Dr. habil. Peter Öhl (Deutsches Seminar der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg): Blockseminar Kontrastive Linguistik

DISSERTATIONEN IN ARBEIT:

Éva Varga: Tankönyvi feladatszerűk a tanári kompetenciákra való felkészítésben. (ELTE)

VERTEIDIGTE DISSERTATIONEN:

9. Dezember 2011 (an der Pannonischen Universität Veszprém): Márta Murányi-Zagyvai: Deutsche und ungarische multi-segmentale Kurzwörter: kontrastive lexikologisch-lexikographische Untersuchungen anhand eines analytisch-chemischen Fachsprachenkorpus

**Károli-Gáspár-Universität der Reformierten Kirche (KRE) Budapest
Lehrstuhl für Deutsche Sprache und Literatur**

WISSENSCHAFTLICHE VERANSTALTUNGEN,
KONFERENZEN

16-18. Juni, Budapest:

Internationales Symposium „Inspirationen“

1-9. Juli 2011, Budapest-Tiszanána: Sommer-Universität Anthropology of Healing Arts and the Art of Medicine.

FORSCHUNGSPROJEKTE

Dringó-Horváth, Ida: Im Rahmen des internationalen Projekts „Schule im Wandel“ (COMENIUS / Goethe Institut) Teilnahme am Online-Tutor Bildungsprogramm als Referentin in Ungarn, und dann Einbezug der KRE ins Controlling von Lehrmaterialien auf blended-learning-Basis (gestartet am: 15. 03. 2011)

József Fülöp: Workshop für die Germanistikstudenten in der Übersetzungs-Werkstatt „Hyperion“ in Balatonhenye, 18-23. Juli 2011. Gefördert: im Rahmen des KRE-Projekts „TÁMOP-4.2.2.B-10/1“

PERSONALIA

József Fülöp: Erwerb des PhD-Titels (15. 06. 2011.)

József Fülöp: Ernennung zum Oberassistenten (vom 1. September 2011)

Zita Hollós Ernennung zur Dozentin (vom 1. September 2011)

SONSTIGES

Gastprofessoren: Prof. Dr. Ralf Bogner und Dr. Mischia Doms, Universität des Saarlandes, Vorlesungen über die deutsche Lyrik aus der frühen Neuzeit. (3-16. April).
Gastvorlesungen von Prof. Dr. Hans-Christian Stillmark, Universität Potsdam (30. November-5. Dezember 2011)

Studienreise der Studenten der literarischen Werkstatt *Textur* unter der Leitung von Dr. Szilvia Ritz im Rahmen eines TÁMOP-Projekts für Talentförderung (Wien, 8-11. Dezember 2011).

Universität Miskolc (ME)

Lehrstuhl für Deutsche Sprach- und Literaturwissenschaft

WISSENSCHAFTLICHE VERANSTALTUNGEN,
KONFERENZEN

20. März: Weiterbildungstag für Deutschlehrer – Quo vadis Deutschunterricht?

17. November: Gastvortrag von Prof. Dr. Zoltán Szendi: „Figuren und Perspektiven in Werken von Thomas Mann“

17-18. November: IV. Internationale Germanistische Konferenz „Transdisziplinarität und neue Wege in der Germanistik“

FORSCHUNGSPROJEKTE

„Die Fachsprache der Logistik. Deutsch-ungarische kontrastive Forschungen“

TÁMOP

Laufzeit: 2011-2013

Projektleiter: Mária Illés-Kovács

Teilnehmer: von ungarischer Seite: Erika Kegyes, Csilla Dobos, Renate Kriston; von deutscher Seite: Elke Glistau

„Interkulturelle Kommunikation bei deutsch-ungarischen Firmen und Unternehmen“

TÁMOP

Laufzeit: 2011-2013

Teilnehmer: Erika Kegyes, Csilla Dobos,
Renate Kriston

PERSONALIA

Judit Kováts: Forschungsaufenthalt an der
Universität Wien (November 2011)

Etelka Joó und Terézia Baróczi-Nagy:
Erasmus-Lehreraustausch (April 2011)

SONSTIGES

25. Januar: Märchenwettbewerb I. – „Eine
alte Gattung im neuen Gewand“: Umschrei-
bung alter Märchentexte ein regionaler
Wettbewerb für Deutschlerner (in Koope-
ration mit der Märchengesellschaft Grimm
und mit der freundlichen Unterstützung der
Märchenforscherin Dr. Gabriele Uhl-
mann)

23. Februar: „Erasmus-Tag“ – Unsere
Partnerinstitute stellen sich vor (Gastvor-
träge der Partnerinstitute)

25. September: Nacht der Forscher –
Ausstellung und Vorträge zum Thema
„100 Jahre Auto“: Semiotik und Symbolik
der Autowerbung, Die Geschichte der
deutschen Autowerbung, Werbeslogans und
Werbemittel in der deutschen Autowerbung

27. Oktober: Märchenwettbewerb II. –
„Alte Märchen im neuen Gewand“:
Modernisierung alter Märchentexte – ein
regionaler Wettbewerb für Deutschlerner (in
Kooperation mit der Märchengesellschaft
Höxter und mit dem Ungarisch-Deutschen
Freundeskreis Miskolc, sowie der
Deutschen Selbstverwaltung der Stadt
Miskolc)

21. November: „Aschaffenburg – Miskolc“:
Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft
einer Städtepartnerschaft (Vorträge und
Schülersymposium) (in Kooperation mit
dem Ungarisch-Deutschen Freundeskreis
Miskolc, sowie der Deutschen Selbstver-
waltung der Stadt Miskolc)

**Westungarische Universität
Universitätszentrum Savaria
Lehrstuhl für Germanistik**

WISSENSCHAFTLICHE VERANSTALTUNGEN,
KONFERENZEN

29-30. September 2011: Gastvortrag von
Univ.-Prof. Dr. Matjaz Birk
(Universität Maribor) mit dem Titel „Dich-
tung der Goethe-Zeit. Theorie und Praxis“

PERSONALIA

Dóra Takács: Erasmus Dozenten-Mobilität;
2-6. Mai 2011 – Lehrstuhl für Germanistik
FF UJEP Usti Nad Labem

SONSTIGES

14. Februar 2011: Kreatives Schreiben im
DaF-Unterricht. Workshop mit Prof. Dr.
Renate Faistauer (Wien) – unterstützt vom
OKF

16. März 2011: Literaturfahrten: Lesung
von Malte Herwig: Meister der Dämme-
rung in Mattersburg – unterstützt vom
Literaturhaus Mattersburg

13. April 2011: First Novelist - Lesung Bar-
bara Aschenwald – unterstützt von OKF
Budapest

18.-19. Oktober 2011: Schwerpunkt: Österreich liest. Übersetzungsworkshop mit Zoltán Halasi und György Buda – unterstützt von OKF Budapest

18. Oktober 2011: Literatur übersetzen, Übersetzung kritisieren. Zweisprachige Lesung mit Zoltán Halasi und György Buda – unterstützt von OKF Budapest

20. Oktober 2011: Schwerpunkt: Österreich liest. Ungarn liest Österreich: Elfriede Jelinek - Wir feiern den 65. Geburtstag der Autorin. Einführung ins Werk (Dr. Dóra Takács); Texte Jelineks vorgelesen von den Studierenden des 2. Jahrgangs; Filmvorführung: Die Klavierspielerin; Diskussion

29. November 2011: Literaturfahrten: Das Literaturhaus Mattersburg zu Gast in Szombathely

Lesung und Gespräch mit Jutta Treiber – unterstützt vom Literaturhaus Mattersburg

8. Dezember 2011: Éva Kopasz: Unterrichtsprojekte. Workshop.

Präsentationsformen, handlungs- und projektorientierte Methoden und Übungen

15. Dezember 2011: Ausflug der Germanistik-StudentInnen nach Wien (Leopold Museum, Albertina, Schloss Schönbrunn) – unterstützt von der Geisteswissenschaftlichen Fakultät der Westungarischen Universität

Pannonische Universität (PE) Veszprém Germanistisches Institut

WISSENSCHAFTLICHE VERANSTALTUNGEN, KONFERENZEN

28.-30. April: Tagung „Erzählen und Erzähltheorie zwischen den Kulturen.“

27.-28. Mai „Interkulturalität in der ungarischen Germanistik“. Jahrestagung der Gesellschaft ungarischer Germanisten.

Gastvorträge in der Reihe „Veszprémer Deutsche Begegnungen“:

3. März: Univ.-Prof. Mag. Dr. Franz Patocka (Universität Wien): Österreichische Besonderheiten in der Wortstellung im gesprochenen und geschriebenen Deutsch

26. Oktober: Univ.-Prof. Mag. Dr. Prof. h.c. Peter Ernst (Universität Wien): Untersuchungen zur Österreichspezifischen Aussprache Adolf Hitlers

8. November: Frau Univ.-Prof. Mag. Dr. Inci Dirim (Universität Wien): Mehrsprachigkeit in der Migrationsgesellschaft

30. November: Univ.-Doz. Dr. Zsuzsanna Bognár (Katholische Péter-Pázmány-Universität Budapest/Piliscsaba): Die deutschsprachige Publizistik von Ludwig Hatvany

FORSCHUNGSPROJEKTE

Interkulturelle Germanistik mit dem Schwerpunkt ‚Deutsch als Minderheitensprache‘ vs. ‚Deutsch als Fremdsprache‘ (DAAD: GIP-Projekt)

Laufzeit: 2011-2012

Projektleiter: Univ.-Prof. Dr. Csaba Földes, DSc. (Veszprém), Univ.-Prof. Dr. Gerd Antos (Halle)

Teilnehmer: Germanistisches Institut an der Pannonischen Universität Veszprém; Germanistisches Institut an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg

PERSONALIA

Frau Dr. Bianka Burka, wiss. Assistentin:
Promotion im Bereich der germanistischen
Linguistik an der Pannonischen Universität
Veszprém (13. Dezember).

Frau Johanna Backes: DAAD-Lektorin ab
29. August 2011.

Frau Krisztina Erdélyi, wiss. Angestellte:
Forschungsaufenthalt in Halle im Rahmen
des DAAD-GIP-Projekts (18. Juli - 2.
August)

Univ.-Prof. Dr. Csaba Földes, DSc.:
Forschungsaufenthalt in Halle im Rahmen
des DAAD-GIP-Projekts (25. Januar - 3.
Februar)

Gastvortrag an der Universität Bari (4.
April)

Forschungsaufenthalt und Gastvortrag im
Rahmen des Erasmus-Programms an der
Universität Maribor (2.-6. Mai)

Gastvortrag an der Alpen-Adria-Universität
Klagenfurt (21. Juni)

Forschungsaufenthalte in Russland,
Deutschland und Österreich, Gastvortrag
an der Karl-Franzens-Universität Graz (25.
Juni - 1. Juli)

Dr. Attila Németh, wiss. Oberassistent: For-
schungsaufenthalt in Halle im Rahmen des
DAAD-GIP-Projekts (31. März - 8. April)

Univ.-Doz. Frau Dr. Gabriella Rác:
Forschungsaufenthalt und Gastvortrag an
der Universität Wien (6.-9. April)

Univ.-Doz. Dr. Tóth József: Gastvorträge
im Rahmen des Erasmus-Programms an der
Universität Antwerpen (28. März - 1. April)

Univ.-Doz. Dr. László V. Szabó:
Gastvortrag und Teilnahme am Podiumsge-
spräch an der 12. Silser Hesse-Tage in Sils
Maria (Schweiz) (17.-18. Juni)

Forschungsaufenthalt mit einem OEAD-
Stipendium an der Universität Innsbruck
(1.-31. Juli)

SONSTIGES

Internationales Forschungs- und
Nachwuchsnetzwerk für Interkulturelle
Germanistik (IFNIG) im Rahmen des
Kompetenzzentrums interkulturelle
Linguistik/Germanistik, eine Werkstatt für
interkulturell-germanistische Forschungs-,
Weiterbildungs- und Qualifizierungsmaß-
nahmen (seit 2008)

(siehe <http://www.germanistik.uni-pannon.hu/kompetenzzentrum/>)

Zeitschrift für Mitteleuropäische Germa-
nistik, Jahrgang 1, Hefte 1 und 2.

Bd. 3. der Reihe Beiträge zur Interkultu-
rellen Germanistik:

Földes, Csaba (Hg.): Interkulturelle Linguis-
tik im Aufbruch. Das Verhältnis von
Theorie, Empirie und Methode.

Erasmus-Partnerschaften mit:

Universität Antwerpen

Universität Bayreuth

Technische Universität Chemnitz

J. Selye-Universität Komorn/Komárno

Universität Lettlands in Riga

Otto-von-Guericke-Universität Magdeburg

Universität Regensburg

Programm zur Begabtenförderung, gegrün-
det und betreut vom Germanistischen Institut
der Pannonischen Universität Veszprém:
Vorbereitungskurse, Schülerwettbewerb
„Deushtalente gesucht“, Schülerwettbe-
werb „Wettbewerb für junge Übersetzer“ etc.

Zweiter Deutschlehretag an der Pannoni-
schen Universität Veszprém (25. Oktober)

Neue Studentenzeitung (Jg. 1): Veszprémer
Uniblätter (VUB).

siehe www.germanistik.uni-pannon.hu/vub

**Katholische Péter-Pázmány-Universität (PPKE) Piliscsaba
Mittleuropa-Institut
Lehrstuhl für Germanistik**

WISSENSCHAFTLICHE VERANSTALTUNGEN,
KONFERENZEN

3. Oktober: Festakt anlässlich des 80. Geburtstages von Prof. emer. Dr. András Vizkelety an der Ungarischen Akademie der Wissenschaften (organisiert von Dr. Klára Berzeviczy, Dr. László Jónácsik und Dr. Péter Lőkös)

FORSCHUNGSPROJEKTE

„Germanica-Einträge in Stammbüchern der Ungarischen Széchényi-Nationalbibliothek.“ Teilnehmer: Dr. Klára Berzeviczy, Dr. Péter Lőkös, Dr. László Jónácsik, Dr. András Vizkelety.

PERSONALIA

Dr. Klára Berzeviczy: Auszeichnung: Medaille für Verdienste um den Wissenschaftsfortschritt (Medaglia di Benemeranza – [per] il Progresso della Conoscenza) der Accademia Nazionale di Scienze, Lettere ed Arti (Nationale Akademie der Wissenschaften, Literatur und Künste, Modena)

SONSTIGES

18.-20. April: OTDK Eger. 1. Preis in der Sektion „Die Kultur der modernen Sprachen“: Anna Jankó („Transkulturelle Aspekte bei Terézia Mora“); 2. Preis in der Sektion „Deutsche Literatur“: Flóra Alpár

(„Die Künstlerin, die es nicht gibt – Problematik der weiblichen Kunstproduktion in der Musik und der Literatur“); Sonderpreis der GUG in der Sektion „Deutsche Literatur“: Balázs Sudár („Buße als handlungsbestimmendes Motiv bei Hartmann von Aue“)

3. Oktober: Konzert des Universitätschores der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt unter der Leitung von Prof. Dr. Peter Brünger (organisiert von Dr. Klára Berzeviczy)

6.-7. Oktober: Prof. Dr. Werner Jung (Universität Duisburg-Essen): „Heinrich Böll-Workshop“ und Dr. Andrea Schäfer (Universität Duisburg-Essen): „Der museale Lernort im DaF-Unterricht (Workshop)“

11. November: Mag. Kerstin Istvanits: „Österreichische Medien und Film. Workshop“

1. Dezember: Eröffnung der Ausstellung „Ostzeit-Westzeit“ über die deutsche Gegenwartsliteratur (in Veranstaltung des Goethe-Instituts).

1. Dezember: Gastvorlesung von Dr. Antonia Opitz: „Herta Müller“

Universität Pécs (PTE)
Germanistisches Institut
Lehrstuhl für deutschsprachige Literatur
Lehrstuhl für germanistische Sprachwissenschaft

WISSENSCHAFTLICHE VERANSTALTUNGEN,
 KONFERENZEN

6. April: Vortrag von Zsuzsanna Kiss: „Missbrauch der Emotionen – Zur Gefühlskomponente der NS-Propaganda“ (Veranstalter: Pécses Regionales Zentrum der Ungarischen Akademie der Wissenschaften – Germanistische Arbeitskommission)

20. September: Gastvorträge von Prof. Dr. Kurt Bartsch (Universität Graz): „Geschlechterpolarisierung bei Bachmann“; „Autobiographische Texte in den 1970er und 1980er Jahren“ (Veranstalter: Germanistisches Institut; Pécses Regionales Zentrum der Ungarischen Akademie der Wissenschaften – Germanistische Arbeitskommission)

30. September - 1. Oktober: „Kontraste und (Kon)Texte“ – Konferenz anlässlich des Geburtstages von Dr. Peter Canisius

3. Oktober: Vortrag von Prof. Dr. Nina Berend (Institut für Deutsche Sprache Mannheim): „Migration und Migrantengruppen in Deutschland – am Beispiel der Russlanddeutschen“ (Organisation: Lehrstuhl für germanistische Linguistik)

8-12. Oktober: „Rilke – intermedial“. (Gemeinsames Forschungsseminar im Rahmen der Institutspartnerschaft zwischen dem Institut für Deutsche Literatur und ihre Didaktik der Goethe-Universität Frankfurt am Main und des Lehrstuhls für deutschsprachige Literatur der Universität Pécs; Organisatoren: Jun.-Prof. Dr. Torsten Hoffmann (Frankfurt a.M.), Isabelle von Zitzewitz (DAAD-Lektorin, Pécs); Teilnehmer: Studierende der beiden Universitäten

FORSCHUNGSPROJEKTE

Medialisierung des Zerfalls der Doppelmonarchie in deutschsprachigen Regionalperiodika zwischen 1880 und 1914 – internationales Forschungsprojekt
 Laufzeit: 2010-2012

Projektleiter: Prof. Dr. Szendi Zoltán
 Teilnehmer: Prof. Dr. Matjaž Birk (Maribor), Prof. Dr. Josip Babic (Osijek/Eszék), Dr. Jozef Tancer (Bratislava/Pozsony), Dr. Bianca Bican (Cluj/Kolozsvár), Mgr. Tereza Pavlíčková (Olomouc), Mgr. Alina Mazilu (Timișoara/Temesvár)

Netzwerk – Kulturwissenschaftliche Medienwissenschaft in Mittel- und Osteuropa
 Laufzeit: 2011-2014

Projektleiter: Prof. Dr. Dieter Mersch (Universität Potsdam, Institut für Künste und Medien); Prof. Dr. Wolfgang Beilenhoff (Internationales Kolleg für Kulturtechnikforschung und Medienphilosophie)
 Partnern: Litauen (EHU Vilnius), Tschechische Republik (Akademie der bildenden Künste, Karlsuniversität Prag), Polen (Adam-Mickiewicz Universität Poznań, Schlesische Universität Katowice) und Ungarn (Universität Pécs; Dr. Edina Sándorfi und Dr. Lehel Sata)

PERSONALIA

3. November: Prof. Dr. Katharina Wild: Verleihung des Titels professor emerita

28. September: Csilla Dömök: Erlangung des PhD-Titels (Budapesti Corvinus Egyetem; Társadalomtudományi Területi Doktori Tanács)

Forschungsaufenthalte in Frankfurt am Main im Rahmen der Partnerschaft mit

dem Institut für deutsche Literatur und ihre Didaktik der Goethe-Universität Frankfurt am Main:

16.-26. Mai: Prof. Dr. Zoltán Szendi

28. August - 9. September: Dr. Zsuzsanna Gerner

11.-19. November: Dr. Lehel Sata

SONSTIGES

12., 13., 14. April: Gastvorträge von Prof. Dr. Zoltán Szendi an der Universität Sevilla

28. April: Micul Dejun alias Paul Jeute liest aus seinen Werken

28. September: Gedenkfeier zum Andenken an unseren verstorbenen Kollegen, Dr. Béla Szende (Organisatoren: Germanistisches Institut der Universität Pécs, Valéria Koch Schulzentrum; Redaktion der *Neuen Zeitung*)

26. September - 7. Oktober: Blockveranstaltung von Prof. Dr. Gerhard Wanner mit dem Titel „Emanzipation und Aufstieg der Frauen zur Gleichberechtigung im 20. Jahrhundert“

Universität Szeged (SZTE) Institut für Germanistik

WISSENSCHAFTLICHE VERANSTALTUNGEN, KONFERENZEN

13. Mai: Internationales Symposium: Narratologie, Ästhetik, Literaturgeschichte. Prof. Árpád Bernáth zum 70. Geburtstag. Organisation: Károly Csúri, Endre Hárs, Géza Horváth

14. November: Konferenz: Kognitive Strukturen. Von der Neurobiologie bis zur Sprach- und Literaturwissenschaft. Die Interdisziplinäre Möglichkeiten und Grenzen Kognitive Strukturen. Betreut von Károly Csúri (Mitveranstalter: Ungarische Akademie der Wissenschaften)

23.-26. November: Bilaterales Forschungsseminar mit Studierenden und Lehrenden aus Göttingen: Interkulturalität und Intermedialität im Werk von László Krasznahorkai und Christoph Ransmayr. Organisation: Attila Bombitz

FORSCHUNGSPROJEKTE

Der zweite Band des Deutsch-ungarischen

Wörterbuches zur Substantivvalenz ist 2011 zum Druck vorbereitet worden. Damit hat nun das Projekt (Leiter Péter Bassola) seine dritte Phase abgeschlossen. In der ersten Phase (Projektangehörige: Csilla Bernáth, Jacqueline Kubczak, Sarolta László und Tamássy Bíró Magda), die von 1990 bis 1998 dauerte, wurden vor allem die theoretischen Grundlagen gelegt, am Ende der zweiten Phase (Projektangehörige: Rozália Hum, Jacqueline Kubczak und Tamássy Bíró Magda) ist der erste Band mit 50 Substantiven erschienen. Der 2. Band ist 2012 bei Grimm Kiadó (Szeged) erschienen.

Eurogr@mm / *Progr@mm*, dessen ungarischer Leiter: Péter Bassola, ungarische Mitarbeiter: Viktória Dabóczy, Beáta Gyuris (seit 2011), Attila Péteri, Pál Uzonyi (seit 2011); ehemalige Mitarbeiter: Ewa Drewnowska Vargáné (2010-2011), György Scheibl (bis 2011), Ágnes Túri (bis 2011) sind, ist ein internationales multimediales kontrastives Grammatikprojekt unter der Koordination des Instituts für Deutsche

Sprache Mannheim (Leitung: Gisela Zifonun). 2011 wurde der Grammatikbereich Wortstellung abgeschlossen. Gegenwärtig wird an der kontrastiven Analyse der Intonation und Prosodie sowie der Informationsstruktur gearbeitet. Zu erreichen unter: <http://hypermedia.ids-mannheim.de/programm/> Laufzeit 01.01.2007 - 31.12.2012.

PERSONALIA

Verteidigte Dissertationen:

Dániel Czicza (2011): *Das Sprachzeichen „es“ im Neuhochdeutschen*. (Betreuung: Vilmos Ágel)

Gabriella Gárgyán (2011): *Der am-Progressiv heute im Deutschen. Die sprachgeschichtliche und aspektuelle Darstellung des am-Progressivs mit einem kontrastiven Vergleich mit dem Ungarischen*. (Betreuung: Péter Bassola)

SONSTIGES

3. März: Abschlusskonferenz – TÁMOP-Projekt (4.2.1/B-09/1/KONV-2010-0005) („Kutatógépetemi Kiválósági Központ létrehozása a Szegedi Tudományegyetemen“). Teilnehmer: Mihály Arany

April: Thematische Ausstellung: Gustav Mahler und Wien, betreut von Marion Rutzendorfer, Márta Horváth und Dorothea Böhme (Mitveranstalter: ÖKF Budapest)

18. April: Lesung von Barbara Aschenwald, First Novel Autorin der Buchmesse Budapest, betreut von Marion Rutzendorfer (Mitveranstalter: ÖKF Budapest)

5. Mai: Buchpräsentation und Lesung von Ingo Cesaro (Kronach): *Gläserne Engel*, betreut von Géza Horváth

9.-15. Mai: Europäische Filmtage: EUphrasia - European filmdays: Making-

of-Make-believe, betreut von Marion Rutzendorfer (Mitveranstalter: ÖKF Budapest)

7. Juni: Buchpräsentation des Buches von Attila Bombitz (Harmadik félidő. Osztrák / magyar történetek, Kalligram, Bratislava 2011), betreut von László Darvasi

19.-28. Juni: DAAD-Studienreise nach Mannheim, Heidelberg, Kassel, Göttingen. Teilnahme von 15 Studierenden. Organisation: Tamás Kispál, Dorothea Böhme.

22. September: Gastvortrag von Detlef Haberland (Univ. Oldenburg): Alexander Lernet-Holenia und das österreichische Europa, betreut von Tünde Katona

22. September: „Journalismus im Germanistikstudium – 10 Jahre GeMa“ – Workshop und Jubiläumsveranstaltung an der Universität Szeged. Organisation: Tamás Kispál, Dorothea Böhme

12. Oktober: Buchpräsentation und Podiumsdiskussion: Adalbert Stifter: *Der Nachsommer*. Mit Lajos Adamik (Übersetzer) und László Márton (Schriftsteller), betreut von Attila Bombitz

21. November: Gastvortrag von Wolfgang Müller-Funk (Wien): *Die vielen Gesichter der „Globalisierung“*. Mit einer Seitenansicht von Alejandro Inarritu´s Film „Baabel“, betreut von Endre Hárs (Mitveranstalter: ÖKF Budapest)

29. November: Virtuelle Ausstellungspräsentation des Petőfi Literarischen Museums Budapest: *Mantel der Träume. Ungarische Schriftsteller in Wien 1873-1936*. Mit Csilla E. Csorba, Károly Csúri, István Fried, Dalma Török, Júlia Wernitzer, betreut von Attila Bombitz (Mitveranstalter: ÖKF Budapest, PIM Budapest)

30. November: Lesung und Buchpräsentation von Ilma Rakusa (Mehr Meer, Droschl / Rengeteg tenger tenger, Magvető), betreut von Attila Bombitz und László Darvasi

Gastvorträge und Kurse im Rahmen des Doktorandenkollegs in den vergangenen 3-4 Jahren: Heinz Vater, Gerhard Stickel, Gisela Zifonun, Cathrine Fabricius Hansen, Martine Dalmas, Peter Eisenberg, Hans Werner Eroms, Heinz Helmut Lüger.

Universität Szeged (SZTE)
Erziehungswissenschaftliche Fakultät „Gyula Juhász“
Lehrstuhl für Deutsch als Minderheitenkultur

WISSENSCHAFTLICHE VERANSTALTUNGEN,
 KONFERENZEN

16.-19. März 2011: Internationale Konferenz mit dem Titel *Über Sinn oder Unsinn von Minderheiten-Projekten*. Konferenzband: Drahotová-Szabó, Erzsébet/Proszts, Eszter (Hg.): *Über Sinn oder Unsinn von Minderheiten-Projekten*. Konferenzband des Lehrstuhls für Deutsch als Minderheitenkultur an der Erziehungswissenschaftlichen Fakultät „Gyula Juhász“ der Universität Szeged. Szeged: Grimm, 2011, 365 S.

FORSCHUNGSPROJEKTE

Erika Grossmann

Teilnahme am COMENIUS Multilateral Project „*Education and Gender (EDGE)*“. Projektnummer: 518097-LLP-1-2011-BE-COMENIUS CMP (Oktober 2011-September 2014)

SONSTIGES

Ágnes Dibóné Borbély: Lehraufenthalt an der Kirchlichen Pädagogischen Hochschule Wien/Krems (Campus Krems-Mitterau) im Rahmen der ERASMUS-Dozentenmobilität (20.-24. Mai)

Erzsébet Drahotová-Szabó: Gastprofessur an der Alpen-Adria-Universität Klagenfurt (Institut für Germanistik); Sommersemester 2010-2011; Blockveranstaltungen: Sprache

und Gesellschaft; Kontrastive Sprachbetrachtung (25.-26. März, 20.-21. Mai, 03.-04. Juni, 24.-25. Juni 2011)

Erzsébet Drahotová-Szabó: Lehraufenthalt an der Alpen-Adria-Universität Klagenfurt (Institut für Germanistik) im Rahmen der ERASMUS-Dozentenmobilität (20.-26. März 2011)

Erzsébet Drahotová-Szabó: Lehraufenthalt an der technischen Universität in Liberec [Technická Univerzita v Liberci] im Rahmen der ERASMUS-Dozentenmobilität (18.-24. April 2011)

Erzsébet Drahotová-Szabó: Lehraufenthalt an der Aristoteles-Universität Thessaloniki (Abteilung für Deutsche Sprache und Philologie) im Rahmen der ERASMUS-Dozentenmobilität (24.-30. Mai 2011)

Erika Grossmann: Lehraufenthalt am Hogeschool-Universiteit Brussel (HUB), Brüssel im Rahmen der ERASMUS LLP-Dozentenmobilität (15-21. Januar 2011)

Erika Grossmann: Lehraufenthalt am Hogeschool-Universiteit Brussel (HUB) Brüssel, Antwerpen im Rahmen der ERASMUS LLP-Dozentenmobilität (1-7. Dezember 2011)

Gastvorträge am Institut:

Dr. Monika Budde (Universität Flensburg, Institut für Germanistik): Gatsvorträge im Rahmen der ERASMUS-LLP-Dozentenmobilität (16-18. März 2011)

Prof. Dr. Bernd Dolle-Weinkauff (Johann-Wolfgang Goethe Universität, Institut für Jugendbuchforschung, Frankfurt): Gatsvorträge im Rahmen der ERASMUS-LLP-Dozentenmobilität (16-21. März 2011)

PhD Dr. Oliver Holz (Hogeschool-Universiteit Brussel – HUB): Gatsvorträge im

Rahmen der ERASMUS-LLP-Dozentenmobilität (21-16. Mai 2011)

PhD Dr. Malgorzata Jarecka-Zyluk (Akademia Pomorska w Słupsku, Słupsk): Gatsvorträge im Rahmen der ERASMUS-LLP-Dozentenmobilität (3-8. Juni 2011)

PD Dr. Zoltán Samu (Friedrich-Schiller-Universität Jena, Institut für Erziehungswissenschaft): Gatsvorträge im Rahmen der ERASMUS-LLP-Dozentenmobilität (16.-21. März 2011)

Jahresbibliografie 2011

— |

| —

— |

| —

- Arany, Mihály: (Ki)útkeresések Christoph Ransmayr regényeiben. In: A varázsgyűrűtől az interkonfessionális kommunikációig. Információtudományi metszéspontok bölcsészeti megközelítésben. Hg. v. Zsófia Anna Tóth. Szeged: Primaware, 2011, S. 27-34;
URL: http://otodikalprogram.huminf.u-szeged.hu/sites/default/files/Konyvek/TZsA_ebookInfud%20a%20bolcseszeten_szerk.pdf
- Baksy, Péter: Knipf-Komlósi, Erzsébet; Péteri, Attila; Uzonyi, Pál; V Rada, Roberta: Német nyelvtudomány. In: Balázs, Géza (szerk.): Nyelvészetről mindenkinek. 77 nyelvészeti összefoglaló. Budapest: Inter Kft. 2011, S. 221-227.
- Balogh, András F: Herta Müller útja a Nobel-díjig. Kismonográfia. [Der Lebensweg von Herta Müller bis zum Nobelpreis] Budapest: Littera Nova 2011 (=Magister Könyvek 8). 138 S.
- Balogh, András F (Hg.): Gedenkorté der deutschsprachigen Literatur in Südosteuropa. Eine Landkarte. 2., verm. Aufl. Budapest: Littera Nova Verlag 2011.
- „das Leben in der Poesie” – Festschrift für Magdolna Orosz zum 60. Geburtstag. Hg. von András F. Balogh und Péter Varga. Budapest: ELTE 2011 (= Budapesti Beiträge zur Germanistik, Bd. 57), 387 S.
- Balogh, András F: Der scharfe Blick nach Horthy-Ungarn. Die humanistische Gesellschaftskritik in der Soyferschen Lyrik. In: „das Leben in der Poesie” – Festschrift für Magdolna Orosz zum 60. Geburtstag. Hg. von András F. Balogh und Péter Varga. Budapest: ELTE 2011 (= Budapesti Beiträge zur Germanistik, Bd. 57), S. 161-166.
- Balogh, András F: A felelősség kérdése Herta Müller írásaiban. In: Újrateremtett világok. Írások Cs. Gyimesi Éva emlékére. Szerk. Balogh András F, Berszán István, Gábor Csilla. Budapest: Argumentum 2011, S. 226-230.
- Bassola, Péter: Buchbesprechung: Matthias Hölzner: Substantivvalenz. Korpusgestützte Untersuchungen zu Argumentrealisierungen deutscher Substantive. Niemeyer Tübingen 2007. In: Deutsch als Fremdsprache. Zeitschrift für Theorie und Praxis des Deutschunterrichts für Ausländer (2010) H. 1., S. 58-60.
- Bassola, Péter: Zweisprachige Rektions- und Valenzwörterbücher mit Ungarisch. In: Fábíán, Zsuzsanna: Lexikografiai füzetek. Supplementum 2011. In: Hungarian Lexicography I – Bilingual Dictionaries. Hg. v. Zsuzsanna Fábíán. Budapest: Akadémiai Kiadó, 2011, S. 255-279.
- Bassola, Péter: Szaklektor: Blazovich László és Schmidt József: A Sváb tükör. Pólay Elemér Alapítvány Csongrád Megyei Levéltár Szeged, 2011. Lektoriert v. Elemér Balogh, Péter Bassola, György Benyik, István Draskóczy, István Tringli.
- Bernáth, Árpád: Im Schatten eines Anderen? Schillers Weg von Mannheim zu Wieland nach Weimar und schließlich zu Goethe. In: Im Schatten eines anderen? Schiller heute. Hg. v. András F. Balogh, Imre Kurdí, Magdolna Orosz, Péter Varga: Frankfurt am Main: Peter Lang, 2010. [2011.] S. 37-61.
- Bernáth, Árpád: Teremtett és tapasztalt világok. Adalékok Heinrich Böll íróvá válásához. In: Újrateremtett világok. Írások Cs. Gyimesi Éva emlékére. Hg. v. András F. Balogh, István Berszán, Csilla Gábor. Budapest: Argumentum, 2011, S. 219-225.

- Bernáth Árpád: Dichtung als Wahrheit. In: „das Leben in der Poesie“ Festschrift für Magdolna Orosz zum 60. Geburtstag. Hg. v. András F. Balogh und Péter Varga. (= Budapesti Beiträge zur Germanistik, Bd. 57.) Budapest: ELTE, 2011, S. 17-23.
- Bernáth, Árpád: Bologna – Eine Herausforderung an das Germanistikstudium: Was müssen wir tun? In: Germanistikstudium in Modulen. Curricula zwischen Berufsorientierung und Fachstudium. Hg. v. Wolfgang Hackl, Ulrike Tanzer. Wien: Praesens, 2011 (= Stimulus, Mitteilungen der Österreichischen Gesellschaft für Germanistik 2010), S. 34-40.
- Bernáth, Árpád: Bologna – ein Schritt in die falsche Richtung. In: Germanistikstudium in Modulen. Curricula zwischen Berufsorientierung und Fachstudium. Hg. v. Wolfgang Hackl, Ulrike Tanzer. Wien: Praesens, 2011 (= Stimulus, Mitteilungen der Österreichischen Gesellschaft für Germanistik 2010), S. 116-119.
- Berzeviczy, Klára: Michael Baumanns Naturbuch. Abdruck der Unikathandschrift und Begleitstudie. Berlin: Frank und Timme. Verlag für wissenschaftliche Literatur – Modena: Accademia Nazionale di Scienze, Lettere ed Arti (= Collana di studi 33), 2011, 618 S.
- Berzeviczy, Klára; Jónácsik, László; Lőkös, Péter (Hg.), Sarbak, Gábor (Mithg.): András Vizkelety: Ad fontes. Ausgewählte Schriften. Festgabe für András Vizkelety zum 80. Geburtstag. Budapest: Szent István Társulat (= Abrogans. Schriftenreihe des Germanistischen Instituts der Katholischen Péter-Pázmány-Universität, Bd. 3), 2011.
- Bikics, Gabriella: Sztenderdek és pályalkalmasság a németországi tanárképzésben. In: Falus Iván (szerk.): Tanári pályalkalmasság – kompetenciák – sztenderdek nemzetközi áttekintés. Eger: Eszterházy Károly Főiskola, 2011, S. 181-206.
- Bikics, Gabriella: Deutschlehrer Master Ausbildung an der Universität Miskolc. Entwicklung der Lehrerkompetenzen. Publicationes Universitatis Miskolcensis, S. 337-344.
- Bognár, Zsuzsa: Kriegsvorahnung im Feuilletonteil des Pester Lloyd in den 1910er Jahren. In: Szendi, Zoltán (Hg.) Wechselwirkungen I: Deutschsprachige Literatur und Kultur im regionalen und internationalen Kontext. Wien: Praesens Verlag, 2011, S. 559-574.
- Bognár, Zsuzsa: A Neue Rundschau modernségfogalmához. In: Finta, Gábor; Horváth, Zsuzsa; Sipos, Lajos; Szénási, Zoltán (szerk.) A Nyugat párbeszédei: A magyar irodalmi modernizáció kérdései. Budapest: Argumentum Kiadó, 2011, S. 275-289.
- Bombitz, Attila: Harmadik félidő. Osztrák / magyar történetek [Dritte Halbzeit. Österreichisch / ungarische Geschichten]. Pozsony: Kalligram, 2011, 228 S.
- Bombitz, Attila: Spielformen des Erzählens. Studien zur österreichischen Gegenwartsliteratur. Wien: Praesens, 2011.
- Bombitz, Attila: Grenzgänge: Die „slowenischen“ Erzählungen von Ingeborg Bachmann (Drei Wege um See) und Peter Handke (Die Wiederholung). In: Von der Kulturlandschaft zum Ort des kritischen Selbstbewusstseins. Italien in der österreichischen Literatur. Hg. v. Manfred Müller, Luigi Reitani. Wien: LIT-Verlag, 2011, S. 171-178.

- Bombitz, Attila: Grausam und rätselhaft. Zeitgenössische ungarische Literatur. In: Osteuropa (2011) H. 12., S. 383-392.
- Bombitz, Attila: A dolgok vágyott rendje. Adalbert Stifter: Nyárutó [Die ersehnte Ordnung der Dinge. Über Adalbert Stifters Nachsommer]. In: Új Könyvpiac (2011) H. 10., S. 33.
- Brdar, Mario; Brdar-Szabó, Rita: Metonymy, metaphor and the „weekend frame of mind“: Towards motivating the micro-variation in the use of one type of metonymy. In Klaus-Uwe Panther & Günter Radden (Eds.), Motivation in Grammar and the Lexicon. Human Cognitive Processing 27. Amsterdam - Philadelphia: John Benjamins 2011, S. 233-250.
- Brdar, Mario, & Brdar-Szabó, Rita: Not seeing trees for wood: A case study of metonymy-induced polysemy in Germanic and Slavic languages. In Marcin Grygiel & Laura Janda (Eds.), Slavic linguistics in a cognitive framework. Frankfurt am Main: Peter Lang, 2011, S. 213-235.
- Brdar-Szabó, Rita, & Brdar, Mario: What do metonymic chains reveal about the nature of metonymy? In Réka Benczes, Antonio Barcelona & Francisco Ruiz de Mendoza Ibáñez (Eds.), Defining metonymy in cognitive linguistics: Towards a consensus view. Human Cognitive Processing 28. Amsterdam - Philadelphia: John Benjamins, 2011, S. 217-248.
- Brdar-Szabó, Rita: Kognitív és kulturális motiváció a lexikális tipológiában a fafajtákkal kapcsolatos poliszémia vizsgálatában. In Balázs, Géza; Ágnes Veszelszki, szerk. (2012). Nyelv és kultúra: Kulturális nyelvészet. (Magyar szemiotikai tanulmányok 25-26). Budapest: Magyar Szemiotikai Társaság, 2012, pp. 33-38.
- Brenner, Koloman: Dialektgebrauch in ungarndeutschen elektronischen Medien. Ein Projektentwurf. In: Drahotová-Szabó, Erzsébet; Proszts, Eszter (Hg.): Über Sinn oder Unsinn von Minderheiten-Projekten. Budapest/Szeged 2011, S. 25-34.
- Brenner, Koloman: Phonetische Tendenzen in den deutschen Dialekten Südungarns. In: Akten der 10. Arbeitstagung für bayrisch-österreichische Dialektologie in Klagenfurt 19.-22. September 2007. (= Klagenfurter Beiträge zur Sprachwissenschaft, Jahrgang 34-36; 2008-2010). Wien 2011, S. 49-57.
- Burka, Bianka: Elemente der Mehrsprachigkeit in Terézia Moras Werken. In: Eruditio – Educatio 6 (2011) 3, S. 65-79.
- Czeglédy Anita: *Schutzmarke: der Steg*. Interkulturalität in Márton Kalász' Lyrik. In: Lustrum. EC-Festschrift. Hg. v.: Horváth L., Laczkó K., Tóth K. Budapest: Typotex, 2011, S. 909-922.
- Czeglédy Anita: „*megjelent, hogy áldozatával eltörölje a bűnt*” – Bűn és áldozat Ingeborg Bachmann *Gyilkosok és örültek között* című novellájában. In: *Ima és áldozat*. Hg. v. Hoppál K. B., Szilágyi Zs., Vassányi M.. Budapest: Magyar Vallástudományi Társaság, L'Harmattan, 2011. S. 206-216.
- Csatár, Péter: Principles of integrating psycholinguistic experiments in metaphor research (Part I). In: Sprachtheorie und germanistische Linguistik 21 (2011) H1, S. 3-24. (Themenheft/Special Issue: Metapher, Metonymie und Argumentation/Metaphor, Metonymy and Argumentation I. Hrsg./ed. von/by Péter Csatár)

- Csatár, Péter: Principles of integrating psycholinguistic experiments in metaphor research (Part II). In: Sprachtheorie und germanistische Linguistik 21 (2011) H2, S. 109-132. (Themenheft/Special Issue: Metapher, Metonymie und Argumentation/Metaphor, Metonymy and Argumentation II. Hrsg./ed. von/by Péter Csatár)
- Csatár, Péter; Haase, Zsófia: Koherencia és kohézió — Reflexiók e két fogalom értelmezésére a német nyelvű szakirodalom alapján. [Kohärenz und Kohäsion – Reflexionen über die Interpretationen der beiden Begriffe aufgrund der deutschsprachigen Fachliteratur]. In: Dobi, Edit (szerk.): A szövegösszefüggés elméleti és gyakorlati megközelítési módjai. Poliglott terminológiai és fogalmi áttekintés. [Officina 16.] (Petőfi S. János 80. születésnapjára). Debrecen: Debreceni Egyetemi Kiadó, S. 57-81.
- Csatár, Péter; Majoros Krisztián: Sejtmetaforák adatolása és vizsgálata. Megjegyzések a metaforák tudományos tudásátadásban játszott szerepéhez. [Metaphern der Zelle: Datenerhebung und -auswertung. Bemerkungen zur Rolle der Wissensvermittlungsfunktion der Metaphern in der Wissenschaft]. In: Iványi, Zsuzsanna; Pethő, Gergely (szerk.): A szaván fogott gondolat. (Ünnepi könyv Kocsány Piroska tiszteletére). I. kötet. Debrecen: Printart-Press Kft, S. 281-298.
- Csúri, Károly: A 'játék' mint narratív konstrukció. In: Arthur Schnitzler „Else kisasszony” című elbeszéléséről. [Das „Spiel” als Konstruktionsprinzip. Über Arthur Schnitzlers Erzählung „Fräulein Else“, ung.] In: Újrateremtett világok. Írások Cs. Gyimesi Éva emlékére. Hg. v. András F. Balogh, István Berszán, Csilla Gábor. Argumentum, 2011, S. 190-205.
- Csúri, Károly: Sturm und Krieg. Anmerkungen zu Georg Heyms Der Krieg I. In: „das Leben in der Poesie” – Festschrift für Magdolna Orosz zum 60. Geburtstag. Hg. v. András F. Balogh, Péter Varga. Budapest: ELTE, 2011 (=Budapester Beiträge zur Germanistik, Bd. 57), S. 278-289.
- Csúri, Károly: Mondene Traumvisionen. Über Georg Trakls Prosagedicht „Offenbarung und Untergang”. Mitteilungen aus dem Brenner-Archiv (2011) Nr. 30., Innsbruck: innsbruck university press, S. 39-54.
- Csúri, Károly: 'Landschaft' als Konstrukt. Bemerkungen zu Hofmannsthals Reise-prosa und Früherzählungen mit besonderer Rücksicht auf ihren italienischen Bezug. In: „Von der Kulturlandschaft zum Ort des kritischen Selbstbewußtseins”. Hg. v. Manfred Müller, Luigi Reitani. Wien: LIT, 2011, S. 55-71.
- Dabóczi, Viktória: EuroGr@mm – Német nyelvtan európai szemmel. In: V. Alkalmazott Nyelvészeti Doktoranduszkonferencia. Hg. v. Tamás Váradi. Budapest, 2011. S. 3-15. [gemeinsam mit Ágnes Turi]
- URL: http://www.nytud.hu/alknyelvdok11/proceedings11/daboczi_turi.pdf
- Domsa, Zsófia: „Harc a sötét hatalom ellen” Skandináv színház és színházi emberek a II. világháború éveiben. In: Lengyel, György (szerk.): Színház és diktatúra a 20. században. Budapest: Corvina, 2011, S. 90-107.
- Domsa, Zsófia: Az elbeszélő hiánya – egy főszereplőből lett mellékszereplő Knut Hamsun Livets spil (Az élet játéka) című drámájában. In: Masát, András (szerk.): Irodalmi szövegek és politikai szerepek:

- A Hamsun-jelenség. Budapest: Gondolat, 2011, S. 93-112.
- Drahota-Szabó, Erzsébet; Propsz, Eszter (Hg.): Über Sinn oder Unsinn von Minderheiten-Projekten. Szeged: Grimm, 2011, 365 S.
- Drahota-Szabó, Erzsébet: Über Gegenwart und Zukunft (?) des Faches *Deutsch als Nationalitätensprache und -kultur* in Ungarn. In: Drahota-Szabó, Erzsébet; Propsz, Eszter (Hg.): Über Sinn oder Unsinn von Minderheiten-Projekten. Szeged: Grimm, 2011, S. 191-214.
- Drahota-Szabó, Erzsébet: Zur Übertragung des Humorvollen, des Ironisch-Satirischen anhand von Daniel Kehlmann: „Die Vermessung der Welt“. In: *Translatologia Pannonica. A PTE BTK Fordítástudományi Kutatóközpont Elektronikus Folyóirata* (2011), H 1, 10pp. [<http://translator.btk.pte.hu/hu/translatologia-pannonica>]
- Drahota-Szabó, Erzsébet: (Anya)nyelvi kompetencia és/vagy performancia? [(Mutter)sprachliche Kompetenz und/oder Performanz (?)] In: *Modern Nyelvoktatás* (2011), H. 4, S. 14-35.
- Drewnowska-Vargáné, Ewa; Zifonun, Gisela: Possessiva in deutsch-polnischen Paralleltexen: Wie Formensystem und Verwendung im Text zusammenhängen. In: *Grammatik im Text und im Diskurs*. Hg. v. Mariola Wierzbicka, Zdzisław Wawrzyniak. Frankfurt am Main etc.: Lang, 2011 (= *Danziger Beiträge zur Germanistik*; Bd. 34), S. 277-310.
- Drewnowska-Vargáné, Ewa; Zifonun, Gisela: Formensystem und textuelle Verwendung von Possessiva: Ein deutsch-, polnisch- und ungarischsprachiger Paralleltextvergleich. In: *Deutsche Sprache* (2011) H. 3., S. 207-233.
- Dringó-Horváth, Ida: Hogyan válasszunk elektronikus szótárt a nyelvtanuláshoz? [Wie wählt man elektronische Wörterbücher für den Fremdsprachenunterricht?] In: *Iskolakultúra* 2011/6-7, S. 141-156.
- Dringó-Horváth, Ida: Elektronische Lernumgebung im FSU mit W-Fragen: Wer solle was, wie, warum und wann benutzen? – Der didaktisch begründete Einsatz moderner Unterrichtsmedien. In: *DUFU (Deutschunterricht für Ungarn)* 1-2/2011, S. 125-141.
- Dringó-Horváth, Ida: Typen und Untypen elektronischer Wörterbücher. In: *Jahrbuch der ungarischen Germanistik 2010*. Budapest-Bonn: JUG-DAAD, 2011, S. 67-88.
- Engländer-Virth, Petra: *Rolle der Minderheitenselbstverwaltungen in einer kulturellen Autonomie*. In: Gerner, Zsuzsanna; Kupa, László (Hg.): *Minderheitendasein in Mittel- und Osteuropa – interdisziplinär Betrachtet*. Schriftenreihe Socialia Studienreihe Soziologische Forschungsergebnisse. Band 113. Hamburg: Dr. Kovac, 2012, S. 65-74.
- Erb, Maria: Ungarndeutscher Sprachatlas (UDSA) – Datenerfassung, Kartierungsmethoden und Erkenntnismöglichkeiten am Beispiel des Ersten Halbbandes/Südungarn. In: Geyer, Ingeborg; Glauninger, Manfred; Barabas, Bettina (Hg.): „Wortschätze“ der „Sprach-Inseln“. Lexikologische und lexikografische Aspekte ausgewählter Varietäten des Deutschen außerhalb seines geschlossenen Verwendungsareals (= *Beiträge zur Sprachinselforschung* 20). Wien: Praesens, 2011, S. 33-54.

- Knipf-Komlósi, Elisabeth; Erb, Maria: Prioritäten und Desiderate in der Sprachinselforschung. In: Drahotová-Szabó Erzsébet/Propsz Eszter (Hg.): *Über Sinn oder Unsinn von Minderheiten-Projekten*. Szeged: Grimm kiadó 2011, S. 35-65.
- Erb, Maria; Hock-Engländer, Ibolya; Heltai-Panyik, Erzsébet; Heves, Franz; Klein, Ágnes; Knab, Elisabeth; Jäger-Manz, Monika; Manz, Alfred; Paul, Rainer; Müller, Márta; Seiler, Helmut; Szauer, Ágnes: *„Wurzeln und Flügel. Leitbild des ungarndeutschen Bildungswesens.“* Budapest: Landesselbstverwaltung der Ungarndeutschen, 2010.
- Feld-Knapp Ilona: *Cathedra Magistrorum. Lehrerforschung. Lehrer-Denken und Lehrer-Wissen*. In: *Lustrum* (Ediderunt: Horváth, László; Lackó, Krisztina; Tóth, Károly). Budapest: Typotex Kiadó-Eötvös Collegium, 2011, S. 982- 996.
- Feld-Knapp Ilona: *Lehrerforschung*. In: *Theorie und Praxis Österreichische Beiträge zu Deutsch als Fremdsprache 14/2010 Schwerpunkt: Lesen. Prozesse, Kompetenzen, Förderung*. Studienverlag, Innsbruck 2011, S. 143-157.
- Földes, Csaba (Hg.): *Interkulturelle Linguistik im Aufbruch. Das Verhältnis von Theorie, Empirie und Methode*. Tübingen: Narr 2011 (= Beiträge zur Interkulturellen Germanistik; 3).
- Földes, Csaba: *Mitteleuropa als Erkenntnis-kategorie und Raum-Modell: ein Arbeitsfeld für die germanistische Kontaktlinguistik*. In: *Glovacki-Bernardi, Zrinjka* [unter Mitwirkung von Franjo Janeš und Aleksandra Šćukanec] (Hg.): *Deutsch in Südost- und Mitteleuropa. Kommunikationsparadigmen im Wandel*. Zagreb: Sveučilište u Zagrebu, 2011 (= Neue Zagreber germanistische Studien; 4), S. 7-25.
- Földes, Csaba: *Irodalmi szövegolvasatok: német háttérű idegenszerűségek magyar regényekben [= Literarische Lesarten: Xenismen deutscher Herkunft in ungarischen Romantexten]*. In: *Géczi, János; Makai, Péter* (szerk.): *Utánad, Olvasó! A 70 éves Kamarás István tiszteletére*. Veszprém: Pannon Egyetem, MFTK 2011, S. 181-190.
- Földes, Csaba: *Wissenschaftssprache Deutsch im Kontext der Mehrsprachigkeit in Ostmitteleuropa*. In: *Polzin-Haumann, Claudia; Osthus, Dietmar* (Hg.): *Sprache und Sprachbewusstsein in Europa. Beiträge aus Wissenschaft, Öffentlichkeit und Politik*. Bielefeld: Transcript-Verlag, 2011 (= Frankreich-Forum; Jahrbuch des Frankreichzentrums der Universität des Saarlandes; 19/2010), S. 37-56.
- Földes, Csaba: *Wortschatz im Resonanzraum zweier Sprachen und Kulturen: Befunde aus einem Projekt über Deutsch als Minderheitensprache*. In: *Drahotová-Szabó, Erzsébet; Propsz, Eszter* (Hg.): *Über Sinn oder Unsinn von Minderheiten-Projekten*. Szeged: Grimm, 2011, S. 65–88.
- Grossmann, Erika: *„Früh übt sich ...“ Überlegungen zur Differenzierung in der neuen Generation der DaF-Lehrwerke für Kinder*. In: *Haase, Michael; Masát, András* (Hg.): *Jahrbuch der ungarischen Germanistik 2010*. Budapest: GUG–DAAD, 2011, (Mitverfasserin: Tünde Sárvári), S. 265-282.
- Grossmann, Erika: *Iskolai lemorzsolódás az osztrák közoktatásban – kihívások és lehetőségek a pedagógusképzés számára*.

- In: Pályázati pavilon. A TEMPUS Köz-alapítvány magazinja. 2011 őszi. S. 18-20.
- Grossmann, Erika: Präsentation deutschsprachiger Personen und Volksgruppen in ausgewählten ungarischen Sagen. In: Drahotová-Szabó, Erzsébet; Proszts, Eszter (Hg.): Über Sinn oder Unsinn von Minderheiten-Projekten. Szeged: Grimm, 2011, S. 215-225.
- Haase, Zsófia: Textsorten aus kontrastiver Sicht. Ein Begleitartikel zum Projekt Deutsch-ungarische kontrastive Grammatik (duk). In: Argumentum 7 (2011), S. 59-73.
- Haase, Zsófia; Csátár, Péter: Koherencia és kohézió – Reflexiók e két fogalom értelmezésére a német nyelvű szakirodalom alapján (Tanulmány). In: Officina Textologica 16 (2011), S. 57-80.
- Harsányi, Mihály: Zur Produktivität adverbialer Ableitungen auf *-weise*. In: Harsányi, Mihály (Hg.): Germanistische Studien VIII. Eger, 2011, S. 131-147.
- Harsányi, Mihály (Hrsg.): Germanistische Studien VIII. Eger, 2011, 221 S.
- Hárs, Endre: Das „unsichtbare Institut“. Über Herders Freimaurerschriften. In: Ereignis Literatur. Institutionelle Dispositive der Performativität von Texten. Hg. v. Csongor Lőrincz, Bielefeld: transcript, 2011, S. 127-154.
- Hárs, Endre: Alt und Neu, Pro und Kontra. Goethes und Herders Dramoletten zum Zeitenwechsel. In: „das Leben in der Poesie“. Festschrift für Magdolna Orosz zum 60. Geburtstag. Hg. v. András F Balogh, Péter Varga: Budapest: ELTE, 2011, S. 47-56.
- Hárs, Endre: Literaturengeschichten? Zur Selbstüberwindung der Nationalphilologie. In: Berliner Beiträge zur Hungarologie (2011) H. 16., S. 146-167.
- Hárs, Endre: Filológiai kérdések. Was ist eine philologische Frage? Beiträge zur Erkundung einer theoretischen Einstellung. Hg. v. Jürgen Paul Schwindt / Kulturtechnik Philologie. Zur Theorie des Umgangs mit Texten. Hg. v. Pál Kelemen, Ernő Kulcsár Szabó, Ábel Tamás. In: Irodalomtörténet (2011) H. 3, S. 427-434.
- Hillenbrand, Rainer: Simplicianisches Erzählen in Grimmelshausens *Wunderbarlichem Vogel-Nest*. Ein poetologischer Kommentar. Frankfurt a. M. etc.: Peter Lang, 2011, 216 S.
- Hillenbrand, Rainer: Höllische Wahrheiten in Grimmelshausens *Verkehrter Welt*, in: Simpliciana 32 (2010), S. 387-426.
- Hillenbrand, Rainer: Klassische Mystik in Goethes *West-östlichem Divan*, in: Goethe-Jahrbuch 127 (2010), S. 186-194.
- Hillenbrand, Rainer: Simplicianisch angeleitete Erzähler in Grimmelshausens *Springinsfeld*, in: Daphnis 39 (2010), S. 689-740.
- Hillenbrand, Rainer: Eine revolutionäre Sonettbeziehung zwischen Eichendorff und Goethe, in: Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts 2010, S. 289-297.
- Hillenbrand, Rainer: Grimmelshausens Bärenhäuter-Geschichte als Acedia-Exempel, in: Germanisch-romanische Monatsschrift N. F 61 (2011), S. 95-105.
- Horváth, Géza: Über die latenten moralischen Werte und die Verwalter absoluter moralischer Werte in Friedrich Dürren-

- matts Kriminalgeschichten, oder warum es unmöglich ist, im 20. Jahrhundert Tragödien zu schreiben. In: „das Leben in der Poesie“. Festschrift für Magdolna Orosz zum 60. Geburtstag. Hg. v. András F. Balogh, Péter Varga. Budapest: ELTE Germanistisches Institut, 2011 (=Budapester Beiträge zur Germanistik, Bd. 57.), S. 338-345.
- Horváth, Géza: Elmar Tophoven, der Begründer des Europäischen Übersetzer-Kollegiums. In: Lustrum. Ménesi út 11-13. Sollemnia aedifici a.D. MCMXI inaugurati. Hg. v. László Horváth et al. Budapest: Typotex – Eötvös Collegium, 2011, S. 997-1005.
- Horváth, Géza: Herman Hesses expressionistische Schaffensperiode. In: Estudios Filológicos Alemanes. Revista de Grupo de Investigación Filología Alemana (2011) Nr. 22., S. 365-377.
- Horváth, Géza: Visionen eines einheitlichen Europas aus der Sicht österreichischer und ungarischer Autoren in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. In: Wechselwirkungen. Hg. v. Zoltán Szendi. Wien: Praesens, 2011, S. 605-623.
- Horváth, Géza: Az egységes Európa eszméje a XX. század első felének irodalmában, különös tekintettel Stefan Zweig két tanulmányára. In: Európaiság, magyarság Közép-Európában. XIV. Apáczai-napok. Tanulmánykötet. Hg. v. Ildikó Lőrincz. Győr: Nyugat- magyarországi Egyetem Kiadó 2011. CD, S. 598-603.
- Horváth, Márta: „Megtettesült olvasás“ – A kognitív narratológia empirikus alapjai. [„Embodied Reading“. Die empirische Grundlage der kognitiven Narratologie]. In: LITERATURA 37:1 (2011), S. 3-16.
- Horváth, Márta: Poggyással Bécsbe. Álomok köntöse. Magyar Írók Bécs élménye. [Mit Gepäck nach Wien. Mantel der Träume. Wien-Erlebnis der ungarischen Schriftsteller]. In: Új Könyvpiac (2011) október S. 32.
- Iványi, Zsuzsanna, Pethő Gergely (szerk.): A szaván fogott gondolat. Ünnepi könyv Kocsány Piroska tiszteletére, I., II. kötet. Debrecen: Printart-Press, 2011.
- Iványi, Zsuzsanna: Interaktive Konstitution eines Telefongesprächs im Rundfunk. Eine kleine Gesprächsanalyse. In: Iványi / Pethő (Hg.): A szaván fogott gondolat. I., Debrecen: Printart-Press, 2011, S. 39-51.
- Kalocsai Varga, Éva: Az eredetit adjuk vagy az átírtat? In: Könyv és Nevelés (EKÉN), Budapest, 2011/1.
- Kalocsai Varga, Éva: Lübeck und Kaschau als geistige Lebensform. In: Harsányi, Mihály (Hg.): Germanistische Studien VIII. Eger, 2011, S. 21-32.
- Katona, Tünde: „Mennyei örömek útja darabos volt“. XVIII. századi Lutherpaszkvillusok. In: Acta Historiae Litterarum Hungaricarum. Tomus XXX, Szeged 2011, S. 249-258. [Zusammen mit Gizella Keserű]
- Katona, Tünde: Caritas und Memoria. Eine Leutschauer Stiftung im Dienste der Bildungsförderung in der Zips des 16. Jahrhunderts. München: Oldenbourg, 2011. (= Buchreihe der Kommission für Geschichte und Kultur der Deutschen in Südosteuropa, Bd. 41), S. 337.
- Kegyes, Erika: Das Stereotype Bild der Frau in den Sprichwörtern. Ein interkultureller Vergleich. Germanistische Studien, VIII. S. 149-161.

- Kegyés, Erika: Über ein Schreibtraining in der Fachsprache der Logistik. In: Lang, Elisabeth et al. (Hg.): *Schnittstellen: Sprache – Literatur – Fremdsprachendidaktik*. Hamburg, 2011, S. 235-248.
- Kegyés, Erika – Kovács, M.: Deutsch-ungarische kontrastive terminologische Forschung und die Möglichkeiten einer Terminologearbeit für Übersetzer. *Publicationes Universitatis Miskolcensis. Beiträge der IV. Germanistischen Konferenz*. Miskolc, 2011, S. 245-252.
- Kegyés, Erika: Die Rolle der Frau im Ringkrieg oder der Sittah'sche Sprachgebrauch aus diskursanalytischer Perspektive (Die Möglichkeiten der linguistischen Diskursanalyse). *Publicationes Universitatis Miskolcensis. Beiträge der IV. Germanistischen Konferenz*. Miskolc, 2011, S. 37-46.
- Kerekes, Amália: Béla Balázs' Entwurf einer universalen Lyrikgeschichte. In: *Estetika* 2011/1, S. 81-86.
- Kerekes Amália: „[D]ieses primitiv Epische“. Fadenspiele in Hugo Bettauers *Der Kampf um Wien*. In: „Das Leben in der Poesie“. Festschrift für Magdolna Orosz zum 60. Geburtstag. Hg. v. András F Balogh und Péter Varga. Budapest: ELTE, 2011 (= *Budapester Beiträge zur Germanistik*, Bd. 57), S. 153-160.
- Kerekes, Amália; Teller, Katalin: Periphere Urbanisierung. Massenkonzeppte der Unterhaltungskultur in Wien und Budapest in den 1920er Jahren. In: Becker, Tobias; Littmann, Anna; Niedbalski, Johanna (Hg.): *Die tausend Freuden der Metropole. Vergnügungskultur um 1900*. Bielefeld: transcript, 2011, S. 67-83.
- Kerekes, Gábor: Goethe, Golf, Adolf und die Toten Hosen. *Studien zur deutschen Literatur und Kultur*. Budapest: Ad Librum, 2011, 115 S.
- Kerekes, Gábor: Von poetischer Rede in Österreich zu politischer Rede in Ungarn. Die Metamorphose von Robert Musils „Der Mann ohne Eigenschaften“ in der ungarischen Literaturkritik. In: Knaff, Arnulf (Hg.): *Gedichte und Geschichte. Zur poetischen und politischen Rede in Österreich*. Wien: Praesens, 2011, S. 113-129.
- Kerekes, Gábor: Das Fremde im Werk Joseph Roths. In: *Musil-Forum 2009/2010 Band 3*. Berlin/Boston: Walter de Gruyter, 2011, S. 180-192.
- Kerekes, Gábor: Das Ungarnbild in Karl Emil Franzos' *Halb-Asien*-Büchern. In: Haase, Michael; Masát, András (Hg.): *Jahrbuch der ungarischen Germanistik*. Budapest / Bonn: DAAD – GUG, 2010, S. 163-187.
- Kerekes, Gábor: Der Neubeginn der ungarischen Schillerrezeption 1953 – György Mihály Vajdas Schiller-Monographie. In: Balogh, András F; Varga, Péter (Hg.): „das Leben in der Poesie“ Festschrift für Magdolna Orosz zum 60. Geburtstag. Budapest: ELTE 2011, S. 81-89.
- Kertész, András; Rákosi, Csilla: Konstruktív ellentmondások a generatív szintaxisban. In: Iványi, Zsuzsanna; Pethő Gergely (szerk.): *A szaván fogott gondolat*. I. kötet. Printart-Press, Debrecen, 2011, 299-318
- Kertész, András: Az episztemológiai tolerancia elve az elméleti nyelvészetben. *Magyar Nyelv* CVII (2011), 129-147.

- Király Edit: „Aus dem Garten in die Wildnis“. Die deutsche Sprache, Pest und die Donau in den Reiseberichten von Johann Georg Kohl. In: Kriegleder, Wynfried; Seidler, Andrea; Tancer, Jozef (Hg.): Deutsche Sprache und Kultur im Raum Pest, Ofen und Budapest. Bremen: edition lumière, 2011, S. 211-224.
- Király Edit: Alphabete des Navigierens. In: „Das Leben in der Poesie“. Festschrift für Magdolna Orosz zum 60. Geburtstag. Hg. v. András F. Balogh und Péter Varga. Budapest 2011 (= Budapester Beiträge zur Germanistik 57), S. 24-32.
- Kispál, Tamás: Die kognitiv-metaphorische Motiviertheit beim Erlernen von Idiomen am Beispiel eines Aufgabenblattes. In: Linguistik online (2011) H. 3., S. 119-130.
- Farkas, Alexandra; Kiricsi, Ágnes; Klemm László: (R)égi csodajelek: 17-18. századi halójelenségek a Magyar Nemzeti Múzeumból [Himmlische/Alte Wunderzeichen: Haloerscheinungen aus dem 17. u. 18. Jh. in den Sammlungen des Ungarischen Nationalmuseums]. Fizikai Szemle LXI/12, S. 407-412.
- Knipf-Komlósi, Elisabeth: Wandel im Wortschatz der Minderheitensprache (am Beispiel des Deutschen in Ungarn). Stuttgart: Steiner (= ZDL Beihefte 145), 2011.
- Knipf-Komlósi, Elisabeth: Wie lange leben Sprachinseln? Forschungsperspektiven am Beispiel der Sprachinselforschung in Ungarn. In: Pohl, Heinz-Dieter (Hg.): Klagenfurter Beiträge zur Sprachwissenschaft, Jg. 34-35. (2008-2010), Klagenfurt: Praesens, 2011, S. 205-217.
- Knipf-Komlósi, Elisabeth: Dynamik im Sprachgebrauch und Mundartlexikografie. Überlegungen zum Projekt eines Wörterbuchs der deutschen Mundarten in Ungarn (WUM). In: Lazarescu, Ioan; Scheuringer, Hermann; Sienerth, Stefan (Hg.): Beiträge zur deutschen Mundart- und Fachlexikografie. München: IKGS, 2011, S. 67-81.
- Knipf-Komlósi, Elisabeth; Erb, Maria: Prioritäten und Desiderate in der Sprachinselforschung. In: Drahotová-Szabó, Erzsébet; Proszts, Eszter (Hg.): Über Sinn oder Unsinn von Minderheiten-Projekten. Szeged: Grimm, 2011, S. 35-65.
- Knipf-Komlósi, Elisabeth: Egyszerűsített nyelvi változatok a mai németben: a Pidgindeutsch-től az Ethnolekt-ig. In: Hungarológiai évkönyv 12. Pécs: Pécsi Tudományegyetem BTK- Dialóg Campus 2011, S. 149-159.
- Knipf-Komlósi, Elisabeth: Wortneubildungen als Beispiele des lexikalischen Wandels. In: Balogh, András F.; Varga, Péter (Hg.): „das Leben in der Poesie“. Festschrift für Magdolna Orosz zum 60. Geburtstag. Budapest 2011, S. 353-360.
- Knipf-Komlósi, Elisabeth: Sally Johnson/ Natalie Braber: Exploring the German Language. Second Edition. Cambridge: Cambridge University Press. 2008. In: ZDL LXVIII. Jg. Heft 1 (2011), S. 82-84.
- Baksy, Péter; Knipf-Komlósi, Erzsébet; Péteri, Attila; Uzonyi, Pál; V. Rada, Roberta: Német nyelvtudomány. In: Balázs, Géza (szerk.): Nyelvészetről mindenkinek. 77 nyelvészeti összefoglaló. Budapest: Inter Kft. 2011, S. 221-227.
- Kovács, Kálmán: Szigetvár ostromának 18-19. századi feldolgozásai és forrásai. In: Eruditio, virtus et constantia. Tanulmányok a 70 éves Bitskey István tiszte-

- letére 1-2. Szerk. Imre Mihály, Oláh Szabolcs, Fazakas Gergely Tamás, Száraz Orsolya. Debreceni Egyetemi Kiadó – Debrecen, University Press, 2011, 1. k, S. 302-309.
- Kovács, Kálmán: Literarische Bearbeitungen der Belagerung von Szigetvár und ihre Quellen. Eger: 2011 [=Wissenschaftliche Beiträge der Károly-Eszterházy-Hochschule. Germanistische Studien, Band VIII. Hrsg. von Mihály Harsányi, S. 9-20.
- Kricsfalusi, Beatrix: Zeugenschaft, Performanz und Öffentlichkeit in Rechnitz (Der Würgeengel). In: Lőrincz, Csongor (Hg.): Ereignis Literatur. Institutionelle Dispositive der Performativität von Texten. Bielefeld: Transcript, 2011, S. 467-488.
- Kurdi Imre: Gottfried Benn: Esszék, előadások. [Essays, Vorträge. Übers.] – Budapest: Kijárat 2011.
- Kurdi Imre: A melankólia alakzatai. W. G. Sebald: A Szaturnusz gyűrűi. Angliai zárandokút. [Figuren der Melancholie. W. G. Sebald: Die Ringe des Saturn. Eine englische Wallfahrt. Rez.] – In: Élet és Irodalom. 29 (2011), S. 20.
- Kurdi Imre: Az irodalom és az élet. Ingo Schulze: Mobil. Tizenhárom történet régi modorban. [Die Literatur und das Leben. Ingo Schulze: Handy. Dreizehn Geschichten in alter Manier. Rez.] – In: Élet és Irodalom. 31 (2011), S. 20.
- Kurdi Imre: Hogyan interferáljunk értelmesebben? Györffy Miklós: Zongora akartunk lenni. Közép-európai irodalmi interferenciák. [Wie soll man sinnvoll interferieren? Miklós Györffy: Wir wollten Klavier werden. Literarische Interferenzen in Mitteleuropa. Rez.] – In: Műút. 5 (2011), S. 69-71.
- Kurdi Imre: „Ahol elcsendesül a világ”. Olvasónapló. [„Wo die Stille herrscht in der Welt”. Lektüretagebuch. Nachwort.] – In: Thomas Stangl: Az egyetlen hely. [Der einzige Ort.] – Budapest: L’Harmattan 2011, S. 420-427.
- Kurdi Imre; Kovács, Kálmán (Hg.): Rhetorik als Skandal. Heinrich Heines Sprache. Bielefeld: Aisthesis 2009. [Rez.] – In: Jahrbuch der ungarischen Germanistik. Hg. von Michael Haase und András Máté. – Budapest / Bonn 2011, S. 319-321.
- Kurdi Imre: Versuch über Gottfried Benns Essays. – In: „das Leben in der Poesie”. Festschrift für Magdolna Orosz zum 60. Geburtstag. Hg. von András F. Balogh und Péter Varga. – Budapest 2011, S. 223-228. [= Budapesti Beiträge zur Germanistik 57]
- Lang, Elisabeth: Imre Kertész’ Roman *Sorstalanság*: Ein Übersetzungs- und Rezeptionsvergleich. In: Bartoszewicz, Iwona; Szczek, Joanna; Tworek, Artur (Hg.): Germanistische Linguistik im interdisziplinären Gefüge I. Linguistische Treffen in Wrocław vol. 6. Wrocław-Dresden: Neisse. S. 217-226.
- Lang, Elisabeth: Textkompetenzen im ungarischen Germanistikstudium. In: Krumm, H.-J.; Portmann-Tselikas, P. (Hg.): Theorie und Praxis. Österreichische Beiträge zu Deutsch als Fremdsprache. Band 14/2010. Innsbruck: StudienVerlag, 2011, S. 233-242.
- Lócsi, Dóra: Magyar-német- finn frazeologizmusok lexikográfiai kezelése több szótári változatban [= Lexikographische Behandlung von ungarisch-deutsch-

- finnischen Phraseologismen in zweisprachigen Wörterbüchern]. In: Kovács, Gábor (szerk.): *Bagoly almanach*. Veszprém: Pannon Egyetem, MFTK, 2011, S. 153-160.
- Lőkös, Péter, Berzeviczy, Klára; Jónácsik, László; (Hg.), Sarbak, Gábor (Mithg.): András Vizkelety: Ad fontes. Ausgewählte Schriften. Festgabe für András Vizkelety zum 80. Geburtstag. Budapest: Szent István Társulat (= Abrogans. Schriftenreihe des Germanistischen Instituts der Katholischen Péter-Pázmány-Universität, Bd. 3), 2011.
- Lőkös, Péter: Beregszászi Pál, A magyar nyelv keleti nyelvekkel való hasonlóságáról valamint természetének fejlődéséről és néhány eddig ismeretlen sajátosságáról (1796). In: *Magyarországi gondolkodók*, 18. század, Bölcsészettudományok I. A szövegeket vál., a kötetet szerk. és az utószót írta Tüskés Gábor. A szerkesztő munkatársa Lengyel Réka, Budapest, 2010, S. 436-440. (Übersetzung aus dem Deutschen)
- Lőkös, Péter: Imagológiai vizsgálat: Michael Lebrecht 'Über den National-Charakter der in Siebenbürgen befindlichen Nationen', II. rész. In: *Néprajzi Látóhatár*, 19 (2010), S. 45-64.
- Lőkös, Péter: Egykorú német röpirat Eger 1596-os elfoglalásáról és a mezőkeresztes csatáról. In: *Eruditio, virtus et constantia. Tanulmányok a 70. éves Bitskey István tiszteletére*, II. köt., Szerk. Imre Mihály, Oláh Szabolcs, Fazakas Gergely Tamás, Száraz Orsolya. Debrecen, Debreceni Egyetemi Kiadó, 2011, S. 592-600.
- Lőkös, Péter: Das Türkenbild in Christian Schesäus' *Ruina Pannonica* und in seinen Quellen. In: *Zeitschrift für Siebenbürgische Landeskunde*, 34/105 (2011), S. 29-39.
- Majoros, Krisztián; Csátár, Péter: Leitmetaphern in der modernen Zellbiologie. Bemerkungen zu Metaphern als Wissensvermittler in der Wissenschaft. In: *Sprachtheorie und germanistische Linguistik* 21 (2011) H2, S. 133-157. (Themenheft/Special Issue: Metapher, Metonymie und Argumentation/Metaphor, Metonymy and Argumentation II. Hrsg./ed. von/by Péter Csátár.)
- Majoros, Krisztián: Die Zelle als Ziel- und Ursprungsdomäne in wissenschaftlichen Metaphern. In: *Juvenilia IV. Debreceni bölcsész diákkörösök antológiája*, Debreceni Egyetemi Kiadó, 2011, S. 242-253.
- Majoros, Krisztián; Juliana Goschler: Metaphern für das Gehirn. Eine kognitiv-linguistische Untersuchung. In: *Sprachtheorie und germanistische Linguistik* 21.1, 2011, S. 95-101.
- Majoros, Krisztián: Walther Kindt: Irrtümer und andere Defizite in der Linguistik. Wissenschaftslogische Probleme als Hindernis für Erkenntnisfortschritte. Frankfurt am Main u. a.: Peter Lang, 2010. (im Erscheinen)
- Masát, András (szerk.): *Irodalmi szövegek és politikai szerepek. A Hamsun-jelenség*. Budapest: Gondolat, 2011.
- Masát, András: Die Andrassy Gyula Deutschsprachige Universität Budapest: ein europäisches Hochschulmodell im Donauraum. Konferenz EU Donauraumstrategie Ingolstadt. 2011. <http://www.sogde.org/index.cfm?page=donau>

- Masát, András: Die Andrassy Universität: Ein deutschsprachiges Hochschulmodell in Ungarn. In: Suppan, Arnold (Hg.): Auflösung historischer Kontakte im Donauraum. Budapest: Akadémiai Kiadó, 2011, S. 827-839.
- Mitnyán, Lajos: Inspiro vs. informo, avagy az anyagi üdvözletről és az információ kultuszáról. In: A varázsgyűrűtől az interkonfessionális kommunikációig. Információtudományi metszéspontok bölcsészeti megközelítésben. Hg. v. Zsófia Anna Tóth. Szeged: Primaware, 2011, S. 35-42.
- Mitnyán, Lajos: Az élet transzparenciája, avagy Heidegger Hamsunt olvas. In: Irodalmi szövegek és politikai szerepek. A Hamsun-jelenség. Hg. v. András Masát. Budapest: Gondolat, 2011, S. 64-81.
- Molnár, I.: „Der kürzeste Weg zu sich selbst führt um die Welt herum.“ – Harmann Graf Keyserlings Beitrag zur Philosophie der Reise mit besonderer Berücksichtigung seiner Betrachtungen über die indische Seelenkultur. Publicationes Universitatis Miskolcensis. Beiträge der IV. Germanistischen Konferenz. Miskolc, 2011, S. 112-125.
- Murányiné Zagyvai, Márta: Multisegmentale Kurzwörter in Wörterbüchern. Ergebnisse einer empirischen Untersuchung. In: Katelhön, Peggy; Settineri, Julia (Hg.): Wortschatz, Wörterbücher und L2-Erwerb. Wien, 2011, S. 216-238.
- Murányiné Zagyvai, Márta: A betűszók fonetikai és grafematikai tulajdonságairól. In: Boda, István; Mónos, Katalin (Hg.): Az alkalmazott nyelvészet ma: innováció, technológia, tradíció. A XX. Magyar Alkalmazott Nyelvészeti Kongresszus előadásai. Budapest; Debrecen, 2011. S. 445-448.
- Murányiné Zagyvai, Márta: A redukció mint szóalkotási mód a németben és a magyarban. In: Iványi, Zsuzsanna; Pethő, Gergely (Hg.): A szaván fogott gondolat. Ünnepi könyv Kocsány Piroska tiszteletére. I. kötet. Debrecen, 2011, S. 319-329.
- Müller, Márta: Lexikalisch-semantische Merkmale der Handwerk-Fachwortschätze in Werischwar/Pilisvörösvár. Budapest: ELTE Germanistisches Institut 2011, 271 S.
- Müller, Márta; Juhász, Márta: Didaktische Grammatik mit ausgewählten Übungen. Esztergom-Budapest: Szent István Társulat 2011, 178 S.
- Müller, Márta: Über Kompetenzen im DaM-Unterricht der zweisprachigen Minderheitenschulen. In: DUFU – Deutschunterricht für Ungarn 2011/1-2, S. 154-160.
- Müller, Márta: „Realisierungen der verbalen Aggression in der ostdonaubairischen Mundart von Werischwar (Pilisvörösvár). In: Boda, István Károly; Mónos, Katalin (Hg.): *Az alkalmazott nyelvészet ma: innováció, technológia, tradíció*. MANYE Vol. 7. Budapest / Debrecen, 2011, S. 538-543.
- Müller, Márta; Lazri, Judit; Steckl-Boldizsár, Katalin: *Koaniks tããd eewich*. Über den Versuch, einen kleinen Ausschnitt der Werischwarer Ortsmundart zu archivieren. In: Drahotã-Szabó, Erzsébet; Propsz, Eszter (Hg.): *„Über Sinn oder Unsinn von Minderheitenprojekten“*. Konferenzband des Lehrstuhls für Deutsch als Minderheitenkultur an der erziehungswissenschaftlicher Fakultät „Gyula Juhász“ der Universität Szeged. Szeged: Grimm Kiadó 2011, S. 227-238.

- Müller, Márta; Erb, Maria; Hock-Englender, Ibolya; Heltai-Panyik, Erzsébet; Heves, Franz; Klein, Ágnes; Knab, Elisabeth; Jäger-Manz, Monika; Manz, Alfred; Paul, Rainer; Seiler, Helmut; Szauer, Ágnes: „Wurzeln und Flügel. Leitbild des ungarndeutschen Bildungswesens.“ Budapest: Landeselementverwaltung der Ungarndeutschen 2010.
- Nádudvari, Gabriella: Haute Couture – eine Minderheit im „Modereich“, die auch die Wirtschaftskrisen überlebt. In: Drahotová Szabó, Erzsébet; Prosz, Eszter (Hg.): Über Sinn oder Unsinn von Minderheiten-Projekten. Szeged: Grimm, 2011, S. 239-249.
- Orosz, Magdolna: Symbolisierungsprozesse von Städten in literarischen Texten der Frühen Moderne. In: TRANS: Internet-Zeitschrift für Kulturwissenschaften, Nr. 18, Juni 2011. URL: <http://www.inst.at/trans/18Nr/II-1/orosz18.htm> (zugleich auch als DVD-Beilage zu: TRANS-Studien zur Veränderung der Welt/ TRANS-Studies on the Changing of the World/ TRANS-Etudes pour changer le monde. Band 13. Wien: INST, 2011)
- Orosz, Magdolna: „An ihrer Unaussprechlichkeit zugrunde gegangen“. Sprache und Sprachen (in) der österreichisch-ungarischen Monarchie. In: Béhar, Pierre; Philopoff, Eva (Hg.): Von der Doppelmonarchie zur Europäischen Union. Österreichs Vermächtnis und Erbe. (Documenta Austriaca, Bd. 1). Hildesheim/Zürich/New York: Georg Olms, 2011, S. 45-62.
- Orosz, Magdolna: Kép – írás – művészet: esztétikai diskurzus a német korai romantikus regényben. In: Filológiai Közöny 57 (2011): 1, S. 39-59.
- Orosz, Magdolna: A szerző neve: romantikus szerzői és elbeszélői játékok a fikcióban a fikcióval. In: Masát András (szerk.): Irodalmi szövegek és politikai szerepek. A Hamsun-jelenség. Budapest: Gondolat Kiadó 2011, S. 113-136.
- Orosz, Magdolna: „Capri ein Unding“. Natur und Raumerfahrung in Rilkes Capreser Gedichten. In: Iványi, Zsuzsanna; Pethő Gergely (szerk.): A szaván fogott gondolat. Ünnepi könyv Kocsány Piroska tiszteletére. Debrecen: Printart-Press, 2011. Band I., S. 243-255.
- Paksy, Tünde: „Frau Welt“ – Das Aufleben eines mittelalterliches Motivs in E.T. A. Hoffmanns Die Elixiere des Teufels. Publicationes Universitatis Miskolcensis, Miskolc, 2011, S. 71-82.
- Paksy, Tünde: Das Geflecht von Musikkritik und Literatur. Ein Beitrag zum Verständnis E. T. A. Hoffmanns Don Juan. Publicationes Universitatis Miskolcensis, Miskolc, 2011, S. 311-316.
- Pethő, Gergely: Előszó. In: Iványi; Pethő (szerk.), 2011, I. kötet, vii-ix.
- Pethő, Gergely, Kardos Éva: Miért nem száradhat meg a forrás és ki a pohár? – Szemantikai próbálkozások a folyamatos állapotváltozást jelölő igék témakörében. In: Iványi; Pethő (szerk.), 2011, I. kötet, S. 331-349.
- Petneki, Katalin; Zalán-Szabylár, Anna: Bericht aus einem globalisierten Lilaland – Zur Lage des interkulturellen Ansatzes im DaF-Unterricht in Ungarn. In: Drei Schritte vor und manchmal auch sechs zurück. Internationale Perspektiven auf Entwicklungslinien im Bereich Deutsch als Fremdsprache. Festschrift für Dietmar Rösler zum 60. Geburtstag. Hg. v.

- Barbara Schmenk und Nicola Würffel. Tübingen: Narr, 2011 (= Gießener Beiträge zur Fremdsprachendidaktik), S. 191-202.
- Petneki, Katalin: „Ziel B2“. Diskussion von Lehrmaterialien. In: Deutsch als Fremdsprache. (2011) Jg. 48. H. 3, S. 173-178.
- Péteri, Attila: Interrogativpartikeln und Modalpartikeln. Ihre Abgrenzung in ausgewählten europäischen Sprachen. In: Harsányi, Mihály (Hg.): Germanistische Studien VIII. Wissenschaftliche Beiträge der Károly-Eszterházy-Hochschule. Eger: Eszterházy-Károly-Hochschule, 2011, S. 93-107. Online: http://nemet.ektf.hu/kiadvanyok/germ_studien_8_d.htm
- Péteri, Attila: Wortstellung und Satztypmarkierung im Deutschen und im Ungarischen. Parallelen und Diskrepanzen. In: Gunkel, Lutz; Zifonun, Gisela (Hg.): Deutsch im Sprachvergleich. Grammatische Kontraste und Konvergenzen. Jahrbuch des Instituts für Deutsche Sprache. Berlin / New York: de Gruyter, 2011, S. 363-382.
- Péteri Attila: Konvergenzen und Diskrepanzen in der linearen Satzstruktur. Überlegungen zur vergleichenden Syntax des Deutschen und des Ungarischen. In: Sprache und Sprachen. Zeitschrift der Gesellschaft für Sprache und Sprachen GeSuS e.V. 2011, S. 39-51. auch online: http://redaktion.gesuss-info.de/S&S-online/S&S_43-2011.pdf
- Bakcsy, Péter; Knipf-Komlósi, Erzsébet; Péteri, Attila; Uzonyi, Pál; V. Rada, Roberta: Német nyelvtudomány. In: Balázs, Géza (szerk.): Nyelvésetről mindenkinek. 77 nyelvészeti összefoglaló. Budapest: Inter Kft. 2011, S. 221-227.
- Propsz, Eszter: Mentálhigiénés lehetőségek az irodalomoktatásban 1-2. [Was der Literaturunterricht für die mentale Hygiene leisten kann 1-2] In: Embertárs (2010), H. 4, S. 377-385., Embertárs (2011), H. 1, S. 78-96.
- Propsz, Eszter; Drahot-Szabó, Erzsébet (Hg.): Über Sinn oder Unsinn von Minderheiten-Projekten. Szeged: Grimm, 2011, 365 S.
- Propsz, Eszter: Über Sinn oder Unsinn der ungarndeutschen Gegenwartsliteratur. In: Drahot-Szabó, Erzsébet; Propsz, Eszter (Hg.): Über Sinn oder Unsinn von Minderheiten-Projekten. Szeged: Grimm, 2011, S. 167-177.
- Propsz, Eszter: Vázlat a magyarországi német irodalomról. [Eine Skizze der ungarndeutschen Gegenwartsliteratur] In: PoLiSz (2011), H. 5, S. 28-30.
- Propsz, Eszter: Jelentésképzés és identitás Terézia Mora „Nap mint nap“ című regényében. [Be-Deutung und Identität in Terézia Moras „Alle Tage“] In: Szirmai, Éva; Újvári, Edit (Hg.): Az identitás szemiotikája. [Semiotik der Identität] Szeged: SZTE JGYPK Felnőttképzési Intézet, 2011, S. 174-180.
- Propsz, Eszter: Untersuchungen zur interdiskursiven Konstruktion ungarndeutscher Identität in der ungarndeutschen Gegenwartsliteratur. In: Jahrbuch des Bundesinstituts für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa Band 19, 2011, S. 207-245.
- Radek Tünde: Höfische Feste – Das sakralisierte Profane. Zu den Krönungszereemonien von ungarischen Königen anhand von deutschsprachigen historiographischen Texten des Mittelalters. In: Balogh,

- András F; Varga, Péter (Hg.): „das Leben in der Poesie“ Festschrift für Magdolna Orosz zum 60. Geburtstag. Budapest: Beiträge zur Germanistik, 57. Budapest, ELTE Germanistisches Institut, 2011, S. 231-243.
- Radek Tünde: Magyarsággép a középkori német nyelvű historiográfiában – Egy imagológiai kutatás eredményeiről. In: Jankovics, József; Nyerges, Judit (szerk.): Kultúra, nemzet, identitás. A VI. Nemzetközi Hungarológiai Kongresszuson (Debrecen, 2006. augusztus 22-26.) elhangzott előadások. Budapest, Nemzetközi Magyarságtudományi Társaság, 2011, 362-372. oldal: <http://mek.oszk.hu/09300/09396/09396.pdf>
- Radványi, Zsuzsanna: Dramapädagogik und Fremdsprachenunterricht, DufU 1-2/2011. 24. Jahrgang, Budapest.
- Rácz, Gabriella: „Symbolische Tongedanken“ – Richard Wagners Musikdrama Tristan und Isolde als musikalische Intertextualität bei Thomas Mann. In: „das Leben in der Poesie“. Festschrift für Magdolna Orosz zum 60. Geburtstag. Zusammengestellt von András F Balogh und Péter Varga. Budapest ELTE Germanistisches Institut 2011 (= Budapest Beiträge zur Germanistik; 57), S. 214-222.
- Reder, Anna: Kollokationsrezeption. In: Katelhön, Peggy; Settineri, Julia (Hg.): Wortschatz, Wörterbücher und L2-Erwerb. Wien: Praesens, 2011, S. 48-68.
- Reder, Anna: Offene Unterrichtsformen und Aktivitäten im innovativen Deutschunterricht In: Deutsch revival. Pädagogische Zeitschrift für das ungarndeutsche Bildungswesen. 2011, 7/7, S. 38-56.
- Reder, Anna: Kommen Kollokationen in Mode? Kollokationskonzepte und ihre Umsetzung in der Didaktik. In: linguistik-online 2011, 47/3.
URL: http://www.linguistik-online.de/47_11/reder.html
- Salánki, Ágnes: Köszöntő. In: A szaván fogott gondolat. Ünnepi könyv Kocsány Piroska tiszteletére. Szerk.: Iványi, Zsuzsanna; Pethő, Gergely. Debrecen, 2011, Bd. 2, S. 41-43.
- Sárvári, Tünde: „Früh übt sich ...“ Überlegungen zur Differenzierung in der neuen Generation der DaF-Lehrwerke für Kinder. In: Haase, Michael; Masát, András (Hg.): Jahrbuch der ungarischen Germanistik 2010. Budapest: Gesellschaft ungarischer Germanisten, 2011. (Mitverfasserin: Erika Grossmann) S. 265-282.
- Sárvári, Tünde: Lehrer gut – alles gut. In: Drahot-Szabó, Erzsébet/Propst, Eszter (Hg.): Über Sinn oder Unsinn von Minderheiten-Projekten. Szeged: Grimm Kiadó, 2011, S. 325-335.
- Sárvári, Tünde: Überarbeitung von Motta, Giorgio, Wir. Ein DaF-Lehrwerk für die Grundschule. Lehrbuch 2. Wir. Német nyelvkönyv általános iskolásoknak. Tankönyv 2. Budapest: Klett Kiadó, 2011.
- Sárvári, Tünde: Überarbeitung von Motta, Giorgio, Wir. Ein DaF-Lehrwerk für die Grundschule. Arbeitsbuch 2. Wir. Német nyelvkönyv általános iskolásoknak. Munkafüzet 2. Budapest: Klett Kiadó, 2011.
- Sárvári, Tünde: Überarbeitung von Motta, Giorgio, Wir. Ein DaF-Lehrwerk für die Grundschule. Lehrerhandbuch 2. Wir. Német nyelvkönyv általános iskolásoknak. Tanári kézikönyv 2. Budapest: Klett Kiadó, 2011.

- <http://www.klett.hu/files/segedanyagok/wir2tanarikezikonyv2.pdf>
- Szabó, Csaba: „grenzenloses Vertrauen“ (Anmerkungen zur Wörtlichkeit bei Walter Benjamin). In: Harsányi, Mihály (Hg.): *Germanistische Studien VIII*. Eger, 2011, S. 163-173.
- Szabó, Erzsébet: Arthur Schnitzlers „Leutnant Gustl“, oder das Konstruktionsprinzip der Verschleierung. In: *„Glühende Hyazinthen und Tulipanen und Rosen“ für Magdolna Orosz zum 60. Geburtstag*. Hg. v. András F Balogh; Péter Varga. Budapest 2011, S. 135-141.
- Szendi, Zoltán: Konfrontationen und Entlarvungsstrategien in der politischen Lyrik Wolf Biermanns. In: Fischer-Kania, Sabine; Schäf, Daniel (Hg.): *Sprache und Literatur im Spannungsfeld von Politik und Ästhetik. Christa Wolf zum 80. Geburtstag*. München: Iudicium, 2011, S. 112-120.
- Szendi, Zoltán: Der unaufhaltsame Weg zur Katastrophe. Joseph Roth: „Das falsche Gewicht“. In: Lughofer, Johann Georg; Miladinović Zalaznik, Mira (Hg.): *Joseph Roth. Europäisch-jüdischer Schriftsteller und österreichischer Universalist*. Berlin/Boston: De Gruyter, 2011, S. 275-283.
- Szendi, Zoltán: „Bei der Isonzo-Armee nichts Neues“. Die Isonzoschlachten im Spiegel der zeitgenössischen österreichischen Presse. In: Müller, Manfred; Reitani, Luigi (Hg.): *Von der Kulturlandschaft zum Ort des kritischen Selbstbewusstseins. Italien in der österreichischen Literatur*. Berlin-Münster-Wien-Zürich-London: LIT Verlag, 2011, S. 85-96.
- Szendi, Zoltán: Narrativität und motivische Verkettung in der Lyrik Rainer Maria Rilkes. In: Balogh, András F; Varga, Péter (Hg.): *„das Leben in der Poesie“*. Festschrift für Magdolna Orosz zum 60. Geburtstag. Budapest 2011 (=Budapester Beiträge zur Germanistik 57), S. 185-195.
- Takács, Dóra: Italienische Einflüsse im Theater der Doppelmonarchie, unter besonderer Berücksichtigung der Theaterszene von Budapest. In: Müller, Manfred; Reitani, Luigi (Hg.): *Von der Kulturlandschaft zum Ort des kritischen Selbstbewusstseins. Italien in der österreichischen Literatur*. Wien: LIT-Verlag, 2011, S. 72-81.
- Tarnói, László: Tauben Ohren stumme Argumente. – Ungarische Neuinterpretationen der Kossuthschen Konföderationsthesen um 1920. – In: *Von der Doppelmonarchie zur Europäischen Union. Österreichs Vermächtnis und Erbe*. Hg. v. P. Béhar u. E. Philippoff. Hildesheim, Zürich, New York: Georg Olms, 2011 (= Documenta Austriaca. Literatur und Kultur in den Ländern der ehemaligen Donaumonarchie. Bd. I.), S. 157-177.
- Tarnói, László: Kosmische Metaphern der verlorenen Zuversicht in der deutschen Barocklyrik. – In: *„das Leben in der Poesie“*. Festschrift für Magdolna Orosz zum 60. Geburtstag. Hg. v. András F Balogh u. Péter Varga. Budapest: ELTE Germanistisches Institut 2011. S. 244-260.
- Kerekes, Amália; Teller, Katalin: Periphere Urbanisierung. Massenkonzeppte der Unterhaltungskultur in Wien und Budapest in den 1920er Jahren. In: Becker, Tobias; Littmann, Anna; Niedbalski, Johanna (Hg.): *Die tausend Freuden der*

- Metropole. Vergnügungskultur um 1900. Bielefeld: transcript, 2011, S. 67-83.
- Tóth, József: Abbildung konzeptueller Ereignisschemata durch die sprachliche Struktur. Ein deutsch-ungarischer Vergleich. In: Kürschner, Wilfried; Rapp, Reinhard; Strässler, Jürg; Vliegen, Maurice; Weber, Heinrich (Hg.): Neue linguistische Perspektiven. Festschrift für Abraham P. ten Cate. Frankfurt am Main: Peter Lang, 2011, S. 205-217.
- Tóth, József: Überlegungen zur vergleichenden übersetzungsbezogenen Analysemethode konzeptueller Muster und Ereignisstrukturen im Deutschen und Ungarischen. In: Földes, Csaba (Hg.): Interkulturelle Linguistik im Aufbruch. Das Verhältnis von Theorie, Empirie und Methode. Tübingen: Narr, 2011 (=Beiträge zur Interkulturellen Germanistik; 3) S. 315-327.
- Tóth, József; Fodor, Balázs: Ungarische kulturspezifische Ausdrücke im Roman *A Pál utcai fiúk* von Ferenc Molnár und deren deutsche und englische Übersetzungen. In: Smolinska, Mariola (Hg.): Wort-Bedeutung, Sinn und Wirkung. Festschrift für Prof. Dr. habil. Oleksij Prokopczuk zum 70. Geburtstag. Slupsk: Wydawnictwo Akademii Pomorskiej, 2011, S. 197-207.
- Tóth, Máté: Das Problem der Abgrenzung der Metonymie von der Metapher. In: Sprachtheorie und germanistische Linguistik 2011/21.1. Münster: Nodus Publikationen, 2011, S. 25-53.
- Tóth, Máté; Helge Skirl: Emergenz als Phänomen der Semantik am Beispiel des Metaphernverstehens. Emergente konzeptuelle Merkmale an der Schnittstelle von Semantik und Pragmatik. In: Sprachtheorie und germanistische Linguistik 2011/21.1. Münster: Nodus Publikationen, 2011, S. 102-107.
- Trippó, Sándor: Jelentős művek: a besúgás traumatikus tapasztalatának elbeszélései. *Szkholion*. 2011.1. S. 108-114.
- Túri, Ágnes: EuroGr@mm – Német nyelvtan európai szemmel. In: V. Alkalmazott Nyelvészeti Doktoranduszkonferencia. Hg. v. Tamás Váradi. Budapest, 2011. S. 3-15. [gemeinsam mit Viktória Dabóczi] URL: http://www.nytud.hu/alknyelv-dok11/proceedings11/daboczi_turi.pdf
- Baksy Péter; Knipf-Komlósi Erzsébet; Péteri Attila; Uzonyi Pál; V. Rada Roberta: Német nyelvtudomány. In: Balázs Géza (Hg.): Nyelvészetről mindenkinek. 77 nyelvészeti összefoglaló. Budapest: Inter, 2011, S. 221-227.
- Uzonyi, Pál: A kocka régen el van vetve – állapotot kifejező passzív és aktív igealakok a magyarban és a németben. In: Boda, István Károly; Mónos, Katalin (Hg.): Az alkalmazott nyelvészet ma: innováció, technológia, tradíció. XX. Magyar Alkalmazott Nyelvészeti Kongresszus, Debrecen, 2010. augusztus 26-28. Budapest – Debrecen: MANYE – Debreceni Egyetem, 2011 (=MANYE, Vol. 7), S. 150-155.
- Uzonyi, Pál: Geschichte der deutsch-ungarischen und ungarisch-deutschen allgemeinsprachlichen Lexikographie. In: Fábíán, Zsuzsanna (Hg.): Hungarian Lexicography I. Bilingual Dictionaries. Budapest: Akadémiai Kiadó, 2011 (=Lexikográfiai Füzetek 5.), 31-52.
- Varga, Éva: Gedanken zur Deutschlehrer-ausbildung an der Hochschule in Eger. In: Harsányi, Mihály (Hg.): Germanistische Studien VIII. 2011, S. 201-209.

- V. Rada, Roberta: Sprachliche Veränderungen nach der politischen 'Wende' in Ungarn im Spiegel der Neologismen. In: Bock, Bettina; Fix, Ulla; Pappert, Steffen (Hg.): Politische Wechsel – sprachliche Umbrüche. Berlin: Frank & Timme, 2011, S. 327-348.
- V. Rada, Roberta: „dass wir in einer Zeit der Ästhetisierung leben“ – Ästhetisierung in Sachtexten mit Textmuster Mischung. In: „das Leben in der Poesie“ – Festschrift für Magdolna Orosz zum 60. Geburtstag. Hg. von András F Balogh und Péter Varga. Budapest: ELTE Germanistisches Institut (= Budapest Beiträge zur Germanistik 57), 2011, S. 360-372.
- V. Rada, Roberta: Spiel mit Textmustern – Wandel von Textmustern. In: Iványi, Zsuzsanna; Pethő, Gergely (szerk.): A szaván fogott gondolat. Ünnepi könyv Kocsány Piroska tiszteletére. I. kötet. Debrecen: Printart-Press Kft. 2011, S. 113-136.
- Baksy, Péter; Knipf-Komlósi, Erzsébet; Péteri, Attila; Uzonyi, Pál; V. Rada, Roberta: Német nyelvtudomány. In: Balázs, Géza (szerk.): Nyelvésetről mindenkinek. 77 nyelvészeti összefoglaló. Budapest: Inter Kft., 2011, S. 221-227.
- V. Szabó, László: Hofmannsthal und die Franzosen. Facetten einer produktiven Rezeption. In: Liard, Véronique; George, Marion (Hg.): Spiegelungen – Brechungen. Frankreichbilder in deutschsprachigen Kulturkontexten. Berlin: Trafo, 2011 (= Frankfurter Kulturwissenschaftliche Beiträge; 16), S. 159-186.
- V. Szabó, László: Das Kafka-Bild von Peter Weiss. In: Wágháll Nivre, Elisabeth et al. (Hg.): Begegnungen. Das VIII. Nordisch-Baltische Germanistentreffen in Sigtuna vom 11. bis 13.6.2009. Stockholm: Universitätsverlag, 2011 (= Acta Universitatis Stockholmiensis. Stockholmer Germanistische Forschungen; 74), S. 509-521.
- V. Szabó, László: Musik und Nihilismus bei Hermann Hesse. In: Herwig, Henriette; Singh, Sikander (Hg.): „Magischer Einklang“. Dialog der Künste im Werk Hermann Hesses. Göttingen: Wallstein, 2011, S. 139-152.
- V. Szabó, László: Masken des Terrors bei Peter Weiss. In: Deiters, Franz-Joseph et al. (Hg.): Terror und Form. Freiburg i. Br./Berlin/Wien: Rombach, 2011 (= Limbus. Australisches Jahrbuch für germanistische Literatur- und Kulturwissenschaft; 4), S. 191-205.
- V. Szabó, László: Der kosmische Übermensch. Zu Nietzsches Wirkung auf Rudolf Pannwitz. In: Reschke, Renate (Hg.): Bilder – Sprache – Künste. Nietzsches Denkfiguren in Zusammenhang. Berlin: Akademie, 2011 (=Nietzscheforschung; 18), S. 245-263.
- V. Szabó, László: Broch, Hermann. In: Niemeyer, Christian (Hg.): Nietzsche-Lexikon. 2. Aufl. Darmstadt: Wiss. Buchgesellschaft 2011, S. 60-61.
- V. Szabó, László: Hesse, Hermann. In: Niemeyer, Christian (Hg.): Nietzsche-Lexikon. 2. Aufl. Darmstadt: Wiss. Buchgesellschaft 2011, S. 161-162.
- V. Szabó, László: Hofmannsthal, Hugo von. In: Niemeyer, Christian (Hrsg.): Nietzsche-Lexikon. 2. Aufl. Darmstadt: Wiss. Buchgesellschaft 2011, S. 170-171.

- V. Szabó, László; Pannwitz, Rudolf. In: Niemeyer, Christian (Hrsg.): Nietzsche-Lexikon. 2. Aufl. Darmstadt: Wiss. Buchgesellschaft 2011, S. 283.
- Vacsi, Anna: Cross-cultural and Situational Variation in Request Behaviour: Request Strategies in American English and Hungarian. In: Argumentum, 2011/7. Debrecen: Debreceni Egyetem, 2011, S. 95-106. <http://argumentum.unideb.hu/2011-anyagok/VacsiA.pdf>
- Zakariás, Emese: Relativsätze ohne Bezugswort und Interrogativnebensätze im Deutschen und im Ungarischen. In: Haase, Michael; Masát, András (Hg.): Jahrbuch der ungarischen Germanistik. Budapest / Bonn: DAAD – GUG, 2010, S. 191-207.
- Petneki, Katalin; Zalán-Szablyár, Anna: Bericht aus einem globalisierten Lilland – Zur Lage des interkulturellen Ansatzes im DaF-Unterricht in Ungarn. In: Drei Schritte vor und manchmal auch sechs zurück. Internationale Perspektiven auf Entwicklungslinien im Bereich Deutsch als Fremdsprache. Festschrift für Dietmar Rösler zum 60. Geburtstag. Hg. v. Barbara Schmenk und Nicola Würffel. Tübingen: Narr, 2011 (= Gießener Beiträge zur Fremdsprachendidaktik), S. 191-202.
- Zsigmond, Anikó: A Balaton mint az emlékezet tere a kortárs német nyelvű prózában. Siegfried Lenz: *A Balaton hullámai*, Ingo Schulze: *Adam és Evelyn*. In: Filológiai Közönlöny 2011 (57) 3, S. 245-255.